


STANFORD UNIVERSITY
LIBRARIES





Briefe deutscher Bettelpatrioten

an

Louis Bonaparte.

(Eine gründliche Bearbeitung der sämmtlichen, im Buche: L'Allemagne aux Tuileries, französischerseits veröffentlichten Dokumente.)

In fünf Lieferungen.

Von

Bernhard Becker.



Braunschweig
1873.
Druck und Verlag von W. Bracke jr.

Vorwort.

Der Grund gegenwärtiger Veröffentlichung leuchtet von selbst ein. Das deutsche Volk soll die Leute kennen lernen, welche mit dem während und nach dem deutsch-französischen Kriege des Jahres 1870 äußerst geschmähten Kaiser Louis Bonaparte in Verbindung gestanden, ihm geschmeichelt, ihn angebettelt und im Auslande die größte Schande über den deutschen Namen gebracht haben.

Zwar sind in vielen deutschen Zeitungen aus dem 32 Druckbogen starken französischen Werke: „L'Allemagne aux Tuileries“ (Tuilerien-Deutschland) Mittheilungen gemacht worden, aber theils nur in abgekürzter Form, theils in willkürlicher Auswahl.

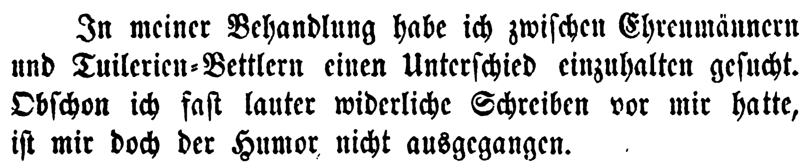
Ich dagegen gebe die Tuilerien-Briefe nicht nur vollständig wieder, sondern ich bearbeite sie auch. Bei meiner Bearbeitung habe ich streng darauf gehalten, daß der Sinn des Originals nicht durch meine Zusätze verdrängt oder verändert, sondern nur geklärt, erläutert und schmackhafter wird.

Das französische Original bietet die Briefe in der alphabetischen Reihenfolge ihrer Verfasser. Mir dagegen war daran gelegen, vor Allem zu zeigen, wie sie entstanden sind. Darum habe ich sie ihrer politischen Bedeutung gemäß geordnet.

Ich habe sie in Kapitel eingetheilt, welche die Ueberschriften tragen: Die Präsidentschafts-Periode, die Zeit vom Staatsstreiche bis zum Kaiserreiche, die Thronbesteigung und Verheirathung, die Krimkrieg-Periode, die Geburt des Kindes von Frankreich u. s. w. Die Briefe erklären sich aus dem politischen Ansehen, welches Louis Bonaparte in Deutschland erlangte und bis zum italienischen Kriege ungeschmälert genoß, ehe ihn sein Unglück in Mexiko, der preußisch-österreichische Krieg von 1866 und endlich der seinen Fall in sich schließende deutsch-französische Krieg von 1870 darum brachten. Weil also das politische Ansehen Louis Bonaparte's, welches mit seinem Glück stieg und fiel, als geschichtliche Erklärung der an ihn geschriebenen, nach seinem Falle in den Tuilerien vorgefundenen und neuerdings veröffentlichen Briefe deutscher Klienten dient: deßhalb lege ich die sich auf die hervorragenden politischen Ereignisse beziehenden Schreiben meiner Eintheilung zu Grunde und gruppire um dieselben die übrigen. Auf diese Weise kommt sowohl chronologische Ordnung in das Chaos einer bloß alphabetischen Namenseintheilung, als auch sieht der Leser die Briefe aus den geschichtlichen Ereignissen herauswachsen.

Bei solchen Briefschreibern, die an Louis Bonaparte mehrere Briefe und zwar zu verschiedenen Zeiten gerichtet haben, durfte ich allerdings nur in seltenen Fällen die Gesammtkorrespondenz aus einander reißen. Denn da hier meist die späteren Briefe die Konsequenz der ersten sind, so würde der Deutlichkeit und Uebersichtlichkeit, welche durch meine Eintheilung bezweckt werden, durch eiserne chronologische Strenge geschadet worden sein. Die Deutlichkeit und Uebersichtlichkeit, sowie die unnöthige Wiederholungen vermeidende Kürze sind demnach für mich immer oberstes Gesetz gewesen.

Die Beurtheilung der Art und Weise, wie ich die Urheber der Briefe traktire, gebe ich dem Publikum anheim.



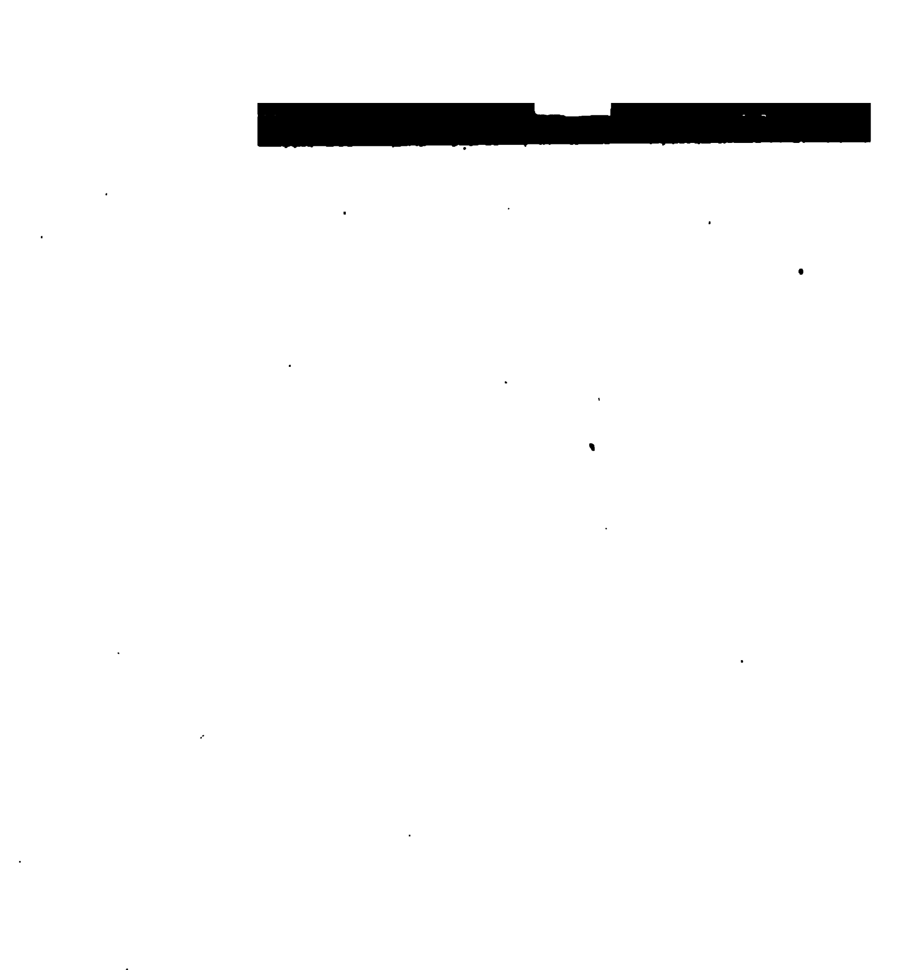
In meiner Behandlung habe ich zwischen Ehrenmännern und Tuilerien-Bettlern einen Unterschied einzuhalten gesucht. Obschon ich fast lauter widerliche Schreiben vor mir hatte, ist mir doch der Humor nicht ausgegangen.

Was die geographischen Namen anbelangt, so sind verschiedene derselben im französischen Originale offenbar unrichtig; auch sind daselbst als Deutsche etwa vierzig Briefschreiber angeführt, die andern Ländern angehören. Wenn ich die Irrthümer des Originals zu berichtigen gesucht habe, so habe ich doch, damit der Leser selbst entscheiden kann, den französischen Text genau zitirt.

Zum Schluß noch die Bemerkung, daß ich mein Werk, um die Anschaffung desselben zu erleichtern, in Lieferungen erscheinen lasse, wovon jede 5—6 Druckbogen enthält.

Braunschweig, den 18. Oktober 1872.

Bernhard Becker.



Einleitung.

Die in den Tuilerien aufgefundenen, von Deutschen an Louis Napoleon geschriebenen Briefe sind von Herrn Heinrich Bordier, dem Ehrenbibliothekar an der Pariser großen Bibliothek der Rue Richelieu, zu dem Zwecke veröffentlicht worden, der deutsch-nationalen Ueberhebung, welche sich seit den großen militärischen Siegen der Jahre 1870 und 1871 auf Kosten Frankreichs spreizt, den Spiegel der Schande vorzuhalten und die deutschen Vaterlandsfreunde in die Schranken der Bescheidenheit und Mäßigung zurückzurufen.

Hören wir, was der französische Herausgeber der Tuilerien-Briefe sagt. Derselbe schreibt:

„Die Sammlung verschiedenartiger Thatsachen, welche der vorliegende Band dem Leser in alphabethischer Rheihenfolge darbietet, ist ein Bruchstück aus dem heutzutage zwischen Frankreich und Deutschland eröffneten Zwiegespräch. Es ist ein Denkmal der zeitgenössischen Geschichte, welches ein um sein Vaterland bekümmerter Franzose, ein dieser allzu schönen und liebreichen Mutter ergebener Sohn nicht unter dem Scheffel verborgen lassen darf. Nach der Versicherung der deutschen Diplomaten ist das Rechtsgefühl „„in Frankreich sogar in denjenigen Kreisen, wo man doch vorzüglich Freunde der politischen Ordnung und der Gerechtigkeit erwartet, vollständig erloschen““, während ein sehr hoher „„Grad sittlicher Erziehung, sowie das Gefühl des Rechts und der Ehre dem deutschen Volke eigenthümlich ist““ *). Das sind nun eben zwei Behauptungen. Doch Jeder, der das vorliegende Buch liest, wo die Deutschen selbst sprechen und sich selbst abmalen dürfen, wird völlig eingestehen müssen, daß bis in den vornehmsten Kreisen Deutschlands das Gefühl der Würde nicht erloschen ist, sondern daß es fehlt, daß

*) Berliner Depesche vom 7. Dezember 1871 an den preußischen Minister in Paris, schließend mit den Worten: Gezeichnet Bismarck.

es ersetzt wird durch eine Hausknechtsnatur, die nothwendige Begleiterin der feudalen Sitten.“

Ueber die Quelle wird Folgendes angegeben:

„Die in Paris wenige Tage nach dem 4. September 1870 durch die Regierung der National-Vertheidigung eingesetzte Kommission, welche eine Auswahl der im Tuilerien-Palaste aufgefundenen Papiere veröffentlichen sollte, beauftragte im Monat November eines ihrer Hülfsmitglieder mit der Durchsicht und Inhaltsangabe der Briefe, welche ausgegangen waren von den nämlichen Deutschen, die damals die Hauptstadt Frankreichs umschlossen und dieselbe aushungerten. Diese Arbeit dauerte während der noch übrigen Belagerung und über sie hinaus. In Folge der Ermächtigung, welche der Redakteur dieser Analyse erhalten hatte, die Stücke um der Beschleunigung willen mit nach Hause nehmen zu dürfen, entging ein guter Theil dieser Korrespondenz dem Tuilerien-Brande und wird in einer öffentlichen Anstalt zusammt den übrigen herrenlosen Sachen des Unglücks niedergelegt werden können, sobald als die sie noch zurückhaltende Kommission ihr Verzeichniß beendet haben wird. Die Aechtheit unserer Auszüge wird folglich nicht der Mittel der Kontrolle beraubt sein.... Die Zahl dieser germanischen Epistelschreiber, mit denen der Leser die Bekanntschaft machen oder erneuern wird und die von allen Ecken und Enden ihres Landes schreiben, um einen Thaler zu erbetteln, eine Gunst zu erflehen, oder doch einen Blick zu erhaschen, beläuft sich auf nicht viel weniger, als auf zweitausend. Doch wolle der Leser ja nicht glauben, daß damit die ganze Zahl schon erschöpft sei. Wir erklären unsere Sammlung für schauderhaft unvollständig, und zwar aus folgenden Gründen:

„Erstens ist die Aussuchung der in den Tuilerien aufgefundenen Briefe nicht vollendet worden. Tag für Tag entdeckte man frische deutsche Briefe, als erst die Kommune, dann die Feuersbrunst hereinbrachen. Ferner gingen zwei volle Cartons, wohinein diese neuen Stücke nach dem Auffinden gelegt worden waren, in den Flammen unter, ehe von ihrem Inhalt Kenntniß genommen werden konnte: was wiederum ungefähr 200 Artikel, um die wir gekommen sind, ausmacht. Drittens begriff der Haufen der in den Cartons des Tuilerien-Kabinets aufbewahrten Stöße nicht alle eingeschickten Bittschriften, sondern einzig und allein diejenigen, welche der Herr und Meister oder sein vertrauter Sekretär zur Aufbewahrung hineinzulegen für gut befunden hatten. Die aufbehaltenen Stöße liefern selbst davon den Beweis, indem sie sich auf Stücke beziehen, welche sie zitiren und welche man nicht ge-

funden hat. Außerdem wurden die Briefe, selbst wenn sie im Kabine anlangten und dort regelmäßig eingetragen wurden, nicht durchweg aufbewahrt. Eine gewisse Anzahl unserer Artikel sind mit einem Sternchen bezeichnet; selbiges zeigt an, daß sie nicht aus den Briefpaketen gezogen sind, sondern aus einem Korrespondenz-Journal, in welches das Kabinet die Briefe, sowie sie ihm zugestellt wurden, eintrug. Von diesem Journal haben wir nur zwei Bände oder Register besessen, reichend von den ersten Monaten des Jahres 1853 bis zu den letzten des Jahres 1861 *). Nun bietet während des Zeitraumes dieser acht bis neun Jahre das Journal die Angabe von 638 Aktenumschlägen, von denen sonst keine Spur vorhanden ist; hätten wir also das Journal der übrigen elf Jahre besessen, so würden wir wahrscheinlich 900 weitere Artikel gezählt haben. Beiläufig wollen wir hier bemerken, daß, da diese Journal-Angaben äußerst kurz gefaßt und sehr flüchtig geschrieben sind, unsere mit einem Sternchen versehe Artikel -- besonders in Betreff der Namensschreibung — einige Irrthümer enthalten können. Ferner erhielt bei vielen Gesuchen das Kabinet den Befehl, die Sache an das betreffende (ressortmäßige) Ministerium zurückgehen zu lassen, sodaß wir oft die Spur des Zurückgehens, aber nicht die Stücke selbst, besessen haben. Weiter. Nach einigen Jahren des Kaiserreichs häuften sich die Bittschriften jeder Art, mochten sie nun von Deutschland oder aus andern Gegenden kommen, zu einer solchen steigenden Fluth an, daß in den Tuilerien verboten wurde, irgend eine aus dem Auslande kommende Sendung, welche nicht durch die Vermittelung der Gesandtschaft einging, anzunehmen. Anstatt direkt ins Kabinet zu fließen, wandte sich von jetzt an der Strom nach dem Ministerium der auswärtigen Angelegenheiten und nach den von demselben abhängenden Kanzleien; hier fand zuerst eine Sichtung statt, indem nur die für wichtig gehaltenen Bitten durchgelassen wurden. Eine Anzahl zu unserm Gegenstande gehöriger Stücke liegt darum wahrscheinlich auch noch in diesen zahlreichen Vorrathslagern. Wir haben dieselben nicht herauszuholen gesucht, da schon der uns enthüllte kleine Theil genügt, um daraus die nöthige Moral zu ziehen.

---

*) Wie sehr Herr Heinrich Bordier hiermit Recht hat, ergibt sich unter Anderm daraus, daß der zu Leipzig wohnhafte Sänger-Poetaster „Müller von der Werra", Sohn eines Pfarrers Müller und geboren im Meininger Dorfe Hayna, Louis Napoleon 1856 einen Band Gedichte gewidmet und von demselben eine goldene Schnupftabaksdose erhalten hat, ohne im vorliegenden Verzeichnisse schöner Seelen mit angeführt zu sein. Ebenso wenig findet sich der Wiener Advokat Schindler, der bei Louis in Salzburg 1868 eine Audienz erhielt, mit angeführt.

„Endlich haben wir von selbst ganze Abtheilungen Individuen, deren Namen nicht ganz ohne Grund in diesem Prachtbuche gestanden hätten, weggelassen: zum Beispiel die meisten Bittsteller, die gegenwärtig ächt deutsch sind und einst in den Heeren des ersten Kaiserreichs oder neuerdings in der Fremdenlegion gedient hatten; ebenso die zahllosen, auf den Festen des Tuilerien=Palastes oder bei den Vergnügungen des Compiegne=Palastes zugelassenen Deutschen; desgleichen haben wir uns einer merkwürdigen Gruppe von überspannten Briefen beraubt, deren Styl uns bei ihren Verfassern eine zweifellose Geisteskrankheit anzuzeigen schien.

„Unsere durch so viele Lücken und Ausscheidungen verminderte und verstümmelte, magere Liste bietet auf diese Weise mindestens die Vortheile einer wirklichen Auswahl. Mit einigen seltenen Ausnahmen zeigt sie dem Publikum wahre Klienten Frankreichs im klassischen Sinne dieses Worts, das heißt, wahrhafte Flehende, die demüthig vorm Gitterthore der Tuilerien postirt sind und beide Hände emporstrecken.

„Man darf nicht sagen, daß es hüben wie drüben ist; denn man wird uns nicht viele Franzosen anführen können, die aus ihren Provinzen an seine Majestät den König von Preußen geschrieben haben, um ihm ihre geringfügigsten Angelegenheiten zu erzählen und ihn mindestens um seine erhabene Beachtung anzuflehen. Eben so wenig läßt sich sagen, daß wir die Farben zu dick aufgetragen haben, denn unsere Analysen sind auf die bündigste Weise ohne irgend eine Reflexion abgefaßt, indem wir die Leute selber sprechen lassen. Doch vielleicht ist man darüber entrüstet, daß wir auch Gewerbsleute oder Industrielle, welche ihre Waaren anbieten, Ingenieure oder Erfinder, welche ihren Beitrag zu den großen militärischen oder bürgerlichen Arbeiten bringen, Aerzte, welche ohne Entgelt die Frucht ihrer Erfahrung geben, Gelehrte, welche ihre Werke schenken, mit aufgezählt haben. In der That hegen wir die Vermuthung, daß der begeisterte Bewunderer und der Gelehrte voller Uneigennützigkeit, wenn sie sich vor der Macht in den Staub niederwerfen, der Gottheit nur deshalb ein Opfer darbringen, weil sie dafür einen wohlthätigen Regen erwarten. Zu dieser Annahme berechtigen viele Beispiele. Die tugendhafteste Huldigung ist ein ausgeworfener Fühler, ein ins Brett gesetzter Stein, und das Uebrige ist nur noch Sache der Zeit. Wir wollen eine ganz objektive Bemerkung hinzufügen: — Wohl mag es erklärlich erscheinen, wenn die Wissenschaft, anstatt die edelste Beschäftigung des menschlichen Geistes zu bilden, manchmal der Pflanze ähnelt, welche zu ihrem Wachsthum und

ihrer Befruchtung die goldenen Sonnenstrahlen erheischt; aber ein wissenschaftlich unerklärliches Faktum stellen die ihre krummen Zackblätterchen nach der Sonne einer anderen Hemisphäre ausstreckenden Vegetabilien dar.

„Die beste Entschuldigung, welche die saubern Korrespondenten vorschützen könnten, wäre immer noch, daß sie mit ihren Wünschen und Huldigungen nicht Frankreich, sondern gerade den Feind Frankreichs gemeint haben: nämlich Denjenigen, welcher es niederhielt*), während seine Spießgesellen zusammt — wie es scheint — vielerlei fremdem Volk ihm die Taschen ausplünderten. Denn man muß der Wahrheit die Ehre geben, daß die Deutschen beim Ausschlachten nicht allein waren. So zum Beispiel nahm die italienische Scharwenzelei in den Cartons des Tuilerien-Kabinets ungefähr den gleichen Platz ein wie die germanische rauhe Gier; nur behandelten die Italiener die Bonaparte immer noch wie ihre Landsleute. Ebenso standen in ihrer Eigenschaft als Landsleute — vom Schlosse Arenenberg her — die Schweizer, namentlich die lieben deutschen Schweizer, hinter Niemandem zurück. Die Polen haben natürlich große Bedürfnisse. Oesterreich ist kein reiches Land. Selbst die Engländer und Franzosen sind nicht die letzten, wenn es gilt, die kaiserliche Gunst zu erhaschen; aber sie thun es auf eine ihnen eigenthümliche Art. Sie betteln nicht viel Geld und niemals eine Dekoration; das, worauf sie, vor Allen ihre Frauen, leidenschaftlich erpicht sind, sind Reliquien: eine eigenhändige Zeile, wo nicht ein ganzer Brief, eine Unterschrift von der hehren Hand, eine Photographie von der erhabenen Larve, irgend ein Gegenstand, der hinfort für Männchen und für Weibchen die köstlichste, andächtigste der remembrances sein wird.

„Noch haben wir einen Kontrast zu verzeichnen, den der spanischen Würde. Freilich wissen wir nicht, was man in den Archiven der Kaiserin gefunden hätte, es war Nichts davon in den Tuilerien ge-

---

*) Anmerkung des französischen Originals: Der reichliche Vorrath der aus Deutschland an den Kaiser wegen seiner Verheirathung, der Geburt seines Sohnes, des Attentats Orsini's u. s. w. gerichteten Beglückwünschungen legt, wenn man ihn mit der beschränkten Zahl der Staatsstreichsbeglückwünschungen vergleicht, die Vermuthung nahe, daß die letzteren durch die Urheber und Mitschuldigen des betreffenden Aktes theilweise beseitigt worden sind. Schon 1852 oder 1853 brach in diesen kompromittirenden Archiven, als sie sich noch im Elysee befanden, Feuer aus. Indeß sind deren immer noch genug übrig, um die Begeisterung und den Jubel nachzuweisen, welchen eine ehrlose Politik in Deutschland hervorrief.

blieben; allein im Kabinet des Kaisers (wovon speziell das Amt der Geschenke und Unterstützungen abhing), figurirten neben Bitten von Deutschen oder von Andern, welche hier tausendweis wimmelten, auch spanische Suppliken; doch betheuern wir zu unserer Freude, zu unserm Trost, daß uns deren nicht mehr als fünf und zwanzig bis dreißig aufgestoßen sind.

„Endlich läßt sich auch noch einwenden, daß unsere Gallerie mehreren der darin Aufgestellten Ehre macht. Wir sind damit einverstanden; es finden sich deren wohl ein bis zwei Dutzend. Das sind Ausnahmen, welche wir gern anerkennen und welche uns des Beweises überheben, daß, wie wir gleich von Vornherein sagten, das vorliegende Buch ein Geschichtsdokument ist. Es gestaltet sich aus den Stücken, wie sie uns unter die Augen gekommen sind, ohne Unterschied des Guten und Bösen und ohne die Absichtlichkeit der Anschwärzung Deutschlands. Sind wir doch überglücklich, daß wir zum Studium des deutschen Charakters der Wissenschaft eine reiche Aernte psychologischer Elemente darbieten und den Philosophen ein reiches Feld bestellt haben.“

So die Vorrede des Herrn Herausgebers.

Derselbe liefert uns Thatsachen, welche wir nicht hinwegläugnen können, wenn er auch aus Nationalhaß sehr weit gegangen ist, alle Deutschen ohne Unterschied in denselben Topf zu werfen. Die demokratische Partei Deutschlands steht rein da; denn der von Frankfurt am Main aus schreibende H......, dessen Name nicht genannt ist, ist ganz offenbar ein Schwindler, da zu Frankfurt im September 1863 kein demokratisches Zentral-Komité bestand, und ferner bildet J. B. von Hoffstetten eine so vereinzelte Ausnahme, daß von diesem einzigen räudigen Schafe die Partei unberührt bleibt. Von den nach Paris wegen politischer Verfolgungen geflüchteten Deutschen wird uns nur einer genannt, der zu den Bonapartisten übergegangen ist. Es ist das Dr. Siegfried Weiß aus Danzig. Indeß dürfte in dieser Beziehung die Liste der „Tuilerien-Briefe“ nicht erschöpfend sein, wie daraus erhellt, daß in einem ums Jahr 1850 abgehaltenen Ehrengericht deutscher Flüchtlinge zu Paris die beiden Wiener Literaten Maler und Siegmund Engländer sich gegenseitig der politischen Spionage und des Zusammenhangs mit der bonapartistischen Verwaltung überführten. Maler, der als Korrespondent verschiedener deutscher Blätter nach London gekommen war, siedelte später wegen einer Augenkrankheit nach Berlin über, und Siegmund Engländer, welcher zusammen mit Reuter in London das bekannte Telegraphen-Bureau gründete, hat 1863 bei

Hofmann und Campe in Hamburg ein Buch über die socialistische Bewegung erscheinen lassen. Als Engländer im Jahre 1857 in den damals schon zu London gegründeten, später eingegangenen Internationalen Verein eintreten wollte, hielt ihm der Verfasser dieses auf dem Zimmer des französischen Flüchtlings Talandier jene Ueberführung vor, und Engländer, der deshalb vom Eintritt in den genannten Verein abstehen mußte, gestand seine Schuld ein. Was den in den „Tuilerien-Briefen" vorkommenden Spitzel H. D. Rolfs in London, der das Manuskript vom „Fürstenspiegel" und die zu London 1858 erschienenen Flüchtlingszeitungen dem französischen Kaiser zu kaufen vorschlägt, anbelangt, so scheint derselbe ein gewisser, sich mit dem Doktor-Titel schmückender Rode zu sein, welcher von Liverpool aus sich mit dem Ausspioniren der Londoner Flüchtlinge beschäftigte und jedenfalls auch ein Agent deutscher Regierungen war.

Der demokratischen Partei Deutschlands wird durch die Veröffentlichung des Buchs „L'Allemagne aux Tuileries" ein Ehrenzeugniß ausgestellt; denn durch dasselbe ist der Beweis geliefert, daß sie sich mit dem auf den Thron gelangten Tuilerien-Verbrecher nicht eingelassen hat. Die Schreiber der vorliegenden Bettelbriefe, weit davon entfernt, der Demokratie Deutschlands anzugehören, sind im Gegentheil die entschiedenen Feinde der deutschen Demokratie. Es sind hohe und niedrige Adelige, geistliche Faullenzer und Volksverdummer, verrannte Professoren, ausgemachte Reaktionäre, welche mit Titeln und Orden gekennzeichnet sind, gesinnungslose Industrielle, die mit dem Kaiser ein Geschäft machen wollen, Leute aus dem Beamten-, Militär- und Diplomatenstande, zusammt einer bunten Horde von Zigeunern der Zivilisation, die den Erfolg anbeten. Kurz, es ist im Ganzen das nämliche Gesindel, welches zu der Errichtung des preußischen Kaiserreichs sein chauvinistisches Hosiannah geschrieen hat.

Von verschiedenen deutschen Bettelbriefschreibern wird Louis Bonaparte ausdrücklich belobt, verehrt und angewedelt, weil er durch seinen Staatsstreich für ganz Europa die Ruhe und Ordnung hergestellt und die Gesellschaft gerettet habe. Die reaktionäre Sippschaft Deutschlands fühlte sich solidarisch mit ihm; die religiösen, politischen und sozialen Ausbeuter, Schmarotzer und Schwindler erkannten ihn als ihren Herrn und Meister an. Es war die allgemeine Reaktion, welche ihn in Deutschland populär machte. Je feindlicher gegen die Demokratie, je gedrückter und niederträchtiger die öffentliche Stimmung wurde, desto mehr verehrte man Louis Bonaparte als den Vernichter der Revolution.

Während die Tuilerien-Briefe im Druck begriffen waren, brachte Heinrich von Treitschke, der bekannte professorische Troßknappe oder Train-Knecht des preußischen Triumphwagens, im Januar-Heft der „Preußischen Jahrbücher" einen Artikel unter der Ueberschrift: „Der deutsche Kanzleistyl zur Zeit Napoleon's I.", worin Proben der hündischen Unterwürfigkeit, mit der sich die deutschen Regierungen unter den gewaltigen Korsen geduckt haben, gegeben wurden. Herr von Treitschke wählte den Kurfürst Karl Friedrich von Baden, den Senator Lampe von Bremen, den Landgraf Joachim von Fürstenberg, den Landgraf Emanuel von Hessen, den Fürsten von Hohenzollern-Hechingen, den Fürsten von Isenburg, den Herzog Friedrich Franz von Mecklenburg, die Fürstin-Regentin von Oettingen-Spielberg und die von Oettingen-Wallerstein, sowie die Senate der freien Reichsstädte Lübeck und Augsburg als Muster des Lakaienstyls aus, hütete sich aber wohlweislich, da er selber ein Lakaien-Schriftsteller des preußischen Königshauses ist, auch Stylproben der preußischen Kanzlei zum Besten zu geben und die Verzagtheit und Schmiegsamkeit sowohl des preußischen Königs Friedrich Wilhelm III., wie auch der gepriesenen Königin Louise, die nicht einmal eine vom gewaltigen Korsen ihr bei Tafel dargebotene Rose zurückzuweisen wagte, mit an den patriotischen Pranger zu stellen. Ob die brave Louise dem Korsen 1807 wohl nicht noch mehr gefällig gewesen ist?

Herr von Treitschke fügte selbstzufrieden und mit übermüthiger Sicherheit hinzu: *)

„Stellt man sich jetzt vor, daß diese Kiste mit Hunderten ähnlicher oder noch schlimmerer Briefe, wie die soeben mitgetheilten, angefüllt ist, ist es da nicht sicher, daß das ganze Europa die vielberufene „„Eitelkeit"" des französischen Volks hat schaffen helfen? Doch wir brauchen hierbei nicht zu verweilen. Die alte Schande ist hinfort abgewaschen und gesühnt. Die Zeit, da brave deutsche Männer, wie Karl Friedrich von Baden und der alte Lampe von Bremen, ihre Namen unter derartige Schreiben setzen konnten, erscheint uns heutzutage wie ein böser Traum."

von Treitschke's übergroße Sicherheit, welche die „alte Schande" für „abgewaschen und gesühnt" und die frühere Schweifwedelei deutscher Regierungen wie einen „bösen Traum" ansah, war gefundenes Futter für den Herausgeber der Tuilerien-Briefe. Dieser übersetzt nicht nur

*) Wir übersetzen, da uns das betreffende Heft der „Preußischen Jahrbücher" nicht zur Hand ist, diese Stelle aus dem Französischen ins Deutsche zurück.

im Anhange seines Buches die durch Herrn v. Treitschke ausgewählten Stylproben als eine passende Ergänzung zu den Tuilerien-Briefen, sondern er macht auch folgende Bemerkungen:

„Allzu süße Illusion, worin sich der Verfasser (v. Treischke) wiegt! Wie könnte man doch den deutschen Geist von 1804 und 1805 für einen verflogenen Traum halten, wenn man an die Gesinnungen denkt, welche die dickbändige Korrespondenz Deutschlands mit Napoleon III. eingegeben hat? Freilich ist der deutsche Kanzleistyl nach einem erstaunlichen Siege nicht mehr der frühere, freilich hat der gegenwärtige norddeutsche Kanzler gänzlich die Urhöflichkeit des alten Lampe aufgegeben, um sich der entgegengesetzten Sprachweise zu befleißigen: aber, verändert sich das menschliche Gemüth wohl binnen Jahresfrist? Verändert es sich überhaupt jemals?“

Somit dienen die Tuilerien-Briefe als französische Waffe in dem Streite zwischen den deutschen und französischen Nationalen. Von diesem beschränkten Standpunkte kindischer Gemüthsmuckerei und vaterländischen Aufschneiderei aus besehen ist diese Waffe allerdings scharfschneidig und die von ihr unsern nationalen Renommisten versetzten Hiebe treffen den deutschen Nationalstolz mitten ins Herz. Auch läßt sich unter diesem Gesichtspunkte nicht sagen, daß die Hiebe unverdient seien.

Vor dem alten Napoleon waren die Deutschen im Staube gekrochen, und die vornehme crapule, die Fürsten, die Regierungen und der Adel, waren ihnen hierbei mit schlechtem Beispiele vorangegangen. Die Zahl Derjenigen, welche vor dem russischen Unglück Napoleon I. Widerstand zu leisten wagten, ist so gering, daß sie kaum als erwähnenswerth gelten kann. Wofür hätte das deutsche Volk damals auch sich gegen den korsischen Eroberer erheben sollen? Etwa für seine Zwingherren, unter deren Tyrannei sich zu krümmen es seit Jahrhunderten gewohnt war? Was ist schließlich aus den sogenannten Befreiungskriegen anders gekommen, als neue Sklaverei? Außerdem war die französische Eroberung in vieler Hinsicht wohlthätig für das deutsche Volk. Der korsische Eroberer verringerte die Zahl der deutschen Fürsten und brachte sociale Verbesserungen in's Land. Die Eroberung erweiterte den Gesichtskreis der deutschen Unterthanen und schwächte ihren chinesischen Glauben an die Unabsetzbarkeit und das Gottesgnadenthum ihrer hochadeligen Herren ab. Darum konnte es der deutschen Unterthanenschafheerde, wenn unter allen Umständen die Scheererei fortdauerte, nicht nur gleichgültig sein, von und unter welchem Völkerhirten sie geschoren wurde, sondern in mancher Beziehung mußte ihr sogar der korsische Schafhirt nebst dessen

Dienerschaft lieber sein, als die angestammten Hüter. Hierzu kam, daß die wenigen patriotischen Sturmböcke, welche sich gegen den Korsen für ihre angestammten Scheerer auflehnten, von diesem feig im Stiche gelassen und ungnädig behandelt wurden, wie z. B. der Freiherr v. Stein seitens der preußischen Königsfamilie, oder wie der Sandwirth Hofer aus Passeyer seitens der Familie mit der dicken Unterlippe. Das elende Gesindel war viel zu niederträchtig, die dummen Rebellen, welche sich zu ihrer Vertheidigung mit hündischer Treue aufwarfen, in Schutz nehmen und sich auf diese Weise dem Zorne ihres Herrn, des Korsen Bonaparte, aussetzen zu wollen. Wird doch der Buchhändler Palm, einer der Märtyrer jener Zeit, jetzt von seiner eigenen Tochter, wie aus einem der Tuilerien-Briefe ersichtlich werden wird, als ein unwissentliches Opfer bezeichnet und zur Erlangung einer Bettelgabe, eines Blutgeldes von 500 Franken, benutzt!

Was die von Angehörigen des deutschen Volks an Louis Napoleon geschriebenen Briefe anbelangt, so muß ein Theil derselben auf Rechnung des Ruhmes, den sich der alte Korse erworben hatte, gesetzt werden. Denn die napoleonische Legende beschränkte sich nicht auf Frankreich, sondern hatte ihre gläubigen Anhänger in ganz Europa, besonders aber in Deutschland, wo bisher jeder fürstliche Räuberhauptmann, der sich durch Eroberung gefürchtet gemacht hatte, sowohl dem noblen, wie dem gemeinen Manne imponirte. Es war bei uns hiemit gerade so, wie in Frankreich. Schon Lessing hatte den preußischen Eroberer Friedrich II. in drei Kantschuh-Oden angesungen, Wieland den zum Kaiserthron aufsteigenden Stern Napoleon Bonaparte's begrüßt. Als beschränkter Unterthan hatte Lessing 1753 gesungen:

„O dreimal Schrecklicher! — — doch voller Quell des Guten,
Du bist der Schreckliche nicht gern.
Den weiten Orient zerfleischen deine Ruthen;
Uns, Vater! zeigst Du sie von fern.“

Ein Volk, das von seinen klassischen Dichtern als solche geistige Speise, als solche Verehrung der die Ruthe zeigenden Kriegsschlächter, gewöhnt worden war, mußte natürlich noch in nachfolgenden Geschlechtern vor jedem schrecklichen Kriegsungeheuer, welches einen aufgeklärten Despotismus bewies, Bewunderung und Ehrfurcht empfinden. Ein Bonaparte als der Sieger über den gefürchteten Zaren, vor dem soeben noch das preußische Königthum sich im Staube gewunden hatte, und als der Ueberwinder der bigotten, heimtückischen Habsburg-Lothringer flößte den monarchisch-deutschen Hausknechten um so mehr Respekt ein,

je mehr über die bonapartistischen Kriege ausposaunt wurde, daß sie zum Besten der universellen Zivilisation, Freiheit und nationalen Unabhängigkeit unternommen wären.

Nicht minder trug zur Popularität Louis Bonaparte's der Umstand bei, daß er ein Emporkömmling, ein Abenteurer und geschickter Schwindler war. Verglichen mit dem aus altem groben Holz geschnitzten Pagoden, erschien er in sehr vortheilhaftem Lichte, da er sie alle an Gescheidtheit weit übertraf: was freilich nicht viel heißen wollte. Für die Fürsten galt er als der Bahnbrecher neuer Ideen und gar manche seiner Einrichtungen wurden von deutschen Regierungen nachgeahmt. Obschon die bonapartistische Familie im Jahre 1814 auf ewige Zeiten für abgesetzt erklärt worden war, wurde er dennoch, nachdem er durch den Staatsstreich auf den Thron gelangt war, alsbald von den sich für legitim ausgebenden Kronenträgern als Bruder begrüßt. Indem dieselben freundschaftliche Beziehungen mit ihm unterhielten, setzten sie ihren Unterthanen ein Beispiel zur Nachahmung, welches seine übeln Früchte trug. Da die demokratischen Zeitungen durch die Reaktion unterdrückt worden waren, las das deutsche Volk fast nur Blätter, welche — wenigstens bis zum Jahre 1859, bis zum italienischen Kriege — den bonapartistischen Schwindel in einem fort hochpriesen. Weil Louis Bonaparte als Muster persönlicher Regierung galt, behelligten ihn manche der deutschen Bettelbriefschreiber mit ihren kleinlichsten Privatangelegenheiten und glaubten von ihm Alles erreichen zu können. In Anbetracht, daß Deutschland kein großartiges Gemeinwesen besaß und die deutschen Regierungen ihre Unterthanen nicht zu beschäftigen verstanden, sympathisirten viele der letztern mit dem erfolgreichen, auf siegreicher Bahn wandelden Tuilerien-Verbrecher, mit dem selbst die englische Aristokratie und Bourgeoisie eine herzliche Allianz abgeschlossen hatten. Deutschland war zufolge seiner Lage im Herzen Europa's und zufolge seiner beschränkten staatlichen Einrichtungen seit der Reformationszeit kosmopolitischer und namentlich zur Bewunderung der französischen Zustände und Vorgänge geneigter, als jedes andere europäische Land. Zudem gebiert im volkreichen Deutschland, gleichwie in den übrigen europäischen Ländern, die Zivilisation eine Menge Ausgeburten, solche Auswürflinge, wie jene, die im Krimkriege und italienischen Kriege als moderne Landsknechte sich als Halsabschneider verwenden ließen. Diese Auswürflinge lieferten hauptsächlich das Element, welches im Frieden schwindelte und bettelte. Dieses Element betrachtete den neuen Kaiser Bonaparte als sein Vorbild und seinen natürlichen Herrscher, und es

setzte voraus, daß derselbe nicht mit dem Gelde knausern werde, weil er auf sehr leichte Weise zu demselben gelangt war. Indeß haben sicher Viele, welche sich an den französischen Kaiser wandten, auch die deutschen und andere Fürsten angebettelt: was manche der Bettelbriefe geradezu aussprechen. Die in den Tuilerien-Briefen vorkommenden Namen Leinberger, Rau u. s. w. finden sich auch in den Archiven des deutschen Bundestags unter den Petenten verzeichnet. Was aber die Adeligen, Geistlichen, Offiziere und Beamten anbelangt, so sind dieselben gewohnt, ihre Existenz als mit derjenigen der herrschenden Monarchen verbunden zu betrachten. Hierzu kommt, daß uns Frankreich in seiner politischen und socialen Entwicklung vorausgeeilt war, sodaß das dortige prestige einen nicht geringen Einfluß auf Deutschland ausüben konnte. Geschichtlich betrachtet, bildet die im Buche: L'Allemagne aux Tuileries, zur Ansicht aufgestellte reiche Gallerie deutscher Bettelbriefschreiber in ihren Prachtexemplaren die Schatten, welche das 1871 endlich zur Erscheinung gelangende preußisch-deutsche Kaiserreich vor sich her warf. In Ermangelung des noch fehlenden deutschen Kaisers schickte man Beglückwünschungen, Lobhudeleien, Huldigungen und Geschenke einstweilen an den französischen Cäsar. Bismarck hat seitdem die Strömung der deutschen Hausknechte von den Tuilerien nach Berlin und Varzin abgelenkt. Das Lumpenpack von Patrioten, welches den Ausdruck knechtischer Ergebenheit gegenwärtig nach dem preußischen Brennpunkte schickt, ist als die Schaar geistiger Kinder der Tuilerien-Bettelbriefschreiber anzusehen. Die sich in dieser Beziehung offenbarende Verworfenheit kann uns viel zu denken geben.

Wir finden es zwar sehr erklärlich, wenn der durch den Krieg hervorgerufene französische Nationalhaß den übermüthigen deutschen Patrioten die Briefe der Tuilerien-Klienten vorhält, um vermittelst derselben den deutschen Namen anzuschwärzen. Unsere Mordspatrioten vom Schlage eines Treitschke und anderer bedientenhafter Professoren haben, wie wir schon bemerkten, ein solche Antwort verdient. Gleichwohl halten wir derartige Vorwürfe, wie das ganze nationale Gezänk für sehr einseitig. Freilich: — hätte Louis Bonaparte Deutschland erobert, würden sich unsere jetzt aufgeblähten Mordspatrioten dem französischen Kaiser unterworfen haben, gleichwie sie sich 1866 dem preußischen Eroberer und zu Anfange unseres Jahrhunderts dem alten Bonaparte unterwarfen. Indeß gehört das politische Lumpenthum und die soziale Verkommenheit keiner speziellen Nation an. Ist doch die ganze Nationalitäten-Lehre eine äußerst seichte Doktrin. Zeugniß dessen

sind die vielen ähnlichen Briefe, die von Engländern, Amerikanern, Polen, Italienern, Schweizern und Magyaren an den französischen Kaiser geschrieben worden sind. Wenn von Spaniern weniger solcher Briefe vorliegen, so mag sich die spanische Grandezza mehr aus der mangelhaften Schulbildung des spanischen Volks, als aus sogenannter spanischer Würde erklären. Wenn sich von den Franzosen nicht viel ähnliche Briefe an fremde Herrscher aufweisen lassen, so rührt das hauptsächlich daher, daß nirgends ein solcher Schwindler mit den Prätensionen universeller Herrschaft, wie Louis Bonaparte, auf den Thron gehoben war, daß die Franzosen sich bisher überhaupt wenig mit dem Studium des Auslandes und der Erlernung fremder Sprachen beschäftigten und daß sie den geldverschwendenden Korruptor ganz in ihrer Nähe hatten. Die Korruption, welche Louis Bonaparte in Frankreich selber betrieben hat, ist jedenfalls so beträchtlich, daß die von Angehörigen anderer Staatswesen an ihn geschriebenen Bettelbriefe nur als von Frankreich ausgegangene schwache Reflexe angesehen werden können.

Würde man aber einseitig die deutschen Bettelbriefe allein mit einem nationalen Maßstabe messen, so müßte man zunächst bekennen, daß Louis Bonaparte und Eugenie selber nicht französischen Ursprungs waren. Der Kaiser war ein Korse, die Kaiserin eine Spanierin. Die Sonne des Kaiserreichs war somit kein französischer Lichtquell. Wenn die Franzosen in drei Plebisziten dem Napoleoniden in überwältigender Majorität ihre Stimmen gaben, ihn zwanzig Jahre über sich herrschen ließen und nur durch die Hülfe des ausländischen Eroberers von ihm frei werden konnten, so lag dies nicht etwa am sogenannten französischen National-Charakter, sondern in gewissen, mächtig einwirkenden politischen und sozialen Verhältnissen, welche zwar in Frankreich kräftiger, als anderwärts entwickelt waren, die aber sich im ganzen zivilisirten Europa vorfinden und welche hauptsächlich den an Louis Bonaparte geschriebenen Bettelbriefen zu Grunde liegen. Louis Bonaparte war für Europa der Hauptrepräsentant des reaktionären, gegen die demokratische Freiheit, Gleichheit und Bruderschaft der Völker gerichteten monarchisch-antisozialen Schwindels und Schmarotzerthums. Seine Verbündeten, Jünger und Sympathisirer waren, sind und bleiben immer und überall die Feinde der Demokratie.

Mit Freuden wollen wir übrigens noch die sehr ermuthigende Thatsache konstatiren, daß bis auf zwei oder drei Ausnahmen unter der ungeheuer großen Zahl Bettelbriefschreiber gar keine deutschen Arbeiter zu finden sind. Dieses glänzende Faktum muß als schlagender Beweis

für die Kerngesundheit des eigentlichen Volkes in Deutschland gelten. Nur die herrschenden, bevorrechteten Klassen zusammt dem Philisterium bis tief hinein in die Schichten des Mittelstandes zeigen sich von der grassirenden Fäulniß ergriffen. Lernten wir aus den Tuilerien-Briefen sonst weiter Nichts, als diese einzig dastehende Thatsache, würden wir doch mit der vorliegenden Veröffentlichung zufrieden und dem französischen Herrn Herausgeber des Buches: L'Allemagne aux Tuileries, zu Dank verbunden sein müssen. Die Reinheit des deutschen Arbeiterstandes bildet einen wohlthätigen Kontrast zu der in den übrigen Klassen der deutschen Gesellschaft vorhandenen Korruption.

Erstes Kapitel.

Die Bettelbriefe während der Präsidentschaft.

(Vom 20. Dezember 1848 bis zum Staatsstreiche vom 2. Dezember 1851.)

Louis Karl Bonaparte, nach Einigen Sohn des holländischen Admirals Verhuël, leitet sich aus der dritten Linie des Hauses Bonaparte her. Er war am 20. April 1808 geboren und hatte sich durch die beiden Attentate von Straßburg (1836) und von Boulogne (1840), sowie durch fortgesetzte Verschwörungen vergebens den französischen Thron zu erobern gesucht, als ihm endlich die Pariser Februar-Revolution des Jahres 1848 die Gelegenheit bot, sich zum Abgeordneten in die französische konstituirende Versammlung wählen zu lassen. Nachdem er in den Departements der unteren Charente, der Seine, Yonne und Mosel gewählt worden war, erschien er am 26. September 1848 als Deputirter für das Departement der Yonne in der konstituirenden Versammlung, welche die seit 1814 über die Napoleoniden verhängte Verbannung aufgehoben hatte. Nachdem die Versammlung bestimmt hatte, daß ein auf die Dauer von vier Jahren zu wählender Präsident an der Spitze Frankreichs stehen sollte, bewarb sich Louis Bonaparte um die Präsidentschaft und erhielt am 10. und 11. Dezember 1848 bei der Präsidentschafts-Wahl 6,048,872 Stimmen, wodurch er seine Mitbewerber aus dem Felde schlug. Am 20. Dezember genannten Jahres wurde er durch die Nationalversammlung auf den Zeitraum bis zum dritten Sonntage des Monats Mai 1852 zum Präsidenten proklamirt. Er leistete sowohl das vorgeschriebene, als noch obendrein ein freiwilliges eidliches Versprechen, daß er die Republik und die Verfassung aufrecht erhalten wollte, machte aber in der Nacht des 2. Dezember 1852 einen Staatsstreich,

durch welchen er sich in den unbedingten Besitz der Staatsgewalt setzte. Von da an dauerte die Republik nur noch nominell bis zu Ende des folgenden Jahres fort. Faktisch war er Diktator. Am 21. und 22. November 1852 wurde er zum Kaiser mit einer ungeheueren Stimmzahl vom ganzen Volke gewählt, und als solcher am 2. Dezember, dem Jahrestage des Staatsstreichs, proklamirt. Wir rechnen daher die Präsidentschaft hier vom 20. Dezember 1848 bis zum 2. Dezember 1851.

So lange als die Republik dauerte, war sein Ansehen und seine Macht noch gering. Daher gingen ihm auch nicht aus Deutschland während der Präsidentschaft viele Bettelschreiben zu.

Den Reigen eröffnete ein alter Schulfreund.

Ein baierischer Pfarrer, Namens Bröll, hatte zu gleicher Zeit, wie Louis Bonaparte, das Augsburger Gymnasium besucht. Er war auch in Arenenberg bei Louis gewesen und, wie er schreibt, „oft mit seinen Wohlthaten beehrt" worden. Als nun Louis Bonaparte der Präsident der französischen Republik war, dachte der in der Politik jedenfalls sehr unbewanderte besagte Bröll, daß Louis mit der Zeit doch wohl noch König, wenn nicht gar vielleicht Kaiser, von Frankreich werden und daß in solchem Falle er (Bröll) als alter Bekannter möglicherweise als Beichtvater seiner königlichen oder kaiserlichen Majestät angestellt werden könnte. Er beschloß daher an Louis zu schreiben. Zum letzten Mal gesehen hatte er seinen alten Mitschüler im Jahre 1826, als Louis erst 18 Jahre alt gewesen war. Nachdem derselbe ihm im März des folgenden Jahres von Rom aus ein Empfehlungsschreiben an den Ritter von Planat, „welches ihm damals bei der Herzogin von Leuchtenberg sehr gute Dienste that," hatte zugehen lassen, war er mit ihm außer allem Verkehr geblieben. Mit dem früheren Schulfreunde nach so langer Pause die Korrespondenz wieder aufzunehmen, war für ihn keine leichte Aufgabe. Er hatte nicht mehr einen leicht zugänglichen, lose mit Freundschaftsversicherungen und Freundschaftsbezeigungen um sich werfenden Jüngling, sondern einen gereiften, zur höchsten Ehrenstelle der französischen Republik gelangten Mann vor sich. Die ungeschickte Weise, in der er schrieb, verräth die ihm durch den Brief verursachte Mühe.

Eine Hauptfrage war: sollte er als Freund an den Freund schreiben oder als Pfarrer an den Präsidenten? Nach manchem Hin- und Herüberlegen gelangte er zum Entschlusse, daß er zugleich als Pfarrer und Freund, das heißt, zugleich im vertraulichen und salbungsvollen Tone schreiben, und den früheren Mitschüler nicht bloß als Freund, sondern auch als Präsidenten behandeln wollte. Die Gleichheit, die in der

Jugendfreundschaft lag, führte zur Gleichheit des Pfarrers mit dem Präsidenten. Bröll ahnte nicht, daß hierdurch sein Schreiben sehr komisch werden mußte.

Er schrieb folgende Epistel:

„Herr Präsident, theuerster Freund!

„Heute sind es seit dem 20. September 1826 gerade 23 Jahre her, daß wir unter den lebhaftesten Zusicherungen einer heiligen und innigen Freundschaft beide mit dem Entschlusse, nützliche Glieder der Menschheit werden zu wollen, uns von einander trennten. Was wir uns damals in jenem feierlichen Augenblicke mit der Begeisterung der Jugend gelobten, haben wir durch unausgesetzte Anstrengungen und durch die Gnade von Oben wahr gemacht: Sie sind Präsident Frankreichs, ich bin Priester, bin Pfarrer geworden! Sind wir auch weit von einander entfernt, sind doch unsere Herzen vereint, und seien Sie dessen versichert: jeden Tag, wenn ich die heilige Messe an den Altären las, habe ich an Sie und Ihre selige Mutter gedacht — und zwar seit 19 Jahren, seitdem ich Priester bin!*) O welche Freude würde doch Ihre Mutter empfunden haben, hätte sie den Tag Ihrer Befreiung sehen können! Aber die traurigen Ereignisse Ihres Lebens haben vorzeitig das Herz dieser edlen Fürstin gebrochen.**) Friede und Segen ihrer verehrten Asche! . . . . Ich glaube fest, daß Sie bald König, wo nicht gar Kaiser von Frankreich sein werden, und das glaubt man bei uns allgemein. Ich wünsche es von ganzem Herzen und möchte es mit einem dauernden Glück verknüpft sehen. Dann dürfte sich erfüllen, was Sie mir zu Arenenberg oft im Scherze sagten: Bröll, wenn du Geistlicher wirst, sollst du mein Beichtvater werden! Aber nein, fern sei es von mir, daß ich eine solche Stelle zu beanspruchen wagte! Ich wünsche und verlange durchaus weiter Nichts, als daß Sie mich stets Ihrer Erinnerung werth halten. Ich bin unter den dankbarsten Gesinnungen für's ganze Leben Ihr ergebenster Freund

Joh. Ant. Bröll, Pfarrer."

Also, wenn auch nur im Scherze, will doch Bröll erst dann der Beichtvater Louis' werden, nachdem aus dem Präsidenten, dem theuersten Freunde, ein König oder ein Kaiser geworden ist. In Arenen-

*) Warum Bröll nicht auch außer der Messe an den Präsidenten und theuersten Freund, sowie an dessen selige Mutter, und warum er nicht auch schon in den Jahren 1827 bis 1830 an dieselben dachte: diese Trennung der Herzen zu erklären vergißt er.

**) Das klingt wie ein versteckter Vorwurf.

berg hatte sich wahrscheinlich Louis über Bröll's Vorhaben, Geistlicher zu werden, lustig gemacht. Gleichwohl hielt Bröll jenen Spaß für so ernst, daß er ihn jetzt, nach Verlauf von 23 Jahren, dem Freunde vorhielt, wenn er auch sofort verschämt, nachdem das wichtige Wort der Feder entschlüpft war, beifügte, daß er nicht nach einer solchen Stellung trachtete. Der Abstand der Stellungen kam hier trotz der versicherten Vereinigung der Herzen zum Bewußtsein.

Als Freund befürchtete Bröll nicht, daß er den Präsidenten der französischen Republik beleidigte, wenn er seinem Schreiben ein langes Post scriptum, das umfangreicher als der eigentliche Brief war, hinzufügte. Obschon Reinecke Pfaff lüstern mit dem einen Auge nach dem kaiserlichen Beichtstuhle schielte, schenkte er dem jetzigen Präsidenten, dem künftigen König oder gar Kaiser, doch so wenig Respekt, daß er sein Schreiben nicht zu einem harmonischen Stück geordnet verarbeitete, sondern ihm gleich einer alten Jungfer dem ursprünglichen Briefe, als ihm nachträglich noch Verschiedenes, was er sofort hätte schreiben sollen, eingefallen war, eine ausgedehnte Nachschrift anhängte. Diese lange Nachschrift war dazu bestimmt, die freundschaftliche Erinnerung zu vervollständigen; daher Bröll in derselben in vertraulichem Tone schrieb:

„Darf ich Sie wohl um eine Skizze Ihres Lebens bitten? Die wäre mir unendlich angenehm.“

Wie benahm sich nun der künftige Kaiser gegenüber dem früheren Freunde? Zuvörderst ließ er ihn, obschon derselbe gleich ihm ein nützliches Mitglied der menschlichen Gesellschaft geworden zu sein behauptete, ziemlich lange auf den Bescheid warten. Dann schrieb er ihm nicht eigenhändig, sondern ließ ihm durch einen Sekretär die Antwort ertheilen:

„Mein Herr!

„Der Präsident der Republik wollte Ihnen selbst schreiben; er würde Ihnen ausgedrückt haben, wie sehr Ihre Gesinnungen ihn rühren. Allein unaufhörlich verhinderten ihn die Geschäfte daran: weshalb er mich beauftragt hat, ihm als Vermittler zu dienen. Glauben Sie es nur, mein Herr, er hat weder die ergebenen Gemüthsaufwallungen Ihrer Jugend, noch Ihre Unterhaltungen, noch Ihre prophetischen Eingebungen vergessen, und die neuen Beweise Ihrer Anhänglichkeit verleihen diesen alten Erinnerungen einen frischen Werth. Unter den schweren Sorgen des Ranges auf welchen ihn die Vorsehung gestellt hat, wird er mit Vergnügen daran denken, daß ein tugendhafter, treuer Freund täglich am Fuße der Altäre für ihn betet. Das Gebet eines Mannes, der,

wie Sie, sich der Zurückgezogenheit und den guten Werken gewidmet hat, kann ihm bloß Glück bringen. Zweifeln Sie nicht an der Aufrichtigkeit seiner Wünsche für das Ihrige."

Mit einem so mageren Brocken wurde der gute Bröll abgespeist. Es wurde ihm begreiflich gemacht, daß der Präsident wichtigere Sachen zu thun hätte, als mit ihm zu korrespondiren, daß die Freundschaft bloß auf Bröll's Seite wäre, daß der Präsident einen erhabenen Rang einnähme, und daß vorausgesetzt würde, Bröll hätte sich der Zurückgezogenheit und den guten Werken gewidmet. Auf diesem Posten sollte Bröll bleiben. Vom Beichtvater war keine Rede. Was aber die gemüthliche Erzählung der Lebensereignisse anbelangt, von der Bröll geschrieben hatte, daß sie ihm unendlich angenehm sein würde, so verordnete der Präsident: „Man soll sich eine biographische Notiz verschaffen und ihm dieselbe zustellen."

Kurz, Bröll wurde vollständig abgemuckt. Der Bittsteller, welcher — in seiner Jugend oftmals von Louis „mit Wohlthaten beehrt" — die Freundschaft zum Vorwande genommen hatte, um für den Pfaffen eine einträgliche Beichtvaterstelle zu ergattern, wurde im Netze seiner Gottseligkeit gefangen. Er wurde nicht kaiserlicher Beichtvater. Im Jahre 1855 meldete J. G. Thum, der Pfarrer vom baierischen Orte Inchenhofen, dem Kaiser, daß der Amtsbruder Bröll selig im Herrn entschlafen sei. Als ob Louis sich noch viel um Bröll bekümmert und demselben wohl gar eine Thräne des Schmerzes nachgeweint hätte! Aber der Pfaffe Thum wollte wahrscheinlich, wenn er den unbedeutenden Vorfall meldete, nur die Gelegenheit haben, sich dem Wohlwollen des Kaisers zu empfehlen. Er benutzte nämlich den Tod Bröll's zu folgender Lobhudelei:

„Jedermann", schrieb der schelmische Schmeichler, „bewundert die Weisheit, die Thatkraft und die Politik, welche Sie bisher gezeigt haben. Sire! Sie haben nicht nur Frankreich, sondern zugleich Europa vor dem Ruin bewahrt, als sie die ganz gottlosen Anschläge einer zahllosen Rotte verderbter Leute zu Schanden machten."

Auch Anna Weiß, die „Tante" des verstorbenen Bröll, welche ihn seit 35 Jahren als Haushälterin liebevoll verpflegt hatte, meldete dem Kaiser den Tod seines einstigen Mitschülers und klagte bettelhaft, daß sie in einer schrecklichen Lage sei.

Der Zeit nach als nächster Bittsteller erscheint ein als Journalist bezeichneter Berliner, Namens Karl v. Forster. Er fleht in den Jahren 1849 und 1850 um das Kreuz der Ehrenlegion. Auf welche Weise

dieser Hundezeichenliebhaber dasselbe verdient zu haben glaubte, ist nicht angegeben. Ebenso wenig wird uns berichtet, ob er es erhalten hat.

Darauf lief beim Präsidenten der französischen Republik ein vom 12. März 1850 datirtes Schreiben aus Mainz ein, worin ein gewisser Halette, ein zu Mainz wohnhafter Zahndoktor, sich erkundigt, ob zwei Pakete, enthaltend wichtige Papiere, die er ohne weitere Bezeichnung an Louis abgeschickt haben will, nicht etwa verloren gegangen sind. Ihm wird die Antwort zu Theil, daß nichts Derartiges angekommen ist. Was für „wichtige" Papiere konnte wohl dieser chirurgien-dentiste, dieser den Leuten die Zähne ausreißende Barbiergehülfe, dessen Name keinen deutschen Ursprung verräth, dem Präsidenten der französischen Republik zu schicken gehabt haben?!

Im März 1850 wandte sich an den Prinz-Präsidenten der französischen Republik auch ein Thorner Bürger, Namens Leopold Hesselbein. Derselbe war Kaufmann und besaß in Thorn jenes unansehnliche Eckhaus der Bäckerstraße, wo 1453 Kopernikus geboren worden war. Da er zugleich einen benachbarten Brunnen besaß, welchen der alte Napoleon 1812 besucht hatte, so ersuchte er den Prinz-Präsidenten um das nöthige Geld, um nebst dem Napoleon-Brunnen das Kopernikus-Haus zu restauriren und mit einer Gedenktafel zu schmücken. Indeß ließ sich Louis Napoleon nicht dazu benutzen, um des unbedeutenden Brunnens willen dem Bourgeois Hesselbein das Haus zu restauriren. Letzterer wiederholte seine Bitte am 13. September 1856, nachdem bereits drei Jahre vorher in der Thorner Johanniskirche das Kopernikus-Denkmal errichtet worden war.

Eine acht und achtzigjährige, zu Dresden wohnhafte Frau, welche den französisch klingenden Namen Dibelius führte, kam 1850 nach Paris, um den Neffen des großen Kaisers zu sehen. Sie erhielt eine Audienz bewilligt und bettelte vier Jahre später um eine Pension.

Am 8. April 1850 brachte sich dem französischen Thronprätendenten der Stuttgarter Journalist Elsner in Erinnerung. Er hätte, schrieb er, vor zwölf Jahren die Ehre gehabt, dem Prinzen Louis, als dieser die Schweiz verließ, seine Gesinnungen zum Ausdruck zu bringen, und seit jener Zeit wären seine (Elsner's) Anhänglichkeit und Erkenntlichkeit*) dem Prinzen auf Weg und Steg gefolgt. Elsner faßt seine alte Liebe und Treue in folgende Worte:

*) Der Ausdruck „Erkenntlichkeit" läßt auf eine Belohnung des erwähnten Gesinnungsausdrucks, kurz, auf ein früheres Gesinnungsgeschäft, schließen. Elsner trieb also nicht bloße Mondscheins-Ordnungsschwärmerei.

„Prinz, Sie sind, was Ihr berühmter Pflegevater zu Anfange unsers Jahrhunderts war; doch sind Sie zugleich der Napoleon des Friedens, der Zivilisation, der Schild der Ordnung, auf welchen die durch die Anarchie bedrohten Nationen mit Hoffnung und Zuversicht blicken."

Elsner fügt hinzu: in der „Deutschen Chronik", einem Organ des würtembergischen Königs, dessen treuer Diener er sei, habe er stets die Sache des Präsidenten vertheidigt; auch wisse der verdienstvolle Monarch Schwabens die Eigenschaften des Prinz-Präsidenten hochzuschätzen; derselbe erkenne recht gut, wie sein kleines Fahrzeug durch die stärksten Bande an das große Staatsschiff Frankreichs gefesselt sei, und wie sehr ihm daran liegen müsse, daß Frankreich glücklich in den Hafen der Ruhe und Ordnung einlaufe.

Wie man hieraus ersieht, bedeutete für den alten Würtemberger König, der damals neun und sechzigjährigen mit der Familie Bonaparte durch Verwandtschaft verknüpften Wilhelm I., das französische Kaiserreich schon den äußern und innern Frieden, noch ehe der Staatsstreich des 2. Dezember eine vollendete Thatsache war.

Der folgende Briefsteller trägt einen ausländischen Namen. Er heißt Th. Ballien, wohnt zu Brandenburg an der Havel und ist zugleich Professor und Schriftsteller. (Wahrscheinlich ein französischer Sprachlehrer, der einige Lese- oder Uebersetzungsstücke hatte drucken lassen!) Seine Bitte stützt sich auf die deutsche Herkunft seiner Frau, und zwar auf die Herkunft derselben von Kaspar Cruciger. Nachdem im Jahre 1505 die Universität Wittenberg gegründet worden war, war ein Vermächtniß für die Familie Cruciger und deren Nachkommen gestiftet worden, demzufolge die Söhne der genannten Familie kostenfrei auf der Universität studiren konnten und die Töchter bei der Verheirathung dreihundert Thaler Mitgift erhielten. Diese Stiftung war im Anfange des gegenwärtigen Jahrhunderts aufgehoben worden, und zwar behauptet der Bittsteller, daß hieran die Errichtung des Königreichs Westphalen schuld gewesen sei. Demgemäß erhebt er den Anspruch auf eine Entschädigung. Sein Schreiben ist vom 17. April 1850 datirt. Wahrscheinlich war dasselbe schon deßhalb erfolglos, weil Louis Napoleon als Präsident der Republik keinen Ueberfluß an Geld hatte und am Allerwenigsten einen so weit hergeholten Anspruch befriedigen zu wollen geneigt sein konnte. Er wurde hier verantwortlich gemacht für einen Schaden, der einem Privatmanne aus einer politischen Schöpfung Napoleon's I. erwachsen sein sollte. Abgesehen davon, daß alte Familienstiftungen

viel Mißbräuchliches in sich schließen, hätte sich Ballien mit seinem Anliegen doch an die deutsche Restauration, die preußische Regierung, halten sollen, weil selbige, wenn sein Anspruch stichhaltig war, in sofern eine Entschädigung hätte gewähren müssen, als sie 1817 die Wittenberger Universität mit der Hallischen vereinigt hatte.

Einen gleichfalls weit hergeholten, auf wackeligen Füßen stehenden Anspruch tischte unterm 4. Mai 1850 die zu Berlin wohnhafte Komponistenfrau Pauline Müller auf. Selbige versicherte, daß vor nicht weniger als vierzig Jahren ihr Mann F. C. Müller für die kaiserliche Familie gearbeitet und damals seine Kompositionen an Madame Lätitia Bonaparte zu Rom gerichtet hätte, ohne dafür bezahlt worden zu sein. Eine alte Leier! Ein Komponist sendet unaufgefordert fürstlichen Personen Kompositionen zu, indem er honorirt zu werden hofft. Wenn das erwartete fürstliche Geschenk ausbleibt, klagt seine Frau über unbillige, unverdiente Behandlung! Und was ging es Louis Napoleon an, wenn Lätitia Bonaparte oder sein Oheim einen Komponisten vor vierzig Jahren unberücksichtigt gelassen hatten?! Aber Pauline Müller hielt dem Präsidenten der französischen Republik obendrein vor, daß ihr Mann auch für Arbeiten, die derselbe dem König Louis Philipp und andern Persönlichkeiten geliefert hätte, nicht bezahlt worden wäre! Schließlich appellirte sie an Louis Napoleon's gutes Herz, indem sie ihre unglückliche Lage hervorhob. Der Pariser Mephisto erhielt hierdurch einstweilen einen Vorgeschmack von der Bettelei, womit später als Kaiser seitens deutscher Künstler und Schriftsteller behelligt zu werden er gleichsam prädestinirt war.

Aus Reutlingen, der Hauptstadt des Würtemberger Schwarzwaldkreises, überschickte unterm 22. Dezember 1850 der Erzieher J. Kurtz seine Glückwünsche zum Jahrestage der Präsidenten-Wahl Louis Napoleons und sprach seine Freude über die „schönen und wichtigen Worte“ aus, welche der Kronprätendent am 10. Dezember des genannten Jahres in Paris verkündet hatte. Es muß dahin gestellt bleiben, ob Louis Napoleon Muße hatte, über die Naïvität des Schulmeisters der von Dienstleuten gegründeten Achalm-Burg zu lachen.

Nun treffen wir auf einen gelehrten Bettler, einen frommen Mann, der angeblich königlichen Geblütes ist und aus der geweihten Wurzel eines unglücklichen Abenteurers herstammen will, so daß er auf Seelenverwandtschaft und auf die Erhörung seiner Bitten ziemlich sicher rechnen darf. Derselbe schreibt aus Halle an der Saale unterm 2. Januar 1851:

„Monseigneur!

„Das von der Regierung eurer kaiserlichen Hoheit laut verkündete und immer befolgte Prinzip, daß die Religion allein den Staat und die moderne Gesellschaft aufrecht erhalten und regeneriren kann, verleiht mir gewissermaßen das Recht, an Sie ein von mir so eben veröffentlichtes Werk zu richten: „Hymns of the Catholic Church of England". Ich halte es für interessant, selbst die schwächsten Spuren aufzusuchen, welche die katholische Kirche im protestantischen England übriggelassen hat, wo sie gegenwärtig neue Kräfte zu gewinnen scheint. Aber mich verpflichtet außerdem ein Gefühl der Dankbarkeit, Ihnen mein Buch als Huldigung darzubringen. Ich habe durch die Vermittlung des Ministers der äußeren Angelegenheiten die Erlaubniß erhalten, die koptischen Manuskripte der Pariser Nationalbibliothek zu benutzen. Diese Erlaubniß ist mir mit der Frankreich so eignen Freigebigkeit ertheilt worden, ohne welche ich nicht im Stande gewesen wäre, meine kritische Herausgabe der Episteln des Neuen Testaments in koptischer Sprache zu vollenden. Sie sind der erwählte Repräsentant des französischen Volkes, und als solchen, Monseigneur, bitte ich Sie, die Widmung des ersten Bands meines Werkes, zu dessen Vollendung die Manuskripte der französischen Nationalbibliothek so viel beigetragen haben, freundlich aufnehmen zu wollen..... Doch, Monseigneur, ich habe eine Bitte an eure Hoheit, welche der Neffe des großen Napoleon — dessen bin ich sicher — mir nicht abschlagen wird. Der Baron Theodor von Neuhof, König von Korsika, ist mein Großoheim; ich kann dafür den Beweis aufbringen: und ich flehe Sie an, Monseigneur, da Sie dieser Insel eine besondere Theilnahme schenken müssen und gegenwärtig die höchste Obrigkeit derselben sind, mir die formelle Erlaubniß zu ertheilen, daß ich die Insignien des von meinem Großoheim gestifteten, in seiner Familie erblichen Befreiungs-Ordens tragen darf. Eure kaiserliche Hoheit begreift, was es heißt, einen berühmten Verwandten zu besitzen. Mein Oheim hat ein Heldenthum und eine Thatkraft entwickelt, die ein besseres Geschick verdient hätten, und der englische Minister Walpole hat von ihm gesagt: „that his claims to the kingdom were as great as any monarch's in modern Europe"*). Wenn es sich thun läßt, bitte ich eure kaiserliche Hoheit, diese Angelegenheit nicht öffentlich zu behandeln.

---

*) Zu Deutsch: „Daß seine Ansprüche auf das Königreich so groß wären, wie die irgend eines Monarchen im neueren Europa." — — Große Ansprüche sind deshalb noch nicht begründete Ansprüche. Derselbe englische Minister pflegte auch zu sagen, daß jeder Mensch seinen Preis habe, d. h. käuflich sei.

Indem ich höchst gespannt bin, ob eure kaiserliche Hoheit mir eine günstige Antwort ertheilen, habe ich die Ehre zu sein u. s. w."

Wenn man fragen würde: Wie kommt der Abkömmling des Barons Theodor von Neuhof zum Handwerkernamen Bötticher? so berührte man einen Gegenstand, den der Großneffe des Königs von Korsika selber nicht an die große Glocke gehängt wissen wollte. Er scheute die öffentliche Erörterung. Zu der heimlichen Behandlung mochte der fromme Mann wohl seinen guten Grund haben; aber gerade seine dießfallsige Bescheidenheit mußte den Sohn Verhuëls, der den Namen Napoleon führte, etwas mißtrauisch machen. Der nämliche Dr. Paul Bötticher scheint es mit den Namen und Titeln, die er führte, nicht immer sehr genau genommen zu haben. Er schreibt später an Napoleon III. von Schleusingen aus als Professor Paul de Lagarde unter dem angeblichen Namen seiner Mutter. Er war also inzwischen doch wenigstens adelig geworden und führte nun einen französischen Namen, dessen Zusammenhang mit dem des Baron Neuhof nichtsdestoweniger ebenso unaufgeklärt bleibt, wie jener des früher geführten Faßbrennernamens. Diese Dunkelheit bleibt auch für den Fall, daß ihm seine Mutter den Schleusinger Professor-Titel vermacht gehabt hätte!

Dagegen erhielt Louis Napoleon im Juni 1851 ein Schreiben des Wiener Barons Münch-Bellinghausen, somit eines Mannes, dessen Adel unangefochten war und der sich auf ein 1744 bestätigtes Diplom des Kaisers Rudolph II. vom 6. August 1580 stützen konnte. Dieser edle Sprosse eines vornehmen Reichsgeschlechts dankte unterthänigst dem Sohne Verhuëls für die Verleihung des Kreuzes der Ehrenlegion, einer Belohnung für poetische Liebe und Triebe, welche er dem feinen Kenner, dem Präsidenten der französischen Republik, gewidmet hatte. Stolz lieb' ich meine Spanier, zumal wenn sie die Devise führen: Totus honori et patriae.*)

Nunmehr stoßen wir auf den Brief eines Professors der Universität Jena. Deutsche Universitäts-Professoren zeigen sich von jeher, d. h. seitdem im Jahre 1346 die erste Universität Deutschlands zu Heidelberg vom Pfalzgrafen Ruprecht gestiftet worden ist, mit der Anbettelung von Fürsten, wenn es sich um vermeintliche Förderung der Wissenschaft oder Gelehrsamkeit handelt, nicht sehr skrupulös. Diese Eigenschaft haben sie geerbt von den bettelmönch-ähnlichen Theologen, welche Jahrhunderte hindurch auf den Universitäten dominirten. So groß auch sonst der

*) Die Münch-Bellinghausen'sche Devise heißt auf Deutsch: „Der Ehre und dem Vaterland ganz hingegeben!"

Gelehrtenstolz sich spreizen mag: sind doch unsere Stockgelehrten den Mächtigen gegenüber in der Regel servil. Selbst wenn hin und wieder ein Universitäts-Professor sein Leben hindurch im Rufe eines Demokraten gestanden hat, ist er nicht davor sicher, daß nicht sein Tod von seinen Kollegen zu Betteleien bei fürstlichen Personen benutzt wird. So ist es dem Jenenser Naturforscher Oken ergangen, als ihm 1851 nach erfolgtem Tode zu Zürich an der Seite Gesner's ein Denkmal errichtet werden sollte. Die servile Gesinnung unserer deutschen Professoren erklärt folgenden Brief des Jenenser Professors Dr. D. G. Kieser an Louis Napoleon:

„Monseigneur!

„Sie haben die Gnade gehabt, auf eine so großmüthige und schnelle Weise mit Bezug auf das Denkmal des berühmten Oken's die Bitte zu erhören, welche an Sie zu richten wir die Freiheit uns genommen hatten (Sie haben sogar geruht, Ihren Autograph hinzuzufügen), daß allein mit dem Beistand des Namens Oken's ich Ihnen meine aufrichtigsten Dankesbezeigungen auszudrücken vermag. Aber die Biene, welche Honig merkt, kehrt zu den Honigquellen zurück.*) Wir Akademiker sind die Bienen, welche den Honig der Wissenschaft einheimsen, wo sie irgend eine Quelle desselben entdecken. — Sie, Monseigneur, besitzen eine solche in dem auf Staatskosten gedruckten Buche, welches betitelt ist: „Collections orientales, manuscrits inédits, 2c., 1836—1841. Paris, National-Druckerei." Die Universität Jena verfügt über nicht genug Gelder, um die Kosten von 628 Franken zu zahlen; doch besteht ein Vorrecht der höchsten Macht darin, daß sie mit einem einzigen Worte alle Schwierigkeiten beseitigen kann. Monseigneur, es würde Sie bloß dieses Wort kosten, dann würde die Universität Jena sich rühmen können, in diesen orientalischen Perlen einen wahren Schatz, sowie ein neues, der großherzigen Güte des Präsidenten der französischen Republik verdanktes Geschenk zu besitzen. Sprechen Sie, Monseigneur, doch dieses Wort aus und verzeihen Sie den Honigbienen die Freimuth dieses Antrags, welchen Ihr Wohlwollen für das Gedächtniß Oken's zu entschuldigen geruhen wird. Der heilige Krispin, welcher sich um der Armen willen Diebstahl erlaubte, ist kanonisirt worden; wir erlauben uns zum Besten unserer Universität bloß das Bitten. Möge Gott sowohl Sie, Monseigneur, wie auch das schöne Frankreich schützen!

Jena, 25. Oktober (Tag des heiligen Krispin) 1851."

*) Professor Kieser denkt wohl an die Virgil'schen Bienen, die trotz des: Non vobis sed vos — den Weg zum kaiserlichen Herzen zu finden wußten.

Die bonapartistischen Bienen — die Manen Okens — der Diebsinn des heiligen Crispin's! Welche Phrasen, um die Bettelei zu verbrämen! Jena ist die Landesuniversität der thüringischen Staaten und sollte als solche doch so dotirt sein, daß ihre Professoren nicht die Raubbienen nachzuahmen hätten. Der „Schnapphans“, jenes „Wunderwerk“ am Jenenser Rathhause, der bei jedem Schlage der Uhr den Mund nach verbotener Frucht aufsperrt, sollte doch nicht der Universität als Symbol dienen! Könnte aber die Bettelei bezüglich der „Orientalischen Sammlungen“ auch insofern entschuldigt erscheinen, als sie nicht für persönliche Bereicherung geschah, hätte doch der Name Oken's nicht durch eine bei Fürsten veranstaltete Kollekte für ein ihm zu errichtendes Denkmal besudelt werden dürfen. Denn Oken gilt für einen Demokraten. Schade, daß uns der Bettelbrief, welcher bezüglich seines Denkmals von den Jenenser Professoren an Louis gerichtet wurde, nicht mitgetheilt worden ist!

Gleich der Wissenschaft dürfte auch die Kunst nicht betteln gehen. Der Künstler, mit dem wir es hier zu thun haben, ist ein heraldischer Graveur. Selbiger, ein feiner Fuchs, angesteckt von der industriellen Spekulation, hatte zwei Petschafte angefertigt, auf welchen zwei Porträts gravirt waren. Das eine dieser Porträts zeigte Louis Napoleon's Bild, das andere das Konterfei Pius des Neunten. Somit waren die beiden Petschafte für die beiden Verbündeten, den Papst und den Kaiser, bestimmt. Der Anfertiger wohnte in dem alten schlesischen Badeort Warmbrunn, in der unmittelbaren Nähe des wunderthätigen „Teiches Bethesda“, im schönen Zakenthale, war also ein Angehöriger des preußischen Regierungsbezirks Liegnitz. Er wollte mit Papst und Kaiser zugleich ein vortheilhaftes Geschäft machen. Leider ließ ihn der zukünftige Kaiser Frankreichs ohne Antwort: weßhalb er im Oktober 1851, wie vor ihm der Mainzer Zahnkünstler Halette gethan, bei Louis anfragte, ob die beiden Petschafte richtig angekommen wären. Wir wissen nicht, ob er auch den von Louis nach Rom zurückgebrachten Papst, der damals gerade für fünf Millionen Schatzkreditscheine mit Zwangskurs ausgegeben hatte, eine ähnliche Anfrage richtete. Der Name des Warmbrunner Künstlers heißt K a r l M ü l l e r.

Um diese Zeit wurde Louis vom Leipziger Buchhändler G u s t a v P ö n i c k e, der gleichfalls den fürstlich-religiösen Anstand ausbeuten zu können hoffte, mit der Bitte bestürmt, auf ein frommes Werk zu abonniren, welches derselbe damals zu veröffentlichen Willens war. Es handelte sich nämlich um die Herausgabe des Gedichts Rhaban Maur am Kreuz. Pönicke schreibt:

„Darf ich nochmals eure Durchlaucht zu bitten wagen, einem nicht vermögenden Manne eine Gefälligkeit zu erweisen, nämlich: ein für die fürstlichen Bibliotheken bestimmtes Prachtexemplar von mir zu entnehmen? Ich habe schon die Zustimmung mehrerer großen Personnagen und hege darum die Hoffnung, daß euere Durchlaucht meine unterthänige Bitte gut aufnehmen werden."

Pönicke mochte bei seiner politisch-industriellen Kombination in Anschlag bringen, daß die von allen Seiten hereingebrochene und noch hereinbrechende Reaktion allerorts scheinheilig die Augen zu verdrehen pflegte. Indeß hatte er sich bei Louis verrechnet. Derselbe nahm es ihm jedenfalls sehr übel, daß er nicht als kaiserliche Hoheit, sondern mit dem geringen Titel Durchlaucht (Altesse sérénissime) angeredet wurde. Pönicke erneuerte in den Jahren 1851—4 seine Bitte dreimal, wurde aber immer wieder abgewiesen. Indeß ließ er sich durch die abschlägigen Antworten nicht irre machen. Er glich jenen Pinkeljuden, von denen man sagt, daß sie, wenn sie zur vorderen Thür hinausgeworfen worden sind, durch ein Hinterpförtchen wieder hineinschlüpfen. Auch wurde schließlich sein beharrlicher Diensteifer reichlich belohnt. Zuletzt stieg er, wie wir sofort sehen werden, so hoch in der Gunst des Kaisers, daß dieser ihn, um einen trefflichen Bismarck'schen Ausdruck zu gebrauchen, unter seine besten deutschen „Sauhirten" zählte.

Im August 1863 nämlich offerirte er dem Kaiser eine kleine, in seinem Verlage erschienene Schrift mit dem Bemerken, daß selbige zeigte, was das deutsche Volk von Frankreich erwarte. Diese Schrift führte den Titel: „Napoleon III., vom Standpunkte seiner innern und äußern Politik aus unparteiisch beurtheilt von J. Musäus." — Die verschiedenen Kapitel waren überschrieben wie folgt: „Die in Deutschland gegen Frankreich und den französischen Kaiser vorhandene gereizte Stimmung. — Gründe, welche den Verfasser bestimmt haben, diesen Zustand der Dinge zu bekämpfen. — Hat der Kaiser die Mehrheit des französischen Volks für sich? — Die Legitimisten, Orleanisten, die Republikaner, die Anarchisten. — Die gewöhnlichen Kniffe der Verläumder. — Der Staatsstreich; seine Rechtfertigung. — Nur eine schwache Minderheit ist dem Kaiser abhold." — Und so weiter.

Pönicke versichert dem Kaiser im Begleitschreiben: wenn er mit seiner Veröffentlichung hauptsächlich im Auge habe, seinen Landsleuten einen Dienst zu erweisen, wünsche er doch auch, sein Majestät möge überzeugt sein, daß sie in Deutschland eine große Anzahl Anhänger,

darunter Pönicke selber, zähle: Anhänger, die Alles aufbieten, ihre ehrfurchts- und bewunderungsvollen Gesinnungen an den Tag zu legen.

Dieser Köder war dermaßen verlockend, daß Louis anbiß. Dem früher verschmähten Pönicke wurde heiß gedankt — in Worten und wahrscheinlich auch in greifbarer Liebesgabe. (Chauds remerciements!)

Am 18. Dezember 1865 überschickte der zu Dresden seit dem April genannten Jahres akkreditirte französische Gesandte Baron Alexander Fourth-Rouen dem französischen Ministerium der auswärtigen Angelegenheiten zwei Exemplare einer bei Gustav Pönicke in Leipzig erschienenen Broschüre, betreffend das „Leben Cäsar's" von Napoleon III. Der Gesandte rühmt der Broschüre nach, daß sie „mit Sorgfalt und in einem sehr guten Geiste geschrieben ist und von ganz Deutschland mit Interesse gelesen werden wird." Er sagt in seiner Kritik:

„Am Schluß fügt der Verfasser hinzu, daß ein großer Mann immer nur wieder von einem großen Manne richtig beurtheilt werden kann. Nur das Auge des selber auf einer Höhe Stehenden vermag die umliegenden Höhen ordentlich abzumessen. Die große Menge ist im Allgemeinen unfähig, ein zutreffendes Urtheil zu fällen; sie besitzt bloß einen gewissen Instinkt, welcher sie oft irre leitet.*) Sie als kompetenten Richter bevorzugter Köpfe einsetzen, heißt in den meisten Fällen nichts Anderes, als: das Genie dem Richterstuhle der Mittelmäßigkeit, des Blödsinns und der Unwissenheit unterwerfen. Der Oberst Rüstow hat völlig Unrecht mit seiner Behauptung, daß die Massen die Geschichte machen; die großen Männer, welche die Massen führen, sind die Schöpfer der Geschichte."

Die Massenphilosophie führt zu folgendem praktischen Schlusse: Der große Mann Cäsar kann bloß vom großen Manne Louis Napoleon richtig gewürdigt werden; seinerseits kann der große Verfasser des „Lebens Cäsar's" nur vom großen Manne Musäus-Pönicke richtig beurtheilt werden; weil aber die große Menge nicht im Stande ist, die großen Männer Cäsar, Louis Napoleon und Musäus-Pönicke richtig zu fassen, empfiehlt es sich, wenn das französische Ministerium des Aeußern von der Schrift des großen, von ganz Deutschland gelesenen Musäus-Pönicke eine bestimmte Anzahl Exemplare kauft, damit das Leipziger Genie nicht vor dem Richterstuhl der Mittelmäßigkeit, des Blödsinns

---

*) Der „gewisse Instinkt, der irre leitet", ist unsers Erachtens sehr „ungewiß" und darum kein „Instinkt". Napoleon I. gelangte auf der Insel Helena zur Erkenntniß, daß die Volksmassen, wenn sie sich auch eine Zeitlang irre führen lassen, zuletzt doch immer das Rechte herausfinden.

und der Unwissenheit Schaden erleidet, sondern im Gegentheil — wie der besagte Pönicke es ausdrücklich wünscht (comme le sieur Poenicke le demande) — ein gutes Geschäft macht.*)

Pönicke hatte jetzt Routine bekommen. In den Jahren 1851—4 war er, als er sich an Louis Napoleon selbst gewandt hatte, abgewiesen worden. Gegenwärtig betrieb er sein Gesinnungsgeschäft durch die Vermittelung des zu Dresden residirenden außerordentlichen Gesandten und beglaubigten Ministers Frankreichs, vielleicht ursprünglich durch die Vermittelung des zu Leipzig angestellten französischen Konsuls Dervieu, der an Eugen de Mejan's Stelle getreten war. Am 10. Februar 1866 stellte der französische Minister des Aeußern ein Exemplar der Musäus-Pönicke'schen Broschüre dem Kabinet des Kaisers zu.

Wer war nun jener J. Musäus, der angebliche Verfasser der subventionirten Broschüre? Darüber schweigt unsere Quelle. Doch findet sich in ihr die Nachricht: im September 1867 habe ein gewisser J. C. Pönicke den Kaiser daran erinnert, daß er ihm im Laufe des verflossenen Juni ein Manuskript, betitelt: „Epos auf Napoleon I.", zugestellt habe. Weiter wird uns mitgetheilt, daß dieser J. C. Pönicke an den Kaiser schrieb: er (Pönicke) hätte seitdem beträchtliche Geldverluste erlitten, weßhalb er seine Majestät anflehe, ihm doch für das übersandte Epos eine mäßige Schadloshaltung zukommen zu lassen. Unsere Gleichung lautet folglich:

Gustav Pönicke + J. Musäus = Gustav Pönicke + J. C. Pönicke.
J. Musäus = J. C. Pönicke.

Im Schleusinger Holz sitzt auf hoher Eiche eine Schwarzdrossel, welche das Lied pfeift:

Bald scheinen's drei Lumpen,
Bald wieder nur zwei,
Und stets bei den zweien
Ist Einer dabei.
Und wenn die schöne Sippschaft
Kein Kleeblatt war,
Dann war sie doch sicher
Ein brüderlich Paar.

---

*) Wenn der französische Gesandte seinem Minister des Aeußeren anheim gibt (insinue), von der Musäus-Pönicke'schen Schrift eine bestimmte Anzahl Exemplare zu kaufen, so darf man nicht etwa glauben, daß nun Pönicke für die Geldsumme, die er erhielt, eine dem Buchhandelspreise entsprechende Anzahl Exemplare wirklich zu liefern hatte, sondern es wurde ihm unter der Scheinform eines fingirten

Zweites Kapitel.

Vom Staatsstreich bis zur Verkündung des Kaiserreichs.

(Vom 2. Dezember 1851 bis zum 2. Dezember 1852.)

Von der Zeit an, wo Louis Bonaparte Präsident der französischen Republik wurde, bis zum Staatsstreiche, mit andern Worten, in dem Zeitraume vom 20. Dezember 1848 bis zum 2. Dezember 1851 waren die aus Deutschland an ihn ankommenden Bettelbriefe verhältnißmäßig wenig zahlreich gewesen. Sie hatten ein Dutzend Stück betragen, und noch dazu waren, abgesehen von der Dresdener Dame Dibelins, unter den Unterzeichnern drei Personen, nämlich Ballien, de Lagarde und Halette, mit französischen Namen gewesen.

Die Gründe zu der Seltenheit der deutschen Bettelbriefe in dieser Periode sind in folgenden Umständen zu suchen: Erstens war der Ruhm Louis Napoleon's in dieser Zeit noch nicht fest begründet. Man hielt den Thron-Prätendten, indem man sich seiner Staatsstreiche erinnerte, wohl für einen tollen Waghals, aber auch für einen mittelmäßigen Geist. Ja die demokratische Presse pflegte ihn wie einen Dummkopf zu behandeln und wagte triumphirend zu verkünden, daß in Frankreich ein solcher Mensch, der sich besonders beim Boulogner Streiche lächerlich gemacht hatte, völlig zukunftslos sei, da beim französischen Volke mehr als anderswo, die Lächerlichkeit vernichtend wirke. Bewunderungs- und

---

Kaufes eine Geldsumme eingehändigt und er hatte dann über den Empfang dieser Summe zu quittiren, indem er bescheinigte, daß er die Summe von so und soviel Franken für so und so viele Exemplare seiner Schrift empfangen habe. Es ist das eine anständige Form, in welcher für Preßerzeugnisse Regierungssubventionen gewährt werden.

verehrungsvolle Spekulanten und Glücksritter, die sich an den emporsteigenden Stern des Abenteurers hefteten, waren daher in Deutschland noch sehr wenige vorhanden.

Zweitens verfügte Louis Napoleon bis zum Staatsstreiche über wenig Macht; denn er war durch die republikanische Konstitution gebunden. Als er am 9. Januar 1851 ein Staatsstreichsministerium, bestehend aus den neuen Ministern St. Jean d'Angely, Drouyn-de-Lhuys, Magne, Bonjean und Ducas, sowie aus den bisherigen Ministern Roucher, Baroche, Fould und Parieu, ernannt, Perrot zum Oberkommandanten der Nationalgarden, ferner den General Baraguay d'Hilliers zum Oberbefehlshaber der Truppen der ersten Militärdivision gemacht und den General Changarnier abgesetzt hatte, mußte er, weil die gesetzgebende Versammlung ihr Mißtrauen aussprach, bereits am 24. Januar das neue Ministerium entlassen. Er bildete nun ein bloßes „Uebergangsministerium". Schon in einer Botschaft vom 12. November an die Nationalversammlung hatte er unter Anderm gesagt: „Was mich zunächst beschäftigt, ist nicht, zu wissen, wer 1852 in Frankreich regieren wird, sondern daß ich die mir vergönnte Zeit so anwende, daß der Uebergang ohne Unruhe stattfinde." Man sah wohl, daß er einen Staatsstreich zu machen beabsichtigte; allein er mußte mehrmals, weil die Situation für ihn noch nicht reif war, einen Pflock wieder zurückstecken. Die französischen Demokraten wiegten sich mit wenigen Ausnahmen in großer Sicherheit, indem sie weissagten, daß am 3. Sonntage des Monats Mai 1852 eine völlig friedliche Revolution vor sich gehen werde; denn nicht mit der Flinte werde dieselbe zu Stande kommen, sondern jeder Bürger (citoyen) werde, mit dem Stimmzettel bewaffnet, zur Wahlurne marschiren. Demnach schien die beschränkte Macht, welche der Präsident der französischen Republik besaß, bald zu Ende gehen zu wollen.

Drittens besaß Louis Napoleon während seiner Präsidentschaft wenig Geld. Sein ursprüngliches Präsidenten-Gehalt hatte 600,000 Franken betragen. Da er die „Gesellschaft des 10. Dezember", die für das Kaiserreich propagandirte, zu spicken hatte, konnte er mit der geringen Summe nicht auskommen. Es gelang ihm in der Folge, zu dem Präsidenten-Gehalt noch 600,000 Franken unter dem Titel von Repräsentations-Kosten, 240,000 Franken als Bau- und Unterhaltungskosten, 35,000 Franken für die Miethe eines Nachbarhauses des Elysee und 150,000 Franken Antheil am Unterstützungs-Fonds des Ministeriums des Innern zu erhalten. Aber auch diese Beträge, die sich insgesammt

auf 1,625,000 Franken beliefen, reichten für ihn nicht hin. Als er am 10. Februar 1851 einen neuen Dotationszuschuß von 1,800,000 Franken verlangte, schlug ihm die gesetzgebende Versammlung diese Bitte ab. Gerade wegen des Geldmangels konnte er den beabsichtigten Staatsstreich lange nicht ins Werk setzen. Seine Feinde, besonders die Sozialisten Deutschlands, sagten darum mit der größten Sicherheit voraus, daß Louis Napoleon, anstatt Kaiser zu werden, im Mai 1852 in den Schuldthurm zu wandern haben würde. Sein Geldmangel nun bot den etwaigen Bittstellern wenig Aussicht, mit ihm Geschäfte machen zu können. Daher die geringe Anzahl Bettelbriefe vor dem Staatsstreiche.

Aber auch die in Folge des Staatsstreichs geschriebenen, noch vorhandenen Bettelschreiben sind nicht zahlreich, und zwar wird dieser Umstand von Herrn Bordier daraus erklärt, daß die Urheber jener verbrecherischen That vermuthlich die eingelaufenen Beglückwünschungen vernichtet haben. Das mag theilweise richtig sein. Indeß dürfte in nicht geringem Maße die Thatsache zu berücksichtigen sein, daß im Jahre 1852 die Demokratie in Deutschland noch Einfluß auf die öffentliche Stimmung hatte und daß folglich die ein offenbares Verbrechen verherrlichende reaktionäre Schamlosigkeit das deutsche Volk noch nicht im Großen angesteckt hatte.

Die Reihe der deutschen Zuschriften nach dem Staatsstreiche eröffnete Gustav Zimmermann, königlich hannöverischer Archivsekretär. Dieser Reaktionär schrieb am 27. Dezember 1851:

„Mein Prinz! Im Monat Juni gegenwärtigen Jahres veröffentlichte ich eine Broschüre unter dem Titel: „„Die Vortheile der konstitutionellen Monarchie für England; — ihre Unverträglichkeit mit den Institutionen der Länder des europäischen Kontinents."" — Ich habe das Glück gehabt, diese Broschüre von den Staatsleuten Deutschlands und anderer Länder so gut aufgenommen zu sehen, daß selbige eine zweite Auflage erlebt hat. Sie hat die Aufgabe, den Beweis zu liefern, daß die konstitutionelle oder parlamentarische Regierungsform mit einem verantwortlichen Ministerium für die Länder des Kontinents auf die Dauer unmöglich und schädlich ist, daß sie die Exekutivgewalt vernichtet und zur Anarchie führt. Obschon sich die Broschüre im Grunde nur mit Monarchien beschäftigt, enthält sie dennoch indirekt eine Rechtfertigung der weisen Maßnahmen des zweiten Dezembers. Ich nehme mir die Freiheit, Monseigneur, eurer Hoheit ein Exemplar dieses Werkes zum Zeichen meiner tiefen Verehrung und meiner hohen Bewunderung für das in Frankreich Geschehene zu unterbreiten."

Gustav Zimmermann suchte sich dem Napoleoniden durch die Befürwortung des puren und blanken Absolutismus zu empfehlen. Seine Broschüre war derartig, daß sie im Voraus schon jedem gegen die Volkssouveränität unternommenen Staatsstreiche die Absolution ertheilte, ja denselben rechtfertigte. Doch hatte Louis Napoleon keinen solchen Rathgeber nöthig. Was er brauchte und einführte, war die parlamentarische Form ohne den parlamentarischen Inhalt, der Scheinparlamentarismus, gestützt auf offizielle Kandidaturen, die mit Plebiszsiten verbundene Herrschaft des allgemeinen Stimmrechts. Wir gehen zu einem neuen Bilde über.

Der badische Oberamtmann Pfister zu Oberkirch, Ritter des Zähringer Löwenordens und Mitglied mehrerer gelehrter Gesellschaften, beglückwünscht am 24. Januar 1852 den Prinz-Präsidenten wegen des großen Aktes vom letzten 2. Dezember, welcher Frankreich gerettet, die Ordnung sicher gestellt und dem ganzen europäischen Kontinente die Ruhe gewährleistet habe. Er erinnert daran, daß er als Beamter zu Konstanz 1837 oft die Ehre gehabt hat, mit dem Prinzen und mit den Herren Parquin, Laity, Querelle und Conneau sich gesprächsweise zu unterhalten, und daß er auf die Einladung des Prinzen dem Leichenbegängnisse ihrer Majestät der Königin Hortense in der Kirche zu Ermatingen beigewohnt hat. Als später auf Betrieb des französischen Gesandten Herrn von Montebello durch die großherzogliche Regierung dem Prinzen und dessen Gefolge (suite) das Betreten der Stadt Konstanz untersagt worden war, hat Pfister auf eigenes Risico und Gefahr beim Minister Winter in Karlsruhe zu Stande gebracht, daß dem Prinzen, welcher ihm damals die Ehre anthat, ihm dafür persönlich Dank abzustatten, die Erlaubniß, Konstanz zu betreten, zurückgegeben wurde. Pfister versichert, daß er diese verschiedenen Umstände nur deßhalb erwähnt, damit der Prinz von der Aufrichtigkeit seiner Beglückwünschungen und seiner Hingabe überzeugt sei. Qui s'excuse, s'acuse! Monarchisten sind eigennützig. Es geschah wohl nicht ohne Absicht, wenn Pfister in seinem Schreiben ausdrücklich erwähnte, daß er es schon bis zum Ritter des Zähringer Löwenordens gebracht hatte. Der Mann, an den er schrieb, verfügte über den Orden der Ehrenlegion, und diesem Manne rief er ins Gedächtniß, daß er (Pfister) ihm in früherer Zeit einen Dienst, wofür ihm nur mit Worten gedankt worden war, geleistet hatte.

Im Januar 1852 fühlte auch ein Berliner Polizeibeamter ein unwiderstehliches Prickeln, ein Schreiben, verbunden mit einem Geschenk,

an den Staatsstreichshelden zu richten. C. A. Wistmann war so glücklich, einen alten Pfeifenkopf von Anno (Taback) 1804, worauf sich das Bildniß des Kaisers Napoleon's I. befand, zu besitzen. Dieses Erbschaftsstückchen, von ihm bisher „mit religiöser Sorgfalt“ aufgehoben, hatte er nun die Ehre, dem Neffen des alten Bonaparte anzubieten. Im Falle der Annahme konnte das Gegengeschenk ja doch nicht ausbleiben. Unglücklicherweise rauchte Louis Napoleon zwar Zigarren, war aber kein besonderer Freund von alten Pfeifenköpfen. Das Bildniß seines Onkels besaß und kannte derselbe schon. Der Onkel hatte nur geschnupft! — — Lauter ungünstige Konjunkturen!

F. Silber, Hoflithograph zu Berlin, übermacht im Januar 1852 dem Prinz-Präsidenten ein Exemplar eines von ihm für ein Fest des russischen Kaisers angefertigten allegorischen Bildes. Silber, der sich für einen scharfsinnigen Diplomaten halten mochte, befaßte sich auch mit der Natur der Beziehungen der europäischen Kabinette zu einander, und erlaubte sich, weil er keine Ahnung von dem nahe bevorstehenden Krimkrieg hatte, sein allegorisches Bild mit den Worten zu empfehlen: „Ihre freundschaftlichen Beziehungen zu diesem erhabenen Fürsten (Zar Nikolaus), sowie das lebhafte Interesse, welches euere Hoheit allen Erzeugnissen der Kunst und Industrie schenken,“ lassen den Absender eine huldvolle Aufnahme hoffen.

Im Dorfe Stammheim, nahe bei rheinisch Gladbach und Mülheim am Rhein suchte sich um diese Zeit einer der damals nicht seltenen Löser der socialen Frage mausig zu machen. Merkwürdigerweise hatte derselbe den Namen mit der That; denn er hieß F. Mauß. Dieser Klügling begann sein Schreiben an Louis mit einer captatio benevolentiae; er lobte nämlich nachdrucksvoll den Staatsstreich. Dann ermahnte er den Staatsstreichshelden, das Geschick des französischen Volkes, welches letztere bisher noch keinen Nutzen von den Revolutionen gehabt habe, zu verbessern, und kramte hierauf seine unberufenen Rathschläge aus. Mauß schlug das abgedroschene Mittel einer Nationalbank vor. Diesem Institute sollte jeder Bürger den Betrag seines Vermögens zu deklariren haben. Mauß verordnete, daß alle Eigenthümer, deren Eigenthum ein gewisses Maß übersteigen würde, gezwungen sein sollten, sich des Ueberschusses zu entäußern. Während alsdann die Bank die Interessen verbürgte, könnte sie nöthigenfalls über die Kapitalien verfügen. Auf diese Art, meinte Mauß, würde der Staat (das heißt im gegenwärtigen Falle: Louis Napoleon!) Nichts von den Reichen zu befürchten haben und den Armen Arbeit verschaffen können. Also die Auffrischung des

Maximums nebst der Swoboda'schen und Proudhon'schen Nationalbank, über welche der Staat (Louis Napoleon) nach Gutdünken verfügte! Wahrscheinlich hoffte Mauß Finanzminister zu werden. Einstweilen jedoch bat er sich nur das Porträt Louis Napoleon's zur Belohnung für seinen weisen Rath aus. So geschehen den 9. März 1852!

Unter den vielerlei Freunden, welche Louis in seinen jüngeren Jahren besessen hatte, hatte sich auch ein badischer Industrieller befunden, der sich zum Dichter berufen glaubte. In der That war er kein gewöhnlicher Poet, sondern befaßte sich speziell mit der Besingung des Bonapartismus. Bereits im Jahre 1834 hatte er „Napoleonische Dichtungen" (Poésies Napoléoniennes) verfertigt und selbige waren damals zu Zürich auf Louis Napoleon's Kosten gedruckt worden. Nach den späteren Mustern zu schließen, müssen sie nicht die Druckkosten werth gewesen sein. – Als nun Louis durch den Staatsstreich sich zum Herrn von Frankreich gemacht hatte, gerieth bei dem alten Freunde Schultheiß plötzlich die poetische Ader wieder in Fluß. Er übersandte 1852 zwei gedruckte und drei ungedruckte Gedichte. Indeß machten dieselben so wenig Eindruck, daß er vergebens auf eine Belohnung wartete. Da er sich nicht beruhigte und immer wieder reklamirte, drang sein Flehen endlich im Juni 1853 durch den Wolkenhimmel und Sternenhimmel des Höflingsgeschmeißes bis zum Thron des Allerhöchsten im französischen Freudenhimmel. Ein Engel meldete:

„Er hat keine Antwort erhalten. Wünscht der Kaiser, daß Herrn Schultheiß ein Andenken geschickt werde? —

„„Ihm 500 Franken schicken!"" erschallte es aus dem Munde des gekrönten Herrn.

Nachdem der Engel gethan, was der Herr geheißen hatte, sandte Schultheiß ein heißes Dankgebet zum Thron des Allerhöchsten auf. Drei Gedichte auf Einmal entwanden sich seiner Brust. Er schrieb in schlechtem Französisch:

„Die drei beifolgenden Gedichte werden genügend darthun, daß meine alte Verehrung für Sie, Sire, und meine Begeisterung für die große napoleonische Sache seit zwanzig Jahren sich gleich geblieben sind, wie auch das Ziel meines ganzen Lebens ein napoleonisches Epos sein wird .... Den Helden in Poesie zu feiern, das ist es, was ich mir vorzubehalten so frei gewesen bin. Mein alter Plan, ein napoleonisches Epos zu schreiben, ist von eurer Majestät und deren hehren Mutter schon in den idyllischen Tagen von Arenenberg gebilligt und unterstützt worden. Damals, Sire, haben Sie mir eine für diesen Zweck

bestimmte Pension aufbringen und sie durch die ganze kaiserliche Familie zusammensteuern lassen wollen; ein Plan, zu Nichte geworden durch die Ungunst der folgenden Zeiten, aber jetzt von eurer Majestät leicht zu realisiren. Erhielte ich eine schickliche Pension, um mir alle nöthigen Kenntnisse erwerben und um alle ausgedehnten Studien und langen Reisen, welche ein wahrhaft homerisches Epos zu unserer Zeit erfordert, machen zu können, dürfte ich vielleicht zugleich noch vermöge meiner sehr speziellen Studien in der Chemie, Industrie und National-Oekonomie reale und prosaische Dienste leisten."

Darauf setzte Schultheiß seine „prosaischen" Pläne auseinander. Er könnte, wenn er die Pension hätte, über die Oekonomie der Alpen eine Denkschrift verfassen. Sodann könnte er praktische Rathschläge ertheilen, wie sich aus den Forsten des Atlas durch seine Schwarzwälder Landsleute Holz zu Schiffen herbeiflößen ließe. Außerdem hätte er neue Erfindungen gemacht, um die deutsche Auswanderung nach Algerien zu leiten. Später könnte er eine Abhandlung über die Uhrmacherschulen schreiben. Doch die Hauptsache würde die Einrichtung eines napoleonischen Mausoleums aus Emaille-Guß sein. Er hatte nämlich ausfindig gemacht, wie sich das Eisen emailliren läßt, und könnte sowohl hierüber schreiben, als auch den französischen Industriepalast aus emaillirtem Eisen verfertigen.

Als Schultheiß die Belohnung von 500 Franken erhalten gehabt hatte, war er nach Paris gekommen. Indeß war der Kaiser nicht zu sprechen.

Seine neuen Gedichte sandte Schultheiß an den Großkämmerer des Reiches, indem er wiederholt neue Geldspenden verlangte. Diese Gedichte waren theils deutsch, theils französisch. Ein kleines französisches Gedicht, betitelt: Fusion ou Réconciliation, schloß mit den Worten:

Il ne s'agit de l'idee d'une cordiale alliance;
Il s'agit d'exploiter avec profit la France.

(Kein herzlich Bündniß gilt es einzuleiten,
Es gilt nur, Frankreich tüchtig ausbeuten.)

Trotz dieses ächt napoleonischen Gedankens ließ der Kaiser seinen Freund ohne Pension. Endlich begnügte sich der Dichter damit, für zwei neue Gedichte mindestens nochmals 500 Franken zu begehren. Seine Verse, sowie seine Bitten um Geld und Anstellung setzte er bis zum Jahre 1857 mit „unverwüstlicher Begeisterung" fort, und wenn er nicht gestorben ist, dann lebt er, wie's im Volksmärchen gewöhnlich heißt, heute noch.

Außer diesem alten Bekannten schrieb an Louis im Herbste des Jahres 1852 Johann Kiderle, Benefizpriester im oberbairischen Städtchen Dachau, welches wegen seines Mooses und wegen des in der Nähe liegenden Mineralbads Mariabrunn bekannt ist. Kiderle war ein Mitschüler Louis Napoleon's zu Augsburg 1817 und 1818 gewesen. Natürlich fördert dieser Pfaffe sehr erbauliche Phrasen zu Tage, wie zum Beispiel: er ist mit Bewunderung der Laufbahn seiner kaiserlichen Hoheit gefolgt; — er hat den Prinzen betrachtet wie einen Führer, Frankreich durch des Herrn Zebaoth Hand gegeben, auf daß derselbe es lenke in schweren Zeiten; — er wünscht dem Prinzen Glück dazu, daß dieser der heiligen Mutter Kirche die Hand gereicht hat; — jeden Tag beim Messelesen will Kiderle Gottes Segen auf den Prinzen herabflehen; — Kiderle stimmt in den Ruf Frankreichs ein: „Es lebe der Kaiser!“ — — Für diesen geistlichen Quatsch wurde dem Pfaffen im Namen des französischen Usurpator's gedankt.

Im Oktober 1852 schrieb an Louis auch der Münchener Staatsanwalt A. Wolf. Auch dieser glaubte sich dem zum Kaiser herangereiften Früchtchen des Augsburger Gymnasiums als einstiger Mitschüler bemerklich machen zu müssen. Der Staatsanwalt drückte dem alten Verschwörer, Rebellen und Unruhestifter seine lebhafte Sympathie nebst dem „heißen“ Wunsche aus, daß Louis das mit so vieler Thatkraft begonnene Werk des Heils vollenden und zum höchsten Range, für welchen diesen politischen Verbrecher dessen Fähigkeiten befähigten, emporsteigen möge. Wolf hält seine eigene Stellung, die er als Staatsanwalt einnimmt, für ungeheuer wichtig, und vermeint als gesetzlicher Staatsstreichler dem zu der höchsten Würde aufklimmenden früheren Schulfreunde behülflich sein zu können. Er fühlt sich nämlich überaus glücklich, den etwas komisch klingenden Gedanken aussprechen zu können, daß er — der Staatsanwalt A. Wolf — in seiner obrigkeitlichen Stellung in Baiern zum gesetzlichen Schutze des Ansehens seiner kaiserlichen Hoheit in sofern beitragen kann, als er zufolge den zwischen Frankreich und Baiern abgeschlossenen Konventionen die bairische Presse an feindlichen Ausfällen gegen Louis zu verhindern die Macht besitzt. Mußte nicht Louis vor lauter Rührung über solche gesetzliche Dienstbeflissenheit sofort dem Preßpräfekten Wolf das Diensthalszeichen der Ehrenlegions-Ritter umhängen?

Der Oldenburger Obergerichts-Advokat G. H. Kohler überschickte unterm 13. November 1852, wahrscheinlich um seine Befähigung zum bonapartistischen Agenten zu beweisen, eine Nummer des Olden-

burger „Beobachters", worin ein vom Absender geschriebener Artikel stand, betitelt: „Ein Wort über die Zukunft Dänemarks." – Louis belohnte diesen Fühler weder mit Gold, noch mit einem Orden, sondern ließ dem patriotischen Links- und Rechtsmacher einfach schriftlich seinen Dank ausdrücken.

Jakob Kammerer aus Rottweil übersandte im November 1852 ein lithographirtes Bild, welches die Ausgießung des heiligen Geistes darstellte, der noble Berliner v. Brockhusen ein Fruchtmesser. Beide Industrielle erhielten nicht, was sie erwartet hatten. Sie empfingen nicht einmal eine Antwort, trotzdem daß sie zweimal darum anfragten.

Bald nach dem Staatsstreiche regten sich auch verschiedene Grazien und Nymphen, die entweder mit dem Staatsstreichler selber oder mit dessen Familie früher einmal bekannt gewesen oder geworden zu sein jetzt als unendliches Glück empfanden. Es waren das Huldinnen, denen ein Wappen nobler Abkunft auf die der Vergangenheit zugewandte Seite ihres zarten Daseins aufgedrückt war. Obenan in dieser Beziehung steht die

Baronin Karoline Waldau, wohnhaft in Berlin. Selbige bringt sich schon am 12. Mai 1852 dem „Prinzen" als alte Nachbarin des Arenenberger Schlosses in Erinnerung. Sie hauchte folgende Empfindungen auf liebeduftiges Papier: „Monseigneur! Alles, was Sie sind und treiben, durchdringt mich mit einer Art Schweifwedelei (adulation), welche auszudrücken mein Herz erheischt. Gestatten Sie mir also, Sie um eine unerhörte Gnade, um ein liebes Wort, zu bitten; denn Ihnen ist Alles möglich. Ich werde es als die kostbarste Reliquie aufbewahren ...." — (Louis ging damals auf Freiersfüßen; denn seine Kebsin „Miß" Howard wollte er nicht heirathen. Man durfte darum weiblicherseits zärtlich gegen ihn sein und „Alles für möglich" halten!)

Einen recht interessanten Brief, der uns einen Blick in das Maikäferleben und die Schürzenbeziehungen der kaiserlichen Familienmitglieder gibt, schrieb unterm 14. Mai 1852 an den Präsidenten der durch den Staatsstreich aus der Welt geschafften französischen Republik eine adelige, zu Würzburg wohnhafte Dame, Namens Karoline von Weinbach, geborene Baronin von Syrgenstein. Dieselbe sagte:

„Monseigneur! Ermuthigt durch die Erinnerung an den graziösen Empfang, womit ich zu Augsburg bei ihrer königlichen Hoheit, Ihrer Frau Mutter, beehrt worden bin, und von diesem süßen Gefühl ge-

leitet, wage ich heute mich dem hehren Sohne derselben vorzustellen, indem ich seine Gerechtigkeit und Milde anflehe . . . ." So lautet die Einleitung, geschrieben für den hehren Sohn. Darauf trägt die Karoline von Weinbach ihre Schmerzensgeschichte vor. Ihre Tante, die Baronin von Reding, geborene Baronin von Eptingen, ist den 1. März 1851 bei der Prinzessin Mathilde Demidoff zu Paris gestorben, und unter andern Werthsachen hat man in ihrer Hinterlassenschaft eine vom 31. März 1827 datirte Obligation gefunden, kraft deren der Prinz Jerome Bonaparte, Herzog von Montfort, sich als Schuldner der Baronin von Reding mit einer Summe von 15,000 Franken, verzinsbar zu fünf Prozent, und zu einem Restant im Betrage von 26,000 Franken, welche Summe durch den Prinzen der Madame von Reding für die Erziehung ihrer beiden Kinder zugestanden und versprochen worden war, bekennt. Die Interessen waren vom 31. März 1827 bis zum 1. April 1828 ausgezahlt, aber seit dieser Zeit im Rückstande geblieben. Nachdem der Notar der Damen von Weinbach und von Reding (Madame Beaufeu) zu Gunsten derselben bei dem Prinzen von Montfort offiziöse Schritte gethan und der Prinz dem Herzog Vorstellungen dieserhalb gemacht hatte, geruhte der Letztere durch seinen Adjutanten, den Obersten Dumas, antworten zu lassen, er sei höchlichst darüber erstaunt, daß diese Summe, zu welcher er sich als Schuldner bekenne, nocht nicht erledigt worden sei, und daß, wenn sie es noch nicht gemäß dem im Jahre 1848 gegebenen Versprechen seiner Tochter wäre, dergestalt daß die Prinzessin zu zahlen sich weigere, er es auf sich nehmen wolle, die Erben der Madame von Reding schadlos zu halten. Da jedoch die Frau Prinzessin nicht verpflichtet war, die Verbindlichkeiten ihres Vaters zu übernehmen, schritten die Männer des Gesetzes vom Neuen ein, und jetzt antwortete der Herzog, daß er, weil ja doch der Prinz Madame von Reding eine lebenslängliche Pension dargeboten habe, sich nicht mehr als Schuldner der Verblichenen betrachte. Madame von Weinbach fleht nun die Protektion seiner Hoheit (Louis Napoleon's) im Interesse ihrer drei vermögenslosen Kinder an.

Wir kommen nun zu einem Konkurrenten des oben, am Ende des ersten Kapitels, erwähnten Leipziger Buchhändlers Gustav Pönicke. Der Ehrenmann, mit dem wir es zu thun haben, ist mit dem Titel Hofrath geschmückt, ein Umstand, der bisweilen auf reaktionäre Gossen- und Kehrichtdienste schließen läßt. Der Wackere nennt sich Verlagschef und heißt Dr. Ferdinand Philippi. Er schreibt an den Prinz-Präsidenten unterm 16. Mai 1852. Doch hat er als weiser verdienstvoller Hofrath

mit Louis Napoleon schon vor diesem Datum die Geschäftsverbindung angeknüpft.

Nachdem er schon die Ehre gehabt hat, für eine seiner früheren Publikationen, betreffend die hohen politischen Gesichtskreise seiner Hoheit, eine ebenso schmeichel- wie ehrenhafte Billigung zu erlangen, hat er sich vorgenommen, in den deutschen Ländern die philosophischen und wesentlich reformatorischen Ideen seiner Hoheit dem Volke zugänglich zu machen, indem er einen Theil der ausgezeichneten Schriften, welche Louis Napoleon zu verschiedenen Zeiten in Frankreich veröffentlicht hat, übersetzen will. „Obschon eine solche Veröffentlichung“ sagt er, „in Deutschland durch das ungeheure Renommee, welches sich an den Namen des Verfassers knüpft, und durch dieses Verfassers Einfluß auf die Lage der zivilisirten Welt gut motivirt ist, ist sie doch mit einer unabweislichen Bedingung verbunden, wenn sie bis in die niedrigsten Hütten — denn in Deutschland fühlt Jedermann das Bedürfniß zu lesen! — dringen soll: und diese Bedingung besteht darin, daß die Uebersetzung billig sein und oft sogar ganz gratis verbreitet werden muß. . . Der unterzeichnete Uebersetzer, welcher seit dreißig Jahren durch seine Veröffentlichungen sich einen großen Einfluß zu erwerben gewußt und sich immer als einen eifrigen Verfechter der Gerechtigkeit, Wahrheit und Mildthätigkeit gezeigt hat, hat sich vorgenommen, in einem der Schriften eurer Hoheit beigefügten Kommentare zu beweisen, daß niemals diese wahrhaft christlichen Ideen einen wärmeren Vertheidiger gefunden haben, als den erhabenen Erben des in der Geschichte aller Jahrhunderte größten Namens.“

Der einflußreiche Hofrath, der übersetzende Verfechter der Gerechtigkeit, Wahrheit und werkthätigen Liebe sucht jetzt die Furcht jener vorhergehenden Publikation, für welche er nur schmeichelhaftes Lob erhalten hatte, mit einzuärnten und einen guten Schnitt zu machen, indem er in den Stand gesetzt sein will, die Uebersetzung der Schriften des großen Tuilerien-Philosophen und Reformators Louis bis in die niedrigste Hütte Deutschlands billig und — sogar oft — unentgeltlich zu verbreiten. Die wahrhaft christlichen Ideen des erhabenen Erben des in der Geschichte aller Jahrhunderte größten Mannes sollen einen Goldregen in seine Uebersetzungs-Unternehmergewinn-Kasse fließen lassen. Ehrenmann-Hofrath Philippi hatte hiermit besseres Glück, als um diese Zeit Pönicke mit dem für fürstliche Höfe bestimmten Prachtexemplar. Sein Unternehmen fand in den Tuilerien Anklang; sein Plan wurde genehmigt. Die Summe des Unternehmergewinns und Risikoprofits wird uns nicht angegeben.

Im August 1852 erhielt Louis die Schrift eines preußischen Pferdebereiters: Ludwig Seeger's, der nach dem Urtheile des zu Berlin residirenden französischen Gesandten der famoseste Pferdekünstler des preußischen Staates war. Die Schrift, von Louis mit Dank akzeptirt, war betitelt: „Herr Baucher und seine Künste. Ein ernstes Wort an Deutschlands Reiter.“

Am Hofe des bisweilen mit Komponisten-Federn geschmückten Koburger Herzogs Ernst II. lebte ein Kapellmeister, der den französischen Namen Drouet führte. In seiner Jugend war derselbe an die Person des Königs Louis von Holland attachirt gewesen und — wie es scheint, auch an die — der Königin Hortense: denn mit Letzterer hatte er „gearbeitet“ und „unter der Direktion ihrer Majestät“ die französische Volksweise Partant pour la Syrie in Noten gesetzt. Im Jahre 1810 war er an der Kapelle des Kaisers Napoleon I. angestellt worden und dieser hatte ihm auf das Kreuz der Ehrenlegion für spätere Tage, wenn Drouet älter sein würde, Aussicht gemacht. Drouet's treue Anhänglichkeit an das Gedächtniß des Kaisers widerstand, als Letzterer gefallen war, den Anträgen, die ihm seitens der französischen Restauration gemacht wurden. So kam er nach Deutschland und wurde hier Tonmeister des Herzogs Ernst. Drouet schrieb nun im September 1852 an Louis Napoleon, indem er ihn um das Kreuz der Ehrenlegion bat. Wahrscheinlich wurde seine Bitte erhört. — Uebrigens ist er als Ritter des Ordens des Koburger Herzogs bezeichnet, womit nur der sachsen-ernestinische Hausorden, gestiftet 1690 und erweitert 1864, gemeint sein kann. Er war ein Ordensjäger, der sich auf seine frühere Beziehung zu dem königlich Hortensischen Unterrock berief.

In dem 1851 von Lippe-Detmold gegen eine Jahresrente ganz an Preußen abgetretenen, vom Grafen Bernhard II. 1150 erbauten Städtchen Lippstadt, bei welchem die Lippe den ersten Grad ihrer Schiffbarkeit erreicht, wohnte ein seine Blicke schon längst sehnsüchtig nach den Tuilerien richtender, pillendrehender Kräuter- und Raritätenbesitzer, Namens C. Fabro. Unter seinen Specifitäten verwahrte derselbe eine alte, mit dem Buchstaben N. gezeichnete Quehle, sowie eine alte lederne Brieftasche auf, zwei ehrwürdige Gegenstände, von denen er hoch und theuer versicherte, daß sie nach der Schlacht bei Waterloo in der Kutsche des alten Napoleon „gefunden“, beziehentlich als Beute weggenommen worden wären. Diese Beutestücke, meinte besagter Apotheker Fabro, dürften sich jetzt vortheilhaft an den Mann bringen lassen, um im Louvre zu Paris ausgestellt zu werden. Er bot dieselben daher im September

1852 dem neuen Tuileriengaste an, erhielt aber für seinen guten Willen nur Dank mit abschlägiger Antwort.

Indem wir verschiedene Erfinder, sowie mehrere adelige und unadelige, männliche und weibliche Bettler, die im Jahre 1852, ohne politische Schminke anzuwenden, Louis geradewegs um Unterstützung anflehen, hier bei Seite lassen, müssen wir noch einige Lobhudler des Staatsstreichs erwähnen. Selbige bettelten nicht geradezu und auf plumpe Weise, sondern suchten sich einen Stein in's Brett zu setzen, indem sie entweder in Reimen oder in Prosa den Staatsstreich, jenen mit Meineid, Mord und allerlei Gewältthat verbundenen nächtlichen Ueberfall des 2. Dezembers, wodurch sich Louis den Weg zum Throne gebahnt hatte, hochpriesen.

Die Verherrlichung des Staatsstreichs fällt manchmal noch in spätere Zeit; denn manche von den Lobhudlern hielten später immer noch gerade den Staatsstreich für den geeignetsten Gegenstand und Vorwand ihrer verbrämten Bettelei. So zum Beispiel feierte F. Straub aus Nürnberg den Jahrestag des Staatsstreichs noch 1854 vermittelst eines an den Kaiser eingesandten Gedichtes.

Zwei Berliner „Bürschchen", das eine vom Adel, das andere von der Polizei, hielten ebenfalls für nothwendig und vortheilhaft, ihren Senf über den Staatsstreich und über die Vortrefflichkeit der neuen bonapartistischen Herrschaft dem Pariser Gesellschaftsretter als Huldigung darzubringen. Der Edele von den Beiden führte den Titel Doctor, Redakteur u. s. w., und hieß Alexander Ferdinand von Recke. Sein ursprüngliches Machwerk, worin er den Staatsstreich lobt, ist nicht mehr vorhanden; doch bezieht er sich auf dasselbe in einem spätern Bettelbriefe. Er schreibt im Jahre 1862, als er Quacksalberei zu treiben versucht, an Louis u. A.: „Sire! Zweimal schon habe ich gewagt, eurer kaiserlichen Majestät meine aufrichtigsten Sympathien darzubieten; zuerst 1852, indem ich am Jahrestage des zweiten Dezember dem mächtigen Retter der europäischen Gesellschaft ein anspruchloses Gedicht widmete. . . . Diese Sympathien kommen nicht einzig daher, daß ich mich immer noch als der großen französischen Nation angehörig betrachte, weil ich von einer durch die Aufhebung des Ediktes von Nantes vertriebenen protestantischen Familie herstamme*), sondern sie

*) Das Edikt von Nantes wurde durch Ludwig XIV. 1685 aufgehoben, nachdem es seit 1598 in Kraft gestanden hatte. Die Zahl der allein in Berlin sich auf Einmal ansiedelnden französischen Protestanten betrug, abgesehen von den Nachzüglern, gegen 10,000.

wurzeln besonders in den fürstlichen erhabenen Tugenden eurer kaiserlichen Majestät, von der ich einer der größten Bewunderer in der ganzen Welt bin." *) — Das andere Berliner Kind, der „Bürgermeister" und „königliche Polizeianwalt" Dr. Friedrich Liepe, überschickte im Dezember 1852 Louis ein Machwerk, betitelt: „Epistel eines Preußen." Er nannte wegen des Staatsstreichs den Dezember den weltberühmten Monat, weil dieser die Welt beruhigt habe und geschichtlich sei. Liepe besang später auch die Geburt Lulu's und wollte noch am 7. März 1870 seiner kaiserlichen Majestät ein Werk widmen, erhielt aber im letzteren Falle nicht die nachgesuchte Erlaubniß, weil die Berliner Polizei, bei welcher Erkundigung über ihn eingezogen worden war, erklärt hatte, daß Liepe, ein Doktor der Rechte und seit 1837 bei der Polizei angestellt, wegen Lüderlichkeit seine Stellen verloren hätte, daß er viermal sich verheirathet hätte und dreimal geschieden worden sei, und daß derselbe auch einmal wegen nächtlichen Unfugs zu drei Thaler Geldbuße verurtheilt worden sei.

Die Belobungen des Staatsstreichs setzten sich noch jahrelang fort. Lumpen, welche vom Kaiser Geld oder einen Orden haben wollten, glaubten vor Allem seine Hauptrettungsthat preisen zu müssen.

Unterm 6. Juni 1854 wurde dem Kaiser eine Broschüre aus Wien zugeschickt, die betitelt war: „Napoleon III. und der Staatsstreich." Der Verfasser hieß Anton Langer.

Als im Februar 1863 der Berliner „Gesundheitsrath" Dr. Leo Krapp eine Broschüre über die chronischen Krankheiten übersandte, schrieb derselbe die schweifwedelnden Worte: „Es geschieht nicht zur Empfehlung des Verfassers, nein, es geschieht um durch ein schwaches Zeichen seine Ehrfurcht und seine Bewunderung für einen Monarchen zu bekunden, welcher es verstanden hat, die Anarchie zu fesseln, die Ordnung herzustellen, den Gesetzen Respekt zu verschaffen. . . ."

In ähnlicher Weise schrieb natürlich auch der baierische Arzt Löwenstein aus Jugenheim, als er 1400 Franken zu erschwingen trachtete, um seinen ältesten Sohn auf eine französische Universität, wo dieser den

*) Necke ist irrthümlich zweimal im Buche: L'Allemagne aux Tuileries, angeführt, nämlich unter Nr. 265 und Nr. 1134. Das kommt daher, weil er das eine Mal in dem kaiserlichen Korrespondenz-Tagebuche als Ferdinand Denecke aus Danzig, von wo aus er sein Gratulations-Gedicht geschickt hatte, verzeichnet war, während er das andere Mal als Alexandre Ferdinand de Necke aus Berlin in den Dossiers eingetragen war. Er war jedenfalls später nach Berlin übergesiedelt oder schrieb doch von Berlin aus.

Doktorgrad erwerben sollte, schicken zu können. Nachdem er die gebettelten 1400 Franken zugestellt erhalten hatte, bezeigte dieser frühere Schulgenosse Louis Napoleon's letzterm seinen Dank in nachstehenden eunuchischen Ausdrücken: „Der ehrfurchtsvoll Unterzeichnete nebst seiner Familie wird unaufhörlich zu Gott beten, auf daß er eure Majestät am Leben und bei Gesundheit erhält, denn Beides ist unersetzlich für das Wohl Frankreichs und ganz Europa's. Die außergewöhnliche erstaunliche Kraft, welche blitzgleich die Unordnung, den Hader, die Mühseligkeit und das Elend unter den Bewohnern Europa's zu vernichten vermochte, binnen fünf Jahren fast auf übermenschliche Weise mehr Wohlthaten um sich verbreitete, als sonst die aufgeklärtesten, geehrtesten und berühmtesten Männer während ihres ganzen Lebens, was innerhalb der verschiedenartig zerrissenen menschlichen Gesellschaft eine ganz außerordentliche Erscheinung ist; diese Kraft, Sire, muß unter dem besonderen Schutze Gottes stehen!" (1857.)

Einer wo möglich noch widerlicheren, noch äußerst niederträchtig unterthänigeren Sprache befleißigte sich der Pastor H. Rohde, wohnhaft zu Parchim in Mecklenburg-Schwerin. Um Geldsummen vom Dezember-Manne herauszuarbeiten, begann dieser Pfaffe ebenfalls mit einem Lobgebete auf die Greuelthat des 2. Dezembers. Der lobhudlerische Bettelbrief des fraglichen Dieners des Wortes Gottes, datirt vom 28. November 1861, lautet folgendermaßen:

Sire! Vor allen Dingen bitte ich eure Majestät, mich unter Diejenigen zu rechnen, welche den 2. Dezember als das größte Fest der Neuzeit feiern. Ihre Worte vom 14. November konnten nicht auf die Gränzen Ihres großen Reiches beschränkt bleiben; es gibt viele deutsche Herzen, welche, des verblichenen Nimbus der Dynastien alten Schlages überdrüssig, sich zur Zeit darüber gefreut haben und mit neuer Hoffnung für die Zukunft erfüllt worden sind. Vom Throne herabverkündet mußten diese Worte uns sehr groß erscheinen und sie werden nie aus unserm Gedächtniß schwinden. O, wie sehr beneiden wir doch Frankreich, wo die personifizirte Menschlichkeit auf dem Throne sitzt und des Reiches Szepter führt! O Deutschland, dadurch gehoben, daß du einen solchen Nachbar hast! Kein einziger Mensch braucht dort erst um die Gunst eines solchen Souverän's lange zu flehen; der Bedürftige besitzt sie schon, sobald er seine Anliegen nur ausspricht. Ich nun, Sire! bin einer von diesen Bedürftigen, die Geld brauchen für eine fruchtbringende Thätigkeit; ich bedarf Geld von Dem, ohne den jede Bewegung aufhört; denn Sie, Sire, haben während sieben Jahren unermüdliche Bestrebungen

hervorgerufen, nachdem Ihre Akademie der Wissenschaften einen Preis ausgesetzt hatte, der ohne Zweifel alle öffentlichen und geheimen Banken ruiniren sollte. Damals war ich noch Pastor zu Damm bei Parchim; damals schrieb ich an die Akademie, daß ich das gestellte Problem gelöst hätte; aber leider war's zu spät; der Termin war verstrichen. Einmal angeregt, setzte ich mit verdoppeltem Eifer meine Anstrengungen fort. Kurz, ich blieb anderthalb Jahre zu Homburg und gewann nach meiner Methode. Allein der kleine Einsatz, auf den ich durch meine Kasse beschränkt war, vermochte nicht genugsam die Aufmerksamkeit der Spieler auf sich zu lenken... Darum, Sire, flehe ich eure kaiserliche Majestät ganz unterthänigst an; strecken Sie mir unter irgend einer Bedingung 2—4000 Franken auf ein Jahr vor. Zum Beweise der Richtigkeit meiner Berechnung mache ich mich anheischig, ein Surplus von 50 Prozent zu zahlen...."

Also vertauscht ein Pfaffe Kanzel und Altar mit Roulette und Spieltisch! Aber noch interessanter ist, daß er dem Kaiser ein Kompagnon-Geschäft vorschlägt. War doch Louis Bonaparte selber in London ein sehr leidenschaftlicher Spieler gewesen! Das Spiel ist ja eine noble Passion!

Zunächst erhielt Pastor Rohde die nachstehende Antwort:

„Mein Herr! Die zahlreichen Ausgaben, welche die Zivilliste beschweren, haben dem Kaiser nicht erlaubt, Ihnen, wie er wohl gewünscht hätte, die Bitte zu erfüllen; seine Majestät beauftragt mich mit der Ehre, Ihnen sein Bedauern auszudrücken."

Der Pastor Rohde erblickte in dieser Antwort einen Hoffnungsstrahl, welcher ihn zur Zudringlichkeit und Beharrlichkeit ermuthigte. Er schrieb unterm 15. Dezember 1861 von Neuem:

„Sire! Die gute Aufnahme, womit, um nach dem leutseligen Tone der Antwort zu schließen, euere Majestät meine Bemühungen zu ehren geruht haben, würde hinreichen, daß ich sofort Hand an's Werk legte, wenn ich wüßte, wie ich es ohne Sie, Sire, „„ohne den alle Bewegung aufhört,"" thun könnte.... Tausend Franken würden hierzu genügen, was nur die Hälfte der in meinem ersten Briefe erbetenen Summe ist. Allein die Kosten würden dieselben sein, woraus denn folgt, daß ich längere Zeit brauchen würde, um mich meiner Schuld zu entledigen. Wenn zum Beispiel der Vorschuß 25,000 Franken betrüge, könnte ich 5000 Franken monatlich abtragen; bei einer Summe von 50,000 Franken würde ich 10,000 Franken zahlen..... Geruhen Sie daher, durch Ihr kaiserliches Wort das Gemüth eines Familienvaters zu beruhigen,

der sich darnach sehnt, euerer Majestät zu dienen; setzen Sie die Höhe der Summe, sowie den Termin, bis zu welchem ich sie erhalten kann, ganz nach Ihrem Willen fest und erlauben Sie im Vertrauen auf meine Redlichkeit, daß ich mit der Zeit Ihrem Kabinet-Chef eine Summe unter 25,000 Franken zurückerstatte. Wenn ich auch warten muß, hoffe ich doch, daß es nicht zu lange dauert, und ich biete euerer Majestät all' mein schwaches Können an. Und wenn Sie sich dessen bedienten, dann würden die Söhne Frankreichs, dessen Sonne mit jedem Tage klarer und wärmer strahlt, sich schämen, wenn sie nicht Ihre Zivilliste erhöhten, sobald sie empfänden, daß sie sie nöthig hätten. . ."

Der Pastor Rohde mußte warten bis zum 23. November 1864. Dann wurde ihm eine Unterstützung bewilligt. Die Bettelei unter der anständigen Hülle eines in's Werk zu setzenden Kompagnon-Spielgeschäfts wurde verstanden, erregte die Sympathie des Mannes vom Hay-Market und gelang. Das Lob des Staatsstreichs, womit Rohde seine Bettelei begonnen hatte, wurde also doch noch mit Erfolg gekrönt.

Drittes Kapitel.

Die Periode der Thronbesteigung und Heirath.

Als Louis Bonaparte den mit dem Blute des Staatsstreichs gefärbten Purpurmantel umgethan und die Kaiserkrone aufgesetzt hatte, notifizirte er seine Thronbesteigung den europäischen Mächten, worauf dieselben, voran das englische Ministerium, ihm ihre Anerkennung und ihr Vertrauen aussprachen. Ebenso liefen, als er sich am 29. Januar 1853 mit Marie Eugenie de Guzman und Porto Carrero, Gräfin von Teba, der Tochter des spanischen Grafen von Montijo, Herzogs von Peneranda, vermählte, seitens der befreundeten Regierungen bei ihm Beglückwünschungen ein. Zu den befreundeten Mächten gehörten auch die Staaten des deutschen Bundes. Doch nicht mit den offiziellen Kundgebungen der deutschen Aristokratie haben wir, indem wir unserer französischen Quelle folgen, hier zu thun, sondern nur mit der nichtoffiziellen Gesellschaft: — wenn auch das von den deutschen Regierungen gegebene Beispiel nicht völlig außer Acht gelassen werden darf.

Wir beschäftigen uns zunächst mit denjenigen Privatpersonen, welche dem neuen Kaiser wegen seiner Thronbesteigung ihre Beglückwünschungen zugehen ließen. Unter denselben dem Range nach obenan steht die Fürstin Marie Louise Sayn, Tochter des Grafen von Leiningen-Westerburg. Sie bringt dem Kaiser ihre Beglückwünschung und Huldigung dar am 23. Dezember 1852.

An vorstehende adelige Huldin schließt sich würdig eine andere an, die freilich schon gesetzteren Alters ist und erwachsene Kinder besitzt, aber doch, wie es scheint, noch gern zurückdenkt an die Zeit, da ein Prinz sie mit neckischer Galanterie auszeichnete. Es ist das die Gräfin

Natalie von Kielmannsegge, eine Ehrendame des Theresienordens zu München. Um des Verständnisses willen wollen wir bemerken, daß dieser Orden im Jahre 1827 von der bairischen Königin Theresia für zwölf vermögenslose adelige Damen gestiftet worden ist. Frau Natalie war also arm. Weil dem liebesbedürftigen Gemüth in vorgerückten Jahren nicht mehr die Befriedigung unstäter Sehnsucht zu Theil zu werden pflegt, findet dasselbe für die schwelgerischen Genüsse und Gaukelfreuden der vergänglichen Welt zuletzt einen Ersatz an der schwärmerischen Inbrunst religiösen Brütens und christlicher Barmherzigkeit. Junge Freudendamen verwandeln sich daher nicht selten in fromme Schwestern, und die altgewordenen Tag- oder Nachtfalter versetzen sich, solange sie nun noch auf dem irdischen Jammerthale herumzuflattern haben, oft unter die anbetungsvolle Schaar feister, glatzköpfiger und tonsurirter Heerschaaren. Die Gräfin Natalie schrieb an Louis, als er zum Kaiser proklamirt war, an den alten Bekannten, von dem sie wohl in ihrer Armuth irgend eine Unterstützung oder Gunst zu erlangen hoffte, den 16. Dezember 1852 folgende Zeilen:

„Sire! — Wird wohl jetzt, da Sie mit Huldigungen und freudigen Zurufen umringt sind, ein sehr bescheidenes Briefchen in Ihre Hände schlüpfen? ..... Warum sollte denn, habe ich mich gefragt, der Ausdruck einer aufrichtigen Freundschaft und einer sehr lebhaften Theilnahme, wie ich solche für den Prinzen Louis, wenngleich ich ihn nicht wiedersah, immer bewahrt habe —: warum sollten diese ebenso unabhängigen wie wahren Gesinnungen allein sich verstecken, wenn alle andern sich frei zeigen? Das wäre ein unglückliches Vorrecht des Thrones! ...... Das letzte Mal, dessen ich mich erinnere, Sie gesehen zu haben, war's zu Rom während des Karnevals. Unsere Wagen fuhren im Korso neben einander, und kaum hatte ich Zeit, Sie zu erkennen, als unsere Kalesche auch schon mit einer Menge Veilchen und anderen Blumen überschüttet wurde. Unglücklicherweise hatten die Klatschereien der Gesellschaft den innigen Verkehr meiner Mutter mit der Herzogin Saint-Leu schon unterbrochen. Was mich anbelangt, so ist mein Leben ebenfalls sehr bewegt und von traurigen, peinlichen Ereignissen durchkreuzt gewesen. Lutherisch geboren, habe ich das Glück gehabt, in den Schooß der katholischen Kirche zurück(?)zukehren. Von diesem Augenblicke an hat mich meine Tochter verläugnet. Ich hatte gehofft, einen religiösen Beruf zu haben; der in dieser Hinsicht angestellte Versuch hat aber mich vom Gegentheil überzeugt. Alsdann habe ich mich meistens mit Erziehung beschäftigt, und jetzt lebe ich von der

großen Welt zurückgezogen in München, meinem theuren Adoptiv-Vaterlande (sollte wohl heißen: meiner Adoptiv-Vaterstadt?) in einem kleinen Kreise inniger, durch die Wechselfälle des Lebens erprobter zärtlicher und treuer Freunde... — Zum Schluß, Sire, empfehle ich Ihnen die Deutschen, welche zu Paris sind. Sie sind zahlreich — man vermuthet, daß sie zwischen 80 - 100,000 betragen; der größte Theil von ihnen sind arme junge Leute, Handwerker, Lehrlinge und Andere, welche dahin kommen, um durch ihre Arbeit einen Bissen Brot zu verdienen. Der Sitten und der Sprache des Landes unkundig, im Kampfe mit dem Elend, fallen sie nur zu oft dem Verderben, dem Kommunismus, der Demokratie, zur Beute. Sire, lenken Sie Ihr Augenmerk hierauf. Gründen Sie ein deutsches Kirchspiel, indem Sie diesen Unglücklichen einen eifrigen, von mehreren Kaplänen unterstützten Pfarrer geben, und zwar müßten diese Geistlichen sämmtlich hinlänglich gut bezahlt sein, um nicht für die Bedürfnisse des alltäglichen Lebens sich abmühen zu müssen und um die Dürftigen unterstützen zu können; bauen Sie ihnen eine Kirche, stellen Sie deutsche Schulen her, wo die Kinder der wenigst Armen gegen eine kleine Entgeltung, die der Armen aber gratis aufgenommen werden; doch sollten Alle verpflichtet sein, ihre Kinder hineinzuschicken, sowie die Eltern selbst gezwungen sein müßten, sich in die Register des Pfarrers eintragen zu lassen, damit Letzterer seine Schafe kennt und sie überwachen und unterstützen kann."

Natalie von Kielmannsegge stammte aus einem hannöver'schen lutherischen Geschlechte, daß am 3. Oktober 1632 geadelt, am 8. Mai 1679 in den Freiherren- und am 23. Februar 1723 in den Reichsgrafenstand „erhoben" oder besser: „versetzt" worden war. Sie war am 28. Juni 1803 geboren, folglich fünf Jahre älter als Louis, und sie war die Tochter erster Ehe eines hannöver'schen Staats- und Kriegsministers und General-Lieutenants. Ihre Mutter Auguste Charlotte, geborene v. Schönberg, war vom Grafen Kielmannsegge geschieden worden.

Ihren Brief an den neuen Kaiser hatte Natalie mit einer Erinnerung an die lebenslustige Zeit ihrer Zwanzigerjahre begonnen, war aber durch die Erzählung ihrer Lebensgeschichte in Melancholie verfallen und hatte von Louis Napoleon verlangt, derselbe solle sich zu Paris einer katholischen Mission unterziehen, um die dort lebenden Deutschen durch seine Polizei in die Arme und unter die peinliche Kontrolle einer neu zu errichtenden Himmelsgendarmerie treiben zu lassen. Indeß mußte sie auch jetzt finden, daß sie für religiösen Beruf nicht taugte. Consilio non impero, lautet ihre Familien-Devise.

Natalie erhielt eine Antwort durch den Unterchef des Kabinets. „Was Ihren Plan einer neuen Stiftung anbetrifft", schrieb derselbe, „habe ich die Ehre, im Auftrage Ihnen mitzutheilen, daß demselben keine Folge gegeben werden kann." — Im Uebrigen erhielt sie für ihre Beglückwünschungen und Wünsche eine kurze freundliche Antwort.

Am Vorabend des Weihnachtsfestes richtet Rüttinger, Oberamtmann zu Freiburg im Breisgau, an den Kaiser seine Gratulationen und Wünsche. Dieser Rüttinger überschickt zugleich einen Auszug aus dem „Moniteur" vom 23. März 1815, worin die Rückkehr Napoleon's I. von der Insel Elba beschrieben war: — gleich als ob Louis Napoleon eine solche Beschreibung und die betreffende Nummer des „Moniteur" erst hätte aus Deutschland von einem badischen Fürstendiener beziehen müssen!

Anselm Zech zu Neukirchen bei Chemnitz hatte seine Huldigung und Beglückwünschung in schweifwedelnde Reime gefaßt und übersandte dieses Zeugniß seines Knechtsinns am 30. Dezember 1852. Schon den 12. Dezember hatte den Kaiser ein gewisser F. Elis, wohnhaft zu Kausen (?) in Preußen, angesungen.

Dasselbe gilt von einem gewissen August Sauder, als dessen Wohnort Werder in Hannover angegeben wird. Auch er überschickte eine gereimte Gratulation (den 30. Dezember 1852).

Im Dezember d. J. wartete auch B. Greve, Professor zu Limburg, dem Kaiser mit einem bonapartistischen Gedichte auf, worin die Rückkehr der Asche des alten Napoleon besungen wurde. (Wahrscheinlich ist die Stadt Limburg an der Lahn gemeint, und somit dürfte sich der Verfasser in der alten Limburger Chronik Vorbilder für seine Katzbuckelei gesucht haben.)

Georg Filser, Pfarrer des baierischen Ortes Mauern und einstiger Augsburger Mitschüler Louis Bonaparte's, ließ am 4. Dezember 1852 in der „Augsburger Postzeitung" ein Kaiserreichsgedicht drucken, welches er, wie vierthalb Jahre später ein ungedrucktes Lulu-Gedicht, eiligst nach Paris sandte. Die alten Augsburger Mitschüler des Kaisers waren meistens darauf bedacht, von dem Emporkömmlinge der Tuilerien Etwas zu erhaschen.

Den 23. Dezember beglückwünschte den Kaiser lebhaft ein alter Mitschüler, der Chirurg-Major Dobelbauer vom zweiten Artillerie-Regimente zu Würzburg.

Am 23. Dezember 1852 beglückwünschte ihn auch sein alter Augsburger Studiengenosse Kolb, Landgerichtsarzt zu Amberg. Um sicher

die gewünschte Antwort zu empfangen, klagte Dr. Kolb, daß er durch einen unglücklichen Zufall den Brief verloren habe, welchen Louis Bonaparte an ihn nach Augsburg geschrieben hatte, und er betheuerte, daß er sich sehr glücklich schätzen würde, wenn der Kaiser ihn über den erlittenen Verlust durch Zusendung seiner Namensunterschrift trösten wollte. — Kolb's Sohn trat, als der Krimkrieg ausbrach, in die Fremdenlegion ein, avancirte zum Korporal und wurde bei Inkerman verwundet: worauf Kolb (Vater) den Kaiser im Dezember 1855 bat, dem Sohne den Grad eines Unterlieutenants zu verleihen.

Der Mainzer Graveur Ferdinand Korn nahm die Gelegenheit wahr, um eine Friedens-Medaille anzufertigen und dem französischen Kaiser zwei Exemplare davon zuzusenden. Da die erwartete Belohnung ausblieb, schrieb er im November 1853: sein Motiv sei edel und frei von jeder Nebenabsicht gewesen; er habe dem Kaiser nur seine Erkenntlichkeit für die Wiederherstellung des Friedens und für Alles, was demselben die Wissenschaft und Kunst verdankte, bezeigen wollen. Der zu Darmstadt residirende französische Gesandte aber schrieb über Ferdinand Korn an den Chef des Kabinets Folgendes:

„Mein Herr! Ich kann Ihnen versichern, daß der besagte Korn mit Erkenntlichkeit ein Zeichen des Wohlwollens in klingender Münze aufnehmen würde. Er ist ein geschickter Künstler, aber ohne Vermögen, und als er dem Kaiser mit einer Medaille, worauf das Bildniß seiner Majestät gravirt war, huldigte, scheint er die Hoffnung genährt zu haben, daß er dafür eine pekuniäre Unterstützung erhalten würde." — Darauf dankte unterm 2. Mai 1854 der edle, von jeder Nebenabsicht freie Graveur Korn dem Kaiser für den Empfang von 300 Franken.

Im Januar 1853 wurde der Kaiser von nachstehenden Personen angewedelt:

Grünberger zu Kastel, der Nebenstadt von Mainz, übersandte den Ausdruck seliger Verzückung, in die ihn die Krönung des französischen Kaisers versetzt hatte, am 6. Januar.

Ida Rähse zu Berlin schickte ein Blumen-Bouquet als Begrüßung zum neuen Jahre 1853 und übermachte noch extra ihre Beglückwünschungen wegen der kaiserlichen Vermählung am Ende des Monats. Nicht hiermit zufrieden, begrüßte sie das Napoleonsfest am 15. August 1853 und sandte einen Neujahrswunsch unterm 29. Dezember 1854 ein. Ein Neujahrswunsch langte ebenfalls aus Stuttenheim in Baden seitens eines gewissen Barthelme den 1. Januar 1853, sowie im folgenden Jahre an.

Auch J. Stein, „Professor" zu Lauterbach im Großherzogthum Hessen, übersandte einen gereimten Neujahrswunsch unterm 2. Januar 1853. Den Lohn für diese schöne Handlung bat er sich am folgenden 3. Februar und 28. Mai aus, als er in zwei Bettelbriefen um Unterstützung unterthänigst flehte. Hierauf gratulirte er wieder am 1. Januar 1854 und besang im nämlichen Jahre das Napoleonsfest.

A. H. Dingler, wohnhaft zu Bettersroth, einem uns unbekannten Orte, überschickte am 14. Januar Verse nebst einem Begleitschreiben, worin er bettelte.

G. Forbe aus Linz gebrauchte, als er am 15. Januar 1853 dem Kaiser Beglückwünschungsreime zugehen ließ, die Vorsicht, sogleich um eine Antwort zu bitten.

G. Busch zu Dresden war so bescheiden, am 30. Januar nur um das Bildniß des Kaisers zu bitten; am 9. März 1854 übersandte er eine Probe seiner Dichtkunst. Um das Bildniß des erhabenen Gebieters flehte bald nachher auch Donat Klein zu Konstanz und Auguste Baumwarth zu Sigmaringen.

A. Fasbender zu Kirchherten bei Köln bezeigte seine Verehrung, indem er die Biographie der Königin Hortense einschickte. Als die Belohnung ausblieb, ersuchte er am 24. April 1853 um Anzeige des Empfangs.

Der baierische Richter Riß zu Weiden an der Naab fühlte sich getrieben, am 19. Januar wegen der bevorstehenden Vermählung Bonaparte's mit der spanischen Gräfin überselige Glückwünsche zu stammeln. Dasselbe Glück passirte dem Berliner Bankier Louis Mürer am 26. Januar. — J. Flan in Hamburg überschickte eine Heirathsreimerei den 30. Januar.

Bis zum Januar 1853 hatte auch ein gewisser J. G. Nuoffer, als dessen Wohnort der uns unbekannte baierische Ort Gultstein oder Güttstein angegeben ist, mit saurer Mühe ein Gedicht fertig geschmiedet, welches den Titel trug: „Die Krönung des Kaisers." Anderes ähnliches Reimgeklingel sandte er dem Auserwählten des französischen Volks am 10. Mai 1853 zu.

Waldemar Schieß zu Dresden bekomplimentirte ebenfalls die Heirath Bonaparte's in Versen; dagegen wird uns nicht berichtet, ob die Vermählungsgratulation, die von dem Hannoveranor Seegmann, wohnhaft in Baarfelden (?), am 28. Januar 1853 einlief, gereimt oder ungereimt war. Gustav Braumüller in Düsseldorf gratulirte und

huldigte im Januar 1853 und 1856 in gebundener Sprache; ungebunden jedoch war seine Bettelei.

Somit bethätigte sich bei der Krönung und Vermählung des französischen Dezembermanns die Einheit der deutschen Bettler aus Süd und Nord, aus Ost und West. Sie dokumentirte sich in gedrechselten und ungedrechselten Phrasen, mit dem Stichel, in Blumensprache und in Musik. Edle und Unedle, Pfarrer, Aerzte, Richter und Bankiers, zusammt allerlei unbetiteltem männlichen und weiblichen Gesindel zerflossen in Rührung und Verehrung ob dem Triumphe gekrönten Verbrechens.

Aber mit dem Monat Januar war die Wonne noch nicht zu Ende. Noch im Februar langten von einer gewissen Karoline Große aus Altschönburg (?) „félicitations et caetera" (Beglückwünschungen und so weiter) an. Von Ulrich Appel zu Schwedt an der Oder desgleichen. Der preußische Lieutenant a. D. Edw. Cedernholm zu Berlin vertauschte gesinnungsvoll im Februar die Feder mit dem Schwerte und brachte dem erhabenen Kaiserpaare seine Vermählungsgratulation in zierlichen Reimen dar; derselbe übte sich jetzt einstweilen ein für die Reimerei, welche er vier Jahre später „zur allerhöchsten Geburt des kaiserlichen Kronprinzen, des Sohnes von Frankreich", zusammenquälte. Adolph Kraute zu Lommatzsch sandte Verse aus der „Korntenne und Schmalzgrube" des Königreichs Sachsen, der Baier Sebastian Rast eine feurige Gratulation aus der alten Grafschaft Cham östlich von der Naab. Im Februar hatte auch der Baier Philipp Geiger (wahrscheinlich der nämliche Musikant, der 1867 bei der Reise des Kaisers nach Salzburg ein Geschenk von 30 Gulden empfing) die Gefühle seines Entzückens zu einer Vermählungsbeglückwünschung gesammelt. Anton v. Germerstein zu Geßweinstein in Baiern sandte im Februar herzhaft seinen nachträglichen Heirathswunsch, und der Jude Louis Itzig, der ein Lieutenant und Architekt in Berlin zu sein das große Vergnügen hatte, wurde von „Gott dem Gerechten" ebenfalls zu einer Vermählungs-Ode begeistert. Itzig dichtete nicht hebräisch, sondern deutsch.

Doch bei diesem Itzig müssen wir etwas verweilen. Derselbe schrieb im folgenden Jahre wieder Verse und bemerkte dabei:

„Sire! Indem ich Sie von ganzer Seele anbete, wage ich nun zum zweiten Male Ihnen die Verse zu widmen, welche mir die Verehrung für eure Majestät eingegeben hat. Wenn auch in deutscher

Sprache, zeigen sie nichtsdestoweniger meine unterthänigsten Gesinnungen und gehorsamsten Wünsche."

Itzig's Dichtungsweise gefiel. Eine Note des Kabinets beurtheilte sie mit den Worten: „Die Verse sind nicht übel."

Itzig erhielt nun den 22. Mai 1854 folgende Antwort:

„Mein Herr! Der Kaiser empfing die ihm von Ihnen gewidmeten Verse. Seine Majestät, gerührt von diesem Ausdruck Ihrer Gesinnungen, beauftragt mich mit der Ehre, Ihnen dafür zu danken."

Doch, was heißt Dank? Itzig dürstete nach einem Orden! Er war nicht blöde und schrieb unterm 20. Juni letzgenannten Jahres in fehlerhaftem Französisch:

„Als ich im Jahre 1815 als Sekretär des preußischen Kommandanten zu Paris war, wurde ich zum Ritter des Ordens des heiligen Ludwig gemacht*), und als 1830 dieser Orden abgeschafft wurde, versicherte man mir, daß man mich dafür mit der Ehrenlegion zieren wollte. Bisher wartete ich darauf vergebens und alle meine Bemühungen blieben erfolglos. Da jedoch eure Majestät allergnädigst meine Verdienste in dem erwähnten Briefe so huldvoll haben anerkennen wollen, wage ich eure Majestät ergebenst anzuflehen, selbige möge allergnädigst mich durch die Verleihung des Ordens der Ehrenlegion glücklich zu machen geruhen."

Hierauf wurde von Seiten des Kaisers verfügt: „Classer". (Das heißt: „Hiervon kann nie die Rede sein. Abgemacht. Selah!") — Am 7. März 1867 bat Itzig um ein Exemplar des vom Kaiser geschriebenen Buches: „Das Leben Cäsar's"; denn er (Itzig) besitze nicht die Mittel, sich das Werk anzuschaffen.

Kehren wir jetzt zu den noch übrigen Gratulanten zurück.

F r a n z K a t t e r b e, ein kaiserlich französischer Kaffee-Sachse zu Hochkirch (an der Straße von Löbau nach Bautzen), gratulirte innigst bewegt am 22. Februar 1853.

L u d w i g Z i r n d o r f e r zu Frankfurt a. M., der Redakteur des Frankfurter Intelligenzblattes, der mit allen möglichen Regierungen Subventions-Beziehungen anzuknüpfen pflegte, begeisterte sich, als er eines Tages eine gute Quantität Aepfelwein getrunken haben mochte,

*) Für den Leser wollen wir hierbei bemerken, daß es bisher in Frankreich folgende acht Orden gegeben hat: Saint-Esprit, Saint-Michel, Saint-Louis, Saint-Lazare, Mérite militaire, Legion d'honneur, Juillet und Médaille militaire (Heiliger Geist, heiliger Michael, heiliger Ludwig, heiliger Lazarus, Militärverdienst, Ehrenlegion, Juli-Orden und Militär-Medaille).

zu einem Gedicht über die Kindheit Napoleon's und sandte dieses Kraftstück unterm 10. Februar 1853 ein. Von einem laxirten Magen zeugte auch im folgenden Jahre ein kleineres Gedicht, welches er auf die tapfere Einschiffung des kanonenfieberbehafteten Prinzen Plon-Plon von Gallipoli nach dem Kriegsschauplatz der Krim machte.

Im Februar übersandten ihre Vermählungsbeglückwünschungen auch zwei deutsche Unterrocksbewohner: Koletha (Bertha?) Tauscher in Lindau und Amanda von Schenk. Als Wohnort der Letzteren findet sich Niederörbach (?) in Sachsen angegeben.

Der bekannte Gothaer Komponist, Organist und Pianist Louis Böhner komponirte auf die kaiserliche Vermählung eine Symphonie und übersandte dieselbe dem Kaiser im Monat März. Weil er nicht dafür belohnt wurde, schickte er im März 1854 einen Bettelbrief. In demselben erbietet er sich für den Fall, daß die übersandte Symphonie abhanden gekommen sein sollte, eine Kopie zu schicken. Er jammert, daß er trotz fünfzigjähriger Arbeit ein armer Künstler geblieben ist, daß ihm das Glück nie gelacht hat und daß er Noth leidet. Dann bittet seine trockene Gurgel den Kaiser um eine Unterstützung. — Am 10. Juli 1854 dankt Böhner für 100 Franken, die ihm vom Kaiser zugegangen sind, und übersendet den zweiten Theil seiner Symphonie. (In Thüringen ist es hinlänglich bekannt, daß Böhner ein „verbummeltes" Genie war. Die Verbummelung erklärt die schamlose Bettelei.)

Eine Beglückwünschung seitens des Augsburger Organisten Demharter rief zugleich dem Kaiser ins Gedächtniß, daß dieser Organist ihm einstmals Unterricht im Klavierspiel ertheilt hatte.

Ludwig Dolberg zu Schwerin huldigte dem französischen Kaiser in Versen den 31. März. Ebenso sah sich Heinrich Merche in Germersheim erst am 29. März im Stande, eine schwache Beglückwünschung einzusenden. Martin Gisel aus Walchingen kam voller Begeisterung damit erst den 28. April, Albert Dummel aus Stockach den 26. April als deutscher Japanese an die Stufen des Thrones gerutscht. Friedrich M. Friedmann in München überschickte verschiedene possirliche Stücke Verse, sowie ein kalligraphisches Tableau den 7. Mai 1853 und bettelte darauf um eine Unterstützung den 28. Juni. Metzger zu Fürstenberg (im Herzogthum Braunschweig oder in Mecklenburg-Strelitz?) tischte seine Gratulation erst den 12. Mai auf, P. Schulz aus Wien erfüllte seine patriotische Pflicht den 30. Mai.

Als später Nachzügler erscheint auch Gottlieb Thäter, ein alter Mitschüler des Kaisers zu Aeschach (sollte wohl Aichach heißen) in Baiern. Nachdem derselbe seine Beglückwünschung am 5. Mai ausgehaucht hatte, empfing er eine goldene Medaille, für welche er am 1. August Purzelbäume des tiefsten Dankes schlug. Drei Jahre später (im Mai 1856) schöpfte er Stoff zu neuer Beglückwünschung.

Rockteschel aus Danzig unternahm seinen Pegasus-Ritt zum französischen Goldspender erst den 6. August. Der Blaukittel Josephine Hesse von Hessenthal, wohnhaft in Breslau, besang den 15. August und die Statue des Marschalls Ney. Der Kölner Sprachlehrer Flecken reichte dem Kaiser ein unsinniges Geburtstagsgedicht ein.

Ein recht uneigennütziger Mann war der Hamburger Buchhändler Meyer. Als er ein Werk vorlegte, betitelt: „Die Großthaten Napoleon's I.", forderte er Nichts (Dezember 1853), machte sich aber dem französischen Kaiser bemerklich, indem er denselben bat, die Huldigung anzunehmen. Der Kaiser verordnete: „Man erkundige sich, wo das Werk ist, nehme es an, danke und schicke ein Geschenk dafür. N." — Hierauf erhielt Meyer folgende Antwort: „Der Kaiser hat die Huldigung anzunehmen geruht ... Seine Majestät beauftragt mich, Ihnen zu wissen zu thun, daß er von diesem Beweise Ihrer Ergebenheit gerührt gewesen ist, und laut seinem Befehl überschicke ich Ihnen als ein Zeichen seines Wohlwollens eine goldene Medaille mit seinem Bilde. (Februar 1854.)

Der vorstehenden Reihe deutscher Gratulanten und Verherrlicher des französischen Kaiserreichs fügen wir nun die Reihe anderer Personen hinzu, die sich unter den verschiedensten Vorwänden um diese Zeit an den neuen Kaiser wandten.

Wir beginnen mit dem preußischen Bildhauer J. Hartung, welcher unterm 9. Dezember 1852 den nachfolgenden Brief an den französischen Kaiser schrieb:

„Sire! Nachdem ich die Bildhauerkunst zu Paris studirt hatte, berief mich seine Majestät der König von Preußen nach Berlin, um in Marmor eine wichtige Gruppe auszuführen, welche einen öffentlichen Platz in Koblenz, meiner Geburtsstadt, zieren sollte. Die Gruppe und anderweite wichtige Arbeiten, unter ihnen ein Philoktet, trugen mir die Ehre ein, daß mich der König in meiner Werkstatt besuchte. Bei dieser Gelegenheit und nachdem meine Darstellung des griechischen Helden

meine Gedanken auf einen größeren Helden der neueren Zeit gelenkt und ich den Entwurf einer Gruppe des auf St. Helena befindlichen Napoleon's I. gefaßt hatte, unterbreitete ich ebenfalls diese Arbeit meinem königlichen Besucher. Die Urtheile seiner Majestät und des berühmten Gelehrten Herrn Alexanders von Humboldt über die Schönheit des Gegenstandes und seine glückliche Planung flößten mir das lebhafteste Verlangen ein, mein Werk dem würdigen Nachfolger Napoleon's des Großen zu unterbreiten. Weil in der That, Sire, sonst Niemand besser sich in den Adel, die Höhe der Ansichten und in die erhabenen Gedanken Ihres Onkels zu versetzen vermag, als eure Majestät, so war es mein heißester Wunsch, daß ich zu der ausnehmenden Ehre gelangen möchte, meine Arbeit an den Stufen Ihres Thrones niederzulegen. Ihr Urtheil allein, Sire, wird mein höchstes Gesetz sein, mögen Sie nun meinen Versuch verwerfen, weil Sie ihn der Höhe des Gegenstandes nicht gleichkommend finden, oder sei es, daß Sie ihn billigen, indem sie ihn für würdig halten, die erhabene Größe des auf einen Felsen inmitten des Ozeans angeschmiedeten Napoleon's in Marmor oder Bronze auszuführen." — (Hartung erhielt eine Audienz bewilligt am 9. Januar 1853.)

*) A. Audelitzschky, dem Namen nach ein Wasserpolake, zu Leipzig wohnhaft, wartet im Juni mit einem Buche auf, das Napoleon I. gehört haben soll.

Elise Bachmann zu Leipzig bittet im Juni 1853 den Kaiser, ihm ein Musikstück, den „Marsch der Königin Hortense", widmen zu dürfen. Fünf Jahre später will eine Person, Namens Bachmann, von Chemnitz aus ein Packet schicken.

Ulrich Beck zu Sunniswald schlägt den 25. Februar 1853 eine Universal-Medizin vor.

Friedrich Berge zu Stuttgart bittet den 9. Februar um Unterstützung, damit er wissenschaftliche Untersuchungen betreiben kann.

Clemens, preußischer Artillerie-Hauptmann, übersendet ein Kreuz der Ehrenlegion, welches ihm ein Zufall in die Hände gespielt hat, und bittet, daß über dasselbe nach Gutdünken verfügt werden möge (31. Juni 1852). Louis Bonaparte läßt ihn wissen, daß er seine Absicht zu schätzen versteht, und schickt ihm mit Dank das Kreuz, von dem Clemens der einzige Besitzer geworden ist, zurück. (Dieser Fall, der streng

*) Wo wir den Monat oder Monatstag ohne Jahreszahl setzen, hat man bis zum Schluß gegenwärtigen Kapitels das Jahr 1853 zu verstehen.

genommen in das vorige Kapitel gehört, wird, weil er dort vereinzelt gewesen wäre, hier mitaufgezählt. — Der Verfasser.)

Wodurch der Professor Dr. Heinrich Döring zu Jena sich die Gunst Louis Bonaparte's errungen hatte, ist leider in dem uns vorliegenden französischen Originale nicht angegeben. Döring empfing den 14. Oktober 600 Franken. Wie es scheint, hatte er einfach gebettelt. Er richtete am Ende des Monats nämlich an den Chef des Kabinets folgenden Brief:

„Mein Herr! Ich habe die Ehre gehabt, die Summe von 600 Franken als ein Pfand der Freigebigkeit seiner kaiserlichen Majestät zu empfangen. Entschuldigen Sie, mein Herr, die Verzögerung meiner Antwort. Weil Ihr Brief in Jena während meiner Abwesenheit eintraf, war ich außer Stande, Ihnen den Empfang des Wechsels früher anzuzeigen. Das Geschenk, welches seine Majestät Ihrem Briefe hinzuzufügen die Gnade gehabt, ein einzig dastehendes Geschenk, das jemals irgend ein Monarch mir machen konnte, hat nacheinander alle Sprungfedern meiner Seele berührt und in Schwingung versetzt. Empfangen Sie, mein Herr, die Versicherung u. s. w." — (Man wird sich an Professor Kieser erinnern [s. o.], welcher die Jenenser akademischen Lehrer mit Bienen verglich, die dahin flögen, wo sie Honig merkten! Eine solche Biene war auch Heinrich Döring.)

A. Forster zu Passau bat im Juni um eine Stelle als Finanzbeamter.

Rudolph Griß zu Wien theilte dem Kaiser im Januar mit, daß er ein Mittel gegen die Hundswuth wüßte.

G. von Gunther zu Stuttgart bat im Dezember um das Kreuz der Ehrenlegion.

Marie Gusten, geborene Mees, zu Köln hat dem Kaiser ein Porträt des Königs Ludwig geschickt und bittet im Januar um eine Antwort (d. h. um ein Geschenk).

Herr von Hachten zu Rostock bittet im Januar, eine französische Militärschule beziehen zu dürfen.

Hartmann zu Heidelberg theilt im Juni und August verschiedene Projekte, betreffend Kornkammern des Ueberflusses und Kugelspiele, mit.

Held zu Homburg wünscht im Januar, nach Paris gerufen zu werden, um dem Kaiser ein neues Finanzsystem auseinandersetzen zu können.

Puchtler zu Remlingen (einem der drei Herrschaftsgerichte der baierischen Grafen Castell) bittet den Kaiser, der Pathe seines Söhnchens werden zu wollen.

Fräulein Hedwig*) von Reichlin-Meldegg schreibt am 19. August einen sehr erbaulichen Brief, der auf frühere vertraute Beziehungen zum Kaiser schließen lassen dürfte. Sie ist nach Paris gekommen in der Ueberzeugung, daß der Kaiser ihr eine Unterstützung zu Theil lassen werde. Seine Majestät weiß, daß sie eine Waise und jeder Stütze beraubt ist. Sie könnte im gegenwärtigen Augenblick ihr Glück sicher stellen durch ihre Verheirathung mit dem Grafen von Reischuch, wenn sie demselben eine Mitgift von 18000 Gulden zubringen könnte. Sie würde alsdann das väterliche Gut übernehmen oder einen kleinen Landsitz kaufen: wodurch sie sofort ein Einkommen genießen würde. Sie bittet daher seine Majestät um Vorstreckung dieser Summe, die sie ihm in jährlichen Rückzahlungen abtragen würde. — (Im Februar des folgenden Jahres dankt sie für den Emfang von 6000 Franken.)

Magdalene Ritter zu Augsburg empfiehlt sich dem Angedenken des Kaisers, den sie in der Zeit von 1815 bis 1822 gekannt hat. — In eben demselben Monate ersucht Dr. Bücheler zu Düsseldorf um Protektion zum Besten einer Anstalt für arme Kinder und Burgheim in Hamburg schickt einen Talisman.

J. M. Dannhorn zu Sparneck im Fichtelgebirge verlangt im Oktober eine Entschädigung für seine Mühle, die ihm im Kriege 1806 eingeäschert worden ist. Weil seine Forderung unbeachtet bleibt, wiederholt er sie in den beiden folgenden Jahren.

Heinrich Klippel zu Gladenbach in Hessen wünscht den Kaiser zum Taufpathen für sein Kind zu haben. — J. G. Koch zu Heidelberg will als Kolonist nach Algerien befördert sein.

Der Wundarzt Köberle zu Reichertshofen in Baiern hat eine Schuldforderung von 1000 Gulden an den Grafen Deroy, dessen Witwe eine geborene Tascher de la Pagerie, eine Verwandte des Kaisers, ist. Köberle bittet den Kaiser, ihm diese Summe, welche sein ganzes Vermögen ausmacht, auszahlen zu lassen.

Kolditz in Berlin übersendet Kupferstiche. — Emilie Kunke in Kitzig (Kitzingen?) will nach Frankreich reisen und bittet um das nöthige Reisegeld. — Gauthe zu Köln offerirt dem Kaiser eine Schrift von Foucault über Pendel-Beobachtungen. — Holz zu Kon-

*) Im französischen Originale steht Hedwige.

stanz bescheinigt den Empfang eines Geschenkes von 2000 Franken. — Lauk zu Löwenstein bei Heilbronn erwartet ein Ehrengeschenk für die Rettung französischer Gefangenen. — Joseph Maier zu Oberrath (Ober=Rad?) erinnert daran, daß er als Postillon einst den jetzigen Kaiser der Franzosen gefahren hat.

Dr. Ludwig von Mangold, Literat, wohnhaft zu Karlsruhe und Herdwangen, beginnt im April 1853 seine sich bis zum Jahre 1865 erstreckenden Zuschriften an den Kaiser. Zuerst bittet er zweimal um Geld, damit er nach Paris kommen und dort Medizin studiren kann. Im Jahre 1862 schreibt er: da er die Güte des Kaisers von Arenenberg her kenne, bitte er um ein Mittel, welches ihn sobald als möglich in den Stand setze, seinen Lebensunterhalt in Frankreich zu gewinnen. Am Ende des letztgenannten Jahres gratulirt er zum neuen Jahre, indem er seine Bitte um ein Aemtchen oder Geschenkchen erneuert. Im Dezember 1863 hält er wegen der Uneinigkeit der deutschen Fürsten die politische Konstellation für günstig, daß sich der Kaiser in Deutschland Sympathien erwirbt. Seine unaufhörlichen Geldbetteleien verbindet er häufig mit Gedichten: „Entmuthige Dich nicht", „Deutschland an der Himmelspforte" ꝛc. Er erhält viele Unterstützungen.

Wilhelm Mauritz zu Aerdingen (?) in Preußen überschickt Napoleon III. eine Kokarde, die Napoleon I. getragen hat. — Marouschnig zu Gurk in Kärnten bietet unterm 27. Januar ein Porträt Napoleon's II. an.

Die Witwe des Hauptmanns Mauscherning zu Arnsberg, der einstigen Hansestadt und der Hauptstadt des oberen Ruhrlandes, wünscht dem Kaiser verschiedene Sachen zu verkaufen, welche ihr Gemahl nach der Schlacht bei Waterloo in den Wägen Napoleon's I. erbeutet hat. Selbige bestehen in silbernem Tafelgeschirr, einer Uhrkette, einem Holzkoffer, in Juwelen, Diamanten u. s. w. — Nachdem sie 1868 ihr Angebot wiederholt hat, wird sie um Angabe der von ihr geforderten Preise befragt. Sie schickt nun das Verzeichniß der Gegenstände ohne Preisforderung ein, indem sie bemerkt, daß sich solche Liebesgegenstände schwer abschätzen lassen. Sie fügt hinzu, daß sie soeben zwei Sachen verkauft hat. — Darauf erhält sie abschlägige Antwort.

Karl Mayer zu München bittet um die Erlaubniß, dem Kaiser ein Musikstück widmen zu dürfen. — Der Schlosser F. Mencke zu Landsberg (am Lech oder an der Warthe?) wünscht seinen Sohn als kaiserlichen Bedienten untergebracht zu sehen. — Karl Mohs zu Bernburg (nach dem französischen Original in Hessen liegend!) ist Ab-

jutant Napoleon's II. gewesen und bittet um eine Stelle. — Ignaz Müller zu Frankfurt am Main schickt (unterm 19. Februar) eine Denkschrift über gezogene Doppelkanonen. — Heinrich Müller bietet einen silbernen Löffel, welcher einst Napoleon I. gehört hat, an. — Wilhelm Müller zu Oldisleben im Weimarischen schlägt ein neues Versicherungswesen vor. — Eduard Rehse zu Ballenstedt im Anhaltischen wünscht in Paris ein großes Musikfest ausgeführt zu sehen.

Am 1. Dezember schreibt zu Paris Sophie Lechner, geborene **Palm,** einen Brief als Tochter des bekannten Patrioten Palm, jenes Nürnberger Buchhändlers, welcher 1806 auf Befehl Napoleon's I. deßhalb erschossen wurde, weil Palm das Buch: „Deutschland in seiner tiefsten Schmach", verkauft hatte. Sie sagt, daß ihr Vater die Schrift weder verlegt, noch deren Inhalt gekannt hätte. Dann setzt sie auseinander, daß der Tod ihres Vaters die Familie ins tiefste Elend gestürzt hat und ihr (Sophiens) Mann, ein Bronzefabrikant, nach Paris gekommen ist, um ein Geschäft zu errichten, aber der nöthigen Mittel entbehrt. Sie bittet nun den Kaiser, ihr diese Mittel zu gewähren, und schließt mit den Worten:

„Eure kaiserliche Majestät, die das Schwert und die Gewalt Gottes in die Hand genommen haben zur Strafe für die Schlechten, zur Aufmunterung für die Guten, zum Beistand für die Unterdrückten und Bedürftigen, wollen hier einer armen, schwer vom Herrn heimgesuchten Frau gnädigst bewilligen, daß der Geist der Gerechtigkeit sich weit über die Zeit einer Generation hinauserstrecke und diese Frau protegiren zur Beilegung der sie betreffenden Angelegenheit und für sie zum Anfang eines kummerfreien Lebens."

Die Tochter des erschossenen Patrioten, dessen Familie seitens der deutschen Fürsten, für die er gestorben, im Elend gelassen worden war, erhielt vom französischen Kaiser 500 Franken. Welch' eine Ironie auf den deutschen Patriotismus!

Rutter zu Würzburg bittet im Februar den Kaiser um Anstellung. — Salissig zu Köln erbietet sich zur Mittheilung eines Geheimnisses. — Schenk zu Germersheim huldigt dem Kaiser durch Zustellung von Märschen und erinnert denselben an diese Kompositionen vier Jahre später. Wir erfahren jedoch nicht, ob er dann eine Belohnung empfangen hat. — Schmelzer zu Düsseldorf bietet ein von David herrührendes Gemälde an. Selbiges ist geschildert als ein „Porträt von Madame Mutter, mit dem fünfjährigen Kaiser Napoleon auf dem Arm." — Schmid zu Neuhausen schlägt den Erwerb eines

Landgutes vor. (Wahrscheinlich ist das Dorf Neuhäusen bei Schaffhausen in der Schweiz gemeint.) — F. Scholz zu Sarehlen (? — wahrscheinlich Strehlen im Regierungsbezirke Breslau!) verlangt eine Belohnung für eine von ihm neuerdings überschickte geschnitzte Schnupftabaksdose. — J. M. Schratz zu Hünsberg empfiehlt sich der Erinnerung des Kaisers als sein einstiger Mitschüler. — Seeliger zu Breslau übersendet einen Gegenstand, der Napoleon I. gehört haben soll, und bittet nach Verlauf von neun Monaten, weil er inzwischen keine Belohnung empfangen hat, um eine Antwort. — J. Wagner zu München hat eine Sammlung baierischer Nationaltrachten eingesandt und gleichfalls keine Antwort erhalten: weshalb er sich am 28. März erkundigt, wie es damit steht. — Christian Wagner aus Eßlingen*), Kellner im Hotel zum Adler in Konstanz, ersucht um eine Anstellung. — Hermann Walchner zu Viehl bei Baden bittet Louis Bonaparte um die Erlaubniß, ihm ein Werk über die Insekten widmen zu dürfen. — Wilhelm Solbach zu Köln bietet die „Bekehrung des heiligen Hubertus“ an. — Eduard Soya in Berlin wünscht den Kaiser zum Pathen seines Kindes. — Ph. Statsmann zu Karlsruhe bittet um eine Anstellung im kaiserlichen Haushalt. — F. Sutz erinnert den Kaiser daran, daß er (Sutz) Provisor beim Apotheker Vicari zu Konstanz gewesen ist und daß ihn damals der Kaiser gekannt hat. — Herr von Unger zu Oberarmstadt in Hessen schickt ein Schauspiel in einem Aufzuge. — Der Graf E. von Unruh in der baierischen Herrschaft Buchau bittet im August um das Kreuz der Ehrenlegion; er wiederholt seine Bitte unterm 26. Februar 1855.

Walther, erster Rath und Untersuchungsrichter von Sondershausen**), wendet sich an den französischen Siegelbewahrer (Justizminister), um ihm ein „Rechtswörterbuch“, welches Walther soeben veröffentlicht hat, vorzulegen. Er spricht die Ueberzeugung aus, daß dieses Werk nicht verfehlen wird, in Frankreich eine gute Aufnahme zu finden, weil er den Rechtsbüchern, die seit der Herrschaft des „Kaisers Napoleon des Großen“ über Deutschland erschienen seien, viel Raum ge-

---

*) Im französischen Original steht Eßlingen „in Baden“, statt „in Würtemberg“: ein Irrthum, der jedenfalls dadurch veranlaßt worden ist, daß Konstanz, wo der Bittsteller als Kellner fungirt, im Badischen liegt.

**) Das französische Original, wohl irre geleitet durch den Umstand, daß der französische Gesandte für Schwarzburg in Weimar residirte, verlegt Sondershausen aus verzeihlicher Unkenntniß der kleinen Raubstaaten ins weimarische Gebiet.

widmet habe. (Dem Sondershäuser Untersuchungsrichter, dem Verehrer Napoleon's „des Großen", wurde einfach gedankt.) — Henriette Weber zu Mühlhausen in Preußen*) übersendet ein Gedicht. — Das Weber-Komité zu Oldenburg ersucht am 15. Juli um einen Beitrag. Nach vier Monaten drückt Th. von Wedderkop, Kammerherr und Obergerichtsrath zu Oldenburg**), seine tiefe Erkenntlichkeit als Vorsitzender jenes Komité's aus, weil der Kaiser zur Errichtung des Weber-Denkmals 1000 Franken, die seitens eines Fürsten dem Komité zugegangene erste Summe, geschickt hat. — Das Goethe-Schiller-Wieland-Komité, unter der Gönnerschaft des Weimarer Großherzogs und des baierischen Königs, welches in einem Zirkular um einen Beitrag für ein in Weimar zu errichtendes Denkmal den französischen Kaiser anbettelt, erhält von demselben 2000 Franken zugestellt.

Benedikt Weiß, ein Zukunftsmusiker zu Baden, übersendet eine Kantate und verlangt dabei ein Almosen. — Adolph Widemann zu Marburg (in Kurhessen oder in Steyermark?) ist ein alter Mitschüler des Kaisers und bittet am 8. Juni um eine Anstellung. Den 16. Februar 1854 dankt derselbe für erhaltene Gelder, bettelt bald darauf von Neuem nnd gratulirt 1856 bei Gelegenheit der Geburt Lulu's. — Louis Willhalm zu Nürnberg fleht um eine Stelle für seinen Neffen. — Winkler zu Tagenwielen bittet um eine Anstellung als Gärtner.

Karoline von Wocher-Schäffer, Witwe eines Stuttgarter Staatsraths und Mutter von zwei Töchtern, welche zu den Künstlerinnen gehören, schickt an Monseigneur (den Großkammerherrn) Konzert-Billets und erörtert ihre dürftige Lage. „Diese Krankheit", sagt sie, „hat uns für den Augenblick aller unserer Hülfsmittel beraubt; da meine Familie vermögenslos ist 2c. . . . . ." — Die dürftige Witwe erhält eine Audienz bewilligt. — Im März 1867, also nach vierzehn Jahren, schreibt sie an den Kaiser: „Ich nehme mir die große Freiheit, seine kaiserliche Majestät um die hohe Gnade zu bitten, mir eine Unterstützung von 200 Franken zu bewilligen geruhen zu wollen, was mich tief erkenntlich

*) Im französischen Original steht Mülhausen; es ist wohl Mühlhausen im Regierungsbezirke Erfurt gemeint; ein sonstiger preußischer Ort dieses Namens ist uns wenigstens unbekannt.

**) Im Französischen steht conseiller du tribunal suprême. In Oldenburg gibt es einen Staatsgerichtshof, ein Ober-Appellationsgericht, ein Ober-Auditoriat und einen Gerichtshof zur Entscheidung der Kompetenz-Konflikte. Wir wissen nicht, welche dieser Oberbehörden gemeint ist.

und glücklich machen würde, wenn ich mein Möglichstes thun könnte, meine schon vor mehreren Jahren geschriebenen Werke zu verwerthen und in Umlauf zu bringen. Ich nehme mir die Freiheit, eurer Majestät einige meiner Gedichte vorzulegen; ich habe auch vier Theaterstücke geschrieben, wovon das eine in Deutschland zur Aufführung gekommen ist." — (Mit Bedauern abschlägige Antwort!)

Andreas Zeller, Steinschneider zu Horn bei Grenzach*) in Baden, hat dem Kaiser eine Medaille geschickt und bittet um eine Antwort. — Konrad Zoller zu Neuweiler (ein Ort, der nicht näher bezeichnet ist), schreibt dem Kaiser, daß er ihm Enthüllungen zu machen hat.

Das französische Original führt noch einen galizischen Juden aus Lemberg, Namens M. Mohr, sowie den Magyaren Scheuba d'Orlenb aus Pest auf. Da beide keine Deutschen sind, übergehen wir sie.

Nun haben wir diejenigen Bettler anzuführen, welche ohne jegliche Verhüllung den Kaiser um Unterstützung anflehten. Ihre Zahl in dem Zeitraume, welchen das gegenwärtige Kapitel umfaßt, ist sehr beträchtlich. Gleichwie sich um ein Aas die Raubvögel sammeln, so auch schaaren sich die unverschämten Bettler von aller Herren Ländern um das neue Kaiserreich. Sie unterscheiden sich von den übrigen, schon aufgeführten Bettlern, welche mittelst Gratulationen, Gedichten, Broschüren, Geschenken und allerhand Mittheilungen sich der kaiserlichen Huld zu empfehlen suchen, dadurch, daß sie ohne Feigenblatt und mit eherner Stirn als ächtes Lumpen-Proletariat den bluttriefenden, schwindelhaften Mann im Purpurmantel um milde Gaben angehen. Wir zählen sie einfach auf. Sie heißen:

Josephine Ott zu Augsburg; Matthäus Bähl zu Grafenstaden (?) Aloysius Bart zu Ueberlingen in Baden; Dibinger zu Heiligenberg (im Hessischen oder im Badischen?); Amalie Dippel zu Borchen (einem uns unbekannten Orte) in Preußen; Diringer zu Karlsruhe; Georg Dott zu Hofrankenheim (einem uns unbekannten Orte); Andreas Geyer zu Speier; A. von Göler zu Singen am Bodensee; S. Göpfert zu Nieder-Anspach; Friedr. Gontz zu Baireuth; Johann von Grafenstein zu Neuburg an der Donau in Baiern); die Baronin von Gravenreuth (aus einem der ältesten Geschlechter des eingeborenen Adels) zu Ragnit**)

*) Im französischen Originale steht das kauderwälsche Wort Grentzeuch; selbiges erklärt sich durch die flüchtige Handschrift des Korrespondenz-Journals der Tuilerien. Grenzach an der Südabdachung des Schwarzwaldes ist wegen seines feinen Markgräfler's bekannt.

**) Im französischen Original steht Ragnitz. Da kein Ort dieses Namens

in Preußen; die Witwe Griefs zu Heidelberg; E. Helff zu St. Blasien *); Josef Hepperger, alter Mitschüler Louis Bonaparte's, zu München wohnhaft; Karoline Bugler zu Schleißheim (dem 1½ Meile von München entfernten Lustschloß); Deichmann zu Frankfurt am Main; J. Kayser zu Düsseldorf; Friedrich Kind zu Nürnberg; Kiß zu Meinisberg (einem unbekannten Orte); Franziska Klein zu Konstanz; Frau Kleinart oder Klemert (im Original als zwei verschiedene Personen aufgeführt) zu Erfurt; Anton Koppauner zu Passau **); Marie Kramer zu Eppishausen (einer unter baierischer Oberhoheit stehenden Herrschaft der Grafen Fugger-Kirchheim); Anton Kranzfelder zu Neuburg in der Oberpfalz; Kreis zu Baireuth; Sebastian Küfer zu Bühren (Büren?); Friedrich Erdmann zu Niedersteinbach (in welchem Staate? ist nicht angegeben); Rosalie Feuerlin zu Schlotheim im Fürstenthum Schwarzburg-Rudolstadt; Fanny Pollwein, Kammerjungfer der Baronin von Venningen zu München; Karl Richard zu Memmingen; Henriette Riedel zu Neustadt an der Aisch; Maximilian Roser zu Augsburg; M. Rupprecht zu Nürnberg; G. Fritschy zu Eichstädt in Mittelfranken (im Original steht Eichstadt); Peter Fuchs zu Herbitzeim (?) in Baiern; die Gräfin Fugger von Nordendorf zu Nymphenburg ***) und zu Nürnberg; Philippine Fürst zu Engen bei Konstanz; Luzie Gartner zu Karlsruhe; Joseph Gebhard zu Hagnau in Baden; der Baron von Hohenhausen zu Fulda, ein alter Militär des französischen Kaiserreichs bettelt am 23. März 1853 und im Jahre 1854 bei Bonaparte um Unterstützung †).

---

vorhanden ist, kann nur Ragnit im Regierungsbezirk Gumbinnen gemeint sein. Wir finden auch den Ort Zalt-Bommel verzeichnet, wo ein gewisser Haas um Unterstützung für seinen blinden Sohn bittet. Zalt-Bommel ist nicht in Deutschland, sondern in Holland zu suchen.

*) Im französischen Original steht: S. Blasius (Prusse); allein St. Blasien liegt nicht in Preußen, sondern im Schwarzwalde und gehört zu Baden. Lessing wünschte an diesem schönen Orte als Bibliothekar absterben zu können.

**) Im Original steht: Pressath (Bavière). Im Korrespondenz-Journal der Tuilerien ist wahrscheinlich Passau sehr unleserlich geschrieben gewesen.

***) Im Original steht Nymphemsburg. Das Lustschloß Nymphenburg mit französischer Gartenanlage liegt eine Stunde westlich von München.

†) Das Geschlecht der Freiherren von Hohenhausen und Hochhaus zerfällt in eine baierische, preußische und schwedische Linie, wovon die schwedische nicht freiherrlich ist. Hier ist aus der preußischen Linie der kurfürstlich hessische Major in Pension Freiherr Ludwig Emil von Hohenhausen und Hochhaus gemeint. Er ist geboren am 21. Oktober 1795, Sohn eines preußischen Kriegs- und Domänenraths. Seine Frau, eine Freiin von Sturmfeder, starb 1856. Er hatte neun Kinder, die sämmtlich in Fulda geboren sind.

Wir fahren mit der Bettlerliste fort: Henriette von Lang zu Ansbach (im Original steht Ausbach); Eduard Lobedank zu Dornach (?); Therese Maier zu Engen bei Konstanz; Fritz Mallhaus zu Buchkeim (wahrscheinlich Buchheim) in Baden; F. Mark zu Ansbach; Christian Meyer zu Konstanz (dankt für die Unterstützungssumme von 200 Franken); Anton Meyer zu Augsburg; Leidel (?) Meyer zu Schweinheim in Baiern; Nanette Müller zu München; Friedrich Müller zu Augsburg; August Müller, Schulmeister, alter westphälischer Soldat, zu Asen (?) in Preußen; Muster, Lehrer in Kappelen (? wahrscheinlich das Dorf Kapellen bei der Burg Stolzenfels am Rhein); die Baronin von Oberlander zu Wien; Anna Wagner zu Wiesbaden; Waidmann zu Konstanz (bezeichnet sich als den Schwiegersohn des Tischlers Kressibuch aus Emishofen im Thurgau); Walburger zu München; Anton Walcher zu Dürmentingen (?) in Würtemberg; Kutscher A. Wegmann zu Mühlingen, einer anhaltischen Exklave im preußischen Regierungsbezirk Magdeburg; Wegmann zu Tübingen; Klara Weigel zu Lauterburg (an der Lauter); Regina Wolff zu Schmerheim; A. J. Wynk zu Homburg*); die Fürstin von Sayn-Wittgenstein im Schlosse Berleburg bei Wittgenstein im preußischen Regierungsbezirke Arnsberg; E. von Schach zu Gnögen im Mecklenburgischen; die Gräfin von Schellart, eine Offiziers-Witwe, wohnhaft zu Aachen (im französischen Original steht irrthümlich Schellard); Herr von Passerat-Schewinge zu Habelschwert im preußischen Schlesien (im französischen Original steht fälschlich Habelschwerdt); der Unterlieutenant Th. Schmidt zu Augsburg; Maximilian Seyler zu Büdesheim (in der Nähe von Bingen); Veronika Sieber zu Leutenberg im Schwarzburg-Sondershäusischen (im französischen Original steht Leudenberg); Josephine Steeg zu Germersheim; J. Steg zu München; Witwe E. Steg zu München; J. Stein zu Köln; Anton Streicher an einem Orte, den das französische Original als „Kinzichen oder Hinzichen" bezeichnet, worunter wahrscheinlich ein an der Kinzig liegendes Dorf zu verstehen ist; Edm. Vincens zu Hof, alter Mitschüler Bonaparte's.

Zu einigen von den angeführten adeligen Namen wollen wir Erläuterungen machen.

Die Unterstützungsgesuche der **Gräfin Fugger von Nordendorf** beginnen mit dem Jahre 1853 und werden das folgende Jahr,

*) Der Ort ist nicht näher bezeichnet. Es gibt ein Homburg v. d. Höhe; ein Homburg im Braunschweigischen; eins im preußischen Regierungsbezirke Köln; ein Homburg a. d. Mark; Homburg in der Rheinpfalz; Homburg in Unterfranken; Schloß Homburg und Herrschaft Homburg.

sowie unterm 12. Dezember 1857 und im Februar 1858 fortgesetzt. Diese Dame hatte früher den Soireen der Königin Hortense beigewohnt und damals „die Ehre gehabt, mit dem erhabenen Neffen des großen Kaisers zu tanzen". Sie bringt Louis Bonaparte die Huldigung ihrer Wünsche und Beglückwünschungen folgendermaßen dar. „Sire", schreibt sie, „die Vorsehung ist gegen Eure Majestät gerecht gewesen, als dieselbe die Wünsche der französischen Nation erfüllte ꝛc." Dann setzt die gute Gräfin auseinander, daß ihr Vater ihr von seinem Feudal-Erbtheil nur ein ungenügendes Vermögen hinterlassen hat, und daß sie beim Eintritt hohen Alters die Entbehrungen der Vereinzelung und Armuth zu ertragen hat.

Die Fürstin von Sayn-Wittgenstein hat Bettelbriefe am 19. August, 15. September und 11. Oktober 1853 geschrieben. Das Fürstenhaus Sayn und Wittgenstein leitet sich von den Grafen von Spoheim her. Die alten Grafen von Sayn sind ein Zweig der Grafen von Nassau. Jetzt gibt es drei Hauptlinien, nämlich: Sayn-Wittgenstein-Berleburg, Sayn-Wittgenstein-Sayn und Sayn-Wittgenstein-Hohenstein. Die Linie Sayn-Wittgenstein-Berleburg besitzt das Amt Berleburg in Westphalen und die Herrschaft Homburg a. d. Mark, hat aber die standesherrlichen Vorrechte an das preußische Königshaus verkauft. Ihr Wohnsitz ist Berleburg. Die Linie Sayn-Wittgenstein-Sayn ist ohne reichsunmittelbaren Besitz und besteht nur noch aus weiblichen Gliedern; für die Einbuße der Grafschaft Sayn ist sie von Nassau und Baden seiner Zeit mit Geld entschädigt worden. Die dritte Linie, deren Wohnsitz das Schloß Wittgenstein ist, besitzt drei Fünftel der westphälischen Grafschaft Wittgenstein und einen Theil der würtembergischen Grafschaft Limburg-Sontheim-Obersontheim.

Die Grafen Schellart von Obbendorf am Niederrhein und im preußischen Schlesien stammen aus Spanien. In den Reichsgrafenstand wurden sie 1674 durch den deutschen Kaiser Leopold I. versetzt. Früher zerfielen sie in drei Linien, wovon jedoch gegenwärtig nur noch die zu Gürzenich übrig ist. Reichsgraf Ferdinand Schellart, verheirathet mit Ferdinandine, geborene von Kalt, starb 1844.

Eberhard Friedrich Adolph Freiherr Göler von Ravensburg gehört der Eberhardischen Branche der Göler von Ravensburg an. Er ist geboren am 6. Juni 1819 auf dem Neuhof bei Sulzfeld, Grundherr zu Sulzfeld, Vogtherr zu Daisbach und vermählt am 23. Novbr. 1845 mit einer Tochter des Seifenfabrikanten Heinrich Müller zu Alt-

stetten bei Zürich. Als er den französischen Kaiser um Unterstützung anflehte, wohnte er zu Singen bei Radolfszell und hatte damals dr.. (später fünf) Kinder. Das Geschlecht der Göler von Rav...burg ist eines der ältesten Geschlechter der ehemaligen reichsfrei.. Ritterschaft im Kraichgau. Karl Göler, ein Sohn Raban's, so.. nach alten Traditionen gegen das Jahr 940 im Kraichgau gele.. haben.



Viertes Kapitel.

Die Periode des Krimkrieges.

Die Popularität, welche sich Louis Bonaparte bei den deutschen Liberalen erwarb, rührt daher, daß der von ihm bekämpfte Zar für die Hauptstütze der europäischen (namentlich der deutschen) Reaktion galt und daß die deutschen Großmächte, theils weil sie sich noch nicht von dem ungebührlichen Einflusse des Zaren emanzipirt hatten, theils weil ihr Haus-Interesse ihnen eine andere Politik anwies, sich nicht an dem Kampfe der Westmächte gegen Rußland betheiligten. Selbst viele demokratische Flüchtlinge, die zu den blauen Republikanern und prinzipienlosen Nationalen gehörten, erwarteten, daß der Krimkrieg in einen Revolutionskrieg umschlagen und die Wiederherstellung der unterdrückten Nationalitäten zur Folge haben würde. Abgesehen von den Magyaren, Polen und Italienern, deren Bund auf einer Flüchtlingsversammlung in Long-Acre zu London von Ludwig Kossuth verkündet wurde, suchte auch die deutsche Flüchtlings-Fraktion, die durch Ruge und Ronge geleitet wurde, eine Demonstration zu Gunsten der westmächtlichen Politik zu veranstalten. Nur die Eifersucht zwischen Ruge, Ronge und dem russischen Hühneraugenausschneider „Grafen" Vittinghoff, von denen jeder den Vorsitz bei der beabsichtigten Demonstration führen wollte, vereitelte das Zustandekommen derselben. Doch sandte Ronge alberne Flugschriften nach Deutschland, worin er die Deutschen „gottvergessen" und „gottverflucht" nannte, weil sie nicht den westmächtlichen Kampf unterstützten, und worin er die deutschen Jungfrauen beschwor, die Jünglinge nicht mehr zu heirathen, wenn selbige nicht sofort die deutschen Fürsten zum Teufel jagten. Die Sympathie mit den Westmächten galt in ganz Deutschland damals als ein Zeichen der Freisinnigkeit. Die liberalen Schwächlinge huldigten schon damals dem Erfolge und beugten sich vor dem Kriegsruhme eines solchen Menschen wie Bonaparte.

Es konnte daher nicht fehlen, daß Louis Bonaparte nun als Befreier und Held begrüßt, und daß sein Ruhm mit demjenigen Napoleon's I. verknüpft wurde. Aus Deutschland gingen ihm von Schmeichlern und sonstigen Bürschchen, die von ihm irgend einen Vortheil zu erlangen hofften, eine Menge Verherrlichungen und Beglückwünschungen in gereimter und ungereimter Prosa zu. Einzelne Journalisten erboten sich, in ihren Journalen die französische Politik zu unterstützen, spekulirende Musiker komponirten für ihn Militär-Musik, und ein Paar Klüglinge gingen ihm sogar mit Rath an die Hand, wie er es anzufangen hätte, wenn er Sebastopol und Kronstadt erobern wollte. Natürlich wurden derartige Zuschriften selten, ja wohl niemals, ohne eigennützige Hintergedanken gemacht.

Zwischen dem Namen Beth und Beust in der alphabetischen Reihenfolge des französischen Originals ist ein gewisser Dr. juris Edw. B..... als Eigenthümer oder Agent einer deutschen Zeitung bezeichnet, der am 29. Juli 1854 an Louis Bonaparte Folgendes schrieb:

„Wenn die französische Regierung nach der Weise anderer Kabinette beabsichtigt, sich des ... Journals zu bedienen, um dem Auslande ihre innere Politik bekannt zu machen, so werden diese Mittheilungen mit Eifer und Verschwiegenheit aufgenommen werden.“

B..... hängt seiner Bitte um Subvention das Mäntelchen der Kannegießerei um. Er erklärt sich nämlich für überzeugt, daß Rußland auch noch gegen Oesterreich versuchen wird, was es gegen die Türkei versucht hat. Oesterreich ist vollständig in die östliche Frage verflochten; die feindliche Haltung Oesterreichs ist ernst gemeint, und die russische Regierung wird ihm dieselbe nicht vergessen. Im Kriegsfalle würde es für Frankreich vortheilhaft sein, wenn seine politischen Absichten, welche die Aufrichtigkeit der Allianz zwischen den Westmächten und Oesterreich bezeugten, zum Organ ein Journal besäßen, das die politische Richtung der verschiedenen europäischen Staaten vom deutschen Standpunkte aus darlegte.

Der nämliche, sein Journal anbietende Dr. Edw. B....., dessen Name und Wohnort uns leider verschwiegen werden, hat sich schon unterm 30. Oktober 1852 an Louis Bonaparte gewandt mit der Bitte, demselben auf einem zu bezeichnenden Wege politische Mittheilungen machen zu dürfen. Er hatte sich damals auf Moritz von Haber berufen und versichert, daß er sich „diese Freiheit nur aus Ergebenheit gegen die Sache des Prinzen, gegen dessen erhabene Person und dessen

ebenso reinen wie aufgeklärten Tendenzen" herausnähme. Er ist wahrscheinlich ein Süd- oder Mitteldeutscher.)

Ein anderes Journal-Angebot erfolgte ein Jahr nachher. Eine Buchdruckerei-Besitzerin, Namens Hohmann aus Baden, überschickt dem Kaiser im Oktober 1855 die erste Nummer eines neu erschienenen „Badeblattes" worin der französischen Politik das Wort geredet ist. Wir wissen nicht, ob Baden bei Wien oder jenes im Schweizer Kanton Aargau zu verstehen ist. Im letzteren Falle würde Madame Hohmann, die den Kaiser in den Jahren 1834—37 oft zu Konstanz gesehen haben will, mit Deutschland Nichts zu thun haben, sondern auf Rechnung der Schweiz zu setzen sein.

Innozenz Louis Zaillner, Dr. jur., Referendarius bei der österreichischen Finanz-Prokuration zu Linz an der Donau, der schon für Zusendung von Schreibheften, herrührend vom Herzog von Reichstadt, mit einer goldnen Medaille bedacht worden war, forderte unterm 4. April 1854 das Kreuz der Ehrenlegion dafür, daß er öffentlich mit den Feinden Rußlands sympathisirt und die französisch-österreichische Allianz, die vom ganzen Europa mit Beifall aufgenommen worden sei, befürwortet habe. Als geringsten Lohn wünschte er die erhaltene goldene Medaille „mit einer vom (französischen) Kaiser selber vorgeschriebenen Devise" am rothen Bande tragen zu dürfen. Er wiederholte seine Bitte am 16. März 1858 und im September 1863.

Am 16. Juni 1854 schickt Ferdinand Krusemark zu Alt-Strelitz (im Großherzogthum Mecklenburg-Strelitz) dem Kaiser ein Gedicht ein„ zum Beweise, daß Mecklenburg hinter dem übrigen Deutschland an Liberalismus nicht zurücksteht. — Unterm 8. Juli 1854 bescheinigt Friedrich Rang zu Kaisheim*) in Baiern, daß er Almosen im Betrage von 50 Franken für ein Huldigungsgedicht empfangen hat. — C. Meyer zu Winkel (im Rheingau) wartet am 26. August mit einem Gedichte auf, in welchem er die Jungfrau von Orleans für seinen unkeuschen Zweck mißbraucht. — E. Voigt zu Lengefeld in Sachsen**) bietet am 12. September die Widmung zu einem Gedichte an, welches den Titel führt: „Das Leben Napoleon's I."

Dietrich Könemann, Kommunal-Schullehrer zu Berlin, besang sogar den Marschall St. Arnaud, den einstigen Londoner Schau-

---

*) Vielleicht ist Kaisersheim im baierischen Schwaben gemeint.

**) Wahrscheinlich ist Lengenfeld in der sächsischen Amtshauptmannschaft Plauen gemeint.

spieler und Fechtmeister, der den Oberbefehl über die Krim-Truppen erhalten hatte, und übersandte seine Reimübung dem französischen Kaiser vermittelst des französischen Gesandten in Berlin. Letzterer entschuldigte sich wegen der Uebersendung eines so schlechten Gedichts mit den Worten: „Ich habe geglaubt, daß ich Diejenigen nicht entmuthigen dürfte, welche (in Deutschland) gegenwärtig ihre Sympathie für Frankreich zu offenbaren den Muth besitzen.“

L. Engel zu Merzig im preußischen Regierungsbezirke Trier, der, wie es scheint, unfähig war, selber ein Bettelgedicht anzufertigen, übersandte am 22. Mai 1854 einen von seinem Vater auf Napoleon I. verfertigten Lobgesang. Als die erwartete Belohnung zu lange ausblieb, bat er am 15. Juni um Antwort. — Ch. Hubner zu Unterhambach huldigte dem Kaiser mit einem Kriegsgedicht im November. — Der Erzieher Julius Wagner zu Stavenhagen im Großherzogthum Mecklenburg-Schwerin huldigte in Versen den 14. Juni. — Der im dritten Kapitel schon erwähnte Frankfurter Preßsöldling Zirndörfer entblödete sich nicht, sogar die Einschiffung des feigen Prinzen Napoleon Jerome von Gallipoli nach der Krim als eine Heldenthat anzusingen. — J. Scharpf zu Karlsruhe feierte das Napoleonsfest (15. August) 1854 in Knittelversen und fand sich bewogen, am 25. November anzufragen, ob sein Meisterstück richtig angekommen wäre. Jedenfalls erhielt er nun einen Lohn für seine Arbeit; denn unterm 25. September 1857 schickte er ein neues Gedicht. — Johann Scheufele, alter badischer Unteroffizier und alter Soldat des ersten französischen Kaiserreichs, überschickte seine unterthänigsten Empfindungen unterm 15. Juni 1854. — Schmittkrombach zu Ettelbruck im Luxemburgischen gratulirte dem französischen Kaiser zu Weihnachten d. J. — Anna von Lob zu Konstanz gibt am 3. Januar 1854 ihrer Erkenntlichkeit Ausdruck und gratulirt zum neuen Jahre. — G. Tuffendsammer zu Heidenheim im baierischen Mittelfranken legte von seinem Dichtertalent eine Probe ab, indem er das Glück besang, welches der 15. August den Menschen gebracht hätte.

Zu diesen Dichterlingen gesellen sich noch folgende Skribifaxe:

Der Baron von Kinsky-Tettau bittet unterm 28. Mai 1854 um Subskription auf seine Gedichte und bittet dann nochmals am 16. November 1856, neue poetische Erzeugnisse darbieten zu dürfen. Dieser Baron wohnte in Wiesbaden und stammte aus einer der ältesten und angesehensten Familien Böhmens (ehemals Wchinsky und Wchiniz und Tettowa oder Tettau, und Chinsky von Chiniz und Tettau), die

1310 in den böhmischen Herrenstand versetzt und 1459 mit dem Titel: „Edle Panner- und Freiherren", beschenkt worden war. — Ch. Pfeiffer zu Hersbruck (Baiern) huldigte am 7. Juni 1856 mit Versen, die er dem Kaiser gewidmet hatte. — L. Kirchner zu Seligenstadt (im Großherzogthum Hessen) übersandte am 10. März 1855 ein Manuskript, welches er dem Kaiser und der Kaiserin gewidmet hatte. — E. Laaf zu Köln schickte am 15. Dez. genannten Jahres ein der männlichen und weiblichen Majestät gewidmetes Gedicht. — Schartmann zu Berlin dagegen, der ein Neujahrsgedicht einreichte, hatte dasselbe nur dem männlichen Thronprinzip gewidmet. — Ch. Schulmeister zu Ingweiler, einem unbekannten baierischen Orte, benutzte ein Gedicht, um den Minister des Ackerbaues zu ersuchen, ihm auf eine vorgängige Bitte Antwort zu geben (15. Sept. 1855). — In Reimen huldigte im Mai 1855 auch Sigler zu Memmingen.

Dr. Müller, wahrscheinlich wohnhaft zu Rees im preußischen Regierungsbezirke Düsseldorf*), ersuchte im Oktober 1855 um die Ermächtigung, seiner kaiserlichen Majestät eine soeben von ihm unter dem Titel: „Aganippe" veröffentlichte Sammlung poetischer, religiöser und philosophischer Betrachtungen „als Erstlingsopfer der tiefsten Devotion" darbieten zu dürfen. Nachdem er diese Ermächtigung erhalten hatte, fügte er dem genannten Werke am 1. Januar 1856 ein gedrucktes Gedicht hinzu, welches die Ueberschrift trug: „An seine Majestät den Kaiser der Franzosen, Napoleon III., den eifrigsten Förderer jeder wissenschaftlichen Inspiration." — Hierauf erkundigte er sich in mehreren Briefen, ob seine Zusendungen angelangt wären, und bat am 16. März 1856 um die Verleihung des Kreuzes der Ehrenlegion, indem er sein Doktor-Diplom beifügte. Jetzt kam also des Pudels Kern zum Vorschein. Nach vergeblicher Wiederholung seiner Bitte forderte der Anbeter des Bonaparte sein Doktor-Diplom zurück und mußte trotz tiefster Devotion als gemeiner Doktor der Philosophie ersterben.

Muthen zu Köln gratulirt dem Kaiser vorzeitig am 11. September 1855 wegen angeblicher Einnahme Sebastopols. — Dasselbe thut Kroner zu Magdeburg am 15. Sept. — Vogel zu Neuwied übersendet am 26. Mai 1855 einen Talisman, damit der Kaiser unversehrt die Krimreise antreten und vollenden könne. Als dem Absender der Talisman, von dem Bonaparte keinen Gebrauch machen will, wieder zurückgestellt worden ist, drückt Vogel im Juni den lebhaftesten Wunsch

*) Im französischen Originale steht: à Reez (Prusse ou Mecklenbourg).

aus, von der Hand des Kaisers nur eine einzige Zeile zu erhalten. Vielleicht diente die platonische Liebe nur zum Vorwand anderer Gelüste!

Dummler in Speier huldigte dem Kaiser den 13. August 1855. — Frau C. Falkenberg, angebliche uneheliche Tochter des alten Bonaparte, beglückwünscht Napoleon III. am 14. Juli.

Dr. Schräder zu Rostock war im Februar 1855 in ein so großes Entzücken ob des Krimkrieges gerathen, daß er dem Drange seines Herzens nicht länger zu widerstehen vermochte, sondern in einem kratzfüßigen Schreiben dem Kaiser all' die Liebe, Verehrung und Erkenntlichkeit lallen mußte, welche sich das Genie seiner Staatsstreichsmajestät dadurch erobert hätte, daß sie das Glück des edelsten und glorreichsten Volkes der Erde zu begründen verstanden. Der Patriot Schräder, der demnach damals die Franzosen noch nicht für Erbfeinde hielt, hofft schließlich in seinem Schreiben, daß der Kaiser die Darlegung dieser von Millionen Ausländern getheilten Gesinnungen huldvoll aufnehmen möge. (Er wird mit einfachem Dank abgefunden.)

Auch der Advokat Otto Weber in Bautzen mußte seinen Gefühlen Ausdruck geben. Seine Begeisterung für den Bonapartismus, d. h. für die Volksunterdrückung, den politischen Schwindel, das Menschenabschlachten und den Kriegsruhm, trieb ihn an, den Pegasus zu besteigen und den Kaiser Napoleon I. zu besingen. Darauf bat Weber den Helden Louis Bonaparte, ihm sein Bändchen Gedichte widmen zu dürfen, und übersandte als Probe seiner Reimklingelei drei Stück Gedichte zur Ansicht. Ein gewisser R. v. Sendorf unterstützte die Bitte Weber's mit einem Empfehlungsbriefe, worin versichert wurde, daß die Weber'sche Poesie nicht aus eitler Speichelleckerei, sondern aus einer ächt poetischen Ader herrühre. (Qui s'excuse, s'accuse!)

Krebs aus der badischen Fabrikstadt Lahr hoffte eine Gnadenbezeigung des französischen Kaisers dadurch zu erringen, daß er unterm 2. Januar 1856 Jubelverse über den Fall Sebastopol's einreichte. — Neuland aus Bonn offerirt außer einem Gedichte ein chinesisches Bettgestell (16. Febr. 1856)*).

Als der Krimkrieg zu Ende war, schickte sich der Literat Johann Obermaier zu München in die Zeit und richtete an den Kaiser ein

*) Das franz. Original führt noch ein Gedicht auf den Kaiser, verfertigt von Hartig aus Neusatz (?) unterm 6. März 1856 an. Neusatz ist unsers Wissens kein deutscher Ort. Oder sollte vielleicht die preußische Bürgergemeinde Neusalz gemeint sein? Weiter finden wir eine Neujahrsgratulation (1856) ausgehend von Baumgart aus Beitsch (??) in Preußen.

Friedensgedicht (unterm 1. Mai 1856). Angesungen mußte werden: — gleichviel, mochte nun Krieg oder Friede sein!

Hiermit sind die Gratulations- und Verskünstler des Krimkrieges zu Ende. Wir müssen nun in kurzen Worten noch der Tonkünstler gedenken, damit auch diese verewigt werden.

G . . . . (Louis) zu G . . . . huldigt dem Kaiser mit zwei Musikstücken eigner Komposition. Er theilt zugleich mit, daß die preußische Armee gegenwärtig (im Juli 1854) mit einem überlegenen Gewehre, dem Zündnadelgewehre, ausgerüstet wird, welches gleichwohl an bedeutenden Mängeln leidet. Da er selber der Erfinder eines neuen Zündnadelgewehres, bei dem diese Fehler nicht vorkommen, ist, so offerirt er seine Erfindung, deren Vortheile er in zehn Artikeln aufzählt, dem Kaiser unter folgenden Bedingungen: 1) 60 Louisd'or zur Reise nach Paris; 2) eine zehnjährige Pension von 120 Louisd'or; 3) die Verleihung des Titels: Musikdirektor. — (Ihm wird geantwortet, daß die französische Regierung erst dann mit ihm unterhandeln kann, wenn sie die vorgeschlagene Waffe gesehen und geprüft hat.)

Ferner huldigt J. Frick zu Karlsruhe mit einem den 30. Mai 1854 eingesandten Marsche.

Drinnenberg zu Frankfurt (am Main oder an der Oder?) kommt mit einem gleichen Produkte anderthalb Jahre später. — L. Chatt zu Darmstadt widmet am 22. April 1854 der französischen Armee eine Polka und am 8. September 1855 sendet er unter dem Titel: „Die Einnahme von Sebastopol", einen Marsch ein. — Brand'l zu Würzburg erscheint mit einem dem Kaiser gewidmeten Marsche am 30. September, und Kaspar Raff zu Lahr widmet Louis Bonaparte einen Marsch am 12. Dezember 1854. — Frau Mohr zu Waldshut in Baden gratulirt im Januar 1855 dem Kaiser zum neuen Jahre und übersendet bei dieser Gelegenheit eine im französischen Originale nicht näher bezeichnete Pianoforte-Komposition ihres Mannes. — G. Mader zu Passau widmet nachträglich (im Mai 1856) der Kaiserin einen Marsch.

C. F. Müller, Kapellmeister zu Berlin und zu Görlitz, Ritter des brasilianisch-kaiserlichen Ordens der Rose (da Rosa), tättowirt mit Ehrenmedaillen seitens der Regenten Dänemarks, Baierns, Griechenlands und Badens, — bittet den Kaiser, ihm die Ehre zu bewilligen, daß er verschiedene Kompositionen „ihm zu Füßen" legen darf, nämlich: Märsche; — „den Triumph von Sebastopol" — und „die tapfern Heere Frankreichs".

Ihm wird unterm 25. April 1855 die kühle Antwort zu Theil: „Der Kaiser hat die ihm von Ihnen geschickten Kompositionen empfangen. Seine Majestät hat geruht, diese Huldigung anzunehmen, und beauftragt mich, Ihnen dafür zu danken“.

Nun überschickt Müller unterm 16. September 1855 ein neues musikalisches Werk, betitelt: „Napoleon I. und die beiden Grenadiere seiner alten Garde.“

Als diese neue Huldigung zurückgewiesen wird, verlangt Müller am 3. Oktober d. J. 20 Napoleonsd'or „gewöhnliches Honorar“ für die früheren Kompositionen, welche er auf „allerhöchsten Befehl“ zu den Füßen seiner bonapartistischen Majestät niederlegen zu dürfen die Ehre gehabt hat. — Da er jedoch das geforderte Honorar nicht erhält, schreibt er noch 11 unterthänigste Briefe, um die Goldstückchen herauszuarbeiten. In denselben sagt er: „Ich schmeichle mir, daß euere kaiserliche Majestät meine allerunterthänigste Bitte mit jener Huld, welche sie dem ausgezeichneten Verdienst ohne Rücksicht auf die Nation angedeihen läßt, gnädigst erfüllen wird . . .; wir haben schon jetzt eine ungeheuere Theuerung in unserer Provinz, und ich bin ein deutscher Künstler und Autor . . .; ich bin ein deutscher Künstler von 66 Jahren ohne Vermögen, Vater einer zahlreichen Familie, und daher bereit, mit der größten Erkenntlichkeit sobald als möglich eine Nachricht aus dem allerhöchsten Kabinet zu empfangen . . .; indem ich vertraue auf die berühmte französische Generosität, wie auf die Gerechtigkeit und Humanität seiner Majestät des Kaisers“ u. s. w. — (In Folge dieser Bettelei erhält C. F. Müller endlich 1856 die Summe von 500 Franken.)

Es ist merkwürdig, wie häufig gerade Leute mit Titeln und Orden sich unter dem gemeinen Bettelvolk der Tuilerien herumtreiben. Doch erklärt sich diese Erscheinung aus der Seelenverwandtschaft.

Dr. Volckmar zu Homberg in Kurhessen, Direktor der „königlichen“ (kurfürstlichen) Musik, Hauptlehrer am Seminar, Besitzer der königlichen Medaille von Würtemberg und der herzoglich koburgischen Medaille für Wissenschaft und Kunst*), bittet am 2. Januar 1855 um die Ermächtigung, dem Kaiser ein musikalisches Werk widmen zu dürfen. — Aehnliche Bitten in den Jahren 1864 und 1868, welche sich

*) Im Französischen steht: de la médaille grand-ducale de Saxe-Cobourg, was jedenfalls ein Irrthum sein muß, da es keinen Groß-Herzog von Koburg gibt. Uebrigens haben wir noch Nichts von den für servile Gelehrte und Künstler bestimmten beiden Medaillen gehört: — was indeß deren wirkliches Vorhandensein keineswegs ausschließt.

auf Orgelmusik bezogen, wurden abschlägig beschieden. Wahrscheinlich hatte Louis Bonaparte die bettelnden deutschen Künstler satt.

Auch Schneider zu Uffenheim (im baierischen Mittelfranken) erbot sich, dem Kaiser eine musikalische Komposition zu widmen (4. Juli 1855). — Ein anderer Tonkünstler, Wiß in Speier, überschickte am 12. Oktober 1854 dem Kaiser eine Meßmusik. — Ch. Seeger aus Offenbach huldigt im November 1855 mit dem musikalischen Werke: „Der praktische Organist".

Wir kommen nun zu der Klasse Personen, welche zur Erringung des Sieges dem Kaiser mit Rath und That an die Hand zu gehen bereit sind.

Der in Folge seiner zahlreichen Reklamen bezüglich der deutschen Auswanderer bekannte Konsul Sturz, bezeichnet als „brasilianischer Konsul Preußens" zu Dresden, bietet den 14. Juli 1854 Mittel zur Eroberung Kronstadt's an. Es muß befremden, daß derselbe sich nicht an den englischen Admiral Napier wandte. Aber bei der englischen Admiralität war voraussichtlich Nichts zu holen!

Ein gewisser W. Schmidt zu Heidelberg bringt unterm 2. Mai 1855 dem Kaiser verschiedene Pläne zur Eroberung von Kronstadt und Sebastopol in Vorschlag.

Der Graveur August Grimmer in Pforzheim empfiehlt sich am 1. September 1855 als der Erfinder einer Kriegsmaschine (wie es scheint, einer auch auf rauhem Boden anwendbaren militärischen Lokomobile), womit der Kaiser die russische Macht sicher wird zerstören können, „gleich wie einst die Römer mit ihren Elephanten (?) alle Völker besiegt haben." Seinen modernen Sichelwagen erwähnte Grimmer nochmals 8 Jahre später.

Der kurhessische Buchhändler G. Ludwig Wallhaus, wohnhaft zu Imosfeld (?), hingerissen lediglich von seiner Sympathie für den Ruhm der hohen verbündeten Heere, unterbreitet dem Kaiser einen Feldzugsplan zur Fortsetzung des Krimkriegs (Mai 1855).

Der schon in einem früheren Kapitel von uns erwähnte Redakteur Dr. Alexander Ferdinand v. Necke zu Berlin, alias Ferdinand Denecke zu Danzig, offenbart 1854 dem französischen Kriegsminister ein Geheimniß seiner (Denecke's) Ahnen, betreffend die Bereitung einer kostbaren Wundsalbe, zum Nutz und Frommen der in der Krim verwundeten tapferen französischen Truppen.

Bartels zu Lüneburg will am 8. Dezember 1854 eine neue

Kunst, die Pferde scharf zu beschlagen, einführen. Unterm 18. April des folgenden Jahres fordert er die Erstattung der Reisekosten.

L. Dörsch, Waffenschmied zu Luxemburg, schlägt am 10. Januar 1859 einen neuen Hinterlader vor. Weil er die vom Kaiser dem General von Wedel geschenkten Pistolen zu sehen Gelegenheit gehabt hat und die Aufmerksamkeit kennt, welche seine Majestät auf die Verbesserung der Feuerwaffen verwendet: offerirt Dörsch ein Gewehr eigner Erfindung. Da er viele Jahre hindurch in der preußischen Zündnadelgewehrfabrik zu Sömmerda angestellt gewesen ist, kennt er die zahlreichen Mängel des preußischen Zündnadelgewehres. Er hat nun dieselben durch eine Kombination mit dem Französischen Thouvenin'schen Systeme zu verbessern gesucht. Seine neue Waffe trifft immer bei hundertmaligem Schießen mindestens fünfundzwanzig Mal auf tausend Schritte Entfernung ein Ziel von vier Fuß Höhe und sechs Fuß Breite, indem die Kugel dann eine zweizöllige Eichenplanke durchschlägt. Ungeachtet dieses Resultats hat General von Wedel das neue Gewehr in Preußen nicht einführen können, während der deutsche Bund es nur in geringer Zahl in den Bundesfestungen in Anwendung gebracht hat. Dörsch trägt deshalb seine Erfindung dem französischen Kaiser an. (Er erhält einen Korb, der mit der großen Menge ähnlicher Offerten motivirt ist.)

Clauer zu Morschheim (?) in Baiern bringt eine neue Kanone in Vorschlag und fordert für seine Erfindung 60,000 rheinische Gulden (27. Juni 1855).

Dr. Eckhart, bairischer Militärarzt, übersendet ein Buch, enthaltend eine Sammlung Gesundheitsvorschriften für die bairische Armee (1855).

F. Epp zu Dürkheim (in der Pfalz) bittet um Anstellung als französischer Militärarzt. — Auch A. v. Göler zu Singen bei Radolfzell (s. unsere Notizen über ihn am Ende des dritten Kapitels!) bittet, in das französische Heer eintreten zu dürfen (15. Mai 1854).

Als Nachklang der Krimkrieg-Periode ist ein unterm 14. April 1856 eingesandtes Buch, betitelt: „Vergleichende Studien der Armeen", zu betrachten. Verfasser (?) und Einsender ist Hallberger in Stuttgart.

Dem Haufen der dieser Periode den charakteristischen Stempel aufdrückenden Tuilerien-Klienten schließen sich nachstehende Verehrer des bonapartistischen Kaiserthums mit verschiedenartigen Anliegen an:

Dr. Gräße, Bibliothekar der königlichen großen Bibliothek und Direktor des japanesischen Museums zu Dresden, übersendet im Januar

1854 dem französischen Kaiser ein schön eingebundenes Exemplar seiner Abhandlung über alte Numismatik. Als er nicht schnell dafür belohnt wird, fragt er im Juni an, ob sein Werk auch richtig dem erhabenen Monarchen zugegangen sei, indem er die wirkliche Absicht seines Schreibens durch folgende Blendworte verbrämt: „Da ich überzeugt bin, daß mein Buch bei der gelehrten Welt Frankreichs eine sehr gute Aufnahme finden wird, wenn man erfährt, daß seine Majestät ein Exemplar als einen Beweis der Devotion von mir anzunehmen geruht hat, so würde ich Eurer Exzellenz sehr verbunden sein, wenn Sie mich davon unterrichten wollten, ob seine Majestät mit der allerunterthänigsten Opferspende des Verfassers zufrieden gewesen ist.“ — In Folge dieser „Erkundigung“ erhielt Dr. Gräße eine goldene Schnupftabaksdose nebst einem Begleitschreiben zugestellt. (Maecenatum caritas!)

Gottlieb Brand zu Gotha dankt dem Kaiser den 30. Juni 1854 für den Empfang von 500 Franken, ohne daß wir erfahren, was Brand eingebrockt hatte, um diese fette Mahlzeit verzehren zu können.

Dr. C. G. Carus, erster Leibarzt des Königs von Sachsen, bittet unterm 18. Februar 1854 Louis Bonaparte um die Gnade, ihm ein Exemplar seines großen Werkes über Anatomie zu Füßen legen zu dürfen, und fleht allerunterthänigst um das Kreuz der Ehrenlegion, welches dem Dr. Carus angeblich schon von Napoleon I. am Tage vor der Schlacht bei Leipzig versprochen worden war. (O mi Care, muß man dich in solcher Gesellschaft und auf solchem Wege finden!)

J. Eisenberg, dessen Wohnort nicht angegeben ist, überschickt ein von seinem Großvater verfaßtes Buch, betitelt: „Die moderne Reitschule“ (London 1727). Er fragt: „Wird seine Majestät, wenn sie anzunehmen geruht, auch die Antwort zu unterzeichnen geruhen?“ — (Seine Majestät nimmt an, läßt aber durch den untern Kabinets-Chef antworten.)

Heller zu Nürnberg übersandte ein von ihm über die athenienfische Akropolis verfaßtes Werk, sowie ein Panorama von Nürnberg. — Beth zu Köln offerirt ein kalligraphisches Tableau (1. Juli 55.) — Karoline Dengler zu Karlsruhe erbietet sich den 11. Mai 1854, dem Kaiser eine „Enthüllung“ zu machen. — Ch. M. Keber in Berlin wünscht eine Konzession (Land) in Algerien (22. Sept. 54). — Kellner zu Spalt im bairischen Mittelfranken bittet (1. Mai 54), daß die Kaiserin die Pathenstelle bei seinem Töchterchen übernehmen möge. — B. König aus Niederbruch (wo liegend?) bittet um die Ermächtigung zu einer Reise nach Paris, um eine Audienz bei dem

Kaiser bewilligt zu erhalten. — Der Baron von Kuplin zu Emishofen (?) bittet um eine Anstellung (4. Nov. 54). — Der Destillateur Jakob Drouven in Koblenz, welcher seine auf der Ausstellung befindlich gewesenen Produkte der Armee des Orients zum Geschenk gemacht hat, bittet um den Titel: Lieferant des Kaisers der Franzosen für Arrak- und Rhum-Punch (Januar 1856).

Der Magdeburger Buchhändler Gustav Ebers übersandte eine von ihm im April 1854 verlegte, vom Ingenieur G. Wölkers geschriebene Broschüre über die Eriksson'sche Luftmaschine. (Sein Buch wird mit Vergnügen angenommen, bringt ihm aber nur Dank ein.)

Dr. Johann Mathias Firmenich, königlicher Professor zu Berlin, Ritter des bekannten rothen Vogels und Träger verschiedener anderer modern-barbarischer Titel, huldigt im April 1854, ersterbend in tiefster Unterthänigkeit, dem französischen Dezember-Manne mit der „Sammlung der deutschen Mundarten". — Hierauf spricht der Professor seinen unterwürfigsten Dank aus dafür, daß es dem erhabenen Monarchen Frankreichs gefallen hat, auf zehn Exemplare von Firmenich's Buche: „Germania's Völkerstimmen", zu subskribiren. Er schreibt an seinen hohen Protektor den 12. November 1855:

„Daher erlaube ich mir, mit dem tiefsten Respekt unterthänigst zu bitten, euere kaiserliche Majestät mögen erlauben, daß ich höchstdieselben in dem Werke: Germaniens Völkerstimmen, neben den übrigen allerhöchsten und erhabenen Protektoren, neben seiner Majestät dem König von Preußen, seiner Majestät dem Kaiser von Oesterreich und seiner Majestät dem König von Baiern, namentlich anführe. Schon im dritten Bande, in der Vorrede, habe ich den erstaunlichen Dienst beleuchtet, den euere Majestät den Wissenschaften durch die Veranstaltung einer allgemeinen Sammlung französischer Volkspoesien (Récueil général des poësies populaires de la France) geleistet haben: eines Nationalwerkes, welches in der That ein ruhmreiches Denkmal für eure Majestät und für Frankreich alle Jahrhunderte hindurch bleiben wird. Durch die Sammlung dieser Volksreichthümer, welche sonst die Zeit hinweggefegt haben würde, haben euere Majestät die umfassendsten Forschungen auf dem Gebiete der europäischen Literatur, Geschichte und Sprachen gefördert; denn ohne Zweifel werden die übrigen europäischen Nationen auf der wissenschaftlichen Bahn Deutschland und Frankreich nachfolgen. Mögen euere Majestät geruhen, die Dankesbezeigungen der Wissenschaft entgegenzunehmen, welche die Zeitgenossen, indem sie allerhöchstdieselben verherrlichen, für die künftigen Geschlechter in die Annalen (der Geschichte)

einschreiben." — Im November 1864 übersandte der Herr Professor den dritten Band. — (Ihm wurde mit Sorgfalt gedankt.)

Der bekannte Diplomat Anton Freiherr von Prokesch-Osten, geboren den 10. Dezember 1795 zu Gratz, welcher eine Zeitlang österreichischer Gesandter in der deutschen Bundesversammlung war, schenkte dem französischen Kaiser eine Zeichnung des Herzogs von Reichstadt und schrieb d. d. Frankfurt am Main, 3. Oktober 1855, folgenden Brief:

„Sire! In der Audienz, welche euere Majestät mir vor zehn Tagen zu bewilligen geruhten, erinnerten Sie Sich an die Beziehungen, in welcher ich zu dem Sohne des großen Mannes gestanden habe, dessen Namen Sie zum Ruhme und Glücke Frankreichs mit einem neuen Glorienscheine umgeben. Diese rührende Bezugnahme auf eine meinem Herzen stets gegenwärtige Vergangenheit ermuthigt mich, euerer Majestät ein Andenken an seine Hoheit den verstorbenen Herzog von Reichstadt, die von seiner Hand ausgeführte und unterschriebene Zeichnung eines Pferdes seines erhabenen Vaters, zu Füßen zu legen. Ich würde untröstlich sein, wenn euere Majestät den Beweggrund, welcher mich zu dieser Spende bestimmt, verkennen würden; derselbe geht ganz auf in der Bewunderung, welche euere Majestät mir eingeflößt haben: — mir, einem kaum bekannten Manne, der jedoch den großen Eigenschaften huldigt, welche das Auge eines Jeden überwältigen, der der Geschichte unserer Tage folgt. Euere Majestät werden den Muth und, wie ich sagen möchte, der vertrauensvollen Reinheit meiner Ergebenheit nicht die Ehre verweigern, mit Wohlwollen diese kleine Reliquie eines edlen Prinzen anzunehmen, welcher in jeder Beziehung würdig gewesen wäre, auf seinem Haupte die Krone zu tragen, die euere Majestät ihm auf's Grab gelegt haben."

Randhartinger zu Wien übersendet dem französischen Kaiser ein demselben gewidmetes Werk unterm 12. Februar 1854.

Fanny Rapedius zu Berlin, die früher den Kaiser in Konstanz oft „gesehen" (vu) hatte, hatte sich um eine Stelle im kaiserlichen Haushalte beworben. War ihr auch hierauf keine Stelle bewilligt worden, hatte doch seine Majestät bei ihr anfragen lassen, womit er ihr nützlich sein könnte. Nun hatte Fräulein Rapedius eine Anleihe verlangt, um ihr Modegeschäft in Berlin ein wenig erweitern und dadurch ihre Zukunft sichern zu können (Juli 54). — (Kaiserliche Verfügung: „Man schicke ihr 400 Franken. N.")

Regher zu Berlin übermacht am 4. Dezember 1854 ein Schreibmeisterstück: er hatte nämlich das Vaterunser auf den kleinen Raum eines 25=Centimes=Stückes geschrieben.

Alfred von Reumont, der preußische Geschäftsträger zu Florenz, richtet unterm 17. Januar 1855 an den Kaiser folgendes Schreiben:

„Sire! Ich wage euere kaiserliche Majestät um die gnädige Erlaubniß zu bitten, höchstderselben eine „„Geschichte der Jugend Katharinens von Medici““ unterthänigst überreichen zu dürfen. Indem sich die moderne Geschichtsschreibung auf zeitgenössische unwiderlegbare Dokumente stützt, hat sie der Mutter der Letzten der Valois Gerechtigkeit widerfahren zu lassen angefangen. Ohne dieselbe rein zu waschen oder ihre Schwächen und Fehler rechtfertigen zu wollen, hat sie sie gegen die leidenschaftlichen Beschimpfungen dadurch vertheidigt, daß sie zeigt, wie — um mit den Worten eines venetianischen Gesandten zu sprechen — ohne selbige das Königreich dem Untergange verfallen wäre. Noch blieb übrig, die Geschichte von Katharinens Jugend zu schreiben. Ich habe dies versucht mit Hülfe des Zeugnisses der toskanischen Archive, sowie der Chroniken und Denkschriften jener Zeit. Beginnend mit der Vermählung des Lorenz von Medici und Magdalenens de la Tour-d'Auvergne, welche im Amboise=Schlosse in Gegenwart von Franz I. gefeiert wurde und aufhörend bei der Verheirathung Katharinens mit Heinrich von Orleans, einer durch den Papst Klemens VII. zu Marseille eingesegneten Ehe, habe ich die stürmische Jugend Derjenigen erzählt, die, obschon eine Ausländerin, gleichwohl so mächtig auf die Geschicke ihres neuen Vaterlandes einwirken sollte. Ist demnach der Gegenstand meines Buches mit der großen, glänzenden Zeit Frankreichs verknüpft, so wage ich aus diesem Grunde euere Majestät zu bitten, höchstdieselben möchten meine ehrfurchtsvolle Huldigung anzunehmen geruhen, und ich würde glücklich sein, wenn mein Versuch mir einen huldvollen Blick von einem ebenso generösen (!!) wie intelligenten Beschirmer der Wissenschaft und Kunst zuzöge." — Der französische Minister der auswärtigen Angelegenheiten preist Herrn von Reumont als Diplomaten und als Gelehrten; er sagt, daß derselbe sympathische Gesinnungen für Frankreich hege und keine Gelegenheit, der französischen Legation gefällig zu sein, unbenutzt verstreichen lasse. — Hierauf antwortet der Kabinets=Chef, daß die Huldigung angenommen wird und daß er seinem Briefe ein eigenhändiges Schreiben des Kaisers an Herrn von Reumont beigefügt.

L. Rose zu Kassel offerirt unterm 23. Oktober 1854 eine Widmung, die wir wegen völliger Unbestimmtheit der Angabe erst hier erwähnen.

Die baierische Gräfin Hochstedt dankt (1854) dem Kaiser dafür, daß er ihr die Gewährung der französischen Naturalisation versprochen hat. — Hoffmann aus Memmingen schlägt einen Finanzplan vor (1. Jan. 54.) — G. Hofmann zu Kupferberg (im Bober-Thale) bittet im Oktober 55 wiederholt das kaiserliche Paar, bei ihm Gevatter stehen zu wollen. — Die Gräfin von Holnstein*), Gattin eines Hofprofessors der Unterhosen-Ausziehungskunst, überschickte 1855 ihren neuen Roman als Tribut ihres Respekts und ihrer Bewunderung.

Wie gar häufig die dem französischen Kaiser an's Herz gelegten Anliegen seiner deutschen Verehrer auf einer Windbeutelei beruhen mochten, davon liefert ein recht anschauliches Beispiel folgender Fall, in welchem zufällig der Schwindel entdeckt wurde. Peter Andreas Holzapfel in Kassel flehte 1854 als alter Soldat des ersten französischen Kaiserreichs die Freigebigkeit Louis Bonaparte's an und schickte zum Beweise, daß er unter Napoleon I. gedient habe, seinen schriftlichen Abschied ein. — In Folge hiervon ließ ihm Louis 500 Franken überschicken. Doch am 7. Januar des folgenden Jahres schreibt der französische Geschäftsträger zu Kassel, daß er für nöthig erachtet hat, bis auf Weiteres von der Auszahlung der 500 Franken abzustehen, weil der fragliche Soldat des Kaiserreichs, ein etwa 35 Jahre zählender Ofenarbeiter, niemals in französischen oder hessischen Diensten gewesen sei, sondern den Abschied seines Vaters, welcher Andreas geheißen, nach Paris geschickt habe. — (Bei dieser Gelegenheit wollen wir ausdrücklich darauf hinweisen, daß Holzapfel einer von den äußerst wenigen Arbeitern war, welcher von dem französischen Kaiser Geld zu erlangen suchten. Er entehrte, indem er sich mit Adel, Beamtenthum, Geistlichkeit und Bourgeoisie auf eine und dieselbe Stufe der Bettelei stellte, seine Klasse.)

Ph. Houben zu Xanten, der alten Trajanischen Kolonie und dem Geburtsorte des Volkshelden Siegfried (preußischer Regierungsbezirk Düsseldorf), bot dem Kaiser unterm 31. März 1855 eine Sammlung Alterthümer zu Kauf an.

---

*) Das Geschlecht der Grafen von Holnstein in Baiern ist eine Bastard-Art. Es stammt vom baierischen Kurprinzen Albrecht, dem späteren Kaiser Karl VII., und einer gewissen Karoline, geborenen Freiin von Ingolheim, her. Der Grafentitel datirt vom 4. Oktober 1728, der Reichsgrafentitel vom 20. Oktober 1768. — Hier handelt es sich um die Frau des baierischen Kämmerers Karl Theodor v. Holnstein.

E. Jonas in Hamburg schickt um dieselbe Zeit deutsche Werke nebst einer Lampe von „Madame Mutter".

Recht interessant und erbaulich sind die Beziehungen, in denen Dr. Jakob Heinrich Kaltschmidt aus Ueberlingen, der bekannte Lexikograph, zu dem französischen Staats- und Gesellschaftsretter steht. Sie können als ein vortreffliches Beispiel des Knechtsinns deutscher Gelehrten dienen. Es scheint, daß Kaltschmidt einzig zu dem Zwecke nach Frankreich reiste, um mit dem Kaiser Geschäfte zu machen. In solchen Fällen wird von den gelehrten deutschen Hausknechten und Fürstenanbetern der hehre Name der Wissenschaft als Vorwand für Bettelei und Landstreicherei und als Bemäntelung des politisch-sozialen Eunuchenthums mißbraucht. Unter dem 15. August 1855 bittet Kaltschmidt den Kaiser um die Erlaubniß, ihm ein Werk widmen zu dürfen. Die Huldigung und Widmung bilden ja so häufig die Einleitung des Gelehrten und Künstler-Cancan's. Dr. Kaltschmidt fleht darauf, indem er sich als ein zu Versailles seit 4 Monaten wohnhafter Lübecker Sprachgelehrter (professeur de langues) bezeichnet, um die Unterstützung des Kaisers zu dem Behufe, ein allgemeines Wörterbuch, an welchem er schon dreißig Jahre gearbeitet habe, beendigen zu können. Dieses Wörterbuch soll fünf Bände in Folio stark werden und den Titel erhalten: Panglotte-Napoléon. Er schreibt in seinem Bettelbriefe:

„Sire! Um die 50 Wörterbücher in eine Panglotte umzuwandeln, brauche ich fünf Jahre. Um die Panglotte zu einem für euere Majestät würdigen und für Frankreich ehrenhaften Denkmal zu gestalten, ist euere Majestät gebeten, freundlich mir 50 Louisd'or für die schon gesammelten Materialien, 250 Louis jährliche Pension auf fünf Jahre und carte blanche (unbedingte Vollmacht) bezüglich der Pariser Bibliotheken zu bewilligen. Eurer Majestät ergebener panglottistischer Arbeiter."

Am 4. Dezember genannten Jahres stattet Dr. Kaltschmidt Dank ab. Die geforderte große Summe scheint er freilich nicht erhalten zu haben. Denn nach einiger Zeit steckt er sich hinter die Geistlichkeit und behilft sich mit der Duckmäuserei des Religionswechsels. Im Dezember 1856 nämlich empfiehlt ihn dem Kaiser der Generalvikar von Versailles. Selbiger setzt auseinander, daß dieser Gelehrte, ein geborener Lutheraner, durch die reinsten und achtbarsten Motive in den Schoos des Katholizismus überzutreten bewogen worden ist und daß derselbe, um seiner Frau und seinen drei Kindern Unterhalt zu gewähren, eine zu seinen Arbeiten in Beziehung stehende Stelle oder eine jährliche Pension braucht. (Dezember 1856). — Auf diese geistliche

Fürsprache hin erhält Goldschmidt 500 Franken. — Dann wirft er sich auf Broschüren-Literatur und huldigt dem Kaiser unter andern mit der Schrift: „Napoleon I. und Napoleon III., ein Miniaturbild“ (1857, 8⁰). — Er erhält verschiedene Unterstützungen. — Später erbietet er sich, das Werk des Kaisers über Julius Cäsar ins Lateinische zu übersetzen, indem er sagt: „Da ich zu dieser Arbeit Zeit brauche, hoffe ich, daß mir inzwischen die Generosität des Kaisers Erleichterungen gewähren wird“ (Mai 1869). — Noch den 17. Juli 1869 schreibt Dr. Kaltschmidt an Conti: „Warum thut der Minister des öffentlichen Unterrichts seit 1860 Nichts mehr für mich? Weil er auf jene Mitglieder des Instituts hört, welche aus Eifersucht darüber, daß ich weiter gehe als sie, und daß ich unaufhörlich in Linguistik arbeite, meine ganze Etymologie verwerfen, während doch die Lexikographen Dr. Schuster und Littré ganz anders darüber urtheilen. Wäre ich dabei, würde das „Dictionnaire de l'Academie“ bald auf eine radikal fundamentale Weise erscheinen. Gerade wegen ihrer heftigen Opposition finde ich keinen Verleger für mein Dictionnaire fondamental de la langue française, in welchem die Elemente der Sprachwurzeln auf ihren chinesischen Ursprung zurückgeführt werden.“

So machte Dr. Kaltschmidt von der Periode des Krimkrieges an, wo er als Panglottist des Kaisers sich eine ansehnliche Pension ergattern wollte, fortgesetzte Versuche, Almosen herauszulocken. Er erhielt zwar Unterstützungen, konnte aber nicht, wie er beabsichtigte, einen Haupt-coup ausführen. Wir fahren mit der Aufzählung der Spekulanten der Krimkrieg-Periode fort:

Unterm 22. Dezember 1854 bietet David Kapp aus Mainz dem Kaiser ein Rhein-Panorama an.

Dr. Johann Gottfried Lüdde, Mitglied der königlichen Akademie der Naturwissenschaften zu Berlin, erinnert unterm 4. August 1854 daran, daß er vor dreiundzwanzig Jahren, als er im Schlosse Lenzburg wohnte, die Ehre gehabt hat, den Kaiser zu sehen, welcher sich damals bei ihm nach dem Maler Sparrmann erkundigte. Lüdde hatte damals eine lange Unterredung mit dem Kaiser, welcher von seinen seitdem verwirklichten Hoffnungen und Vermuthungen sprach und ihm schließlich mit Güte die Hand drückte. Hierauf gestützt, versichert Lüdde den Kaiser seiner Ergebenheit und bietet ihm seine Dienste an. Sein Leben, sagt er, ist der Wissenschaft geweiht gewesen, und seine Werke würden ihn besonders dazu eignen, die Stellung eines Professors der Geographie oder eines Bibliothekars einzunehmen. Seine Kenntniß der

Menschen und der öffentlichen Angelegenheiten würde ihn aber auch in den Stand setzen, jeden andern Posten, auf den er berufen würde, anzunehmen. Schließlich bittet Lüdde den Kaiser, derselbe möge ihm die Dekoration der Ehrenlegion „zum Andenken“ verleihen. — (Er erhielt indeß anstatt des Ordens der Ehrenlegion und anstatt der erbetenen Anstellung einen höflichen Korb.)

J. Märkt zu Augsburg dankt am 22. Mai 1854 für eine Uhr, welche er zum Geschenk erhalten hat. — G. Mahnert zu Augsburg bringt sich (3. März 56) in Erinnerung, weil er dem Kaiser einmal ein Rasirmesser geschliffen hat. — Th. Mayr in Augsburg bittet am 12. April 1855 um eine Stelle im kaiserlichen Haushalte. — Die Witwe Metzger zu Konstanz, deren verstorbener Mann (ein Professor) mit der Leitung des Requiem beim Leichenbegängnisse der Königin Hortense betraut gewesen ist, hat, weil sie keine andere Hülfsquelle als eine Pension von 50 Franken besitzt, zu Frankfurt am Main in Dienst treten müssen und bittet 1855 den Kaiser, ihren Sohn einem Frankfurter Hause empfehlen zu lassen. — M. Meyer in Steinburg (im Holsteinischen) wünscht seinen Sohn in den kaiserlichen Marställen angestellt zu sehen. — Michael Miller, ein Wiener Photograph, ersucht im August 55 um die Erlaubniß, dem Kaiser die Photographien der Wiener Konferenz übersenden zu dürfen.

L. Mohl zu Stuttgart hat sich als National-Oekonom mit der französischen Staatsschuld beschäftigt und möchte sich dem Kaiser nützlich machen, indem er ihm im Februar 1855 ein Mittel zur Amortisation derselben vorschlägt.

J. G. Moriell, Regierungs-Revisor zu Karlsruhe, bildete sich ein, er würde eine gute Belohnung erhalten, wenn er unterm 5. Dezember 1855 an den Kaiser schrieb, daß er (Moriell) vor 35 bis 38 Jahren das große Glück gehabt hätte, ihm das Leben zu retten. Der Kaiser, damals noch ein junger Mensch, badete sich beim Schlosse Arenenberg im Rheine und wäre ertrunken, wenn Moriell ihn nicht aus den Fluthen gezogen hätte. Der Intendant der Königin Hortense war dessen Zeuge und der ohnmächtige Prinz wurde in das Haus des Herrn Lieb in Ermattingen getragen. Der Baron von Seldeneck, die Großherzogin von Baden, der Baron von Engelhardt, französischer Gesandter, und andere Personen haben sich damit beschäftigt, die von Moriell bei der fraglichen Angelegenheit geleisteten Dienste zur Anerkennung zu bringen. Moriell bemerkt: wenn der Kaiser sich an den Vorfall nicht erinnere, so sei es vielleicht der Bruder desselben, der Prinz Napoleon, gewesen,

der damals beinahe ertrunken wäre. Was die Thatsache, daß Moriell einem Sohne der Königin Hortense das Leben gerettet habe, selbst anbelange, so stehe sie außer Zweifel, und deßhalb wage er, um einen Beweis des Wohlwollens zu flehen. — Moriell setzte seine Bitten um Belohnung fort bis zum Jahre 1865, indem er sich unter Andern auch auf den badischen Bundesgesandten, den Baron von Schweitzer*), bezog. — Vergebens! Sei es, daß Louis Bonaparte ihn für einen Schwindler hielt, oder sei es, daß er es ihm nicht Dank wußte, wenn derselbe einem Sohn der Hortense (einem Nante Strumpf Bonaparte senior oder junior) das Leben gerettet hatte: Moriell ging leer aus. Hatte derselbe den älteren Bruder Louis Bonaparte's gerettet, so hatte er statt jeder Belohnung die tiefste Ungnade des Letzteren verdient, denn er hatte Denjenigen am Leben erhalten, dessen Thronansprüche die des jüngeren Bruders ausschlossen: wobei nicht unbeachtet bleiben darf, daß über den nicht ganz unaufgeklärten Tod dieses älteren Bruders Vermuthungen, die mit dem Charakter des Dezembermannes sich recht wohl vertragen, hin und wieder laut geworden sind.

Am 8. September 1855 schrieb ein gewisser Müller, daß er des Kaisers Sohn sei. Als Wohnort Müllers wird im französischen Originale der uns unbekannte Ort Schangrau angegeben. — Ph. von Münster zu Baireuth bittet unterm 10. April 1854, 6. Mai 1856 und 17. März 1857 um eine Dekoration. (Das freiherrliche und gräfliche Haus Münster, dem wahrscheinlich der Bittsteller angehört, ist eines der ältesten deutschen Geschlechter, weil es seinen adeligen Ursprung bis aufs neunte Jahrhundert zurückführt.)

J. Fr. Negges, Lehrer der deutschen Sprache zu Augsburg, war ein Mitschüler des Kaisers gewesen und gerieth daher auf den wunderlichen Einfall, der Kaiser solle ihn zu einem berühmten Bühnendichter machen. Im Oktober 1855 richtet er an denselben folgendes Schreiben:

„Sire! Wenn ich mich dem Throne eurer Majestät zu nahen wage, geschieht es nicht in der Absicht, die Zahl Derjenigen zu vermehren, welche die unerschöpfliche Huld eurer Majestät anflehen, sondern ich strebe nach der ausgezeichneten Gunst, in den Rang von deren treuen Verehrern aufgenommen zu werden. Ich würde mir nicht erlauben, als ein Anrecht auf die Huld eurer Majestät den glücklichen Zufall

*) Die Familie Schweitzer ist am 18. Oktober 1816 geadelt, freiherrlich immatrikulirt ist sie in Baden am 10. Juli 1844.

geltend zu machen, daß ich das St. Annen-Gymnasium in Augsburg bis zum Jahre 1818 besucht habe, wenn manche von meinen früheren Mitschülern nicht gerade diesem Umstande diese oder jene Gunst, deren sie ihr ganzes Leben eingedenk sein werden, zu verdanken gehabt hätten. Für mich gäbe es keine größere Auszeichnung, als wenn ich für würdig gehalten würde, eurer Majestät zu dienen." — Nun theilt Regges mit, daß er sich für einen dramatischen Dichter hält und daß einige seiner Stücke in Deutschland gut aufgenommen worden sein sollen. Zum Beweis seines Dichter-Talents überschickt er dem Kaiser das Schauspiel: „Sultan Selim III." — Er fügt hinzu, daß er sich in seiner Kunst noch zu vervollkommnen beabsichtigt, „um in Paris Erfolg zu haben", und er bittet zu diesem Behufe, in das Théâtre français eintreten zu können. Er sagt: „Es fleißig zu besuchen, würde mir eine über meine Mittel gehende Ausgabe verursachen ..., wenn nicht ein kaiserlicher Befehl mir die Gunst verschafft, in den Tempel der Thalia eintreten zu können; da ich die hohe Protektion, welche euere Majestät der deutschen Literatur angedeihen läßt, kenne, wage ich auf eine so große Gnade zu hoffen." — (Regges erhielt den Bescheid, daß der Kaiser sich in die Sache nicht einmischen könnte. Auf diese Weise sind wir um einen großen Dichter ärmer geblieben.)

Franz Niedermayer zu Regensburg führt den doppelten Titel: Major in der Landwehr und Brauer. Unter dem 16. Juli 1855 schreibt er an den Kaiser, um mit demselben ein Geschäft einzuleiten. Seit einem Jahre nämlich ist er der Eigenthümer von einem 1/2 Stunde von der Stadt entfernten Grundstück geworden, welches die „Napoleons-Höhe" heißt, weil hier Napoleon Bonaparte die Schlacht vom 23. April 1809 (zwischen den Franzosen und Oesterreichern) leitete und hier verwundet wurde. Niedermayer meldet, daß der Stein, worauf Napoleon I. saß, während demselben ein Verband angelegt wurde, sich in die Erde gesenkt hatte, aber auf Niedermayers Veranstaltung wieder emporgehoben und mit drei Ahornbäumen umpflanzt worden ist. Für den Fall, daß Louis Bonaparte an dem Orte ein Denkmal errichten lassen will, stellt Niedermayer dem Kaiser sein Grundstück zur Verfügung und erwartet die kaiserlichen Befehle. — (Ihm wird auf abschlägige Weise gedankt.)

Oelschig in Meißen bietet am 2. Juni 1855 dem Kaiser eine Sammlung Bodensee-Vögel an. — Ein gewisser Olberg aus dem baierischen Orte Neustetten (?) bittet um eine Konzession Land in Algerien (5. März 56). — Der Großrabbiner Dr. Philippson in Magde-

burg ersucht im Februar 1856 den Kaiser, derselbe möge nicht zugeben, daß auf dem Pariser Kongreß bezüglich der Rechte der türkischen Rajahs ein Unterschied des religiösen Bekenntnisses gemacht werde, weil hierdurch die israelitischen Rajahs von den Wohlthaten des Vertrages ausgeschlossen werden würden. (Diese Petition gehört zu den äußerst wenigen Tuilerien-Briefen, denen kein Eigennutz zu Grunde lag, und gereicht ihrem Urheber deshalb zur Ehre.)

A. Stadler zu Wien übersandte einen Trauermarsch auf den Tod des Königs von Sachsen (September 54).

Der Freiherr Arnied von Witzleben, Kammerherr des Herzogs von Nassau und Kommandeur des 1841 vom niederländischen Könige gestifteten „Luxemburgischen Orden der Eichenkrone", dankt im Oktober 1855 dem Chef des kaiserlichen Kabinets dafür, daß der Kaiser ein Witzleben'sches Werk anzunehmen geruht hat, und bittet sich das Kreuz der Ehrenlegion aus. Er betont, daß er in Frankreich geboren ist, und daß schon sein Vater und Großvater dieses Kreuz besessen haben. Der nassauische Höfling sagt: „In Anbetracht der erhabenen Großmüthigkeit seiner Majestät und der hohen Protektion, welche der Kaiser selbst den schwächsten Zweigen*) der Wissenschaft zu Theil werden läßt, wage ich zu hoffen, mein Herr, daß, wenn Sie die wohlwollende Gnade besäßen, seiner Majestät einen Bericht zu meinen Gunsten zu erstatten, alsdann der Kaiser vielleicht geruhen würde, mich würdig zu finden, daß ich von ihm mit einer besonderen Auszeichnung beehrt würde: was für mich und für meine Familie ein köstliches, ewig heiliges Andenken der Huld seiner Majestät sein würde."

Gleich dem oben erwähnten Regensburger Brau-Major Niedermayer, besaß ein Ostpreuße, Namens Louis Wüstenberg, der sich als alten Deputirten der Ritterschaft des Kreises Bromberg bezeichnete, ein sich an die napoleonische Legende knüpfendes Stück Land und suchte dasselbe nach Kräften zu verwerthen. Er war wohnhaft zu Terespol bei Bromberg und begann seine geschäftliche Unterhandlung mit Louis Bonaparte den 28. Juli 1854. Unter diesem Datum schrieb er an den französischen Kaiser, daß Napoleon I. am 6. Juni 1812 auf der Reise von Thorn nach Danzig auf dem Grundeigenthume Wüstenberg's an einem einzelnstehenden Hause Halt gemacht und daselbst einige Erfrischungen eingenommen habe. Um das Andenken an diesen unbedeu-

---

*) Somit konnte es laut eigenem Bekenntniß mit dem Witzleben'schen Buche **nicht weit her sein.**

tenden Vorfall zu verewigen, hatte Wüstenberg, wie er versichert, bereits 1835 an der nämlichen Stelle, wo Napoleon verweilt hatte, einen Obelisken errichtet und denselben mit einer schönen Anpflanzung umgeben. Die Folge hiervon sei gewesen, daß an diesem Orte oft der Ruf: „Es lebe der Kaiser!“ gehört worden sei. Am 15. August 1853 habe Wüstenberg das Denkmal mit Blumen geschmückt und mit Lorbeeren bekränzt, und am Abend habe er den Bewohnern der benachbarten Dörfer auf eigne Kosten ein ländliches Fest veranstaltet. Von prächtigen Bäumen umgeben, habe der Obelisk oft die Aufmerksamkeit der Reisenden auf sich gelenkt; aber jetzt seien dringende Reparaturen nöthig, deren Kosten sich auf 100 Thaler belaufen würden.

Die Schilderung, welche Wüstenberg von seinem Obelisken gab, klang so hübsch, daß der französische Kaiser ihm zur Kostendeckung der Reparaturen 500 Franken (= 134 Thaler) senden ließ. Nachdem Wüstenberg einmal dieses Geld geschmeckt hatte, bekam er größeren Appetit und wurde in seinen Zuschriften herzhafter. Zunächst dankte er jedoch nur für die erhaltene Summe und meldete, daß er das Denkmal habe abmalen lassen wollen, um dem Kaiser eine Ansicht von dem zierlichen Platze zu verschaffen, daß er aber durch die preußische Polizei an der Vollendung seines Vorhabens verhindert worden sei. Sodann richtete er am Ende des Jahres an den Kaiser eine Neujahrs-Gratulation, welcher er eine Zeichnung des fraglichen Denkmals beifügte. — Endlich schrieb er einen vollständig unverblümten Bettelbrief unterm 1. März 1855. In demselben theilte er mit, daß schwere Schläge des Schicksals ihn zum Verkaufe des Grundstücks, worauf sich das Monument befände, nöthigten; fast von Allem entblößt und wegen seiner Anhänglichkeit an die kaiserliche Familie dem Uebelwollen preisgegeben, wünsche er in Frankreich wohnen zu können und bitte um eine Anstellung. — Hierauf faßte er am 7. Juli 1855 einen neuen Bettelbrief ab. Um in diesem Jahre angeblich das Fest des 15. August nochmals würdig am Fuße des Obelisken begehen zu können, bat er den Kaiser um eine abermalige Subskription. — Der arme Wüstenberg empfing ungeachtet so vieler Lieb' und Treue eine abschlägige Antwort. — Aber er verzweifelte nicht. Er wiederholte am 22. November sein Bittgesuch um Anstellung. Obendrein war dies Mal sein Schreiben französisch abgefaßt; denn er hatte, wie er erklärte, einen Aufenthalt in Danzig dazu benutzt, sich in der „schönen französischen Sprache“ zu vervollkommnen. „Dieses Studium“, sagte er, „gibt mir bereits einen Vorgeschmack von dem Glück, welches ich empfinden werde, wenn ich meinen

Fuß auf den glücklichen Boden des schönen Frankreichs setze." — Da dem p. Wüstenberg trotz Alledem nicht geholfen wurde, ruhte nun die Korrespondenz bis zum 5. August 1862. Dann schrieb er, indem er sich als Postdirector in Zoppot unterzeichnete*), nochmals, daß er sein Grundstück mit dem Obelisken verkaufen müßte. Weil er nun die Zerstörung des Monuments befürchtet, schlägt er dem Kaiser vor, die in einer romantischen Gegend liegende Domäne anzukaufen, indem er hinzusetzt, daß dieselbe auf der bevorstehenden Auction zu dem Preise von 7187 Thalern zugeschlagen werden würde. — Nichtsdestoweniger erhielt er nochmals eine abschlägige Antwort. — Hierauf schrieb er unterm 16. September, daß er, nachdem er die abschlägige Antwort empfangen habe, für seine lange Anhänglichkeit an die kaiserliche Familie mit einer Auszeichnung beehrt zu werden wünsche. — Ferner meldet er unterm 8. August 1865, daß das Grundstück verkauft worden ist, und daß am Obelisken Reparaturen nöthig sind, zu welchem doch der Kaiser beitragen möge. — Jetzt wird der französische Konsul in Danzig über die Persönlichkeit des kaiserlichen Korrespondenten befragt, und es erfolgt die Antwort, daß derselbe ein ehrenwerther Mann sei, der eine aufrichtige Anhänglichkeit an die kaiserliche Dynastie hege. — Wegen dieses günstigen Zeugnisses empfing Wüstenberg 500 Franken. — Indeß schreibt dieser am 12. Februar 1866, daß die Reparatur-Kosten sich auf 1100 Franken belaufen. Die 500 Franken habe er nicht nur verausgabt, sondern die übrigen Kosten theils selbst baar ausgelegt, theils geborgt: weßhalb er den Kaiser bitte, ihn für die übrigen Kosten entschädigen zu wollen. — In Folge dieses Schreibens erhielt Wüstenberg noch 600 Franken. — Im August des nämlichen Jahres bittet er um eine Unterstützung von 500 Thalern und erneuert seine Bitte im folgenden Oktober. — Dann gratulirt er 1867 und 1868 dem Kaiser zum Geburtstage. Ferner bittet er in den beiden genannten Jahren nicht weniger als fünfmal um weitere 600 Franken, welche zur Erhaltung des Monumentes nöthig seien. — (Somit diente der Obelisk zur Abfassung einer Menge von Bettelbriefen, die sich über einen Zeitraum von vierzehn Jahren erstrecken!)

Viel kürzer faßte sich der Pfarrer Joseph Zeuß zu Geiselhöring in Baiern. Selbiger bat sich im September 1855 drei bei Sebastopol erbeutete Kanonen aus, damit er für seine Kirche eine Glocke gießen lassen könne.

*) Zoppot ist ein bei Danzig und zwar am Meere liegendes Dorf, welches vielfach als Seebad benutzt wird.

Schlosser zu Augsburg bat den Kaiser, selbiger möge auf eine Medaille, die Schlosser gelegentlich der Verheirathung des österreichischen Kaisers anfertigte, subskribiren. (Die Vermählung des Kaisers Franz Joseph mit Elisabeth, der Tochter des Herzogs Maximilian Joseph in Baiern, geschah am 24. April 1854.) — Friedrich Schneider zu Neumarkt*) in Baiern sucht am 12. April 1854 um eine Anstellung an der Lyoner Eisenbahn nach. — Schneider zu Karlsruhe fordert Bezahlung für vier Ansichten, welche der Großherzogin von Baden angehörige Besitzungen darstellen und von ihm dem Kaiser eingeschickt worden sind. Seine drei Mahnbriefe fallen in die Monate Januar und März des Jahres 1855. — Arthur Schönberg von Rothschönberg zu Dresden behauptet, daß sein Vater vom Könige Ludwig XVI. den Grafentitel erhalten gehabt; weil jedoch das Diplom verloren gegangen sei, möchte er zur Fortführung dieses Titels ermächtigt sein (1854). — V. Schübler in Stuttgart überschickt am 26. Mai 1854 sein Werk über den Einfluß des Goldes. — M. S. Schullermann zu Burgsinn in Baiern setzt beim Kaiser religiösen Aberglauben voraus und übersendet demselben ein eigens für kaiserlichen Gebrauch abgefaßtes Gebet (14. Febr. 55). — Herr von Steiner zu Seligenstadt bittet erst am 5. September 1855 und dann noch dreimal in den Jahren 1858 und 1859 um die Autorisation, seine Werke dem Kaiser zustellen zu dürfen. — Simon Töplitz zu Frankfurt a. M. theilt dem Kaiser seine unmaßgeblichen Ansichten über die Entstehung der Theuerungen und über die Mittel zur Abstellung derselben mit (3. Juli 1854).

Schließlich verzeichnen wir Diejenigen, welche in der Krimkrieg-Periode den Kaiser geradewegs und ohne Umschweife um Unterstützung angebettelt haben.

Frau von Berge zu Dresden, Witwe eines sächsischen Gardekürassierhauptmanns und Tochter des sächsischen Generals von Berge, welcher 1813 die Napoleon I. treu gebliebenen sächsischen Truppen befehligte, bat 1854 um Unterstützung oder um eine Pension und wurde dem französischen Kaiser hierbei vom sächsischen Kriegsminister empfohlen. — G. Dreher zu Kronau in Baden, alter Zollaufseher zu Konstanz, bat um Unterstützung den 18. Januar 1854. — Die Witwe

*) Im französischen Original steht Neuenmarkt. Ein Ort Neumarkt liegt in Oberbaiern und ein anderer in der baierischen Oberpfalz.

Forneiß zu Neuburg (Oberfranken) bat um eine milde Gabe unterm 30. Jan. 55. — Göbbäus zu Elberfeld fleht am 20. Aug. 55 um die nöthigen Mittel, damit er nach Algerien übersiedeln kann.

Madame Gonnard, geborene Göler von Ravensburg, erinnert den Kaiser daran, daß er 1836, als er sich in einem Hotel zu Lichtenthal bei Baden befand, die Baronin Göler von Ravensburg, die Mutter der Bittstellerin, welche den anwesenden Neffen des großen Kaisers nicht kannte, ihre lebhafte Bewunderung für Napoleon I. ausdrücken hörte und daß er sich bei dieser Gelegenheit derselben zu erkennen gab unter der Versicherung, er werde sich eines Tages ihrer Anhänglichkeit erinnern. Er fügte hinzu, daß er, wenn Madame Göler nicht mehr lebe, seine Wohlthaten auf ihre (damals noch sehr junge Tochter) übertragen werde. Die Bittstellerin theilt mit, daß sie ihre Mutter verloren und einen französischen Kaufmann geheirathet hat. Da schwere Schicksalsschläge ihren Mann in eine schwierige Lage versetzt haben, bittet sie um 2000 Franken Unterstützung, damit derselbe sein Geschäft wieder in Ordnung bringen kann. Das Bittschreiben ist datirt vom Monat Januar 1855. Im folgenden Monate, bis zu welchem die erbetene Unterstützung also noch nicht gewährt worden war, benachrichtigt Madame Gonnard den Kaiser, daß sie wegen eingetretener glücklicher Umstände dieselbe nicht mehr braucht, und bittet nur um eine Stelle für ihren Mann als Kabinets-Kourier. — Eine Witwe Grütering kommt den 18. August 1854 um Unterstützung aus dem Testaments-Fonds des Kaisers ein. Als Wohnort dieser Witwe ist Meteten in Westphalen, ein uns unbekannter Name, angegeben. — A. von Hammerer zu Karlsruhe fleht um eine milde Gabe am 25. November 1855. — Auch ein gewisser H. Harnstein, der aber nicht in Deutschland, sondern in London wohnt, wird unter den Bettlern des Jahres 1855 mit angeführt. — Anna Hausrath, geborene Berr, zu Germersheim fleht um ein kaiserliches Almosen am 28. August 1854.

Haushalter, Rechtsgelehrter zu Wernigerode, bettelte im September 1855 in seiner Eigenschaft als Präsident des Mozart-Vereins „um die wohlwollende Theilnahme“ des französischen Kaisers. Der genannte Verein, unter den Auspizien des Herzogs von Koburg gegründet, hatte den Zweck, junge musikalische Talente zu ermuthigen und dürftige Künstler, sowie deren Familien, zu unterstützen. Haushalter erneuert seine Bitte im Juli des folgenden Jahres.

J. Hefl zu Ueberlingen*) in Baden ruft die kaiserliche Huld an im Februar 54. — Die Fräulein Heindl zu Augsburg bitten unter dem Vorwande, daß sie die Töchter eines früheren Repetenten des Kaisers sind, um pekuniäre Hülfe zu drei verschiedenen Malen (in den Jahren 1855—1857). — Witwe Heintz in München klagt ihre liebe Noth am 11. April 1855.

Der Freiherr von Henneberg sendet dem französischen Kaiser ein Bettelschreiben aus Preßburg. Obschon diese Stadt in Ungarn liegt und folglich nicht zu Deutschland gehört, dürfen wir doch nicht unbeachtet lassen, daß die Hauptlinie der Herren Henn von Henneberg stark in Preußen verbreitet ist. Der hier in Rede stehende Petent scheint der böhmischen Nebenlinie anzugehören und ein Offizier in österreichischen Diensten zu sein. Er bittet den Kaiser um 6000 Gulden. Militärs dieses Namens im österreichischen Heere sind der Hauptmann Karl Henn von Henneberg-Spiegel, der sich im August 1856 mit Ottilie, geborene Freiin Sturmfeder von Oppenweiler, verheirathete, und der österreichische Rittmeister und Eskadrons-Kommandant Gottlieb von Henneberg. Das Bittschreiben ist datirt vom 10. Mai 1855, und ein neuer Bettelbrief kommt von demselben Freiherrn unterm 27. September 1857.

Wir verzeichnen noch einfach aus den Jahren 1854—56 (bis zur Geburt des „Kindes von Frankreich") folgende Geldbedürftige, die nicht zu den verschämten Armen gehören:

Bentz aus Potsdam; Brenner in Nürnberg; Deutgen in Düren (preuß. Regierungsbezirk Aachen); Ph. Kempf in Katzenhausen (wo liegend?); H. Koch in Minden; Ph. Köhler zu Vallendar (im preußischen Regierungsbezirke Koblenz); Katharina Kremer zu Mainz; Krieg zu Ludwigsburg (wahrscheinlich ist nicht das Schloß dieses Namens in Schwarzburg-Rudolstadt, sondern die bekannte Stadt in Würtemberg gemeint); L. Ehrle zu Sipplingen (?) im Großherzogthume Baden; Römer zu Hildesheim; Hintz zu Tilsit (im französischen Original steht Tilsitt); H. Höninger in München; D. Kauffmann in Heiligenbach (wo liegend?); Witwe Loe zu Augsburg; J. Markt oder Märkt in Augsburg; Herr v. Merz in München; L. Müller in Speier; Wally Payr zu Stadt am Hof (in Baiern); R. Pertz in Bornheim (bei Frankfurt am Main); R. und Louise Pfandt in Karlsruhe; Wolff in Berlin; Sattler in

*) Das französische Original hat Neberlingen.

Eggisheim (wo liegend?); Friedrich Schlegel in Honau (? vielleicht: Hanau?); M. Schmid in Stein (ob an der Donau, ob in Krain, ob am Rhein oder in Sachsen? ist nicht angegeben); Steinert in Hildesheim; A. Thumb in Karlsruhe; Vogt zu Bergalingen (?) in Baden; Hildebrand zu Biesendorf (in Preußen?); Liepold zu Günzenhausen (Baiern); Bügler zu Wagenhausen; Götz zu Karlsruhe.

Diesen Bettlern haben wir noch einige andere kaiserliche Gatterklopfer hinzuzufügen. Nämlich:

Christine Eberle zu Heidelsheim (bei Bruchsal) empfiehlt sich als alte Köchin des Grafen Douglas und bittet um eine Unterstützung am 23. März und 26. April 1855, sowie noch einmal später (1857).

Der Hauptmann Fr. Gantier zu Mannheim schreibt an den Kaiser im Februar 1854, daß die zahlreichen Beweise der Huld, die ihm derselbe geschenkt habe, ihn dazu bringen, den Kaiser mit seiner (Gantier's) trauriger Lage bekannt zu machen. Mit Familie beschwert, ein Opfer unglücklicher Umstände und Schuldner von 4000 Franken, appellirt er an die Freigebigkeit seiner Majestät. — (Abgewiesen.)

Marie Hettiger, Witwe Scheuble, geboren den 9. Oktober 1809 zu Freiburg im Breisgau, bittet um Unterstützung (Juli 1855), indem sie behauptet, eine natürliche Tochter Napoleon's I. zu sein, und zwar soll zufolge ihrer Behauptung dieser sie im Januar 1809 auf seiner Passage durch Freiburg erzeugt haben. — (Eine Polizei-Note erklärt diese Behauptung für lügenhaft, weil Napoleon I. 1809 von Paris erst den 13. April abgereist sei.)

Hildebrand, alter Sergent im Regimente Markgraf Wilhelm zu Konstanz, hat einstmals die Ehre gehabt, dem Kaiser Unterricht im Bajonnett-Fechten zu ertheilen. Er ist nun blind und gelähmt, und bittet deßhalb um Unterstützung. (1856.)

Elias Hirschmann, Postsekretär zu Würzburg, Sohn eines alten philologischen Professors des Augsburger Gymnasiums, hat oft die Ehre gehabt, den Kaiser zu sehen. Da Hirschmann ein Familienvater in dürftigen Umständen ist, bittet er im Januar 1855 um Unterstützung und erhält im folgenden April 400 Franken, worauf er nächstes Jahr im März zur Lulu-Geburt gratulirt.

Die Baronin Karoline von Lestocq in Bingen, Witwe eines Generals des alten deutschen Reichs, befindet sich im Alter von 77 Jahren ohne Hülfsquellen und bittet daher um Unterstützung. Sie erbietet sich zugleich, dem Kaiser in ihren Händen befindliche Papiere

der Königin Hortense zuzustellen (Mai 1855). (Sie erhält 1000 Franken. Die Papiere soll sie behalten.)

Gustav Braunmüller in Düsseldorf, der im Januar 1853 ein Gedicht auf die Kaiserin eingeschickt hat, sendet im Januar 1856 wieder Verse, indem er um eine Unterstützung bittet.

Joseph Allgeier und zweiunddreißig andere Badenser, die als Kolonisten zu Siddi-Lhassen in Algerien angekommen sind, weil ihnen das Versprechen gemacht worden ist, daß ihnen ein Dorf angewiesen werden würde, schlafen seit dem Monat März 1854 unter Zelten und ihre geringen Mittel erschöpfen sich. Sie ersuchen daher den Kaiser, bis zur ersten Aernte ihnen Existenzmittel zu gewähren und, damit sie eine Wohnung bauen können, einen Geldvorschuß zu machen. Ihnen wird im August 1854 die runde Summe von 1000 Franken zugeschickt.

Dacher zu Harrisberg gratulirt 1856 zum neuen Jahre.

Der Baron von Buttlar zu Festenberg bei Breslau, welcher der Sohn eines Palast-Präfekten des Königs von Westphalen ist, bittet um eine Unterstützung am 14. Januar 1855, indem er hervorhebt, daß er eine starke Familie und kein Vermögen besitzt.

Metze zu Köln bittet am 5. Juni 1855 um ein Darlehn von 3000 Franken. — G. Müller, wohnhaft in dem uns unbekannten Orte Marweil, ersucht am 30. Januar 1856 um die Vorstreckung von 3500 Franken.

Joseph Wehrle, Architekt in Konstanz, ist dem französischen Minister der öffentlichen Angelegenheiten vom Kaiser empfohlen worden, hat aber ungeachtet dieser Protektion keine Anstellung erlangt. Ein Bruder (Max Wehrle), der, um in Rom die Gemälde zu studiren, in die päpstliche Armee eingetreten ist, sitzt gleichfalls im Pech. Beide Brüder flehen im Januar 1856 durch die Vermittlung des Pfarrers Wehrle, ihres Oheims, die allergnädigste Freigebigkeit des Kaisers an. Acht Monate später wiederholen sie ihre Bitte. — Unterm 29. November 1859 fleht Joseph Wehrle (der Architekt) nochmals für seinen in Rom befindlichen Bruder Max (den Maler).

A. Templin zu Stettin bittet um Unterstützung, indem er eine von Napoleon I. als Andenken verliehene Schnupftabaksdose anbietet (8. Jan. 55).

L. Veit in Donaueschingen ersucht behufs einer Publikation den Kaiser im Januar 1854 um eine Subvention von hundert Gulden.

(Das französische Original führt unter den deutschen Bettelbrief-

schreibern auch unterschiedliche Ausländer an, die folglich nicht in unsere Gallerie gehören. Zu diesen Ausländern muß der jetzt in Leipzig wohnhafte Komponist Hugo Pierson gerechnet werden, der zwar in Stuttgart, Hamburg u. s. w. gewohnt hat und mit einer deutschen Frau verheirathet ist, aber aus England stammt. Pierson bat am 15. März 1855 den französischen Kaiser, ihm die Partitur seines „Faust" widmen zu dürfen. Nachdem er eine abschlägige Antwort erhalten hatte, widmete er seine Komposition dem Könige der Belgier und rächte sich später am französischen Kaiser dadurch, daß er anti-bonapartistische Lieder komponirte. Wäre Pierson ein Deutscher, würden wir ihn schon weiter oben unter den Tonkünstlern mit angeführt haben.)

Fünftes Kapitel.

Lulu, das Kind Frankreichs.

Nachdem Louis Bonaparte, der angebliche Sohn des Admirals Verhuël, der sich Napoleon III. nannte, im Bunde mit der englischen Aristokratie und Bourgeoisie den Krimkrieg siegreich bestanden und unter großem Gepränge den Pariser Frieden, welcher zugleich ein neues Seerecht schuf, zu Stande gebracht hatte, war er auf dem Höhepunkte der Macht und des Ruhmes angelangt. Um sein Ansehen vollkommen zu machen, trat um diese Zeit jenes frohe Ereigniß ein, auf welches Europa von der französischen Landesmutter Eugenie durch das Anlegen einer Krinoline seit mehreren Monaten vorbereitet worden war. Die sämmtlichen Frauen Europa's nahmen sofort an diesem Ereigniß innigen Antheil, indem sie von nun an ebenfalls Krinolinen trugen. Begreiflicherweise konnte Eugenie, wenn der Thron sicher gestellt werden sollte, nur einen Sohn zur Welt bringen.

Die deutschen Bettelbriefschreiber, das immer auf eine passende Gelegenheit lauernde Lumpengesindel, bemächtigten sich alsbald dieses Ereignisses, um das Kaiserpaar anzuwedeln. Gleichwie sie schon die kaiserliche Heirath ausgebeutet hatten, so machten sie sich auch die Geburt eines kaiserlichen Kindes zu Nutze. Um die sich hierin offenbarende Niedertracht zu veranschaulichen, sei es uns gestattet, hier ein Wenig auf die Schürzenbeziehungen des Kaisers und der Kaiserin einzugehen.

Als Louis Bonaparte nach seiner Entweichung aus dem Fort Ham sich im englischen Exile befand, nährte er sich, weil sein Kredit sich bald erschöpfte, hauptsächlich vom Spiel. Indeß ging es ihm oft



recht knapp, und ich habe während meiner eignen englischen Exilzeit verschiedene Engländer getroffen, welchen er damals einige Schillinge abgeborgt hatte, um seine Wohnungsmiethe decken zu können. Er suchte daher ein leichtes, aber reiches Mädchen der Londoner vornehmen Welt an sich zu fesseln und auszubeuten. Diese Person hieß Miß Howard.

An einem jener nebeligen Abende, wie solche in London vorkommen, wandelte auf dem Haymarket, dem Hauptplatze der Londoner demi-monde, ein Mensch hin und her, gleich als ob derselbe auf Jemanden lauerte. Er maß fünf Fuß und einige Zoll, hatte einen langen Oberkörper und sehr kurze Beine, sein Gesicht war von schwärzlich-gelber Farbe, seine kleinen Augen zeigten die unbeschreibliche Falschheit der Seele und ein großer gedrehter Schnurrbart prangte ihm unter der gebogenen Nase. Er trug in der Hand einen Stock mit Bleiknopf, und da er den Rock bis an den Hals zugeknöpft hatte, hätte man ihn, wenn man seinen Hut nicht beachtet hätte, leicht für einen Londoner Konstabler nehmen können. Plötzlich öffnete sich eine Thür und eine elegant gekleidete Lady trat ins Freie, welche dicht an dem Helden unserer Erzählung vorbeistrich. Dieser drückte sich an eine Säule des „Königlichen Theaters" und rief der Dame zu:

„Ei, mein Fräulein, Sie sind allein zu so später Stunde und bei so abscheulichem Wetter?"

Und ohne Weiteres folgte er der Dame, welche bei der Ankunft in ihrem Salon, weil sie den Begleiter für einen liebenswürdigen police-man hielt, eine halbe Krone (ein Geldstück im Werthe von fünf und zwanzig Silbergroschen) aus ihrer Börse als Trinkgeld hervorlangte.

Ihr Begleiter, ganz erstaunt, wandte ein: „Wie, mein Fräulein, mir bieten Sie Geld an?"

„„Und warum nicht? Wer sind Sie denn?""

„Ich bin der Prinz Louis Napoleon."

Am folgenden Tage sah sich der Sohn Verhuël's durch Miß Howard in den Stand gesetzt, seinen Anhängern zur Einfädelung von bonapartistischen Verschwörungen englisches Geld zu schicken. Von nun an drückte ihn keine Noth mehr, so lange er noch im Exile zuzubringen hatte. Die Spieler von Tam-Tall erblickten den geschickten Kartenmischer nicht mehr beim Landsknecht an ihrem grünen Tische. Die Pariser Februar-Revolution brach aus, worauf der Mann, der sich nach vier Jahren Napoleon III. nannte, nach Frankreich reiste und der

Republik seine Dienste anbot, aber durch ein Wort Lamartine's wieder über den Kanal nach England zurückgescheucht wurde. Indeß wurde auf Betreiben Louis Blanc's das über die Familie Bonaparte verhängte Verbannungs-Dekret aufgehoben, und Louis Bonaparte, zum Deputirten gewählt, konnte frei nach Paris reisen und dort Sitz in der National-Versammlung nehmen. Während seiner Präsidentschaft ließ er Miß Howard, die zu seiner Wahl acht Millionen Franken hergegeben haben soll, nach Paris kommen und miethete ihr daselbst in der rue de Ciry Nr. 14 ein Hôtel.*) Jeder, der das Liebesverhältniß kannte, glaubte nach dem Staatsstreich, daß Louis Bonaparte die Engländerin heirathen würde.

Indeß bewarb er sich zunächst um die Hand einer schwedischen Prinzessin. Als er aber am schwedischen Hofe einen Korb erhalten hatte, wandte er seine Aufmerksamkeit im Stillen einer in Paris wohnhaften schönen Spanierin zu, der jungen (d. h. der bei ihrer Verheirathung 26 Jahre alten) Eugenie, welche viele galante Abenteuer aufzuweisen hatte. Ihre Mutter, eine Anhängerin des Don Carlos, hatte als Witwe sich an Mouvillon de Glimes, der bis zur völligen Besiegung der Karlisten der Gesandte des Don Carlos am Petersburger Hofe gewesen war, angeschlossen, und Beide, von der jungen Eugenie begleitet, hatten zusammen Italien, Frankreich, Deutschland, England, Belgien und andere Länder bereist. Sie hatten in demselben Hôtel abzusteigen gepflegt, hatten gemeinschaftliche Zimmer genommen und an gemeinschaftlicher Tafel gegessen, sodaß man sie gewöhnlich für Vater, Mutter und Tochter gehalten hatte. In Paris unterhielt die junge Eugenie, ohne indeß andere Männer zu verschmähen, ein Verhältniß mit einem spanischen Jüngling, dem Grafen von Glaves, der wohl weitläufig mit ihr verwandt war. Derselbe bewohnte ein reich möblirtes Hôtel in der rue de la Madeleine und hatte in der Oper, aux Italiens, eine Loge. Frau von Montijo, Herr von Glimes und die junge Eugenie waren fleißige Tischgenossen des edlen Kastilianers. Die Chronik des Stadtviertels besagte sogar, daß die Herzogin von Theba den Grafen von Glaves oft allein besuchte und daß sie manchmal des Nachts nach ihrem eigenen Hôtel zurückzukehren vergaß. Jedoch zog sie, als es sich um eine Vermählung handelte, den häßlichen Dezembermann, weil

*) Unserer Erzählung sind die im Wesentlichen richtigen Mémoires de Griscelli (Brüssel, Genf und London, 1867) zu Grunde gelegt. — Im Hôtel wohnen, heißt in Paris häufig soviel wie: in fein möblirten Zimmern wohnen. Hôtel heißt oft: vornehme Wohnung, Palast.

derselbe ihr eine Kaiserkrone zu bieten vermochte, dem spanischen Freunde vor.

Unterdessen wiegte sich die englische Miß Howard immer noch in dem Wahne, daß Louis Bonaparte — schon aus Dankbarkeit — nur sie allein zu seiner Kaiserin erwählen würde. Sie wurde arg enttäuscht.

Eines Tages schickte Louis Bonaparte sie in Begleitung seines Sekretärs Mocquart nach Havre, indem er den folgenden Sonntag nachzukommen versprach. Mittlerweile vermählte sich am Sonnabend der Verräther mit der Tochter der Gräfin Montijo.

Am Sonntag Vormittag nahm Miß Howard gerade ihren Thee ein, als sie im Moniteur officiel die Beschreibung der kaiserlichen Vermählungs-Zeremonie entdeckte. Sie verließ eiligst das Hôtel Frascati, ließ eine Lokomotive für sich allein heizen und fuhr mit Dampf nach ihrem Hôtel in Paris zurück, wo sich ihren Blicken ein ganz unerwartetes Schauspiel darbot. Die Möbeln zerbrochen, die Kissen zerschnitten und ausgeleert, die Briefe, die Billets und Kontrakte gestohlen! Etwas Aehnliches hatte der Herzog Karl von Braunschweig in der Nacht des Staatsstreichs erlebt, wie wir weiter unten berichten werden. Was Miß Howard anbetrifft, so war der Polizeipräfekt Pietri durch eine von Mocquart ihm zugesandte telegraphische Depesche von ihrer Ankunft benachrichtigt worden. In Folge hiervon hatte sich Pietri rechtzeitig nach Nummer 14 rue de Ciry begeben. Er konnte somit hören, wie die wüthende Engländerin seinen Herrn einen Meuchelmörder, Schwindler und Dieb schimpfte. Am andern Morgen wurde Miß Howard durch die Herren Fould und Fleury als Gräfin von Beauregard begrüßt, indem dieselben ihr den Eigenthums-Titel eines gleichnamigen, an der Versailler Straße liegenden Landgutes zustellten. Nach einigen Monaten reiste die neue Gräfin nach Italien und ließ sich dort an den Ufern des Arno einen prächtigen Palast bauen. Sie kam erst nach einem Jahrzehnt nach Paris zurück, entfaltete hier große Pracht, soll dadurch ihre spanische Rivalin Eugenie in Wuth versetzt haben und wurde eines Morgens erstickt in ihrem Bette gefunden. Man hat in dieser That den Finger der spanischen Cäsarine entdecken wollen.

Als Eugenie Kaiserin geworden war, reiste ihre Mutter alsbald nach Spanien zurück. Mouvillon de Glimes jedoch blieb noch eine Zeitlang in Frankreich. Er trat als Finanzmann auf und gründete auf Aktien zu Glichy an der Garonne eine Kommandit-Gesellschaft unter dem Titel: „Chemische Produkte“, mit einem Kapital von 6

Millionen Franken. Er wurde der Gerant der Gesellschaft, schwindelte als Chemiker und verließ dann Frankreich mit einem Raube von 1,539,000 Franken. Der gegen ihn versuchte Prozeß wurde durch den Einfluß der Kaiserin niedergeschlagen.

Auch der Graf von Glaves blieb noch einige Zeit in Paris. Dieser Jugendfreund der Kaiserin bildete durch seine Frische und Munterkeit für sie einen wohlthätigen Gegensatz zu dem bei seiner Verheirathung schon 45 Jahre alten Kaiser. Leider passirte ihm ein Unglück, welches das noch größere seiner Entfernung aus Frankreich nach sich zog. Als er nämlich auf einem Tuilerien-Balle eine neue Quadrille aufführte, glitt er auf dem Parquet aus, fiel und brach den linken Arm. Hierdurch entstand eine große Störung des Festes. Die Kaiserin in einer Anwandlung von Menschlichkeit befahl, daß der Verwundete in einem Zimmer der Tuilerien untergebracht und hier bis zu seiner Genesung verpflegt würde. Welch' innigen Antheil in der Folge Eugenie an dem Schicksale des spanischen Grafen nahm, entdeckte Louis Bonaparte ganz zufällig eines Abends, als er sie in ihrem Appartement aufsuchen wollte. Die Kaiserin war in ihrem Gemach nicht zu finden. Bei seiner Rückkehr ging Louis Bonaparte an dem Zimmer des kranken spanischen Grafen vorbei und hörte hier ein lustiges Gekicher. Ohne anzuklopfen trat er ein und überzeugte sich nun, daß nicht alle Glieder des Spaniers verletzt und gebrochen waren. Eine Stunde nachher wurde der junge Graf, der den Arm noch im Bande trug, von einem Polizei-Agenten über die französische Gränze gebracht. Das Betreten des französischen Gebietes wurde ihm untersagt.

Es unterliegt keinem Zweifel, daß die schöne Eugenie ihre außerehelichen Liebschaften fortsetzte: zumal dann, als der Kaiser völlig abgestumpft und krank war. Vor dem Ausbruch des deutsch-französischen Krieges im Jahre 1870 war, wie in Paris allgemein bekannt ist, einer ihrer Liebhaber ein österreichischer Literat, Namens Bauer.*) Der Kaiser war ihr so wenig treu, wie sie ihm.

Ihre Schwangerschaft gegen das Ende des Krimkrieges hin und ihre Niederkunft am 16. März 1856 wurden zum großen Ereignisse aufgebauscht. Es wurde jetzt der Welt verkündet, daß dem Kaiser ein

*) Ich habe bei meiner Anwesenheit in Paris die Kaiserin im November 1869 zweimal in einer ganz gewöhnlichen Kneipe der rue du Cherche-Midi des Abends gesehen. Sie wahrte das Incognito und zwar war sie das erste Mal mit einem männlichen Begleiter und das zweite Mal ohne jede Begleitung in der betreffenden Kneipe.

Thronfolger geboren sei. Derselbe erhielt in der Taufe die Namen: Napoleon Eugen Louis Johann Joseph. Von den Feinden des französischen Kaiserreichs wurde er im deutsch-französischen Kriege mit dem Spitznamen „Lulu“ belegt.

Es ist bezweifelt worden, daß er ein Kind des Mannes, der sich Napoleon III. nannte, sei. Auch hat man gemeint, Lulu sei untergeschoben gewesen. Wir wissen hierüber nichts Positives. Wenn die Vorschrift besteht, daß die Großwürdenträger Frankreichs, wenn ein Thronfolger geboren wird, bei der Abbindung der Nabelschnur gegenwärtig sein müssen, so ist auf der andern Seite zu bedenken, daß der Gaunerei des Staatsstreichsmannes gleichwohl Alles möglich war. Wir lassen daher die Frage über die Aechtheit Lulu's dahin gestellt sein.

Die Geburt und die Taufe Lulu's wurden mit großem Pomp gefeiert. Der großen Menge wurde vorgespiegelt, nun sei der Familie Bonaparte der Thron Frankreichs auf ewig gesichert. Diejenigen, welche sich durch eine solche Vorspiegelung haben täuschen lassen, haben inzwischen sehen können, daß der Lulu-Schwindel den französischen Kaiserthron nicht zu retten vermocht hat.

Von den Schmeichlern wurde Lulu mit verschiedenen Titeln belegt. Die Betitelung „kaiserlicher Kronprinz“ lag am Nächsten. Sonst wurde er als angeblicher Sohn des Kaisers — weil dieser, indem er in der Regentenfolge den nie zur Herrschaft gelangten Herzog von Reichstadt mitzählte, sich Napoleon III. genannt hatte, — als „Napoleon IV.“ bezeichnet. Durch die Annahme des Titels Napoleon III. hatte der Sohn des Admirals Verhuël die napoleonische Dynastie mit dem Scheine geschichtlicher Stabilität umgeben wollen. Außerdem hieß Lulu das „Kind Frankreichs“, weil er durch die Vorsehung den sämmtlichen Franzosen, die er dereinst beherrschen sollte, bescheert sei. Weil aber seine Geburt zur Zeit des wiederkehrenden Friedens erfolgt war, nannten ihn die Speichellecker auch den „Friedensfürsten“. Nach Analogie des Herzogs von Reichstadt, welcher der König von Rom titulirt worden war, wurde Lulu „der König von Algerien“ genannt. Damit aber auch das französische Heer für ihn sich interessirte, wurde er bald nach seiner Geburt zum Korporal gestempelt und hieß daher häufig „der kleine Korporal“.

Als Thronfolger mußte Lulu schon in der Wiege wie eine sogenannte kaiserliche Hoheit verehrt werden. Eine seiner Ammen, eine Gascognerin, wurde entlassen, weil sie ihn mit dem Schmeichelnamen: „kleines Häschen“, liebkos'te. Sobald als es thunlich war, mußte

er als die Hoffnung Frankreichs dem Volke vorgeführt und gezeigt werden. Deßhalb wurde er frühzeitig in einem kleinen prächtigen, mit schwarzen Ziegenböcken bespannten Wagen ausgefahren.

Unsere deutsch-kaiserlichen Bettelbrief-Patrioten standen an ekelhafter Schmeichelei hinter den französischen Bonapartisten nicht zurück. Von allen Theilen Deutschlands kamen an den Kaiser der Franzosen Beglückwünschungen wegen der Geburt Lulu's. Besang ein golddurstiger französischer Verskünstler das Kind Frankreichs mit den Worten: „Es ist ein Jesus mit dem blonden Haupte", so wußten ihrerseits die deutschen Speichellecker gereimtes Zeug vorzubringen, das jedem vernünftigen Menschen ungereimt vorkommen mußte. Die deutsche Verzückung ob der Geburt eines bonapartistischen Kronprinzen mußte um so auffälliger sein, als monarchisch gesinnte Deutsche, denen die geringschätzige Behandlung, womit die deutschen Offiziellen beim Abschluß des Pariser Friedens behandelt wurden, nicht unbekannt sein konnte, nicht die mindeste Veranlassung zu freudigen Kundgebungen hatten, ausgenommen ihren angeerbten Knechtssinn oder die Gier nach goldenen Medaillen oder nach sonstigen Belohnungen. Die Zahl derjenigen Personen, die sich in Folge der Geburt Lulu's dem französischen Kaiser bemerklich zu machen suchten, betrug in Deutschland nicht weniger als hundert.

Wir lassen zuerst das Heer der Reimer aufspatzieren.

Im südlichen Theile des würtembergischen Schwarzwaldkreises liegt das Städtchen Tuttlingen, in dessen Umgebung die im dreißigjährigen Kriege zerstörte Burg Hohenberg zu finden ist. Der Tuttlinger Postmeister, Namens S. Baader, drechselte Verse auf die Geburt Lulu's noch am 21. Februar 1857. Uebrigens ist im französischen Original Tüttlingen statt Tuttlingen gesetzt, aber es ist dort angegeben, daß der Ort in Würtemberg liegt.

Ein deutscher Baron, welcher Otto von Braunecker hieß, dichtete ein „Wiegenlied" und schickte dasselbe am 28. März 1856 an den Kabinet-Chef des Kaisers mit folgendem Schreiben:

„Mein Herr! Seit einem halben Jahre in Paris anwesend, um wegen dramatischer Uebersetzungen die französische Literatur zu studiren, habe ich die glorreiche Geburt des kaiserlichen Prinzen Napoleon Eugen zu einem Gedicht über dieses glückliche Ereigniß, von dem Jedermann sich angenehm berührt fühlt, verwandt. Indem ich weiß, daß meine Landsleute die lebhaften Gesinnungen, welche ich immer bei diesem glorreichen Namen und besonders über die Größe seiner Majestät des Kaisers Louis Napoleon empfunden habe, theilen werden,

bitte ich Sie, mein Herr, um die Freundlichkeit, mir eine Audienz zu bewilligen, auf der ich mir erlauben werde, Ihnen meine aufrichtigen, in ein Wiegenlied gefaßten Wünsche darzulegen, und ich bitte Sie, mein Herr, dieselben den Augen des Kaisers freundlichst unterbreiten zu wollen." —Auf diese Scharwenzelei erhielt der Baron Otto von Braunecker eine höfliche abschlägige Antwort.

Der preußische Lieutenant a. D. Ed. Cedernholm zu Berlin lieferte unterm 1. Mai 1856 „zur allerhöchsten Geburt des k. Kronprinzen, des Sohnes von Frankreich", ebenfalls ein speichelleckerisches Gedicht.

Die Baronin Marianne von Elmpt zu Düsseldorf schickte noch am 30. November 1863 eine dem kaiserlichen Prinzen gewidmete deutsche Ode ein, doch wurde ihr die Annahme der Widmung, weil die deutsche Bettelei nicht aufhörte, rundweg abgeschlagen.

Georg Filser, Pfarrer in dem bairischen Orte Mauern, sandte unterm 30. März 1856 eine geschriebene Reimerei, betitelt: „Napoleon IV., König von Algerien." — Filser, ein alter Augsburger Mitschüler des Kaisers, hatte schon unter dem 4. Dezember 1852 in der „Augsburger Postzeitung" ein Gedicht zu Ehren Louis Bonaparte's veröffentlicht.

Der deutsche Sprachlehrer Anton Joseph Huber Nikolaus Flecken in Köln ließ unterm 28. März 1856 ein Gedicht zur Feier der Geburt des kaiserlichen Kronprinzen auf eigne Kosten in die „Kölnische Zeitung" einrücken, unterließ aber nicht, dem französischen Kaiser hiervon Kenntniß zu geben und demselben zu melden, daß er deßhalb von aller Welt beglückwünscht worden wäre. Dieses Lulu-Gedicht führte die Ueberschrift: „Der Segen Frankreichs." Dem „Dichter" wurde für seine Unterthanengesinnung gedankt.

Ch. Ferd. Gerichtswige zu Leipzig präsentirte ein Gedicht, worin er die Geburt Lulu's verherrlichte, im März 1856. Diesem Gedicht war ein Beglückwünschungsschreiben beigegeben, worin der gewiegte Bursche daran erinnerte, daß er es der Freigebigkeit des Kaisers allein zu verdanken hätte, wenn seine Familie während des Winters mit „Brot, welches er täglich mit Thränen der Erkenntlichkeit benetzte", versorgt gewesen wäre. Diese Thränen bettelmännischer Erkenntlichkeit zeigen uns, daß Gerichtswige den Kaiser schon früher angebettelt und daß er von demselben in der That schon Almosen bekommen hatte. Da nun in unserm Verzeichnisse der Tuilerien-Briefe keine frühere Zuschrift des Betreffenden an den französischen Tyrannen

sich erwähnt findet, so läßt der vorliegende Fall schließen, daß wirklich, wie Herr Heinrich Bordier in der Vorrede des französischen Originals versichert, die in Paris veröffentlichte Bettelmanns-Gallerie nicht alle deutschen Bettelbriefe enthält.

Der Breslauer Blechschmied Arnold Hensel schmiedete gleichfalls sein Lulublech in Geburtstagsreime zusammen und übersandte diese unterthänige Huldigung dem französischen Kaiser unterm 17. April 1856.*)

Ferdinand Krusemark zu Alt-Strelitz, einer im Stargardschen Kreise des Großherzogthums Mecklenburg-Strelitz liegenden Stadt, schickte am 16. Juni 1856 ein Gedicht zur Verherrlichung der Taufe Lulu's ein, nachdem derselbe schon zwei Jahre früher dem französischen Kaiser ein Huldigungsgedicht hatte zugehen lassen.

Ein die Geburt des kaiserlichen Prinzen feierndes Gedicht langte im März 1856 auch von dem Rechts-Praktikanten Eduard Langfelder aus Wien in den Tuilerien an. **)

Löhn zu Hohenstein wartete, da ihm die poetische Ader nicht sofort bei der Geburt Lulu's fließen wollte, den 15. August 1856 ab, um für das Napoleons-Fest ein Lulu-Gedicht in tiefster Ersterbung einzureichen. (Das französische Original verlegt Hohenstein nach Baiern. Uns ist bloß die sächsische Bergstadt Hohenstein und das an der Aar liegende nassauische Schloß Hohenstein bekannt.)

Ob der oben auf den Seiten 76—77 erwähnte Münchener Literat Johann Obermaier in seinem Friedensgedichte Lulu ebenfalls mit zum Gegenstande heiliger Begeisterung gemacht hat, können wir, da uns das Gedicht selbst nicht vorliegt, nicht wissen; indeß spricht die Wahrscheinlichkeit dafür. Wenn man den Frieden besang, durfte doch füglich der Friedensfürst nicht unerwähnt bleiben.

---

*) Im französischen Original stehen folgende zwei Artikel:

Nr. 624. Hensel (Arnold), ferblantier à Breslau; adresse une pièce de vers à l'empereur sur la naissance du prince impérial.

Nr. 645.* Heusel (A.), à Breslau; hommage de vers (17 avr. 1856).

Wir vermuthen, daß A. Hensel und A. Heusel in Breslau eine und dieselbe Person sind. Die scheinbare Verschiedenheit erklärt sich nach unserer Ansicht dadurch, daß die Notiz in Nr. 624 aus den Briefpaketen gezogen, die andere dagegen in Nr. 645 der unleserlichen Aufzeichnung des kaiserlichen Korrespondenz-Journals entlehnt ist.

**) Das französische Original bezeichnet den Wiener Kratzfüßler als juriste et prédicateur (Jurist und Prediger), weil man das deutschgeschriebene Wort Praktikant (licencié en droit) für Prediger (prédicateur) genommen hat. Die Entstehung des Irrthums springt auf den ersten Blick in die Augen.

Der würtembergische Jurist Gottlieb Heinrich Rau zu Eßlingen, der auch den deutschen Bundestag um ein Stellchen angebettelt hat, schickte dem französischen Kaiser unterm 14. April 1856 „für das Kind Frankreichs, Napoleon IV.," ein „Wiegenlied".

Schlafe sanft, sang Heinrich Rau,
Schlaf', mein Prinz, miau, miau!

Ein Magdeburger, der Rumpf heißt, wird ebenfalls als der Einsender eines Lulu-Gedichtes angeführt. Ob er seines Zeichens ein Blech- oder Reimschmied, oder ob er ein sonstiger Ehrenmann war, ist nicht angegeben. Rumpf schickte sein Produkt am 31. Juli 1857 ein.

Karl Wilhelm Sauter in Nürnberg, im französischen Originale als Gelehrter (homme de lettres) bezeichnet, übersandte unterm 6. Mai 1856 dem französischen Kaiser ein Gedicht mit folgendem Begleitschreiben: „Sire! Ein deutscher Dichter wagt eurer kaiserlichen Majestät unterthänigst das für die allerhöchste Geburt eines kaiserlichen Prinzen verfaßte Erzeugniß seiner Muse zu überreichen. Möge das Kind Frankreichs der neue Friedensfürst sein und möge derselbe dereinst eine unter der Weisheit seines Szepters fruchtbare neue Aera, das Glück des ganzen Europa's, begründen." — Das Gedicht führte die Ueberschrift: „Der neue Friedensfürst." — Die Nürnberger, welche die urkomische Erscheinung des dortigen Kupferstechers Sauter, eines mit abgesägter Hose und mit bis auf die Schulter herabhängendem Haare in den Kneipen sich herumtreibenden und von seinen berühmten Werken gern erzählenden Mannes, recht gut kennen, werden sich eines Hohngelächters nicht erwehren können, wenn sie denselben als Gelehrten angeführt finden. Im heitern Biergespräch pflegt man ihn wohl als den ruhmreichen Verfasser der „Urinaden" und „Huronen" ehrenhaft anzuerkennen, aber ernstlich für einen deutschen Dichter oder gar für einen Gelehrten hält ihn kein Mensch. Allerdings macht er Reime auf alle möglichen Gegenstände, denn er ist ein Gelegenheitsreimer, dem vollständig die nur von der Natur verliehene Weihe des Dichters abgeht. Im „Nürnberger Anzeiger" (Nr. 267) vom 25. September 1872 finden wir eine von ihm herrührende Anzeige, welche wir hier reproduziren, weil sie unsern Lesern sofort ein deutliches Bild von dem Nürnberger „Gelehrten" Sauter geben wird. Selbige lautet: „Wohl zu beherzigende Bekanntmachung und Literatur-Anzeige. Im Adreßbuch meiner Vaterstadt Nürnberg steht mein Charakter angegeben noch als Kupferstecher. Allein dieses Fach habe ich schon lange verlassen, und mich seit Jahren

J. Mich. Wamich, Kreissekretär zu Erkelenz im preußischen Regie-
ungsbezirke Aachen, schrieb kurz nach der Geburt Lulu's — nämlich unterm
). März — an den Kaiser, indem er als preußischer Japanese den-
lben um die Erlaubniß bat, „zu den Füßen seiner Majestät
es Königs von Algerien“ verschiedene, Napoleon III. gewidmete
nd in der „Aachener Zeitung“ durch Wamich veröffentlichte Gedichte
lerunterthänigst niederlegen zu dürfen. Als Beleg übersandte Wamich
ne Nummer der „Aachener Zeitung“ vom 19. März 1856.

Bisher haben wir die Dichterlinge, welche die Geburt Lulu's
esangen, einfach angeführt. Wir wollen einige Pröbchen auffälliger
nwedelung zum Besten geben.

Johann Bader, Pfarrvorsteher (curé-président) in dem bai-
schen Orte Unterrieden, richtete seine Gratulation bezüglich der Geburt
ulu's an den Kaiser in lateinischer Sprache und zwar wählte er jene
eraltete Form der in mittelalterlichen Büchern häufig zu findenden
ünstelei, durch welche in römischen Ziffern, die zugleich Buchstaben
er gewählten lateinischen Wörter sind, die Jahreszahl eines merk-
ürdigen Ereignisses ausgedrückt wird. Im vorliegenden Falle mittel-
lterlicher Mnemonik drückten die den Wörtern eingefügten römischen
iffern begreiflicherweise das Jahr 1856 aus. Die gelehrte Formel,
elche Johann Bader dem Kaiser am 2. April des genannten Jahres
sandte, lautet so:

Vt IMperator LVDoVICVs NapoLeon fILIVsqVe VIVant,
VaLeantqVe, petIt.

(Zu Deutsch: „Er wünscht, daß der Kaiser Napoleon und sein Sohn
ben und sich wohlbefinden mögen.“ — Die römischen Ziffern, welche
ls Buchstaben in den einzelnen Wörtern vorkommen, sind folgende:
 = 1000, D = 500, C = 100, viermal L = viermal 50 = 200, zehn-
al V = zehnmal 5 = 50, und sechsmal I = sechsmal 1 = 6: zu-
mmen 1856.)

Der gewöhnliche Pfarrer des nämlichen Ortes Unterrieden hieß
ranz Weber. Derselbe sandte in Gemeinschaft mit dem soeben
ngeführten Pfarrvorsteher Johann Bader am nämlichen Tage
. April 1856) dem Kaiser nachstehende lateinische Distichen zu:

Omnia, quae magnam possunt afferre salutem
In festum magnum, sint Tibi vota mea.
Tu semper felix vivas, valeasque perenne.
Gratia Tecum sit saepe benigna Dei.

nur der Dichtkunst und Literatur gewidmet. Ich gab die Poetischen Klänge (1838), die Uraniden, die Urionen (1845—46) mit Gedichten, dramatischen Dichtungen und Prosa, meine Selbstbiographie nebst dem System meiner Natur- und Lebensphilosophie und noch vieles Andere heraus. Deßwegen oder somit ersuche ich den ferneren Herausgeber des Adreßbuches, es zu ändern und meinen Charakter als Literat zu bezeichnen. Außerdem benachrichtige ich meine Gönner und Freunde von neuester Herausgabe von Gedichten von mir. Diese sind: ein philosophisches Gedicht auf Ludwig Feuerbach und ein Erinnerungsgedicht an die Drei-Kaiser-Zusammenkunft. Allen Subskribenten auf mein neues Werk in Lieferungen mache ich auch bekannt, daß bald die dritte Lieferung erscheinen wird, da ich nahe an tausend Unterschriften bereits habe. C. W. Sauter von Nürnberg, Patriot im Deutschen Reiche, berühmt als Sauter von der Pegnitz."

Ein zu Nastätten (am nordwestlichen Abhange des Taunusgebirges) wohnhafter Lehrer, der Karl Schaus benamset ist, richtete Verse „An Napoleon IV., den Friedensfürsten", sowohl unterm 12. April 1856, als auch unterm 21. August 1857.

Ein gewisser G. Schneider zu Bamberg feierte in zierlichen Reimen die Geburt des kaiserlichen Prinzen am 18. März 1856.

A. Steynes zu Süchteln im preußischen Regierungsbezirke Düsseldorf begrüßte den neugeborenen Prinzen in Versen am 20. März 1856.

Julius Wagner, Lehrer zu Stavenhagen im wendischen Kreise des Großherzogthums Mecklenburg-Schwerin, verfertigte ein Gedicht auf die Taufe Lulu's und überschickte dasselbe dem französischen Kaiser unter dem Ausdruck seiner allerunterthänigsten Wünsche den 14. Juni 1856.

An der Chaussee zwischen Vechelde und Hildesheim liegt das hannöversche Dorf Groß-Lafferde. Von hier übersandte ein gewisser August Wallmann am 18. März dem Kaiser ein Lulu-Gedicht indem er ihm schrieb: daß er (der Kaiser) „nicht allein die Sympathien Frankreichs, sondern diejenigen des gesammten Europa's sich erworben habe, weil man ihn für den Repräsentanten der Zivilisation ansehe." — Nachdem Wallmann elf Jahre vergebens auf eine Belohnung seiner Schweifwedelei gehofft hatte, erinnerte er in einem frischen Schreiben an seine früheren Beglückwünschungen und erneuerte dieselben. Allein der Kaiser verfügte: Classer (abgethan, fertig!) — Das zweite Schreiben Wallmann's ist datirt vom 16. März 1867.

J. Mich. Wamich, Kreissekretär zu Erkelenz im preußischen Regierungsbezirke Aachen, schrieb kurz nach der Geburt Lulu's — nämlich unterm 20. März — an den Kaiser, indem er als preußischer Japanese denselben um die Erlaubniß bat, „zu den Füßen seiner Majestät des Königs von Algerien" verschiedene, Napoleon III. gewidmete und in der „Aachener Zeitung" durch Wamich veröffentlichte Gedichte allerunterthänigst niederlegen zu dürfen. Als Beleg übersandte Wamich eine Nummer der „Aachener Zeitung" vom 19. März 1856.

Bisher haben wir die Dichterlinge, welche die Geburt Lulu's besangen, einfach angeführt. Wir wollen einige Pröbchen auffälliger Anwedelung zum Besten geben.

Johann Bader, Pfarrvorsteher (curé-président) in dem bairischen Orte Unterrieden, richtete seine Gratulation bezüglich der Geburt Lulu's an den Kaiser in lateinischer Sprache und zwar wählte er jene veraltete Form der in mittelalterlichen Büchern häufig zu findenden Künstelei, durch welche in römischen Ziffern, die zugleich Buchstaben der gewählten lateinischen Wörter sind, die Jahreszahl eines merkwürdigen Ereignisses ausgedrückt wird. Im vorliegenden Falle mittelalterlicher Mnemonik drückten die den Wörtern eingefügten römischen Ziffern begreiflicherweise das Jahr 1856 aus. Die gelehrte Formel, welche Johann Bader dem Kaiser am 2. April des genannten Jahres zusandte, lautet so:

Vt IMperator LVDoVICVs NapoLeon fILIVsqVe VIVant, VaLeantqVe, petIt.

(Zu Deutsch: „Er wünscht, daß der Kaiser Napoleon und sein Sohn leben und sich wohlbefinden mögen." — Die römischen Ziffern, welche als Buchstaben in den einzelnen Wörtern vorkommen, sind folgende: M = 1000, D = 500, C = 100, viermal L = viermal 50 = 200, zehnmal V = zehnmal 5 = 50, und sechsmal I = sechsmal 1 = 6: zusammen 1856.)

Der gewöhnliche Pfarrer des nämlichen Ortes Unterrieden hieß Franz Weber. Derselbe sandte in Gemeinschaft mit dem soeben angeführten Pfarrvorsteher Johann Bader am nämlichen Tage (2. April 1856) dem Kaiser nachstehende lateinische Distichen zu:

Omnia, quae magnam possunt afferre salutem
In festum magnum, sint Tibi vota mea.
Tu semper felix vivas, valeasque perenne.
Gratia Tecum sit saepe benigna Dei.

Zu Deutsch:

Was auch immerhin kann Dir großes Entzücken verleihen,
Das sei Dir gewünscht heute zum herrlichen Fest.
Glücklich lebe stets und fest bleib' Deine Gesundheit:
Möge die gütige Huld Gottes oft mit Dir sein.*)

Franz Weisgerber, Hofrath des Großherzogs von Baden, ein vom Amte zurückgetretener Professor der Philologie, verfertigte ein Lulu-Gedicht und ließ dasselbe nach alter klassischer Vorschrift erst neun Jahre alt werden, ehe er es dem Kaiser zustellte. Im französischen Original ist der Wohnort Weisgerber's nicht angegeben, doch sind wir so glücklich, ihn bezeichnen zu können. Sein Wohnort ist die Universitätsstadt Freiburg im Breisgau, wo das fidele bemooste Haupt unter den Studenten als einer der Gründer der Rhenanen-Verbindung verehrt wird. Urheiter, wie er selbst gewesen, war auch die Geschichte seines Lulu-Gedichts, welches indeß ihm keine große Belohnung eintrug. Er schrieb im März 1865 an den Kaiser wie folgt:

„Sire! Nach huldvoller Annahme meines lateinischen Gedichtes: Uterque Caesar et Novi Caesaris Haeres (Zu Deutsch: „Die beiden Cäsaren und der Erbe des neuen Cäsars“), welches verfertigt war zu Ehren des Kaisers Napoleon III., des damaligen Ueberwinders der Russen, geruhten eure Majestät, mir „für meine literarische Huldigung und für meine Anhänglichkeit an höchstdero Person“ zu danken.**)

*) Im französischen Original ist Johann Bader, der Pfarrvorsteher von Unterrieden, unter Nr. 52, und der Pfarrer Franz Weber von Unterrieden (mit der Bemerkung: Hessen oder Baiern) in Nr. 1702 einzeln angeführt. Sodann sind dieselben nochmals gemeinschaftlich angeführt als Lehrer (instituteurs) zu Unterrieden im Artikel Nr. 1699. In diesem Artikel heißt es wörtlich: Weber (Franz) et Bader (Johann), instituteurs à Unterrieden; adressent leurs félicitations et leurs voeux à l'occasion de la naissance du prince impérial (30 mars 1856); — Weber sollicite un secours (31 juin 1857). Auf Deutsch: „Weber (Franz) und Bader (Johann), Lehrer zu Unterrieden, senden ihre Gratulationen und Wünsche bei der Geburt des kaiserlichen Prinzen (den 30. März); Weber fleht um eine Unterstützung am 31. Juni 1857.“ Es ist sehr wohl denkbar, daß die beiden Geistlichen zugleich Lehrer waren; im Uebrigen stimmen die Vor- und Zunamen, sowie der Wohnort. Der Unterschied in den Daten (dem 30. März und 2. April 1856) läßt sich dadurch erklären, daß die Schreiben und Gedichte vom 30. März datirt waren und erst am 2. April beim Kaiser eintrafen und zur Vorlage gelangten. — Bemerkenswerth ist, daß Weber fünf Vierteljahre nachher um Unterstützung bettelte. Er wollte alsdann den Lohn für seine Gratulation, den er vergebens erwartet hatte, sich durch das Vorjammern seiner elenden Lage herausarbeiten.

**) Das lateinische Gedicht, worauf sich der hofräthliche Professor bezieht, ist in den Tuilerien-Briefen nicht vorhanden: ein neuer Beweis für die Lückenhaftigkeit derselben und für die große Zahl der Schweifwedler und Bettelleute.

Diese „Anhänglichkeit", die gegründet ist auf die Kenntniß Ihrer großen Eigenschaften als Mensch und als Fürst, sowie ferner auf die lebhafteste Dankbarkeit bezüglich so vieler Zeichen der Güte und ehrenhafter Protektion, deren Gegenstand ich zu Arenenberg gewesen bin, dem idyllischen Aufenthaltsorte der besten, edelsten und gastfreundschaftlichsten Fürstenfamilie: — diese Anhänglichkeit ist, wie meine badischen Landsleute sehr gut wissen, aufrichtig und ewig unerschütterlich! Diese Anhänglichkeit, welche mir das Anrecht zu verleihen scheint, alle eure Majestät und allerhöchstdero Haus betreffenden Ereignisse gleichsam zu theilen, hat mich auch zu dem kleinen Gedichte begeistert, das ich sofort nach der Geburt Ihres kaiserlichen Prinzen anfertigte; allein ich habe nicht gewagt, selbiges nach Paris abgehen zu lassen, weil damals einer meiner literarischen Freunde mir freimüthig sagte, daß er es für zu wenig würdig hielte, um einem Kaiser vorgelegt zu werden. Jener Freund, ein französischer Nationaler, bezeichnete mir die schwächsten Stellen, die ich dann zu verbessern suchte. Heute nun, am Vortage des Geburtsfestes seiner Hoheit des kaiserlichen Prinzen, wage ich dasselbe eurer Majestät zuzustellen, freilich keineswegs als eine Poesie, die würdig wäre, einem Kaiser unterbreitet zu werden, der außer seinem monarchischen Glanze auch in dem Bereiche der Wissenschaft und Kunst so hoch dasteht, sondern einzig und allein als einen Beweis meiner ehrfurchtsvollen Anhänglichkeit, die sich auch auf Ihren geliebten Sohn, den künftigen Erben Ihrer glanz- und ruhmreichen Krone, erstreckt ..." — — Das französische Gedicht, welches Weisgerber dem Kaiser nach neunjährigem Feilen unterbreitete, lautete so:

Le XV et le XVI mars.

Le XV mars ravit à un César la Vie,
Et puis au monde entier la paix était ravie,
Le XVI mars fit voir à un César le jour,
Puis le monde fêtait de la paix le retour.
La fleur des descendants de la race sacrée
De Vénus *) par un crime affreux fut massacrée.
Mais le dieu des destins remplit son saint devoir
Pour réparer le mal. Car le mois (depuis noir!)
Qui à la mère ota des neveux de sa race
L'orgueil, donna un fils, à la Fille une Grâce **).
Dieu, bénissez ce prince et laissez-le servir
D'ange-gardien de paix aussi pour l'avenir;

*) Vénus fut regardée comme aïeule de Jules César. — (Note de l'Auteur.)
**) Vénus fut la mère des Grâces. — (Note de l'Auteur.)

Vérifiant pour lui ce grand mot que vous, Sire,
Avez dit, que la paix a pour garant l'Empire!
Monarque heureux, ayant l'héritier désiré
Et à la fois le front de lauriers couronné,
L'astre du grand Neveu ternit la boréale
Aurore. — Ah! de Moscou au grand Oncle fatale:
L'aigle français plus haut que jamais prit son vol,
Planant sur les débris du fort Sébastopol!

In deutscher Sprache würde die französische Reimklingelei des hofräthlichen Professors Weisgeber etwa folgendermaßen lauten:

Der funfzehnte und der sechszehnte März.
Als einst der funfzehnte März einem Cäsar das Leben genommen,
Da war die ganze Welt um ihren Frieden gekommen.
Als drauf am sechszehnten März ein Cäsar das Leben erblickt,
Da fühlte sich auch die Welt vom Frieden wieder entzückt.
Die Blüthe des heiligen Stamms, aus Venus' Blute entsprossen*),
Ward durch den schrecklichen Dolch des Mords ins Herz gestoßen.
Doch der Geschicke Gott erfüllte die heilige Pflicht
Und machte Uebles gut. Drum sah das Tageslicht
Im seither finstern März, der den Stolz der Mutter benommen,
Ein Sohn: — mit Grazien ist die Göttin niedergekommen.**)
Gott, segne diesen Prinz und setze ihn hienieden
Auch künftig immer zum Schutzengel für den Frieden.
Erfüll' er doch das Wort, das große, vom Kaiser verkündet,
Daß in dem Kaiserreich der Frieden die Bürgschaft findet.
O glücklicher Monarch, dir ist der Erbe gefunden;
Zugleich ist auch dein Haupt mit Lorbeer'n reich umwunden.
Des großen Neffen Stern verdunkelt das Polarlicht! —
Von Moskau — (der große Ohm war glücklich dort fürwahr nicht!) —
Schwang jetzt der fränk'sche Aar viel höher denn je sein Gefieder
Und blickt auf die Trümmer von Sebastopol hernieder.

Auf diesen schauderhaften zusammengereimten Unsinn, auf diese Vermengung der Zeiten und der Cäsaren, auf diese klingelnde Zusammenwürfelung der römischen und jüdisch-christlichen Mythologie verfügte der Kaiser: man solle dem Hofrath-Professor Weisgerber „einfach danken" (remericer simplement) und ihm die kleine Ausgabe vom Leben Julius Cäsar's zustellen. Wir wollen schließlich bemerken, daß der hofräthliche Professor Weisgerber, der ein ziemlich hohes Alter erreichte, jetzt todt ist.

Der Major Karl von Willinger, Arsenal-Direktor zu Germersheim, hat den französischen Kaiser zu wiederholten Malen um

*) Venus wurde als die Ahnfrau Julius Cäsars betrachtet. (Anmerkung des Autors.)
**) Venus war die Mutter der Grazien. (Anmerkung des Autors.)

Unterstützung angegangen. Um sich in der kaiserlichen Gunst festzusetzen, durfte er natürlich nicht verfehlen, eine Lulu-Ode in die Tuilerien zu senden. Bei dieser Ode, die er, so schlecht sie auch war, vielleicht gar nicht selbst verfaßte, passirte ihm das höchst trollige Unglück, daß er den 15. März, den Tag der Ermordung Cäsars, statt des 16. März, welcher der Geburtstag Lulu's war, besang. Die Ode wurde von ihm eingeschickt am 15. März 1860. In dem an den Kaiser gerichteten Begleitschreiben sagte er:

„Sire! Geruhen Sie anzunehmen, was ein der Person eurer Majestät ganz ergebenes Herz an diesem für einen Vater so glücklichen Tage Ihnen darzubieten wagt.“

Die Ode selbst lautete:

Ode à S. A. le prince héréditaire de France Eugène Napoléon IV,
A son quatrième jour de naissance le 15 mars 1860.»
Enfant chéri! — Prince
Unique et sans égale,
Ange précieux d'une liaison tendre et sublime,
Espérance de vos parents et gloire d'une grande nation, —
Nature de ses dons les plus précieux vous a douée..., etc.

Zu Deutsch:

„Ode an seine Hoheit den Kronprinzen von Frankreich Eugen Napoleon IV.
„zu seinem vierten Geburtstage, den 15. März 1860.
„Geliebtes Kind! — Prinz
„Einzig und unvergleichlich,
„Kostbarer Engel eines zarten und erhabenen Ehebundes,
„Du, die Hoffnung deiner Eltern und der Ruhm einer großen Nation, —
„Natur hat dich mit ihren köstlichsten Gaben ausgestattet...“*)
(Und so weiter.)

Einen Monat nachher hatte Willinger entdeckt, welch' ungeheuern Bock er geschossen, als er den 15. März statt des 16. für den Geburtstag des allerhöchsten Kronprinzen gehalten hatte. Glücklicherweise war sein Freund Philipp Vollmer zu Paris der Hauptkassirer des Kronschatzes. An diesen schrieb er unterm 15. April einen Brief, worin er sein schmerzliches Bedauern darüber ausdrückte, daß er sich mit seiner Ode im Datum des Geburtstages vergriffen hatte, und worin er daran erinnerte, daß er zu Augsburg täglich in der Gesellschaft „des geliebten Prinzen“ (Louis Bonaparte) gewesen sei. Vor Allem aber vergaß er

*) Wie es in Betreff der Fürstenkinder gewöhnlich geschieht, wurde in den serwilen, käuflichen Zeitungen verkündet, daß der kaiserliche Kronprinz ein Genie sei, eine schöne Seele in einem schönen Körper habe. Die Wahrheit war, daß Lulu um diese Zeit musterhafte Fratzen schneiden konnte.

nicht, die traurige Lage zu schildern, in der er sich gegenwärtig befände. Eine Unterstützung vom Kaiser zu erhalten, war doch wohl der eigentliche Zweck der anekelnd widerlichen Lulu-Ansingung gewesen. — Zuerst wurden ihm 500 Franken zugestanden. Dann wurde jedoch die Anweisung auf diese fünfhundert Franken aufgehoben und ihm der vierfache Betrag, nämlich 2000 Franken, am 8. Mai 1860 zugesandt. Somit wurde ihm seine dienstmännische Gesinnung gut belohnt. Auf seine übrigen Betteleien und Geldbezüge kommen wir weiter unten zu sprechen.

Neben den spekulativen Reimschmieden gab es eine beträchtliche Anzahl anderer Spekulanten, die ihre angebliche Freude über die Geburt Lulu's dem Kaiser in höfisch-deutscher Prosa ausdrückten. Natürlich wollten auch sie sich der Huld des Kaisers empfehlen: denn warum hätten sie sich sonst um die Geburt eines kleinen kaiserlichen Balges bekümmern sollen?

Zehn Bürger (bourgeois) der Stadt Stettin, von denen G. Dannenberg, Ebeling, Fischer, Koch und Schlegel namhaft gemacht sind, bedienten sich in ihrer ungereimten Gratulation folgender bedientenhafter Worte: „Die frohe Kunde, welche soeben die Welt in Bewegung setzt, die Kunde, daß die Vorsehung eure Majestät mit einem Sohn, Frankreich mit einem Thronerben beschenkt hat, bietet uns die Gelegenheit, unsere ehrfurchtsvollsten Wünsche eurer Majestät für allerhöchstdero Glück zu Füßen zu legen.“ (Das Gratulationsschreiben ist vom Juni 1856 datirt.)

M. Dreher, der Bürgermeister der würtembergischen Stadt Crelingen (Creglingen an der Tauber?) gratulirte am 21. März 1856, ein gewisser G. Gulich zu Köln am folgenden Tage.

Der Oberst von Hamel, Stallmeister des Königs von Würtemberg, faselte in seinem Beglückwünschungsschreiben „von dem jungen Prinzen, auf welchen die Hoffnungen Frankreichs und des ganzen Europa's gesetzt sind!“ — (März 1856.)

Von Matthias Heissingen, einem Münchener Gemeindebeamten, der früher die sehr zweifelhafte Ehre gehabt hatte, der Schuster des Prinzen Eugen zu sein, lief eine Gratulation am 19. März 1856 ein.

Das Frauenzimmer Sophie Herzer, als dessen Wohnort sich Seybottenreuth in Baiern angegeben findet, gab dem Kaiser ihr Entzücken über die Lulu-Geburt am 20. April 1856 kund.

Dr. Wilhelm Hopf, Direktor der Handelsschule zu Nürnberg, glaubte um so mehr einen Vorwand zur Gratulation zu haben, als er in Augsburg ein Mitschüler des Kaisers gewesen war. (März 1856.) — Heute ist Hopf in Nürnberg einer der eifrigsten Anhänger des preußisch-deutschen Kaiserreichs, hält patriotische Vorträge und ragt dort hervor als National-Liberaler. *)

Curt von Kretschner zu Dresden wedelte den französischen Kaiser, indem er sich über die Geburt eines kaiserlichen Kronprinzen überselig zeigte, am 20. März 1856 an.

Am nämlichen Tage gratulirte auch ein Frauenzimmer, Luzie Kuby, in Neustadt. Wir erfahren nicht, welches Neustadt gemeint ist. Es gibt Städte dieses Namens an der Aisch, an der Dosse, an der Haardt, an der Heide, an der Orla, an der Saale, an der Waldnaab, am Rennsteig, am Rübenberge, bei Stolpen, in der Rosenau unter dem Kulm, unterm Hohenstein, eine Herrschaft Neustadt in Baiern, ein Neustadt in Böhmen, eins im preuß. Regierungsbezirke Köln, eins im preuß. Regierungsbezirke Erfurt, eins in Holstein, eins in Mecklenburg-Schwerin, eins in Niederösterreich, eins in Oberhessen, eins in der Provinz Preußen, eins in der Rheinpfalz, eins im badischen Seekreis, endlich eins in Schlesien (polnisch Prudnik).

Eine Lulu-Gratulation aus dem Jahre 1856 liegt uns vor von einem Lehrer, welcher H. Jos. Lievre heißt und folglich, nach dem Namen zu schließen, ein Franzose ist. Der deutsche Name für das französische Wort Lievre ist Hase. Wir machen hierauf aufmerksam, weil im französischen Original Leute aus Amerika, aus England u. s. w. mit aufgeführt sind, weil sie deutsche Namen haben.

Im Juni 1856 gratulirte Johann Scheufele, ein alter badischer Unteroffizier, mit dem Hinzufügen, daß ihn sein Landesherr mit der Militär-Medaille und der Großherzog von Hessen mit dem Kreuze des Verdienst-Ordens ausgezeichnet habe. Er ließ somit sehen, wo ihn der Schuh drückte. Vielleicht hätte sich sein Lulu-Enthusiasmus, wenn er nicht mit der Ehrenlegion belohnt wurde, mit dem Mérite militaire oder mit der Médaille militaire begnügt.

Der Freiherr Napoleon Max Seefried von Buttenheim gratulirte aus ähnlichem Grunde; denn er bat in seinem Beglückwünschungsschreiben vom 26. März 1856 um das Kreuz der Ehren-

*) In Nr. 728 ist als Geburtstagsgratulant irrthümlich auch ein Engländer, Namens Hunter, wohnhaft in Lerwick, unter den deutschen Bettlern aufgeführt. Hunter heißt auf Deutsch Jäger.

legion. Max von Buttenheim, geboren am 28. August 1804, war bairischer Kämmerer und Major im sechsten Chevaux=legers=Regimente, vac. Herzog von Leuchtenburg, zu Bamberg. Das Geschlecht Seefried von Buttenheim hat seinen Wappenbrief im Jahre 1546 empfangen und sein Adel ist bestätigt am 12. August 1723. In den Freiherrenstand wurde es den 17. Juli 1790 versetzt.

Der Dresdener Maler Karl Christ. Sparmann, der dem Kaiser Zeichnen=Unterricht in Arenenberg ertheilt hatte, präsentirte Wünsche und Glückwünsche den 29. März 1856, worauf er am 4. Oktober des nämlichen Jahres seine Gemälde zum Kauf anbot. Weiterhin schrieb er im April 1858: daß die Wohlthaten des Kaisers ihn dazu veranlaßten, sich nochmals an denselben in seiner Noth zu wenden, daß mit jedem neuen Tage sich seine schwierige Lage verschlimmerte, weil er seine Werke nicht hätte loswerden können; wenn er aber hierin das Schicksal der ausgezeichnetsten Künstler theilte, wäre doch seine Lage besonders dadurch peinlich gemacht, weil er nicht im Stande wäre, für die Erziehung seiner Kinder zu sorgen. Aus diesen Gründen bat er seine Majestät, ihn nicht im Stiche zu lassen, sondern ihm in Paris eine Anstellung zu geben. Hierauf erhielt er eine Unterstützung im Betrage von 500 Franken. Nachdem er sein Klagelied und seine Bettelei den 7. November 1859 wiederholt hatte, wurde ihm den 16. Dezember des letztgenannten Jahres eine Pension, bestehend in 1200 Franken, bewilligt.

Der Baron von Spilcker=Schaulenburg betrachtet (im März 1856) die Geburt des kaiserlichen Prinzen nicht bloß

„als die sicherste Bürgschaft für den ununterbrochenen Fortbestand „der napoleonischen Dynastie und als eine Gewähr für das Glück „Frankreichs, welches ihm sehr am Herzen liegt, wenngleich er selber „kein Franzose ist,"

sondern er hält sie auch für eine recht passende Gelegenheit, um in die Hände des Kabinets=Chefs ein Bittgesuch an den Kaiser zu legen, wobei er vertraut auf jene

„allerliebste Zuvorkommenheit, die eine natürliche Tugend des Fran„zosen ist, womit derselbe ebenso viel Herzen erobert, als er Lorbeeren „auf dem Schlachtfelde gewinnt." —

In dem Schreiben an den Kaiser setzt der Baron von Spilcker-Schaulenburg auseinander, daß er (der Baron) aus einer der vornehmsten Familien Hannovers stammt und daß er,

„hingerissen vom unsterblichen Ruhme des größten Mannes aller „Jahrhunderte, welchen er 1808 in seiner ganzen Größe erblickte," in den französischen Heeren unter dem ersten Kaiserreiche diente, daß er wegen seiner Anhänglichkeit an Frankreich sein Vaterland verlassen mußte, und daß der Verlust seines Vermögens sein Unglück vollständig machte. Er fährt dann fort:

„In einem trüben Augenblicke richtete meine Gemahlin, welche die Mutter eines elfjährigen Sohnes ist, an ihre Majestät die Kaiserin eine Denkschrift. Jedoch sind seitdem viele Monate verflossen, und wir sind immer noch in der vollständigsten Unkenntniß bezüglich des Resultates. Plötzlich frischt die wichtige Pariser Neuigkeit unsern Muth wieder auf, und die Wirkung hiervon, Sire, ist gegenwärtige allerehrfurchtsvollste Denkschrift, welcher es vielleicht gelingt, Ihre Milde auf eine Familie aus vornehmem Stande zu lenken, welche dieselbe anfleht in einem Augenblicke, wo alle ihre Hülfsquellen versiecht sind und wo sie mit ihrem Sohne umkommen muß. Verschmähen Sie nicht, Sire, uns eine Erleichterung zu gewähren, und wollen Sie uns demnach die Mittel geben, mit denen wir uns einen kleinen Hausrath anschaffen können, um ein Zimmer auszumöbliren und uns eine Heimstätte zu bereiten. Wir armen Miether sind die Sklaven der Launen einer Hauswirthin, welche möblirte Zimmer ausmiethet..."

Den 1. September 1862 wohnte der Baron von Spilcker-Schaulenburg zu Paris in den Elysäischen Feldern. Er schrieb dann an den Kaiser, um ihm

„ohne irgend eine gewinnsüchtige Absicht"

ein Kleinod, in dessen Besitz er soeben gelangt ist, anzubieten: ein Medaillon, aus den Haaren der Königin Hortense angefertigt und von ihr der Fürstin Borghese geschenkt.

Aus Dierdorf, einer preußischen Amtsstadt, die bis 1815 dem fürstlichen Hause Wied angehört hat, traf beim Kaiser eine Beglückwünschung gelegentlich der Lulu-Geburt den 20. März 1856 ein. Der Gratulant hieß Stadler.

Der schon oben unter den Lulu-Dichtern erwähnte A. Steynes wiederholte seine Beglückwünschung am 16. März 1858 und zwar, wie es scheint, in Prosa.

Troske zu Paderborn genügte dem Drange seines Herzens den 24. März 1856. Den Wortlaut seiner Gratulation kennen wir nicht.

Gottlieb Thäter zu Aschach in Baiern, ein früherer Mitschüler des Kaisers, gratulirte den 20. Mai 1856.

Der Kavallerie-Lieutenant Gustav von Wardenburg aus Oldenburg benutzt die Lulu-Gratulation, um daran zu erinnern, daß er nebst seiner Frau im vergangenen Winter die Ehre gehabt hat, ihren kaiserlichen Majestäten vorgestellt zu werden. (März 1856.)

Adolph Widemann aus Marburg, ein alter Mitschüler des Kaisers, übersandte Wünsche und Glückwünsche am 17. April 1856. Derselbe hatte den Kaiser in den Jahren 1853 und 1854 dreimal angebettelt: das eine Mal um ein Amt, die beiden andern Male um klingende Münze. (Wir wissen nicht, ob Marburg an der Lahn oder Marburg in Steiermark sein Wohnort war.)

Ein gewisser Wolf (Gustav?) zu Schweidnitz gratulirte dem Kaiser den 29. März 1856.

Die Oberstin Cäcilie von Wunsch zu Neiße erinnerte den Kaiser, indem sie ihm zur Geburt Lulus gratulirte, daran, daß sie vor drei Jahren (den 9. März 1853) ihm ihre „äußerst traurige Biographie" zugestellt und die Bitte um 300 Franken vorgelegt hatte. Sie erneuert jetzt ihre Bitte und beruft sich dabei auf ihre Großtante, welche im Dienste von Madame Josephine Napoleon gestanden habe. (15. April 1856.)

Endlich kamen noch zwei Massen-Gratulationen an. Die eine, ausgehend von 37 alten würtembergischen Soldaten, die unter dem ersten Kaiserreiche gedient hatten, war vom 25. März 1856 datirt. — Die zweite, ebenfalls von alten Soldaten des ersten Kaiserreichs herrührend, kam von Ahrweiler im preußischen Regierungsbezirke Koblenz. Sie trug die Unterschrift von 28 Mitgliedern des dortigen Militär-Vereins, datirte aus dem Juni 1856 und wurde durch einen gewissen Joseph Gies übersandt.

Die erheuchelte Freude über die Geburt Lulu's äußerte sich nicht bloß in Gedichten und ungereimten Gratulationen, sondern gab sich auch in Geschenken und in Anerbietungen, zur Erziehung desselben beizutragen, kund. Wahrscheinlich hofften die frohen Geber, daß ihnen der Werth der Geschenke durch Gunsterweisungen des Kaisers aufgewogen und daß auf diese Weise von ihnen ein gutes Geschäft gemacht werden würde.

Den Uebergang von den Gratulanten zu dieser Klasse bildet der badische Apotheker Strelin, als dessen Wohnsitz Sindolsheim angegeben ist. Derselbe schrieb an den Kaiser unterm 23. März 1856:

„Der allmächtige Gott segne und schütze eure Majestät, sowie Ihre ganze erlauchte Familie jetzt und immerdar und er möge sie blühen

lassen bis in ihre fernsten Zweige zu seinem eignen Ruhme, wie zum Glück und Wohlergehen der Welt."

Hierauf gratulirte Strelin zur Geburt Lulu's und übersandte als alter Praktikus Rathschläge über die Behandlung des kleinen Prinzen, die er unter dem Titel zusammenfaßte: „Goldene Regeln für die Behandlung der neugeborenen Kinder." — Ihm wurde hierfür gedankt.

Luzie Biek aus Eckerberg (?) in Preußen offerirte am 26. März 1856 ein Halsband für den kleinen Kronprinzen.*)

Der Pfaffe P. Lacher, als dessen Wohnsitz Garrisberg (?) angeführt ist, überschickte unterm 4. Mai 1856 für Lulu eine Bibel.

Ein gewisser Milde zu Landshut im preußischen Regierungsbezirke Liegnitz bat am 10. März 1857 um die Ermächtigung, dem Kronprinzen von Frankreich eine Widmung machen zu dürfen.

Ch. M. Pfeil zu Bernstadt bei Oels im preußischen Regierungsbezirke Breslau huldigte am 15. Februar 1860 dem vierjährigen Kronprinzen mit einer Stickerei.

Der Schuster Schmidt zu Leipzig übersandte unterm 13. Juni des nämlichen Jahres ein Paar Stiefeln, die er für Lulu angefertigt, respektive zum Geschenk bestimmt hatte.

Der Großhändler Anton Bachmaier zu Passau schickte unterm 6. Dezember 1861 zwei Lloyd-Aktien im Werthe von 2500 Franken ein, indem er bat, dieselben zu einem Legate zu Ehren des Kronprinzen zu verwenden. Als Motiv dieser beabsichtigten Stiftung bezeichnete er das Interesse, das er an der napoleonischen Dynastie nähme. Die Aktien wurden ihm nebst abschlägiger Antwort am 23. Dezember desselben Jahres zurückgeschickt. Mit ihm zusammen suchte am 27. Mai 1865 der bei ihm angestellte Professor Wilhelm Stephanus Kapital aus dieser beabsichtigt gewesenen Stiftung zu schlagen, indem er für Anton Bachmaier, der durch die Politik des Grafen Bismarck ruinirt worden sei, eine Anstellung in Frankreich begehrte. Indeß wurde das Gesuch abgeschlagen, gleichwie auch der von Bachmaier und Stephanus eingereichte Plan bezüglich der Einführung einer sogenannten Pasigraphie, auf den wir zurückkommen werden, keine Gnade fand.

Der Komponist R. T. Mißler aus Weimar, geschmückt mit dem

---

*) Vielleicht ist die Kreisstadt Eckartsberge im Regierungsbezirke Merseburg zu verstehen.

weimarischen Zivil-Verdienstorden *), suchte dem Kronprinzen, als derselbe achthalb Jahre alt war, das Komponiren spielend beizubringen. Indem er um die Erlaubniß nachsuchte, seine Abhandlung über musikalische Komposition dem Kaiser zustellen zu dürfen, schrieb er den 28. Dezember 1863:

„Was sonst ganz unnahbar schien, wird nach unserer Abhandlung ein Kinderspiel. Diese Abhandlung bringen wir seiner Hoheit dem kaiserlichen Prinzen dar; mögen Majestät geruhen, dieselbe günstig aufzunehmen. Wenn eure Majestät mich einer Probe unterwerfen wollen, wird seine Hoheit der kaiserliche Prinz binnen wenigen Stunden ganz in den gewünschten Regeln einen Walzer, eine Polka oder jedes andere musikalische Stück komponiren.“

Der Kaiser wollte seinen Prinzen doch wohl lieber zu einem Kriegshelden, als zu einem Musikanten heranbilden lassen und ertheilte Mißler eine abschlägige Antwort. Vielleicht hegte er auch Mißtrauen gegen eine Kompositionskunst, die zum Kinderspiel geworden wäre. Indeß schrieb Mißler noch mehrmals an ihn. Ermuthigt durch die Aufnahme, welche der Kaiser mehreren Kompositionen Mißler's hatte zu Theil werden lassen, bat dieser, daß seine kaiserliche Majestät doch auf eine gewisse Anzahl Exemplare seiner Abhandlung, deren Widmung Rossini angenommen habe, subskribiren möge (2. Oktober 1864). — Sein desfallsiges Gesuch wurde dem Direktorium der schönen Künste übergeben.

Mathilde Clodius, geborene Arnz, zu Paris, erbietet sich im Juni 1864, den kaiserlichen Prinzen im Deutschen oder auch in der Musik zu unterrichten.

Der Ritter Karl Johann Braun zu Wien, Redakteur des Haus- und Familienbuchs, würde sich, wie er am 12. August 1864 schrieb, sehr glücklich geschätzt haben, hätte man ihn für würdig befunden, den kaiserlichen Prinzen das Deutsche zu lehren und denselben in die deutsche Literatur einzuführen.

Schon im Dezember des vorhergehenden Jahres hatte sich V. Lütgen, ein Preuße, der im Hause der Prinzessin Clotilde Napoleon deutschen Unterricht ertheilte, erboten, auch dem Prinzen deutschen Unterricht zu geben. Obschon vom Baron d'Arlincourt empfohlen und mit einer artistischen

*) Der weimarische Hausorden der Wachsamkeit oder vom weißen Falken ist vom Herzog Ernst August 1732 gegründet und vom Großherzog Karl August 1815 erneuert worden. Unter dem Zivil-Verdienst-Orden ist vielleicht eine andere, für geringer erachtete barbarische Auszeichnung zu verstehen.

Medaille des „heiligen Vaters“ gekennzeichnet, wurde Lützen doch unter dem Vorwande abgewiesen, daß Lulu noch zu jung sei.

Den 12. September 1866 übersandte Dr. A. Pelicke, Rektor in Hechingen, für Lulu seine „Französische Grammatik ohne Worte“ (Grammaire française sans paroles). Er schrieb dem Kaiser:

„Sire! Geruhen Sie, das Buch, welches eurer Majestät ich zu offeriren die Ehre habe, als eine der elegantesten Sprache der Welt, dem großen Volke, welches sie spricht, und dem großen Kaiser desselben dargebrachte Huldigung zu betrachten. Ich wage zu hoffen, daß eure Majestät die in diesem Buche angewandte rein heuristische Methode*), welche die Mutter der Logik ist, wohlwollend beurtheilen werden. Ich würde sehr glücklich sein, wenn ich hoffen könnte, dieses Buch in den Händen des künftigen Herrschers von Frankreich, des kaiserlichen Prinzen, zu sehen.“

Emanuel Schönfelder, Musiklehrer zu Bromberg in Preußen, hatte 1864 einen vierhändigen Triumphmarsch komponirt, dessen Melodie nur aus fünf verschiedenen Noten bestand, so daß selbst ein Anfänger mit leichter Mühe den ersten Theil spielen konnte. Schönfelder überschickte seinen Marsch dem Kaiser für den Prinzen, indem er um die Erlaubniß bat, letzterem denselben widmen zu dürfen. — Der Marsch wurde angenommen, aber die Widmung verweigert.

Franz Christian, Direktor einer öffentlichen Schule zu Zlabings in Mähren, wünscht dem kaiserlichen Prinzen eine genealogische, chronologische und statistische Karte Oesterreichs zu widmen, erhält aber nicht die Erlaubniß hierzu, weil er nicht rechtzeitig Nachricht gegeben hat. (November 1867.) — Trotzdem schickt er seine Karte von Neuem, indem er den Wunsch ausspricht, einige Zeilen von der Hand seiner Hoheit des kaiserlichen Prinzen zu erhalten, da selbige für seine Familie ein kostbares Denkmal sein würden (Oktober 1868).

Gustav Adolph Busch, Agent der Fabrik-Firma Jordan und Timäus zu Dresden, bat am 2. Mai 1869 um die Ermächtigung, zu dem hundertjährigen Jubiläum Napoleon's I. dem Kronprinzen ein mit dem elfenbeinernen Bildniß des ersten Kaisers verziertes, in Silberdraht eingefaßtes Notizbuch, auf welchem die Namen Austerlitz, Jena, Wagram u. s. w. zu lesen wären, offeriren zu dürfen.

---

*) Die heuristische Methode ist diejenige, vermittelst welcher der Schüler Alles selbst finden muß, ohne daß ihm die Regeln der Sprache vorgeschrieben werden.

Wir haben jetzt eine recht hübsche Reihe von Lulu-Verehrern. Indeß ist die Zahl der Letzteren damit noch keineswegs erschöpft. Wir tragen noch folgende Namen nach.

Gustav Schultz, Hofkalligraph des Prinzen Friedrich von Preußen, ein mit der „goldenen Medaille des Ordens Alberts des Bären" versehener Mann, huldigte schon am 12. April 1856 dem französischen Kaiser, indem er ihm ein selbstgefertigtes kalligraphisches Tableau übersandte, wie er sagte: „bei Gelegenheit der in ganz Europa so gefeierten Geburt des kaiserlichen Prinzen und des unter den Auspizien seiner Majestät des Kaisers hergestellten Friedens." – Schultz bezeichnete sein Geschenk als „eine Arbeit, welche ein Zeugniß für seine aufrichtige und lautere Verehrung des napoleonischen Hauses" ablegen sollte.*)

Friedrich Wilhelm Daniel Buhse, kurhessischer Titular-Rath (conseiller honoraire), bot im Mai 1867 dem französischen Kaiser seine „Internationale deutsche Grammatik für das Französische, Englische, Italienische und Spanische" (Grammaire internationale allemande pour le français, l'anglais, l'italien et l'espagnol) zum Gebrauch für den französischen Kronprinzen an. Auch empfahl er zur Wiederherstellung der Gesundheit „seiner Hoheit" (das heißt Lulu's) ein Heilmittel. Buhse stand mit dem Kaiser schon vor der Annexion des kurhessischen Staates in Beziehung.

Der Nürnberger Kaufmann Georg Döderlein organisirte 1863 einen Vergnügungszug von Nürnberg nach Paris und ersuchte

---

*) Im französischen Original ist eine Frau, Namens Amalie Altmann aus Ofen, angeführt. Selbige bot dem Kaiser aus Geldverlegenheit eine vom alten Napoleon herrührende Uhr für den kaiserlichen Prinzen zum Kauf an. Dabei ist im französischen Original die Bemerkung gemacht: „Die Zahl der in dieser Sammlung vorkommenden österreichischen Deutschen ist gering und unter Dem, was sie hätte sein können. Wir haben die Aufmerksamkeit des Lesers vorzüglich auf die Leute aus dem Nordbunde lenken zu müssen geglaubt." — Wir entgegnen hierauf, daß Amalie Altmann überhaupt nicht in die vorliegende Sammlung gehört; denn sie ist zu Ofen, der Hauptstadt Ungarns, wohnhaft. Ungarn gehört nicht zu Deutschland. Der deutsche Name der Frau Altmann entscheidet Nichts; denn in Oesterreich haben manchmal gerade die Feinde der Deutschen deutsche Familiennamen. Wir erinnern an den Deutschenfeind Rieger in Prag, den Führer der Czechen. Auch geht aus der Entstehungsgeschichte der bürgerlichen Familiennamen hervor, daß letztere nur in manchen Fällen die Nationalität anzeigen. Der Ursprung der deutschen Familiennamen datirt, von der Gegenwart aus gerechnet, vier bis fünf Jahrhunderte zurück in die Vergangenheit und hatte seinen Hauptgrund nicht in der nationalen Abstammung, sondern in der Entwickelung des bürgerlichen Eigenthums.

für die Passagiere und für sich selber den Kaiser um Dispensation vom Paßzwang, sowie vom Durchsuchen des Gepäcks an der Gränze u. s. w. — In dem Schreiben vom 15. September des genannten Jahres, in welchem Döderlein dafür dankt, daß der Kaiser ihm diese Bitte gewährt hat, fügt er in Bezug auf den kaiserlichen Prinzen Folgendes hinzu:

„Sire! Wollen Sie mir als letzte Gunst erlauben, bei meiner Ankunft in Paris einige von unsern berühmten Lebkuchen seiner Hoheit dem kaiserlichen Kronprinzen anbieten zu dürfen. In der Erwartung, Sire, daß Sie mich durch die Gewährung dieser letzten Bitte zum glücklichsten Sterblichen machen, habe ich die Ehre zu sein rc.“

Fritz Knoblauch, ein zu Paris etablirter Zinngießer, benachrichtigt den Kaiser im März 1862, daß er sich vorgenommen habe, dem kaiserlichen Prinzen zu dessen Geburtstage eine Schachtel voll Bleisoldaten, nämlich 36 Kürassire der Garde, zu liefern. Er bat daher um einen derartigen Auftrag. — Hierauf theilte er dem Kaiser mit, er sei aus Mangel an Arbeit und aus Mangel an Freunden verhindert gewesen, seine Absicht bezüglich des Geburtstagsgeschenks ganz zur Ausführung zu bringen. Er übersandte (im April) zwei Kavalier-Modelle und schilderte seine traurige Lage. — Im April des folgenden Jahres schrieb er an den Kaiser, daß er ihn schon fünf und dreißig Jahre kenne. Er befürchtete, daß er entweder vergessen werde, oder daß ihm Jemand bei seiner Majestät zu schaden suche. Er erzählte, er hätte neulich am Geburtstage des kaiserlichen Prinzen einen Transparenten gemacht gehabt; indeß habe ihm der Polizei-Kommissär die Ermächtigung verweigert, denselben anzubringen. Er hofft nun, daß seine Zeit und seine Mühe nicht verloren sein möge. — Ihm werden in Folge seiner Bettelei mehrere Unterstützungen bewilligt.

Heinrich Stark zu Berge bei Forst in Preußen*) schickte im Januar 1868 für den kaiserlichen Prinzen einen Stuhl, den er ohne Auftrag angefertigt und zum Geschenk bestimmt hatte. Er bemerkte dabei, daß seine Mittel nicht, wie er wohl gewünscht hätte, ihm erlaubten, zum Geburtstage des Prinzen nach Paris zu kommen und den Stuhl zu überbringen. — Der Spender dieses Geburtstagsgeschenks scheint die närrische Hoffnung gehegt zu haben, daß er vom Kaiser Geld

*) Forst in der Niederlausitz ist gemeint. Berge ist ein großes Dorf, welches fast mit Forst zusammenhängt und von ihm gleichsam eine Vorstadt bildet. Zwischen Forst und Berge fließt die hier überbrückte Neiße durch.

angewiesen erhalten werde, um zum Geburtstage des Prinzen nach Paris zu reisen und sich dort am kaiserlichen Hofe unverdiente Wichtigkeit beizulegen. Daher übersandte er sein Geburtstagsgeschenk schon im Januar. Indeß suchte der französische Kaiser in der Regel sich derartige Kunden vom Leibe zu halten, indem er auf alle Anerbietungen, nach Paris zu kommen, antworten ließ, man solle ja nicht kommen; denn die Reisekosten würden von ihm nicht vergütet werden.*)

Peter Joseph Preisle aus Weil oder Weilerstadt in Würtemberg**) übersandte dem Kaiser ein kleines deutsches Gedicht eignen Fabrikats zur Konfirmation Lulu's. (16. April 1868.)

Man ersieht hieraus, daß die Hundewedelei nach jeder Gelegenheit schnappte, um einen Bissen Futter hingeworfen zu bekommen.

Dr. Johannes Gistel, der als zu Freising in Baiern lebender Naturforscher aufgeführt ist, und sein Weib Anna Gistel sind regelrechte kaiserliche Schnurranten. Empfohlen vom Herzoge Tascher de la Pagerie, haben sie in den Jahren 1863 und 1864 mehrere Bettelbriefe geschrieben und in Folge ihrer Bettelei Unterstützungen empfangen. Bald war der Naturforscher krank, bald sollte er ausgepfändet werden. Der kaiserliche Prinz wurde zum Vorwande der Bettelei in folgendem, vom 30. April 1864 datirten Gistelschen Schnurranten-Schreiben genommen:

---

*) Im französischen Original ist ein galizischer Jude, ein gewisser Abraham Isaak Menkes, welcher ein zu Lemberg wohnhafter Druckereibesitzer war, angeführt. Selbiger machte besonders Geschäfte mit Bibeln. Unter andern besaß er eine vierbändige, zu Amsterdam 1723 gedruckte hebräische Bibel, die in russisches Juchten gebunden und so ungeheuer groß war, daß sie 100 Kilos (zwei Zentner) wog. Er scheint nun fast in seinem Geschäftseifer den kaiserlichen Prinzen für einen jungen Hebräer gehalten zu haben, denn er schlug vor, daß der Prinz das „wunderbare Werk“ kaufen solle. Menkes erklärte bei diesem beabsichtigten Schacher, mit demjenigen Preise, welchen man ihm bieten würde, zufrieden sein zu wollen. Er dachte jedenfalls, daß ein kaiserlicher Prinz sich doch nicht lumpen lassen könnte. Schon rieb er sich vergnügt über das brillante Geschäftchen die Hände. Allein — — o weih geschrien! — — er erhielt eine abschlägige Antwort. — Menkes gehört nicht in unsere Sammlung, weil Galizien, in dessen Hauptstadt er wohnt, nicht zu Deutschland gehört, und weil er der Abstammung nach kein Deutscher, sondern zum auserwählten Volke Gottes zu rechnen ist.

**) Im Originale steht die Form Weil-der-Stadt. Der Name der bei Eßlingen liegenden früheren Reichsstadt Weil wird von Villa hergeleitet, weil sie ursprünglich eine römische villa gewesen sein soll. Jetzt befindet sich dort ein Landesgestüt.

„Sire! Seit vier Jahren übersetzte ich meine Werke: 1) Naturgeschichte des Thierreiches; 2) Geographie und Statistik des Königreichs Baiern; — für die Bibliothek seiner kaiserlichen Hoheit, Ihres Sohnes. Eure Majestät sind Philanthrop, sind der Wohlthäter der Menschheit, der Mäcenas der Gelehrten und der Schutzengel der Wissenschaften. Aus diesen Gründen also erwarte ich von eurer Majestät Unterstützung. Wer könnte sich mit Ihnen an Edelmuth und Großherzigkeit vergleichen?! Die Unterstützung, welche ich im Namen der Humanität von eurer Majestät zu erbitten wage, ist nur eine augenblickliche Aushülfe von 200 Franken, der Preis für die bezeichneten Bücher, um mich aus der alltäglichen Misere, in welche ich gerathen bin, zu befreien, und mich vor Schulden, welche ehrenrührig sind, zu bewahren. Ich bitte daher allerunterthänigst eure Majestät, mir die besagte Aushülfe zu bewilligen; selbige wird für die Erziehung und den Unterhalt meiner Kinder genügen." — Am folgenden 30. Juni stattet Dr. Gistel für die 200 Franken, die ihm durch die Gesandtschaft ausgezahlt worden sind, seinen Dank ab.

Indem Dr. Hegewald, Professor zu Karlsruhe, dem französischen Kronprinzen ein Geschenk macht, spielt er in dem an den Kaiser gerichteten Begleitschreiben nichtsdestoweniger den Patrioten. Er schreibt nämlich unterm 9. Mai 1866, daß die Rede, welche seine Majestät zu Auxerre gehalten haben, an den Ufern des Rheins Annexions-Befürchtungen rege gemacht hat, bezüglich deren er (Hegewald) und seine Mitpatrioten beruhigt zu werden wünschen, weil die Rheinprovinzen deutsch sind und deutsch bleiben wollen. Dieser patriotischen, für den französischen Landesvater bestimmten Auslassung fügt Hegewald für das Kind Frankreichs ein Geschenk hinzu, welches in seinem Buche: „Ausgewählte Stücke" (Morceaux choisis) besteht.

Von der wegen ihrer Wasserheilanstalten berühmten Stadt Baden der alten Civitas Aurelia Aquensis, welche vom römischen Kaiser Hadrian gegründet sein soll, führt die liebliche Lichtenthaler Allee, in der 1861 Oskar Becker ein Attentat auf den König von Preußen machte, nach dem 1275 gestifteten Zisterzienser-Kloster Lichtenthal, dem an eine steile Bergwand gelehnten „deutschen Clairvaux". Hier wohnte ein alter abergläubischer Kavallerie-Offizier, Namens Wilhelm Fischer, der den kranken französischen Kaiser mit einer wunderthätigen Reliquie heilen zu können glaubte. Im Juli 1867 huldigte derselbe dem französischen Kronprinzen mit seinem „Handbuche für den Pferde-

markt", das als ein in Zwiegesprächen arrangirtes „dramolet" bezeichnet wird. Eine Kabinetnote sagt über dieses Buch:

„Der Verfasser ist auf den Gedanken gekommen, eine Schule für Pferdekäufer in dramatischer Form zu schreiben. Sein Dramchen, welches keinen literarischen Werth hat, enthält in technischer Beziehung nur abgedroschene Redensarten. Dasselbe ist ohne Zweifel die Frucht der Muße eines alten Kavallerie-Lieutenants, der in seiner Zurückgezogenheit Nichts zu thun hat und nicht weiß, wie er sich nützlich beschäftigen soll... Er scheint uneigennützig zu sein; wenigstens fordert er Nichts ausdrücklich." —

Wilhelm Fischer scheint indeß von seinem Handbuche eine viel bessere Meinung gehabt zu haben, als der Verfasser der soeben zitirten Kabinet-Note. Im folgenden Dezember äußerte er den Wunsch, sein Handbuch zu Gunsten der in den letzten italienischen Kämpfen verwundeten französischen und päpstlichen Soldaten drucken und verkaufen zu lassen, und bat um die Ermächtigung, eine Widmung an seine Hoheit (Lulu) an die Spitze des Buches setzen zu dürfen. „Mit Bedauern" wurde ihm ein abschlägiger Bescheid ertheilt. In der Folge verlegte er sich auf die Erfindung von Mordwaffen und suchte dann von Neuem mit dem französischen Kaiser Geschäfte zu machen.

Ernst Wähnert, ein zu Nürnberg wohnhafter Maler, huldigte unterm 1. Dezember 1868 dem kaiserlichen Prinzen mit einem Jagd-Album in Papierausschnitten. Als ihm das Album nicht zurückgeschickt, auch ihm eine Antwort nicht ertheilt worden war, schrieb er den 1. Januar 1869, man möge das Album behalten, ihm aber vierundzwanzig Franken (6 Thaler 20 Groschen) Honorar dafür bezahlen.

Georg Wacker zu Huchenfeld bei der badischen Fabrikstadt Pforzheim überschickte im April 1865 für Lulu eine goldene Vorstecknadel und einen goldenen Ring. In dem Begleitschreiben sagte er:

„Eure kaiserliche Majestät!... Schon als kleiner Knabe war ich mit einer besondern Ehrfurcht für ein hohes Haus, für eine mächtige Fürstenfamilie, die mit derjenigen meiner Heimath verwandt ist, erfüllt. Diese innige Zuneigung und diese Verehrung haben nicht aufgehört neue Nahrung zu empfangen und stärkere Wurzeln zu schlagen, als ich die edle Handlungsweise eurer kaiserlichen Majestät und deren Liebe für das Volk und für das Wohl der Arbeiter sah...." — Georg Wacker bittet daher, daß der kaiserliche Prinz ein kleines Geschenk annehmen möge, bestehend in einer goldenen Vorstecknadel und einem goldenen Ring: „beide" — sagte er — „von mir selbst verfertigt in

Anbetracht dieser hohen Bestimmung." – Der Kaiser erblickte hierin eine Bettelei oder doch den Versuch, ein Geschäft zu machen, welches der Bettelei ähnlich war, wenn es sich auch unter der Hülle des partikularistischen Patriotismus und sentimentaler Fürstenverehrung verbarg. Unser lieber Georg Wacker erhielt daher einen Korb und konnte nun über die Narrheit seiner angeblichen Liebe und Verehrung nachdenken. Er scheint kein bloßer Arbeiter gewesen zu sein, weil er ausdrücklich besagt, er habe nur wegen der hohen Bestimmung, die der Ring und die Vorstecknadel hätten, diese Gegenstände selbst verfertigt: was voraussetzen läßt, daß er sonst dergleichen Sachen durch andere Leute, durch eigentliche Lohnarbeiter, anfertigen ließ. Wir glauben daher die Vermuthung aussprechen zu dürfen, daß er ein nicht sehr vermögender Goldschmied war, der ein gutes Geschäft machen und zugleich den Titel: Hofgoldschmied des französischen Kaisers, erwerben wollte. Der Bettelleute waren zu viele, als daß Louis Bonaparte, der vor Allen die französischen Glücksritter und Saugpilze versorgen mußte, sie sämmtlich hätte befriedigen können. Im Uebrigen mochte er von Deutschland, wie Jugurtha seiner Zeit von Rom, denken: man könnte es kaufen, wenn man nur genug Geld hätte.

Johann Hoff in Berlin*), der allbekannte unermüdliche Anpreiser des Malzextrakts, machte auch Geschäfte mit dem französischen Kaiser. Als Arzt werden wir ihn jedoch erst weiter unten behandeln. Hier kommt er nur als Lulu-Verehrer und als Ritter hoher Orden in Betracht. Unterm 14. März 1870 schreibt dieser strenggläubige Jude an den französischen Kaiser, indem er seine Titel und Auszeichnungen aufzählt. Hoff stylisirt sich:

> „Rath der königlich preußischen Kommission; — — — Ritter des „Kronenordens; — — — dekorirt mit der goldenen Medaille der „österreichischen Krone; — — — dekorirt mit der Hohenzollern-„schen Verdienst-Medaille, sowie mit mehreren andern Medaillen „und fürstlichen Diplomen, die er erhalten hat in Frankreich, Eng-„land und Deutschland; — — — Direktor mehrerer Wohlthätigkeits-„Anstalten; — — — Eigenthümer einer großen Anzahl Malz-„fabriken."

Wer hätte, wenn er die vielen Malzextrakt-Reklamen liest, je daran gedacht, daß Hoff auch in Orden Reklame machen kann? Aber Hoff ist nicht gewöhnlicher Spekulant, sondern sein Spekulantenthum hat

*) Im französischen Original steht irrthümlich Hof statt Hoff.

manchmal einen diplomatischen Anstrich. Je mehr Titel er aufzuweisen vermag, desto mehr Aussicht hat er, sein Malzextrakt in den obern Regionen der Gesellschaft abzusetzen. Im vorliegenden Falle beglückwünschte er den Kaiser wegen dessen Politik, als deren ergebenen Parteigänger er sich bekannte. Bekanntlich äußerte sich diese Politik bald darauf als Krieg mit Preußens Herrscherhause. Doch Hoff war dermaßen begeistert von der bonapartistischen Politik, daß er, um seiner Sympathie einen kräftigen Ausdruck zu verleihen, 300 Franken für das Orphelinat des französischen Kronprinzen übersandte. Mit Speck fängt man Mäuse!

Balthasar Zrenner, Schulmeister zu Rohr in Baiern, übersendet unterm 12. März 1863 dem Kaiser und dem Kronprinzen zwei für sie von ihm eigens komponirte Musikstücke, welche zur Feier des kronprinzlichen Geburtstages dienen sollen. Dem Bettelbriefe ist ein Zeugniß des Rohrer Schulzen beigefügt, worin bescheinigt wird, daß der in der Rohrer Gemeinde angestellte Schulmeister die beifolgenden Musikstücke wirklich selbst geschrieben und komponirt hat. Trotzdem wurde die Annahme verweigert. (Ein Dorf, Namens Rohr, liegt auch im meiningischen Gebiete: was wir bemerken, weil im französischen Original die Lage des schulmeisterlichen Wohnorts nicht näher bezeichnet ist.)

Max Jacob, Israelit zu Berlin, telegraphirt dem kaiserlichen Prinzen unterm 16. März 1869, daß er der Sohn eines einfachen Arbeiters, aber, wie er, vor dreizehn Jahren an dem nämlichen Tage geboren und ebenfalls der einzige Sohn seiner Eltern ist. Er gratulirt, indem er sich der Worte des Propheten bedient: „Diesen Tag hat Gott gemacht; darum lasset uns jubeln und frohlocken.“ — Ihm wird — o weih! — kein Geld, sondern nur einfacher Dank geschickt. Was doch der Mensch für Unglück hat!

F. B. Kaula zu Frankfurt a. M. will erfahren haben, daß der Kaiser die Absicht hege, für seinen Kronprinzen einige Millionen in Ländereien außerhalb Frankreichs anzulegen, und erbietet sich darum 1868 ihm in dieser Angelegenheit zu dienen, da er mehrere gute Gelegenheiten an der Hand hat. Zugleich erinnert er daran, daß er in seiner Jugend die Ehre gehabt habe, vom Kaiser gekannt zu sein. — Hierauf wird verfügt, das Schreiben Kaula's zu den Akten zu legen (Classer).

Dr. Wilhelm Diez-Felwinger zu München wünschte im September 1863 dem kaiserlichen Kronprinzen historische Souvenirs,

betreffend Napoleon I., Napoleon II., Napoleon III. und Napoleon IV., zu widmen, wurde aber abschlägig beschieden. Siehe weiter unten.

Der Waffenfabrikant Fischer in Berlin bittet im Mai 1864 um die Erlaubniß, dem kaiserlichen Kronprinzen mit einem preußischen Zündnadelgewehre huldigen zu dürfen, indem er bemerkt, daß das diesem Gewehre zu Grunde liegende System sich nun im Kriege mit Dänemark erprobt hat.

Martin Schmidt, alter Kommissionär zu Kempten in Baiern, nennt sich in einem aus dem Juni 1865 herrührenden Schreiben einen natürlichen Sohn Napoleon's I. und ersucht in seiner Eigenschaft „als Napoleonide und illegitimer Sprößling“ den Kaiser um die Vergünstigung, eine Stunde bei dem Kronprinzen zubringen und das Grab seines (Schmidt's) Vaters besuchen zu dürfen. — Auf dieses Schreiben erhielt er keine Antwort. Er überschickt nun seine Wünsche zum Napoleons-Feste (den 15. August des Jahres 1867). Er strebt, wie er versichert, weder nach Ehren, noch nach Reichthümern; sein einziger Wunsch besteht darin, einmal auf dem Grabe Napoleon's I. zu beten und dem Kaiser mündlich alle Wünsche seines Herzens auszuschütten; wenn er aber keine Audienz erlangen kann, hofft er doch, vor seinem Tode noch das Glück zu haben, seine Majestät sehen zu können, weil sich sein König gegenwärtig darauf vorbereitet, allerhöchstdieselben zu empfangen. Dieses Mal rechnet er bestimmt auf eine Antwort. — Verschiedene Briefe mit Gratulationsschreiben des nämlichen „illegitimen Sprößlings“ Schmidt stammen aus den Jahren 1868—1869.

Wilhelm Kritzinger zu Drohßig im preußischen Regierungsbezirke Merseburg ruft die Generosität des Kaisers beim zehnten Geburtstage des französischen Kronprinzen an.

Manche Deutsche, denen am 16. März 1856 ein Kind geboren worden war, rechneten es sich zur besonderen Ehre an, daß ihre Nachkommenschaft an demselben Tage das Licht der Welt erblickt hatte, wie der französische Kronprinz. War die Geburt des Letzteren auf spezielle Anordnung der Vorsehung geschehen, nicht aber als die natürliche Folge eines gewöhnlichen Aktes zu betrachten, so konnte es ja wohl auch durch wunderbares Eingreifen der „Vorsehung“ geschehen sein, wenn die Geburt eines deutschen Kindes mit der Geburt eines kaiserlichen Prinzen auf den nämlichen Tag fiel. Wenn nun dem französischen Kaiser gemeldet wurde, daß ein Kind in Deutschland an demselben Tag geboren sei, wie sein Pariser Kronprinz, ließ sich erwarten, daß

er einen besonderen Antheil an diesem deutschen Kinde nehmen und dasselbe oder dessen Eltern mit Geschenken bedenken werde.

Unterm 21. März 1856 empfahl sich der Huld des Kaisers aus diesem Grunde L. Redeke zu Diepholz in der hannöver'schen Grafschaft Diepholz, sowie am folgenden Tage G. Rosien in Hamburg. Auch ein gewisser Spier zu Erfurt empfahl sich dem Kaiser den 30. März, wenngleich ihm am 16. März nicht ein Sohn, sondern eine Tochter geboren worden war.

Dasselbe war mit Wolff Lewenstein, einem Posener „Händler", der Fall. Dieser schrieb am 26. März 1856 an den Kaiser, indem er dessen Politik, dessen mächtiges Schwert, welches die Ottomanen geschützt hätte, sowie die künftige Größe Frankreichs pries. Letztere sollte namentlich auf der Geburt des kaiserlichen Prinzen beruhen, welcher zur nämlichen Zeit zur Welt gekommen sei, wie die in der Nacht des 16. März geborene Tochter Lewenstein's. Der Genannte erklärt daher diese Gelegenheit ergriffen zu haben, um an den vielberufenen „Stufen des Thrones" seine Wünsche niederzulegen. Wolff Lewenstein fügte seinem Schreiben ein Geburtszeugniß seines Töchterchens bei. (Aus den Namen Wolff Lewenstein, Rosien und Spier ergibt sich, daß die spekulativen Väter dem jüdischen Stamme angehörten*): was wir hervorheben, weil es sich in dem widerlichen nationalen Gezänk um die Volksabstammung handelt.)

Von Trier schrieb ein gewisser Görenfeld, er habe die „Ehre", daß ihm ein Sohn am nämlichen Tage, am welchem der kaiserliche Prinz das Licht der Welt erblickt habe, geboren worden sei. Andere glückliche Väter sprachen sich etwas deutlicher aus, indem sie den Kaiser geradezu ersuchten, der Pathe ihres Kindes zu werden. Hierher gehören: G. Isler zu Wagenhausen (wo liegend?), Klas in Niederwesel und Sedelmeyer in Ellwangen, der Hauptstadt des würtembergischen Jagstkreises.

Den 13. Januar 1857 fleht Beck aus Wald die Hülfe des Kaisers für seinen (Beck's) Sohn an, weil Letzterer das Taufpathchen des Kaisers ist. Ihm wurden 500 Franken geschenkt, ein Geschenk, für

*) Das französische Original führt einen komischen Fall an. Ein gewisser Strupler empfiehlt sich der Fürsorge des Kaisers, weil ihm ein Söhnchen am 17. März, also einen Tag nach der Geburt Lulu's, geschenkt worden ist. Als Wohnort Strupler's ist Kreuzling genannt. Wahrscheinlich ist hiermit das mit einem Seminar und einer landwirthschaftlichen Schule ausgestattete kleine schweizerische Städtchen Kreuzlingen im Thurgau gemeint und der vorliegende Fall somit nicht auf deutsche Rechnung zu schreiben.

welches er am 28. März pflichtschuldigst dankte. Wahrscheinlich ist Beck ein Schweizer und dürfte folglich nicht in unsere Gallerie gehören. Zwar gibt es einen deutschen Ort des Namens Wald in Hohenzollern-Sigmaringen und einen andern im preußischen Kreise Solingen; allein unterm 18. Juni 1860 schreibt der kleine Pathe Beck an den Kaiser von Basel, einer schweizerischen Stadt, aus, indem er denselben anbettelt. Wir dürfen daher mit Wahrscheinlichkeit annehmen, daß er zu Wald im schweizerischen Kanton Zürich geboren ist.*)

Auf welche Weise der Geburtsschwindel betrieben wurde, davon liefert das Schreiben eines gewissen August Arrenberg aus Berlin ein recht hübsches Beispiel. In diesem vom 5. Mai 1870 datirten Schreiben meldet Arrenberg dem Lulu, daß sie beide im nämlichen Jahre geboren und im nämlichen Monate getauft sind. Darauf benachrichtigt er seinen kaiserlichen Altersgenossen, daß er konfirmirt werden soll (qu'il va faire sa première communion), daß aber seine Eltern zu arm sind, um ihm die nöthigen Festkleider anzuschaffen. Dann fährt er fort:

„Außerdem jedoch habe ich noch einen sehr heißen Wunsch auf dem Herzen, welchen nicht der Eitelkeit zuzuschreiben ich eure kaiserliche Hoheit bitte: ich möchte nämlich gerne eine kleine Uhr besitzen. Hier in unserm protestantischen Norden kann ich nicht auf die Verwirklichung meines Herzenswunsches rechnen und ich wage daher ehrfurchtsvoll meine innige Bitte an eure kaiserliche Hoheit, deren Herzensgüte allbekannt ist, zu richten. Kaiserlicher Prinz, wie will ich mich doch, wenn Sie mein Flehen erhören, enthalten, Sie jemals wieder zu belästigen! Wie will ich zu unserm lieben Vater im Himmel beten, daß er auf eure kaiserliche Hoheit und auf deren erhabene Eltern seinen reichen Segen ausgießen möge!“

Hinter den Eltern des jungen August Arrenberg stak der Geistliche Oskar Scholtz, welcher ihn zu firmeln hatte. Derselbe war Kaplan an der St. Hedwig-Kapelle zu Berlin und hatte die schriftliche Bescheinigung beigelegt, daß August Arrenberg ein „braver Junge“, der Sohn armer Eltern, sei, und er sprach seine unmaßgebliche Ansicht dahin aus, daß dieß genügen werde, „um die wohlthätigen Hände zu öffnen.“ Der französische Kaiser dachte jedoch anders. Er verfügte: „Rien à faire (Es soll Nichts gethan werden).“

*) Das französische Original hat aus der Pathen-Bettelei von Beck senior und Beck junior zwei getrennte Artikel gemacht.

Emil Fleischhauer, ein 1856 bereits fünfundzwanzig Jahre zählender Mechaniker, der zu Tambach bei Gotha wohnte, schrieb am 2. April des genannten Jahres an den Kaiser, um angeblich seine Freude darüber auszudrücken, daß er mit dem kaiserlichen Prinzen den nämlichen Geburtstag habe. Er legte seinem Briefe einen Geburtsschein, respektive Heimathsschein, bei, worin beglaubigt wurde, daß er am 16. März 1831 geboren war. Hätte der Kaiser alle seine Zeitgenossen, die in einem früheren Jahre am 16. März geboren waren oder in einem künftigen Jahre noch an diesem Monatstage zur Welt kamen, beschenken wollen, so hätte er viele Bettelleute abzufinden gehabt. *)

In der Periode der Lulu-Geburt, nämlich in die Jahre 1856 und 1857, fallen noch zahlreiche andere an den Kaiser gerichtete Schreiben, die zwar verschiedenartigen Inhalts, aber doch im Grunde fast durchgängig von demselben Geiste, wie die vorhergehenden, durchweht sind.

Den 21. Februar 1857 bot die „Augsburger Zeitung" Noten über den Prinzen Eugen an. Wir wissen nicht, ob die „Allgemeine Augsburger Zeitung" oder die „Postzeitung" unter der Bezeichnung Gazette d'Augsbourg zu verstehen ist. Die Noten selbst werden als von v. Schluß herrührend (des notes de von Schluss) etwas dunkel bezeichnet. Waren das vielleicht Schlußbemerkungen?

Aus dem Jahre 1856 liegt das Programm der Ehrenbezeigungen vor, welche dem Prinz-Regenten Friedrich Wilhelm Ludwig von Baden bei seinem Besuche in Frankreich in den Städten Calais, Nancy u. s. w. erwiesen wurden. Dasselbe enthält vier Seiten Imperial-Quart (d. h. Quart vom größten Format) und ist unterzeichnet: Der Groß-Zeremonienmeister Cambaceres, den 19. Juni. Genau genommen gehört dieses Programm nicht unter die Tuilerien-Briefe. Der Großherzog Friedrich Wilhelm Ludwig von Baden, geboren den 9. September 1826, ist der Sohn des Großherzogs Karl Leopold Friedrich;

*) Zum Geburtstage Lulu's am 16. März 1870 sandte Hessele von Dresden folgende hübsche telegraphische Depesche:

„Eine vorgerückte Schildwache der französischen Zivilisation richtet an Sie ihre Beglückwünschungen. Es lebe der Kaiser! Es lebe Eugenie!"

Sowohl der Name des Gratulanten, wie auch der Inhalt der Depesche, welche ausdrücklich von einer „vorgerückten Schildwache der französischen Zivilisation" (sentinelle avancée de la civilisation française) spricht, weisen darauf hin, daß wir es hier nicht mit einem Deutschen, sondern mit einem in Dresden wohnenden Franzosen zu thun haben.

er folgte als „Regent" an der Stelle seines Bruders, des Großherzogs Ludwig II., in der Regierung seinem Vater am 24. April 1852 nach und nahm den Titel „Großherzog von Baden" am 5. September 1856 an, also kurz nach der Zeit, um welche es sich hier handelt.

Beckers zu Köln unterbreitete dem Kaiser ein Projekt für landwirthschaftliche Versicherung den 31. Dezember 1857.

Böhmer aus Köln huldigt dem Kaiser mit einem Gedicht vom 25. September 1857.

Carl zu Bruchweiler (in Baiern) theilte ihm ein untrügliches Mittel gegen die Krätze mit (Dezember 1856).

Der Senator Clarus zu Frankfurt am Main schlägt am 28. Juli 1856 vor, das Sparkassenwesen mit Einsammlungen, die jede Woche in den Wohnungen der Unbemittelten vorzunehmen wären, zu verbinden. Nach der Versicherung des genannten Senators sind in Frankfurt mit dieser Einrichtung gute Resultate erzielt worden. — Der General-Direktor des französischen Sparkassenwesens, vom Kaiser über seine Ansicht befragt, beurtheilt den Clarus'schen Vorschlag folgendermaßen:

„Diese Denkschrift des Herrn Clarus enthält beachtenswerthe Ideen und Thatsachen, und es läßt sich darin der Keim zu einer nützlichen Verbesserung im Interesse der armen und arbeitenden Klassen finden; allein der angerathene Fortschritt ist nicht derartig, daß die Regierung einzugreifen hätte, weil diese sich darauf beschränken muß, vermittelst der in der Note entwickelten Maßregeln die Resultate eines Aufrufs an die öffentliche Meinung und an die Beihülfe der gutgesinnten Staatsbürger zu fördern und zu regularisiren. Es ist bedauerlich, daß zur Leitung und Fruchtbarmachung des Sparkassenwesens keine Ober-Kommission wie für die Hülfsvereine und für die Alterversorgungskassen besteht."

Custer zu Ingolstadt in Baiern*) bittet am 13. Mai 1857 um eine nicht namhaft gemachte Suskription.

A. Dallmann zu Greiffenhagen im preußischen Regierungsbezirke Stettin**) sucht am 14. Juli 1856 beim Kaiser um die Ermächtigung nach, ihm ein Werk widmen zu dürfen, und übersendet die Widmung darauf am 1. September.

---

*) Im französischen Originale steht Ingoldstadt.

**) Im französischen Original steht Greifenhagen.

Dregen zu Köstritz, einem wegen seines Bieres und seiner Blumenzucht bekannten Reuß-Schleizer Dorfe, schlägt am 10. März 1857 die Einführung einer neuen Kartoffel vor.

Ch. F. Demuth zu Brünn, welcher der Direktor des Grund- und Boden-Katasters von Mähren ist, setzt im Mai 1857 dem von ihm monseigneur angeredeten Kabinet-Chef auseinander, daß er die bis zum Jahre 1348 zurückreichende „Geschichte der Landtafel Mährens“ geschrieben und sich vorgenommen hat: „an die französische Gesandtschaft zu Wien die unterthänigste Bitte zu richten, daß sie geruhen möge, ihn mit dem großen Glücke zu begünstigen, hoffen zu dürfen, daß dieses Werk in die kaiserliche Bibliothek seiner Majestät Napoleon III. aufgenommen wird.“ Welch' eine Katzbuckelei!

Der Adjutant Ludwig Karl Diehl, der 1823 zu Augsburg geborene Sohn eines alten Offiziers der Kaisergarde und Pathe des Kaisers, bittet von London aus im Dezember 1856 um eine Unterstützung, damit er nach Amerika überfahren kann. Er erhält im folgenden Monate 500 Franken.

Die Baronin von Dietfurt zu Sigmaringen fleht am 29. November 1856 für ihren Mann um eine Anstellung im Schlosse Arenenberg, sah aber ihre Bitte nicht erfüllt, da sie vierzehn Monate später nochmals um eine Anstellung oder auch um eine Pension nachsucht.

Diezelsky, ein zu Wriezen im preußischen Regierungsbezirk Potsdam wohnhafter Mann mit polnischem Namen, kommt um die Erlaubniß ein, in französischen Militärdienst treten zu dürfen. (21. Februar 1857.)

Gottlob Fink zu Augsburg ist beauftragt, das Haus zu verkaufen, worin der Kaiser den ersten Theil seiner Jugendzeit zugebracht hat und welches dem Grafen von Fugger-Kirchberg gehört. Ehe er einen andern Käufer sucht, bietet er es dem Kaiser zu einem Kaufpreise von 70,000 Franken an. Der Kaiser schlägt jedoch das Anerbieten aus. (Juli 1856.)

Formstecher zu Offenbach schlägt im September 1856 ein System für Einführung einer Weltsprache vor.*)

Fredere zu München übersendet unterm 9. April 1857 Er-

*) Das französische Original verlegt Offenbach nach Baiern.

barungsschriften.*) Dieser Fredere ist der nämliche Joseph Friederich, welcher sich als Münchener Hauseigenthümer bezeichnet findet. Er war ein abergläubischer Mensch, der folgende zwei Schriften dem Kaiser schickte: 1) Die Offenbarungen der seligen Geister im Jahre 1855 von der Hand der Marie Kahlhammer, und: 2) Die Offenbarungen des Erzengels Michaël durch den Mund der Kreszenzia Wolff. Hiermit waren zwei Bände Erläuterungen verbunden. Die Annahme dieses auf einer Buchhändler- oder Pfaffenspekulation beruhenden unsinnigen und blödsinnigen Zeuges wurde laut allgemeiner Verfügung verweigert.

Friedrich, Stettiner Stadtrath, offerirt am 28. Juli 1856 dem Kaiser eine Pistole. Ueber seine Mordwaffen-Erfindung und Geldbettelei werden wir noch sprechen.

Gaddum zu Köln bietet am 28. November 1856 ein im Jahre 1815 aus St. Cloud entwendetes Werk an.

G . . . . . ., Sohn eines alten Majors des ersten Kaiserreichs, überschickt eine Nummer eines in Berlin erscheinenden Wochenblatts, worin die kaiserliche Familie angegriffen wird. Da er bemerkt, daß dieses Wochenblatt vom preußischen Könige gern gelesen wird, ist wahrscheinlich der Berliner „Kladderadatsch" gemeint. Der nicht mit seinem vollen Namen bezeichnete Denunziant war Sprachlehrer zu Darmstadt und theilte mit, daß der hessische Hauptmann Gerlach den Napoleons ganz ergeben sei.

Herr v. Geußen-Fusch (=Fuchs?) zu Gotha bittet im Jahre 1856 zweimal, dem Kaiser ein Werk offeriren zu dürfen.

Der Graf von Gräfenstein zu Steinweg (wo liegend?) wünscht am 18. März 1856 seinen Sohn in eine kaiserliche Schule aufgenommen zu sehen.

Das alte adelige Fräulein Molly von Greyers erinnert den Kaiser im November 1857 daran, daß sie in ihrer Kindheit oft die Ehre gehabt hat, ihn in Augsburg zu sehen (voir). Sie bedauert, daß sie während ihres Aufenthalts in Paris nicht eine Audienz, um welche sie gebeten hatte, hat erhalten können. Da sie nach dem Tode ihres

---

*) Diese Notiz, mit einem Sternchen versehen, stammt aus dem Korrespondenz-Journal der Tuilerien, wo wahrscheinlich das undeutlich geschriebene Wort Frédéric gestanden hat. Frédéric (irrthümlich Fredere) und Friedrich sind, wie der Inhalt, der Wohnort und das Datum ergibt, eine und dieselbe Person, sodaß Artikel 409 und 416 des französischen Originals nur einen einzigen Artikel bilden sollten.

Vaters ohne Vermögen ist, hat sie bei einer reichen griechischen Familie die Stelle einer Gesellschafts-Dame angenommen, und weil sie jetzt von Paris abzureisen im Begriff steht, möchte sie wissen, ob der Kaiser einen eigenhändigen Brief und eine Haarlocke der Königin Hortense erhalten hat: kostbare Gegenstände, welche sie von ihrer Mutter bekommen und vor einigen Jahren dem Kaiser geschickt hatte.

Dr. Grießmayer, Advokat in München, unterstützt am 15. Juli 1856 das an seine Majestät von den Bauherren der Neuburger Kirche gerichtete Gesuch, welches dahin lautet, der Kaiser möge das von ihnen veranstaltete funfzigjährige Jubiläum, durch welches die Priesterweihe des Abtes Förch, des Pfarrer von Neuburg und alten Augsburger Professors seiner Majestät, verherrlicht werden sollte, durch ein Geschenk verschönern. — Hierauf dankt der Abt Förch dem Kaiser im folgenden September für eine prächtige silberne Theekanne und entschuldigt sich wegen der Indiskretion, die seine Freunde ohne sein Wissen begangen haben. — (Neuburg liegt in der bairischen Oberpfalz.)

H. Haas zu Wiesbaden huldigt dem Kaiser mit verschiedenen Werken am 21. Juli 1856.

Häberle zu Ludwigsburg in Würtemberg bittet am 9. August 1856 um Prüfung seines Erzeugnisses, welches Indian plaster ist.

Hisserich zu Hamberg (Hessen) bringt eine unterm 13. März 1857 von ihm gestellte Entschädigungsbitte in Erinnerung. — Nach neun Jahren schreibt er, daß, nachdem er vergeblich eine Belohnung für seine unter dem ersten Kaiserreiche geleisteten Dienste gefordert habe, der Kaiser ihm wenigstens die Kosten, welche die Uebersetzung seines Gesuchs ins Französische ihm verursacht habe, erstatten solle. Diese Kosten betragen 15 Franken. Er erhält keine Antwort, folglich auch nicht die Erstattung der Kosten.

Hoffmann in Augsburg bietet, nachdem er zum Neujahr gratulirt hat, im April 1856 dem Kaiser Vasen an, welche der Königin Hortense gehört haben.

Hoffmann zu Breslau huldigt dem Kaiser im März 1856 mit einer Schrift über das Proletariat.

Hoffmann aus Gönningen, einem wegen seiner Sämereien bekannten großen Dorfe in der Nähe Tübingens, huldigte unterm 23. September 1857 mit einer an den Kaiser gerichteten Ode.

Der Freiherr von Hohenhausen zu Augsburg bot dem Kaiser das Hôtel der Königin Hortense, dessen Eigenthümer der genannte Freiherr war, unterm 18. September 1857 zum Kauf an. Dieser

Freiherr gehört der bairischen (katholischen) Linie des im Jahre 1686 in den Freiherrnstand versetzten Geschlechts Hohenhausen und Hochaus an.

Der Fürst Karl von Hohenlohe-Langenburg bittet im Jahre 1856 den Kaiser, derselbe möge die römischen Besatzungstruppen aus einem Gebäude, welches römischen Nonnen gehörte, zurückziehen. — (Der eigentliche Fürst Hohenlohe-Langenburg hat seinen Wohnsitz zu Langenburg in Würtemberg. Fürst Hermann ist geboren am 31. August 1832. Hier handelt es sich jedoch um seinen Bruder Karl Ludwig Wilhelm Leopold, geboren am 25. October 1829 in Langenburg. Derselbe war würtembergischer Kavallerie-Major und verzichtete durch Familienvertrag vom 21. April 1860 auf den Besitz des Fürstenthums Hohenlohe-Langenburg und der Hälfte der oberen Grafschaft Gleichen. Sein Wohnsitz war Weikersheim in Würtemberg. Das Haus Hohenlohe leitet seinen Ursprung vom Herzog Eberhard von Franken, dem Bruder des deutschen Königs Konrad I. (911), her. Die reichsfürstliche Würde stammt aus dem Jahre 1764.)

L. Huth zu Ludwigslust im Mecklenburg-Schwerin'schen huldigt dem Kaiser mit musikalischen Kompositionen am 24. März 1856.

Jahn in Berlin bietet am 1. November 1857 Kleider an, welche dem preußischen Könige Friedrich II. gehört haben. Wahrscheinlich glaubte er, daß dieselben für den Louvre, wo Kleider von französischen Königen, von Napolen I. und vom Herzoge von Reichstadt ausgestellt sind, angekauft werden würden.

Kirsch zu Höchst huldigt den 9. Mai 1857 mit einem Gedicht, welches dem Kaiser gewidmet ist. Das französische Original verlegt Höchst nach Baiern. Wir kennen bloß eine Stadt dieses Namens im früheren Herzogthum Nassau.

Klein zu Herb bittet am 18. März 1856 um eine Anstellung. Nach dem französischen Original liegt Herb in Preußen.

Klein zu Brunn offerirt die Todten-Maske oder den Gypsabdruck, der auf dem Gesichte des Herzogs von Reichstadt (Napoleon II.) abgenommen worden ist. Das betreffende Schreiben ist datirt vom 21. Februar 1857. Brunn liegt in den unter bairischer Hoheit stehenden Besitzungen des früheren reichsunmittelbaren gräflichen Hauses Giech.

Koppel zu Stuttgart huldigt am 26. September 1857 dem Kaiser mit einem Gedichte.

Krieger zu Wittenberg bietet im Dezember 1856 eine preußische Eisenbahnkarte an.

Kriesler zu Trolsen (?) in Preußen bittet am 6. Januar 1857 um eine Subskription.*)

Kunns aus Wien schlägt einen Plan zur Abschaffung des Pauperismus vor. (16. März 1856.)

Lichtenstein zu Grabow bringt am 5. Dezember 1857 dem Kaiser seine Huldigung dar. Ob Grabow im Mecklenburg-Schwerinschen oder jenes im preußischen Regierungsbezirke Stettin gemeint sei, ist nicht angegeben.

J. Löcke in Berlin bittet am 6. August 1856 um Verleihung des Titels: Französisch kaiserlicher Hofschneider.

Wir wollen an dieser Stelle bemerken, daß der Verkehr des Arztes Löwenstein aus Jugenheim (Baiern) über welchen oben auf Seite 45 und 46 berichtet worden ist, ins Jahr 1857 fällt. Die Briefe Löwenstein's sind datirt vom Mai und vom August.

G. Mader zu Passau übersendet im Mai 1857 einen der Kaiserin von ihm gewidmeten Marsch.

Maisch zu Ravensburg im Würtembergischen bietet dem kaiserlichen Hofe Taschentücher an. (16. September 1856.)

Mayer aus Ulm wünscht eines seiner Gemälde dem Kaiser zu verkaufen. (24. September 1857.) – Ein gewisser Meyer, ebenfalls in Ulm wohnhaft, offerirt am 23. Dezember 1856 eine von ihm verfaßte Schrift über Drainage. Vielleicht sind Meyer und Mayer eine und dieselbe Person.

Klara Mundt in Berlin bittet am 30. März 1856 den Kaiser um die Erlaubniß, ihm ihre Werke offeriren zu dürfen. — Darauf huldigt Louise von Mühlbach dem Kaiser im Oktober 1856 mit ihrer „Geschichte der Königin Hortense", sowie am 31. Januar des folgenden Jahres mit einer im französischen Original nicht näher bezeichneten Widmung. Wir wollen hier gleich bemerken, daß ein weiterer Artikel besagt: „Mundt von Mühlbach zu Berlin huldigt dem Kaiser mit dem: „„Leben der Kaiserin Josephine"" (unterm 28. November 1860)." — Ferner übersendet im Jahre 1868 ein Apotheker

*) Im französischen Original steht: Trolsen (Trossen?), Prusse. Vielleicht heißt der Ort Krossen; er würde dann aber, weil es in Preußen mehrere Orte dieses Namens gibt, immer noch ungewiß sein. Die Notiz ist der unleserlichen Handschrift des Tuilerien-Journals entnommen.

aus Wartenburg (bei Königsberg), welcher F. Pielke heißt, ein aus der „Berliner Muster- und Modenzeitung für 1856“, Nr. 24, geschnittenes Feuilleton, indem er einen dort erzählten, Louis Bonaparte zugeschriebenen Zug der Mildthätigkeit benutzt, um von demselben, nachdem er (Pielke) seine Apotheke verloren hat, eine Geldvorstreckung zu erlangen. Dieses Feuilleton aber führte keinen anderen Titel als: „Königin Hortense“ von L. Mühlbach. In diesem Falle zeigte sich sehr deutlich sowohl die korrumpirende Wirkung der Presse, als auch die speichelleckerische Verdorbenheit des schriftstellerischen Lumpen-Proletariats.

Ein gewisser Müller aus Berlin offerirt ein Schutzmittel gegen die Krankheit der Seidenraupen (17. März 1857).

Der adelige Herr Ph. von Münster zu Baireuth in Baiern, der im April 1854 schon um Verleihung einer Dekoration gebettelt hatte, setzte seine desfallsige Bettelei den 6. Mai 1856 und den 17. März 1857 fort. — (Die Herren von Münster gehören einem der ältesten deutschen Geschlechter an, da sie ihren adeligen Ursprung, das heißt: den Zeitpunkt, wo sie durch die Huld eines monarchischen Machthabers geadelt wurden, bis in das neunte Jahrhundert zurückleiten. Sie sind somit in diesem adeligen Sinne sehr vornehm. Ja es heißt sogar, daß Hermann I., der Erbauer von Meinhövel, der 789 im Kriege gegen den fränkischen König Karl [den sogenannten Kaiser Karl den Großen] gefallen ist, der gemeinschaftliche Stammvater der adeligen Herren von Münster sei. Als näher liegender Stammvater wird Edgar, ein edler Herr zu Meinhövel und Rünen, der 1522 starb, angegeben. Die Mitglieder der Familie schrieben sich als Freiherren häufig „Mönster“; seit sie jedoch am 27. Juni 1792 in den Reichsgrafenstand erhoben worden sind, ist nur noch der Name „Münster“ gebräuchlich.)

Pachler zu Essen offerirt am 16. Dezember 1867 eine Widmung an den Kaiser. Im französischen Text ist Essen als in Hannover liegend bezeichnet.

Karl Adolph Matthias von Pflugk, ein Hamburger Schiffseigenthümer, dessen Firma: „Karl Pflugk“ lautet, schreibt am 6. September 1856 an den Kaiser:

„Sire! Ich stamme von den Pflugk her, welche am sächsischen Hofe Ehrenämter verwaltet haben, und bin Kaufmann und Schiffseigenthümer zu Hamburg geworden. Da ich im gegenwärtigen Augenblicke auf meinem Schiffszimmerhofe ein ausgezeichnetes Dampfboot liegen habe, welches der Vollendung entgegengeht, und welches zu-

sammen mit einem andern Dampfboot, das „Viktoria“ heißt, die Elbe zu befahren bestimmt ist, so wage ich eure Majestät zu bitten, daß ich ihm Ihren Namen geben darf. Indem ich glaube, daß Sie mir Glück bringen, Sire, würde ich mich als gemachten Mann betrachten, wenn Sie geruhen würden, meine Bitte zu erhören. Ich habe die Ehre zu sein, Sire,“ u. s. w. — Hierauf erhielt Pflugk die Antwort: „Seine Majestät haben geruht, Ihre Bitte huldvoll zu gewähren, und den Befehl gegeben, Ihnen dieß zu wissen zu thun.“ (14. Oktober.)

Franz Xaver Pfeyer, bairischer Münzbeamter, wohnhaft zu München, trägt am 17. April 1857 ganz ergebenst dem Kaiser ein Gesuch vor, das er schon in mehreren Eingaben dargelegt und um dessentwillen er schon vergebens eine Reise nach Paris unternommen hat. Dieses Gesuch formulirt er in folgenden Ausdrücken:

„Möge eure kaiserliche Majestät den von mir ihrer Majestät der Königin von Holland, Hortense, geleisteten Dienst irgend einer huldvollen Auszeichnung für würdig halten. Es hat schon so oft eurer Majestät gefallen, Beweise von dem Vergnügen zu geben, welches allerhöchstdieselben empfinden, indem Sie Sich an die Personen aus der alten Umgebung eurer Majestät erinnern: was mich ermuthigt zu erwähnen, daß mir während des Aufentholts eurer Majestät zu Eichsstardt (?) und Arenenberg mehrmals das große Glück widerfahren ist, zu den von eurer Majestät angeordneten Spielen und Ergötzlichkeiten zugelassen zu werden.“ — Pfeyer stützt seine Bitte auf folgendes Zeugniß:

„Die Unterzeichnete bezeugt Herrn Fr. X. Pfeyer, einem königlichen Beamten in der Münzstätte des Königreichs Baiern, welcher vormals Lakai im Dienste seiner königlichen Hoheit des Herzogs von Leuchtenberg war, daß sie davon Zeuge gewesen ist, wie im Jahre 1823 der besagte Pfeyer durch seine Geistesgegenwart ihrer Majestät der Königin von Holland, Hortense, das Leben rettete, als dieselbe bei Tafel zu ersticken in Gefahr war, weil ihr in der Kehle eine Brotkruste stecken geblieben war, die er durch seinen raschen Entschluß zu entfernen so glücklich war. Zum Zeugniß dessen stelle ich ihm das gegenwärtige Zertifikat aus, indem ich wünsche, daß es ihm nützlich sein möge. München, den 26. October 1852. Die Baronin von Arretin, Ehrendame ihrer verstorbenen königlichen Hoheit der Frau Herzogin von Leuchtenberg.“

Hierauf erhielt Pfeyer 300 Franken zugeschickt.

Pusch zu Pillkallen im preußischen Regierungsbezirke Gumbinnen bietet unterm 13. März 1857 einen von Napoleon I. unterzeichneten Tagesbefehl an.

Reichard zu Wien übersendet ein Gedicht zur Verherrlichung des 15. August, des Napoleon-Tages. (2. März 1857.)

Röder zu Liebenwerda im preußischen Regierungsbezirke Merseburg huldigt am 3. August 1856 mit einer Abhandlung betreffend Ueberschwemmungen.

Rogge zu Schwerin bittet am 15. Dezember 1857 um die Ermächtigung, dem Kaiser seine Werke offeriren zu dürfen. Im folgenden Jahre reklamirt er die Werke, welche er der französischen Gesandtschaft übergeben hat, und fleht um die Autorisation, seine Werke dem Kaiser persönlich überreichen zu dürfen.

Roth in Karlsruhe bittet um Beförderung für seine Vettern. (24. September 1857.)

Die Baronin von Rüpplin in Baden huldigt am 5. Oktober 1857 dem Kaiser, indem sie ihm eine gestickte Brieftasche übersendet. Drei Jahre später schreibt sie an den Kaiser, daß der plötzliche Tod ihrer Mutter sie mittel- und stützelos zurückgelassen hat. Dabei erinnert sie an die ehrfurchtsvolle Ergebenheit ihrer ganzen Familie.*)

Scharlau zu Stettin bringt sein Werk über legale Medizin im Dezember 1856 dem Kaiser als Huldigung dar.

J. Scharpf in Karlsruhe, der sich schon unter den Kaiserfest-

*) Die Baronin von Rüpplin ist mit Unrecht im Buche: L'Allemagne aux Tuileries, auf deutsche Rechnung gesetzt worden. Sie ist eine Schweizerin und wohnt zu Baden im Kanton Aargau, sonst auch zu Wettingen, welches ebenfalls im Kanton Aargau liegt und welches bis 1841 eine große Zisterzienser-Abtei aufzuweisen hatte. — Die Baronin Elise von Welden, geborene von Rüpplin, wohnhaft zu Wettingen, scheint nur aus dem unstichhaltigen Grunde aufgeführt zu sein, weil sie einen deutschen Namen hat. Sie bettelte unablässig den Kaiser an und erhielt viel Geldunterstützungen. Ihre Betteleien erstrecken sich über den langen Zeitraum von 1853—1866. Sie erhält 2000 Franken in vier Zahlungen, mehrmals 1000 Franken und mehrmals 500 Franken. Bald ist die Mutter gestorben, bald der Sohn. — Da die Baronin Elise von Welden, geborene von Rüpplin, eine Schweizerin ist, geben wir die Geschichte ihrer Betteleien nicht ausführlich wieder. Außerdem wollen wir noch hervorheben, daß der Herausgeber der Tuilerien-Briefe aus dieser einen Person zwei Personen, welche er als Baronin von Welden und als Baronin von Rüpplin in Nr. 1725 und in Nr. 1349 behandelt, irrthümlich gemacht hat.

besingern des Jahres 1854 befindet, übersendet dem Kaiser am 25. September 1857 die neuen Ausflüsse seiner poetischen Ader.

Scheidegger zu Pfaffnau (wo liegend?) bittet am 19. Mai 1856 um eine Pension für seine Mutter.

Schmidt aus Leipzig sendet am 13. Juni 1856 ein von ihm verfaßtes Buch. In diese Zeit fällt auch der Band Gedichte, für welchen der zu Leipzig wohnhafte Müller, der sich den Beinamen „von der Werra“ gegeben hat, vom französischen Kaiser eine goldene Schnupftabaksdose erhielt. Dieses Gedicht-Buch, welches 1859 bei Lehmann in Leipzig wieder aufgelegt wurde, führte den Titel: „Flamboyant, Demaskation eines weltpolitischen Karnevals. Zeitgedichte.“ — Später spielte der nämliche Müller den Nationalen und den Sozialistenfresser. Aus seiner frühern Zeit ist bekannt, daß er sich 1849, als er zu Bern war, mit einem Bändchen Sonnette Geld vom jetzigen Meininger Herzoge, damaligem Erbprinzen, verschaffte.

Seitz zu München huldigte dem Kaiser am 26. Juli 1856 mit einem kalligraphischen Tableau.

Séis zu Wien, ein Mann mit keinem deutschen Namen, bot dem Kaiser am 28. August 1856 autographische Briefe Napoleon's I. an.

Settegast zu Proskau im preußischen Regierungsbezirke Oppeln sandte dem Kaiser am 5. Februar 1857 ein Buch über die Landdomäne Proskau.

Kämpf in Berlin ersucht 1856 den Kaiser, der Pathe seines Kindes zu werden.

Kreszenzia, geborene Gräfin von Sickingen-Hohenburg, Baronin von Speth, wohnhaft zu Würzburg, erscheint mit einem von der Großherzogin Stephanie von Baden und der Erinnerung an die Königin Hortense unterstützten Bittgesuche, um die Intervention des Kaisers gegen mehrere Urtheile der französischen Gerichte und gegen die Entscheidungen des Staatsraths zu erlangen, welche unter den Regierungen der Restauration und Louis Philipp's, „besonders unter der Herrschaft Louis Philipp's, wo das Interesse mehr als die Justiz galt,“ die Familie der Grafen von Sickingen abgewiesen haben, als dieselbe Einwand erhob gegen eine angeblich irrthümliche Auslegung des Vertrags von Lüneville (vom 20. Pluviose des Jahres 9*), kraft deren ihr „ungerechterweise“ ein Theil der im

*) Die republikanische Zeitrechnung begann mit dem 22. September 1792. Der Pluviôse oder Regenmonat dauert vom 20. Januar bis zum 18. Februar. Es ist also hier der 9. Februar 1801 gemeint.

Kreise Weißenburg liegenden Wälder von Wingen und Climbach, welcher dieser Familie gehörte und ihr ein jährliches Einkommen von 254,000 Franken abwarf, entrissen wurde. Das Bittgesuch ist vom 14. April 1857 datirt. Louis Bonaparte konnte den Ertrag dieser Wälder, welche doch von Natur Niemandem gehören, selbst brauchen und verfügte deßhalb einfach: Classer (Es soll nicht mehr hiervon die Rede sein!). — Wir geben folgende Personen-Erläuterung: Die Großherzogin Stephanie Luise Adrienne von Baden, geboren am 28. August 1789 und gestorben am 29. Januar 1860, war eine Adoptiv-Tochter Napoleon's I. Sie hatte am 8. April 1806 den badischen Großherzog Karl Ludwig Friedrich, der am 8. Dezember 1818 starb, geheirathet. — Die Grafen von Sickingen sind ein sehr altes Geschlecht. Ihr adeliger Name taucht mit Albrecht von Sickingen im Jahre 936 in der Geschichte auf. Doch fängt erst mit Eberhard gegen das Jahr 1158 die regelmäßige Stammreihe an. Am Bekanntesten ist Franz von Sickingen durch die von ihm in der Reformationszeit gespielte Rolle; er war am 1. März 1481 geboren und starb 1523. Dessen Sohn Franz Konrad wurde vom deutschen Kaiser Maximilian II. zum Freiherrn gemacht. Die Reichsgrafenwürde hatte schon Franz von Sickingen durch Kaiser Karl V. erhalten sollen; er hatte sie aber ausgeschlagen. Endlich wurde am 3. März 1773 Freiherr Karl Anton von Sickingen, welcher dem ältesten Aste der Familie angehörte, zum Reichsgrafen durch den Kaiser Joseph II. ernannt, worauf der Kaiser Leopold II. auch die Gebrüder Johann Nepomuck Ferdinand und Ferdinand aus der Linie zu Hohenburg 1790 ebenfalls in den Grafenstand versetzte. Von den sämmtlichen Linien, in welche die Familie Sickingen zerfiel, ist allein die Linie zu Hohenburg bis auf die neueste Zeit übrig geblieben. Kreszentia, die im Namen ihrer Familie im vorliegenden Falle an den französischen Kaiser schrieb, war die Vatersschwester des am 9. Januar 1833 geborenen Reichsgrafen Joseph von Sickingen-Hohenburg. Sie war am 1. Oktober 1780 geboren und hatte sich mit Franz Ludwig Freiherrn Speth von Zwiefalten auf Gammertingen vermählt. Ihr Gatte war zu der Zeit, als sie das Bittgesuch an Louis Bonaparte richtete, noch am Leben.

Stolzenberg zu Putbus, einem alten Dorfe auf der Insel Rügen, empfiehlt am 21. März 1857 dem Kaiser ein Mittel gegen die Krankheit der Seidenraupen.

Täcke zu Berlin fleht am 13. September 1857 um den Titel: „Kaiserlicher Schneidermeister."

G. Tuffendsammer zu Heidenheim im bairischen Mittelfranken, welcher schon im Jahre 1854 erwähnt worden ist, besingt den Kaiser in einem Gedicht am 27. September 1857.

August Vögeler zu Minden ruft im Jahre 1857 die Intervention des französischen Kaisers an, um in einem streitigen Falle von den preußischen Behörden Recht zugesprochen zu erhalten. Der Betreffende betrachtet also ganz offenbar den französischen Kaiser schon als den Schirmherrn und das Oberhaupt Deutschlands. Louis Bonaparte mischte sich jedoch nicht ein, sondern verfügte: Classer (abgethan)! *)

Weitzmann zu Stuttgart übersendet am 27. September 1857 ein Gedicht, welches das Napoleonsfest verherrlicht.

Der Baron Julius von Wickede, Kavallerie-Offizier im Dienste des Großherzogs von Mecklenburg-Schwerin, Ritter des vom sächsischen Könige Friedrich August am 7. Juni 1815 gestifteten Verdienstordens, offerirt dem französischen Kaiser im Jahre 1856 ein Werk, welches betitelt ist: „Vergleichende Studien über das französische, österreichische, preußische und englische Heer.“ — Dieses Werk wird vom französischen Gesandten zu München dem Kaiser mit den Worten empfohlen: „Dieses Werk enthält die ehrenhaftesten Urtheile für die französische Armee, deren Ueberlegenheit darin laut verkündet wird.“ — Dem Verfasser wurde als Souvenir eine reiche Schnupftabaksdose zugestellt.

Ein bairischer Arzt, Dr. Wildberger zu Bamberg, bittet unterm 6. August 1856 um die Ermächtigung, dem Kaiser mit einem Werke huldigen zu dürfen.

Winter zu Darmstadt huldigt mit kalligraphischen Taubleaux am 28. April 1856.

Zapf aus Baireuth sendet ein in Stroh-Mosaik angefertigtes Necessaire am 10. April 1856.

---

*) Dieser Fall ist im französischen Original unter Nr. 1650 angeführt. Derselbe Fall, entlehnt aus dem Korrespondenz-Journale der Tuilerien, wird irrthümlich in Nummer 1667 zum zweiten Male erzählt, weil man wegen der schlechten Handschrift Wageler statt Vögeler gelesen hat. Es heißt allda: Wageler, à Minden (Prusse); se recommande à la protection de l'empereur (29 sept. 1857). Zu Deutsch: Wageler zu Minden (Preußen) empfiehlt sich dem Schutze des Kaisers (29. September 1857).

Zimmer aus München bettelt am 25. März 1856 um eine Dekoration.

Wir kommen nun zur Reihe der gewöhnlichen Schnurranten, die in dieser Periode einfach Geld betteln.

Um Unterstützung flehen:

Bautemer in Mainz am 18. November 1857; Bentz in Potsdam den 14. März 1856; Frau von Bismarck aus Magdeburg (Schrosdorfstraße Nr. 4) am 14. Juli 1856; Burkle zu Sielzfall (?) (wahrscheinlich Sulzfeld im bairischen Unterfranken) am 17. April 1857; Cyrus zu Trauenstein (wahrscheinlich ist das bairische, wegen des dort gesottenen Salzes bekannte Städtchen Traunstein zwischen dem Inn und der Salzach gemeint) am 25. September 1857; Diringer aus Karlsruhe am 20. September 1857; Witwe Döbbel aus Magdeburg am 6. Januar 1857; Dreifus zu Schmieheim in Baden den 20. März 1856; Guschka zu Gumbinnen in preußisch Litthauen bittet um Unterstützung oder um die Bezahlung von Assignaten den 13. Januar 1857; Hammerschmitt zu Aschaffenburg bettelt am 6. April 1857; Haspel zu München den 15. Mai 1856 und den 4. März 1857; Heidenschneider zu Eichstädt (dem alten Eystedt im bairischen Altmühlthale) den 26. August 1856; Joseph Hepperberger zu München, der ein alter Augsburger Mitschüler des Kaisers ist, bettelt zum zweiten Male am 3. August 1856; J. Heß zu Kreuznach (Straßenkreuzungspunkt der Nahe) im preußischen Regierungsbezirke Koblenz den 27. Juli 1856; Herr von Heydenaber zu Hagenbach im Badischen den 25. September 1857; Witwe Huhn zu Lichtenau (in der Rheinpfalz oder in Baden?) am 6. April 1856; Hundle zu Karlsruhe den 25. September 1857; Hurt in Klosterbeuren (Baiern), ein alter Mitschüler des Kaisers, den 18. März und den 15. Juli 1856; Keber zu Stettin den 3. November 1857; Kiefel zu Nürnberg den 19. März 1856; Klebke zu Nürnberg den 23. September 1857; Königer zu Frankfurt a. M. den 26. September 1857; Kolb zu Aufenau den 23. März 1856; Kopp zu Gschwand bettelt für seine abgebrannte Gemeinde am 25. September 1857; G. Kraus zu Fuchsendorf bettelt am 20. Mai 1856; Krieg

zu Neu-Ulm*) am 25. September 1857; Lerchgeßner zu Ludwigsburg den 27. September 1857; Henriette Lieb zu Karlsruhe fleht am 20. Juli 1857, indem sie an die Königin Hortense erinnert, die Generosität des Kaisers an und erhält 2000 Franken; J. Markt oder Märkt in Augsburg, der schon im Jahre 1854 gebettelt hat, wiederholt seine Betteleien am 26. Februar 1856, 22. September 1856, 17. Februar 1857, 24. August 1857 und ersucht schließlich um Zurücksendung der Sachen, welche der Kaiser von ihm nicht angenommen hat; P. Mayr in Augsburg bettelt am 1. Oktober 1857; Meyer zu Ludwigsburg am 20. September 1857; Nanette Mireur**) zu Augsburg im Jahre 1856 und 1857; Marie Müller zu Augsburg dankt für eine ihr gewährte Unterstützung von 200 Franken unterm 24. August 1856; Müller zu Koblenz bittet um Unterstützung im September 1856; L. Ochwesinger, Forsthüter zu Egg an der Günz in Baiern, am 28. März 1856; Rauh, alter Augsburger Schuster des Kaisers, am 5. Oktober 1856 und am 26. September 1857; Reiner zu Honsolgen (?) in Baiern am 5. September 1856; M. Rickenbach zu Tals (?) in Baiern am 5. August 1856; Rühle zu Stuttgart den 26. September 1857; Schoch zu Nymphenburg bei München den 30. November 1857; Schumann zu Nancy bittet am 27. Juli 1856 um eine Subvention, um in genannter Stadt die deutsche Oper aufführen zu können; Herr von Seethal zu Überlingen bettelt am 23. März 1856; G. Seiz zu Konstanz den 14. Juni 1856; Maximilian Seyler zu Büdesheim in Rheinhessen den 26. März

---

*) Das französische Original verlegt Neu-Ulm nach Preußen. Neu-Ulm liegt in der bairischen Donau-Ebene, ist befestigt und durch eine Brücke mit Ulm verbunden.

**) Mireur ist dem Namen nach eine Französin. Dieselbe war lange Zeit hindurch eine Dienerin der Königin Hortense gewesen. Im französischen Original sind über sie drei verschiedene, hinter einander folgende Artikel zu finden. Sie dankt am 24. October 1856 für die Unterstützungssumme von 1000 Franken, die sie erhalten hat, und bettelt im September 1857 von Neuem. Im französischen Original scheint es, als ob auch ein alter Diener der Königin Hortense um Unterstützung gefleht hätte. Es heißt daselbst in Nr. 1063: Mireur (Christ.), à Augsbourg; sollicite un secours comme ancien serviteur (juin 1856). — Darauf steht in Nr. 1064: Mireur (Nanette), à Augsbourg; sollicite un secours comme ayant été 22 ans au service de la reine Hortense (1856). Endlich finden sich beide Personen vereinigt im Art. 1065, wo es heißt: Mireur (C. ou N. ou autre), à Augsbourg; remercie du secours de mille francs qui lui a été accordé (24 oct. 1856). — Demande un nouveau secours (29 sept. 1857).

1856; Siebel zu Bamberg den 28. April 1856; der Hauptmann a. D. Maximilian Spraul zu München am 6. Februar 1857; Stegmaier zu Egesheim im Würtembergischen den 7. November 1856; Stevens zu Xanten im preußischen Regierungsbezirk Düsseldorf den 17. Juli 1857; Straßer zu Auernhofen in Baiern den 16. April 1857; Stubenvoll in München den 10. April 1856; der adelige Herr G. von Vallöde zu Augsburg am 20. März 1856; Wagner in Augsburg den 28. September 1857; Wegmann in Tübingen den 10. Juli 1856; J. Wehrle zu Allensbach den 20. April 1856; Willhalm in Würzburg den 17. Februar 1857; Zeintz in Karlsruhe den 27. September 1857.

Die oben erwähnte Frau Minna von Bismarck war die Witwe eines alten deutschen Offiziers, der im kaiserlich französischen Kriegsdienste gestanden hatte. Ihr Brief an Louis Bonaparte, worin sie ihm um Unterstützung bat, lautet folgendermaßen:

„Sire! Die Witwe eines alten Offiziers Ihres ruhmreichen Onkels Napoleon des Großen wagt es, sich an den Füßen des Thrones eurer Majestät niederzuwerfen, um daselbst ein kleines Werk niederzulegen. Dasselbe enthält die Biographie ihres plötzlich im Alter von siebenzig Jahren am Schlagflusse gestorbenen Mannes. Der Tod ereilte ihn während einer Reise auf der Eisenbahn und ließ sie (die Witwe) in einer grausamen Entblößung zurück. Der hohe Ruf der Menschlichkeit und unendlicher Huld, welchen eure Majestät um sich verbreiten, läßt sie hoffen, daß allerhöchstdieselben geruhen werden, diese den Manen des großen Kaisers, des Abgottes ihres verblichenen Mannes, dargebrachte Huldigung anzunehmen. Als im Jahre 1805 der regierende Fürst von Issenburg*), Oberst im Dienste Frankreichs, aus österreichischen Kriegsgefangenen ein Infanterie-Regiment für den Dienst Frankreichs bildete, vergaß ihr (der Bittstellerin) Mann, daß er preußischer Unterthan war, und bat um Dienst bei dem Marschall Berthier, welcher ihn an den Fürsten von Issenburg (sollte heißen: Isenburg) verwies, und dieser machte ihn zum Premier-Lieutenant im dritten Fremden-Regiment im Dienste Frankreichs mit dem Versprechen, er solle binnen vier Wochen zum Hauptmann ernannt werden. Als der Kaiser nach

*) Es ist der Fürst Karl Friedrich Ludwig Moritz von Isenburg-Birstein, geboren am 29. Juni 1766, gemeint. Durch die Rheinbunds-Akte wurde das fürstliche Haus Isenburg souverän. In den Reichsfürstenstand war die Linie Isenburg-Birstein 1744 durch Kaiser Karl VII. versetzt worden.

dem Tilsiter Frieden das Königreich Westphalen errichtete, wurde er (Bismarck) ein Unterthan des Königs Jerome und hatte das Glück, dem feierlichen Einzuge desselben in die Stadt Kassel beizuwohnen. — Ihr (der Bittstellerin) Mann, welcher durch unerhörte Unglücksfälle sein ganzes Vermögen verlor, im Alter von 70 Jahren blind war, in einer vollständigen Dürftigkeit lebte und sich gezwungen sah, seine Lebensgeschichte zu diktiren, um leben zu können, hatte immer den Wunsch an den Tag gelegt, diese seine Biographie seiner kaiserlichen Majestät zu widmen. Seine Majestät der König von Preußen haben gleichfalls geruht, das besagte Werk anzunehmen, und die arme Witwe, ohne irgend welche Existenzmittel, ohne Pension, wagt zu hoffen, daß seine kaiserliche Majestät nicht die Bitte der unglücklichsten der Frauen zurückweisen werden. Sie wird die Erhaltung der kostbaren Tage seiner Majestät und allerhöchstseiner ruhmreichen Familie wünschen und zum Himmel die heißesten Gebete aufschicken, welche jemals aus der Brust eines menschlichen Wesens hervorgegangen sind, und sie hat die Ehre zu zeichnen als eurer Majestät alleruntertthänigste und allergehorsamste Dienerin: Minna von Bismarck. Schrosdorfer Straße 4, Magdeburg, den 14. Juli 1856."

Auf diesen Bettelbrief verfügte der französische Kaiser: Rien. Classer. (Nichts. Abgethan.)

Das alte Geschlecht der Edlen von Bismarck stammt nach den Einen von den Wenden her, nach den Andern ist es zur Zeit Karls des Großen aus Böhmen in die Altmark eingewandert. Hier gründete es die Stadt Bismarck und das Dorf Burgstall. Es zerfällt in die Linien: Bismarck-Schönhausen, Bismarck-Crevese, Bismarck-Schierstein und Bismarck-Bohlen.

Der unter den Bettlern oben erwähnte L. Ochwesinger, Forsthüter zu Egg an der Günz in Baiern, empfahl sich dem Kaiser als alter Mitschüler. Nachdem am 21. Februar 1854 seine Frau mit einem Knaben niedergekommen war, gab er ihm den Namen Louis und flehte seine kaiserliche Majestät an, ihm demnächst als Gevatter zu dienen und zu erlauben, daß sich später dieser Sohn dem Dienste des Kaisers widme. Er hatte die Absicht gehabt, seine Bitte persönlich vorzutragen; allein da er kein Vermögen, wohl aber eine zahlreiche Familie besaß, konnte er nicht aus den Einnahmen seiner bescheidenen Stellung die so kostspieligen Reisekosten entnehmen. — Obwohl er hierauf vom Kaiser eine abschlägige Antwort erhalten hatte, bettelte er nichtsdestoweniger um Unterstützung den 28. März 1856.

Unter den Unterstützungsgesuchen des Jahres 1856 befindet sich auch eines der schon oben erwähnten Baronin von Gravenreuth zu Ragnitz (?) in Preußen. Da in dieser Familie die Haberland auf Raiwitz vorkommen, ist vielleicht Raiwitz statt Ragnitz zu lesen. Im vorigen Jahrhundert verheirathete sich Julius Ernst, Herr auf Schlammersdorf, Menzlas &c., mit Eva Katharine Marie, geborenen von Haberland auf Raiwitz und stiftete eine freiherrliche Linie.

Sechstes Kapitel.

Das Attentat des Grafen Orsini.

Im alten Griechenland und Rom galt, solange als daselbst das Recht der freien Gleichen herrschte, das heißt: solange das Volk von Griechenland und Rom in der Blüthezeit stand, die Ermordung eines Tyrannen für die höchste Bürgertugend. Trotz des Christenthums, welches die Duldung und das Ducken unter die Gewaltherrscher lehrte, finden sich auch in christlichen Staaten viele Beispiele, in denen das öffentliche Rechtsbewußtsein den Tyrannenmord als eine große, edle That verehrte. Derjenige, der es unternimmt, ein Volk von einem Tyrannen zu befreien, muß nicht nur durch Muth und Entschlossenheit, sondern auch durch persönlichen Opfersinn über die Menge hervorragen. Mißlingt sein Unternehmen, so büßt er gewöhnlich mit dem Leben, und sein Andenken wird von den feilen Werkzeugen der Tyrannei mit Koth beworfen, während der Tyrann von knechtischen Seelen beglückwünscht und hochgepriesen wird.

Der Tyrann Napoleon III. wurde mehrmals, während sich Frankreich unter seinen Füßen krümmte, aus der Welt zu schaffen gesucht. Die Attentäter waren jedoch keine Franzosen; denn die modernen französischen Republikaner sind nur an Massenerhebungen gewöhnt und besitzen darum die Eigenthümlichkeit, daß ihre Verschwörungen, wenn sie solche machen, die Volksrevolution und den Straßenkampf zum Zweck haben. Die Attentäter waren Italiener oder handelten doch im Interesse Italiens, indem sie durch Hinwegschaffung des verruchten Mannes, welcher Rom besetzt hielt, dem italienischen Volke die freie Selbstbestimmung zurückgeben wollten. Sie waren somit Nationalitäts-

prinzips-Republikaner und zwar direkt oder indirekt vom italienischen Verschwörer Joseph Mazzini aufgestiftet.

Die meisten Attentate gingen im Stillen ab und wurden durch die feige, feile Presse vertuscht und verschwiegen. So wurde Kelch, ein Abgesandter Mazzini's, zu Paris in einem Café der rue de Trancy nebst seinem Verbündeten Morelli durch geheime Polizei-Agenten verwundet, gefangen genommen und dann abgethan. In die Oeffentlichkeit drang von diesem Vorfalle nicht viel. Ebenso wurde Sinibaldi, als er zu Paris unter dem Namen Peters im Hôtel de Mirabeau (rue de la Paix) abgestiegen war, durch einen Mouchard verhaftet. Es verlautete, daß er im Mazas-Gefängnisse, wohin er gebracht worden war, vergiftet worden sei, während seitens der Polizei ausgesprengt wurde, er habe sich gehangen. Der Attentäter Morelli, der, um den Kaiser zu ermorden, in Calais erschienen war, wurde durch einen geheimen Polizei-Agenten erdolcht und in die Gironde geworfen: — angeblich hatte der Mann Selbstmord begangen!

Nur zwei Attentate machten viel von sich reden, weil sie in der Oeffentlichkeit geschahen. Der Polizei war es nicht gelungen, die Unternehmer derselben, ehe sie an die Ausführung gehen konnten, zu verhaften. Das war das Attentat Pianori's und jenes, welches sich an den Namen Orsini's knüpft.

Das erstere fiel im Jahre 1855 vor. Der Jaliener Pianori, seinem Geschäfte nach ein Schuhmacher, war von London nach Paris gekommen, hatte daselbst in der rue de la Galande sich einlogirt und machte sein Attentat am 28. April genannten Jahres auf das Leben Napoleon III. in den elysäischen Feldern vermittelst eines Revolvers. Als nämlich der Kaiser geritten kam, näherte sich Pianori ihm, gleich als ob er ihm eine Bittschrift überreichen wollte. Der Kaiser schien bereit, die Bittschrift in Empfang zu nehmen, als Pianori anstatt derselben aus seiner Tasche einen Revolver hervorlangte und mit selbigem drei Schüsse auf den Tyrannen abfeuerte. Da der Kaiser sofort beim Ansichtigwerden der Pistole dem Pferde die Sporen gab, und letzteres in Folge hiervon sich bäumte und Sprünge machte, so konnte Pianori, der obendrein vorher zu viel Absinth getrunken gehabt haben soll, nicht sicher zielen und traf nur mit dem einen Schusse den Hut des Kaisers. Der tapfere Italiener wurde auf der Stelle von den kaiserlichen Polizeischergen verhaftet, von den kaiserlichen Richtern zum Tode verurtheilt und von den kaiserlichen Henkern guillotinirt.

Die Kunde dieses Attentats drang auch nach Deutschland. Alsbald fanden sich einzige knechtische Seelen bereit, die Gelegenheit wahrzunehmen, um sich in der Gunst des Kaisers einzunisten. Unterm 6. Mai 1855 gratulirte ihm wegen glücklichen Entrinnens, welches in solchen Fällen gewöhnlich dem besondern Eingreifen der personifizirten sogenannten Vorsehung schuld gegeben wird, ein gewisser M. Geis aus Augsburg. Wenn nun ein solches dämonisches, Vorsehung genanntes Wesen vorhanden wäre, welches dergleichen Galgenvögel, wie den französischen Kaiser, unter seinen vorzüglichen Schutz nähme, müßte dasselbe der Erzfeind der Menschheit sein.

Aber Geis aus Augsburg stand mit seiner Gratulation nicht allein. Abgesehen davon, daß dem Kaiser die französischen großen Körperschaften, die oberen Behörden, die Minister, die fremden Gesandten und solche Personen, welche in monarchischen Staaten sich die Souveräne nennen, gratulirten, empfing er aus Deutschland von Privatpersonen gereimte Huldigungen. So besang ein gewisser Meyer aus Potsdam das Attentat vom 28. April und sandte sein Attentats-Gedicht am 4. Mai 1853 dem Kaiser zu. — Ebenso schickte ein gewisser E. Nonne aus Linz Huldigungsverse bezüglich des in Rede stehenden Attentates den 2. Mai 1855 ein. — Auch gratulirte der General Ludwig von Madroux zu Donauwörth.

Doch das meiste Aufsehen erregte das Orsini'sche Attentat, welches am 14. Januar 1858 vorfiel. Selbiges zog daher dem französischen Kaiser auch die meisten Gratulationen seitens knechtisch gesinnter Deutschen zu.

Ich will den Hergang kurz erzählen.

Als ich zu London im Exile lebte, langte daselbst 1857 ein italienischer Flüchtling an, welcher sich aus der Gefangenschaft, in die er wegen seiner Betheiligung an den italienischen Unabhängigkeitskämpfen gekommen, dadurch gerettet hatte, daß er einige hundert Fuß tief von einem Thurme der Festung Mantua hinab in den Festungsgraben gesprungen war. Dieser kühne Springer war ein feingebildeter, schöner junger Mann, ein Sprößling des alten römischen Geschlechtes Orsini. Er war Carbonaro gewesen und hatte an den Mazzini'schen Verschwörungen theilgenommen, war aber mit der Leitung des alten Giuseppe unzufrieden und suchte nach einer Gelegenheit, demselben zu zeigen, auf welche Weise man Verschwörungen betreiben müßte, wenn dieselben gelingen und wirksam sein sollten. Orsini hatte den Plan gefaßt, den französischen Kaiser, den Unterdrücker Roms und Italiens,

mit Bomben aus der Welt zu schaffen. Er fand einen Unterstützer seines Projektes an dem Londoner reichen Brauereibesitzer Allsop, der ein Grundstück für 3000 Pfund Sterling (20,000 Thaler) verkaufte, um Orsini mit dem nöthigen Gelde auszustatten. Zugleich verschaffte er ihm einen englischen Paß auf den Namen Allsop. Das Knallquecksilber, womit die Bomben geladen werden sollten, bereitete der französische Flüchtling Dr. Bernard. Die Bomben selbst wurden in einer englischen Eisengießerei angefertigt. Sie waren nicht rund, sondern bildeten Würfel von gleichen Seiten, welche mit pistons (Wärzchen) für die Aufsetzung von Zündhütchen versehen waren, dergestalt, daß sie losgehen mußten, wenn sie mit irgend einer ihrer Seiten auf harten Boden fielen. Diese Bomben wurden über Belgien nach Paris geschickt und passirten unbeanstandet die französische Gränze, weil sie für neue Gasometer deklarirt wurden. Zum Hauptmitausführer des Unternehmens hatte sich Orsini den Obersten Pierri gewählt, der früher in der algerischen Fremdenlegion gedient hatte und darauf aus Paris, wo er einige Zeit gewohnt hatte, polizeilich ausgewiesen worden war. Sonst fungirte bei dem Attentate Carlo di Rudio, der bis zum Jahre 1848 die Kadettenschule in Mailand besucht hatte und dann, nachdem er an den revolutionären Kämpfen Italiens theilgenommen, einige Jahre hindurch in dem Mazzinischen Carbonari-Bunde thätig gewesen war. Er war nach London ins Exil gekommen, hatte daselbst viel Noth gelitten und hatte sich mit einem englischen Mädchen, das ihm eine Tochter gebar, verheirathet. Ein vierter Verschworener, der das Attentat ausführen half, hieß Gomez. Derselbe war sehr unbedeutend und spielte den Bedienten Orsini's. Rudio, Pierri und Gomez reisten mit portugiesischen Pässen nach Paris, wo Orsini mit Gomez dasselbe Hôtel bezog, während Pierri sich mit Rudio zusammen einlogirte. Orsini, der unter dem englischen Namen Allsop in Paris lebte, hielt sich daselbst ein Reitpferd und machte in jeder Beziehung den reichen Kavalier: woher es denn kam, daß die Pariser Polizei, die damals unter der Leitung Pietri's stand, nichts Böses ahnte. Da die Verschworenen reichlich mit Geld versehen waren, warteten sie ruhig in Paris die günstige Gelegenheit ab. Diese bot sich dar am Abend des 14. Januar 1858, als der Kaiser nebst der Kaiserin in die Oper fuhr. Jeder der Verschworenen führte mindestens eine Bombe, einen Revolver und einen Dolch bei sich. Indeß wurde Pierri, als er in der Nähe des Ausführungsortes herumpromenirte, durch einen ihn wiedererkennenden Mouchard etwa eine halbe Stunde vor der Ausführung des Attentates verhaftet und ins Gefängniß abge-

führt, wo ihm seine Waffen abgenommen wurden. Somit blieb nur noch Orsini, Rudio und Gomez übrig. Selbige warfen bei der Annäherung des kaiserlichen Wagens ihre Bomben, tödteten mit den Bombensplittern ein Pferd dieses Wagens und verwundeten oder tödteten 132 Personen, welche fast alle zur geheimen Polizei gehörten und dem Kaiser auf seiner Fahrt: „Es lebe der Kaiser!“ zuzurufen gehabt hatten, trafen aber das Kaiserpaar nicht selber. Ebenso wenig konnten sie Gebrauch von ihren Revolvern und Dolchen machen, da bei den furchtbaren Bomben-Explosionen die den Kaiser bedeckenden Lanciers sofort herbeisprengten und den Wagen umringten. Die Detonation der ersten explodirenden Bombe hatte sofort die sämmtlichen in der Straße befindlichen Gaslaternen ausgelöscht. In der Dunkelheit und Verwirrung gelang es den Verschwörern zu entkommen. Orsini, von einem Bombensplitter verwundet, war in sein Hôtel zurückgekehrt, wo er noch am selbigen Abend verhaftet wurde, weil der ungeschickte und feige Gomez, der in einem Café von der Polizei arretirt worden war, gegen ihn ausgesagt hatte. Auf die Spur Rudio's, der mit Pierri zusammengewohnt hatte, half der Polizei die Arrestation des Letztern. Orsini und Pierri wurden guillotinirt. Gomez wurde zum Lohn für seinen Verrath freigelassen und über die französische Gränze nach Italien geschubt, während Graf Rudio ein halbes Jahr lang an eine Galeere geschmiedet und dann nach Cayenne, von wo er später entkam, transportirt wurde. Dem Anfertiger des Knallquecksilbers, Dr. Bernard, wurde in London der Prozeß gemacht; doch sprach ihn die englische Jury frei. Als der englische Premierminister Palmerston in Folge des Attentates den Versuch machte, durch ein Gesetz die englische Asylfreiheit zu beschränken, wurde er im Parlamente, welches durch die überall veranstalteten großen Meetings beeinflußt wurde, völlig geschlagen und mußte vom Amte zurücktreten. Auf Louis Bonaparte blieb das Attentat nicht ohne Eindruck. Er veröffentlichte einen angeblich von Orsini vor dessen Hinrichtung geschriebenen Brief, worin er ersucht wurde, sich zum Befreier und Beschützer Italiens aufzuwerfen, pflanzte das Nationalitäts-Prinzip als Leitstern seiner äußern Politik auf und unternahm im folgenden Jahre, indem er Italien von den Alpen bis zum adriatischen Meere freimachen zu wollen versprach, den Krieg gegen Oesterreich.

Im Orsini'schen Attentate hatte das Leben Louis Bonaparte's an einem Haar gehangen. Mit Schrecken legten sich die Ausbeuter des Volks in ganz Europa die Frage vor, was wohl entstanden wäre, wenn Orsini den französischen Tyrannen getödtet hätte. Die einfältigen

Fanatiker der Ruhe und Ordnung glaubten, daß in Europa sofort Alles darunter und darüber gehen müßte, wenn der französische Kaiser die rothe Revolution nicht mehr zurückhielte. Besonders dumm in dieser Beziehung waren die deutschen Ordnungs-Fanatiker, weil bei ihnen der angestammte knechtische Sinn zum beschränkten egoistischen Urtheil hinzutrat. Sie waren nicht im Entferntesten befähigt, das Orsini'sche Attentat als ein geschichtliches Symptom der im Anzuge begriffenen Emanzipation Italiens aufzufassen. Indeß würde man irren, wollte man annehmen, daß Diejenigen, welche dem französischen Kaiser ihre Freude über das Mißlingen des Attentates ausdrückten, dasselbe nicht als willkommene Gelegenheit betrachtet hätten, ihre kleine Persönlichkeit dem französischen Kaiser bemerklich machen zu können. Hatten deutsche Lakaien dem Staatsstreich, der kaiserlichen Thronbesteigung und Verheirathung, sowie der Geburt Lulu's Weihrauch gestreut, ebenso waren auch sofort deutsche Lakaien bei der Hand, als das Orsini'sche Attentat die Gelegenheit darbot, dem Schwindler und Verbrecher, welcher vorgeblich die Ordnung in ganz Europa schützte, zu gratuliren. Die Zahl der deutschen Gratulanten war, wie es sich denken läßt, keineswegs gering. Vielleicht fiel dem einen oder andern ein Orden der Ehrenlegion ins Knopfloch, vielleicht faßte vermittelst der Gratulation dieser oder jener einstweilen festen Fuß, um in späterer Zeit, wenn nicht auf der Stelle ein Vortheil zu erhaschen war, mit dem Kaiser ein Geschäft machen zu können.

Gleich nach dem Attentat übersandte seine Glückwünsche Dr. Fr. Amthor, Direktor der Handelsschule zu Gera. Selbiger hatte früher eine Handelsschule in Hildburghausen gehabt und sich immer durch national-liberales preußenthümliches Gefasel hervorzuthun bestrebt.

Louis Max von Auer, Kaplan im Wallfahrtsort St. Salvator, bei schwäbisch Gemünd an der Rems, übersandte am 20. Januar 1858 dem Kaiser eine Attentats-Jubelhymne, indem er demselben versicherte, daß seine Majestät bei der Reise nach Stuttgart sich die Sympathien des ganzen würtembergischen Landes erworben hätte und daß die in dem Gedichte ausgedrückten schweifwedlerischen Gesinnungen von den sämmtlichen Bewohnern Schwabens getheilt würden.

Unterm 18. Januar gratulirte G. Bier aus Berlin, Unteroffizier bei den Landwehr-Pionnieren; Tags vorher Joseph Böhner aus Magdeburg, ein pensionirter Lieutenant.*)

*) Im Artikel 130 des französischen Originals ist ein gewisser Block aus „Lessen in Preußen" (à Lessen, Prusse) verzeichnet. Wahrscheinlich durch das

Von einem in Sachsen liegenden Orte, Namens Bähringen, übermittelten ihre Glückwünsche drei dortige Einwohner. Diese Philister hießen Emil Eckelmann, Oskar Schoch und Kurt Trautmann. Aus ihrer Gratulation läßt sich schließen, was für einen Schrecken unter den Hinterwäldlern kleiner deutscher Nester die Orsini'sche Bombenwerferei verbreitete. Das Schreiben war vom 19. Januar datirt. Unter Nr. 1631 des französischen Originals ist Trautmann noch einmal und zwar einzeln aus dem Korrespondenz-Journal der Tuilerien angeführt. Als sein Wohnort wird alsdann nicht Bähringen, sondern Behringen in Sachsen bezeichnet.

F. G. Engel zu Bochum im preußischen Regierungsbezirke Arnsberg sandte am 24. Januar 1858 ein Attentats-Gedicht, nachdem er unterm 15. Oktober 1854 schon den französischen Marschall St.-Arnaud angesungen hatte!

Der Augsburger M. Geis, der drei Jahre vorher wegen des Mißlingens des Pianori'schen Attentates den Kaiser beglückwünscht hatte, beglückwünscht ihn auch wieder wegen des Mißlingens des Orsini'schen Attentates im Januar 1858. Ihm scheint dabei an klingender Münze gelegen gewesen zu sein; denn er gratulirt im folgenden Dezember dem Kaiser auch zum neuen Jahre.

Aus Arzbach, womit wahrscheinlich der gleichnamige Ort im „Kannenbäckerlande" am Westerwalde gemeint ist, übersandte ein gewisser Gung ein Beglückwünschungsschreiben unterm 18. Januar. Siehe weiter unten den Gratulanten Johann Jung. *)

Der Verlagsbuchhändler Hallberger zu Stuttgart, der dem Kaiser im April 1856 die „Vergleichenden Studien über die Heere" zugestellt hatte, übermittelte ihm unterm 2. Juli 1858 einen Artikel der „New-Yorker Kriminal-Zeitung" bezüglich des Orsini'schen Attentates.

Auch eine Berliner Witwe, Namens Hamel, gratulirte den 10. Februar. Zwei Tage vorher ging dem Kaiser ein Beglückwünschungs-

---

Orsini'sche Attentat dazu veranlaßt, erbot sich derselbe, dem Kaiser eine unbekannte Episode des Jahres 1807 bezüglich eines auf Napoleon I. gemachten Attentates mitzutheilen. Vielleicht ist dieses Lessen die auch unter dem Namen Lessines bekannte, in der Provinz Hennegau liegende belgische Stadt (an der Dender). Block würde somit nicht in unsere deutsche Gallerie gehören, sondern auf Rechnung der belgischen Wallonen zu schreiben sein.

*) Im französischen Original steht: à Arzbach (Bavière); demzufolge müßte auch ein Arzbach in Baiern liegen. Höchst wahrscheinlich ist ein und derselbe Name in Nr. 747 und Nr. 532 zweimal angeführt. Anstatt Gung ist Jung zu lesen.

schreiben aus Zutzendorf, einem Orte, dessen Lage nicht näher angegeben ist, von einem Deutschen Hanß zu.

Rosine Hartmann aus Koblenz benutzte das Orsini'sche Attentat zur ungeschminkten Bettelei. In dem Prozeß, welcher zu London gegen Dr. Bernard, den Anfertiger des Knallquecksilbers für die Orsini-Bomben, angestrengt worden war, hatte der Kaiser über einhundert Belastungszeugen geliefert. Unter diesen scheint sich die in Rede stehende Bittstellerin befunden zu haben. Denn sie schrieb später an Napoleon III., daß ihre gewissenhafte Zeugenaussage in der Sache bezüglich des Attentats vom 14. Januar sie daran verhindere, in London eine Stelle anzunehmen, weil daselbst ihr Leben bedroht sei. Aus diesem eitlen und lächerlichen Vorwande bat sie um eine Pension; das heißt mit andern Worten: sie bat um gute Bezahlung für ihre Zeugenaussage.

Heck, Stadtsekretär zu Düren (dem römischen Marcodurum) im preußischen Regierungsbezirke Aachen, gratulirte dem Kaiser sofort am 15. Januar, als die telegraphische Depesche mit der Nachricht vom Attentat eintraf.*)

Einen gewissen Hirschhorn im Flecken Brühl bei Köln brachte das Orsini'sche Attentat im April auf den Einfall, dem Kaiser zu schreiben, daß er ihm Enthüllungen machen wolle.

Höpner, Dr. medicinae zu Berlin und Sekonde-Lieutenant der Landwehr, gratulirte am 18. Januar. Irrthümlicherweise ist er im französischen Original zweimal angeführt. Nämlich unter Nummer 670 steht der Artikel:

Hoepner (Le docteur), médecin, second lieutenant dans la landwehr, à Berlin; adresse ses félicitations à l'empereur à l'occasion de l'attentat du 14 janvier 1858 (18 janvier).

Sodann folgt unter Nr. 709 die aus dem Korrespondenz-Journale der Tuilerien gezogene Notiz:

Hoepner, à Berlin; félicitations à l'occasion de l'attentat du 14 janvier (18 janvier 1858).

Johann Jung, Lehrer zu Arzbach im Nassauischen, gratulirte ebenfalls am 18. Januar. In dem ihn betreffenden Artikel gibt das

---

*) Dieser Heck findet sich irrthümlich im französischen Original noch einmal angeführt. Er figurirt dann unter dem falsch gelesenen Namen Ibeck. In Nr. 734 steht nämlich der Artikel: Ibeck à Duren (Prusse); félicitations à l'occasion de l'attentat du 14 janvier (15 janv. 1858). Diese zweite Notiz ist dem unleserlich geschriebenen Korrespondenz-Journale der Tuilerien entlehnt.

französische Original richtig an, daß Arzbach in Nassau liegt, während unter dem Namen Gung, der wohl Jung heißen soll, Arzbach nach Baiern verlegt ist.

Unter den weiteren Gratulanten ist ein gewisser Kröll genannt, der zu „Kolpen in Preußen" wohnen soll. Wahrscheinlich ist Stolpen anstatt Kolpen zu lesen; aber dieser Ort liegt in Sachsen.

Ferner gratulirte ein baierischer Hypotheken-Beamter, Namens Lang, wohnhaft zu Weißenhorn in der dem gräflichen Hause Fugger gehörenden Herrschaft Kirchberg-Weißenhorn.

Aus dem vier Stunden von Leipzig entfernten sächsischen Landstädtchen Zwenkau ging dem französischen Kaiser eine Gratulation seitens eines gewissen Lehmann am 19. Februar zu. Im französischen Original steht Zwenskau.

Sonst finden sich als Gratulanten verzeichnet: Löffler zu Schweinitz (im preußischen Regierungsbezirke Magdeburg oder in Böhmen?); — Löwenstein zu Frankfurt am Main; — S. Moser, der Vorsteher der israelitischen Gemeinde zu Frechen, einem bei Köln am Rhein liegenden, früher zum Herzogthum Jülich gehörigen Dorfe.

Der General Ludwig von Madroux zu Donauwörth, der schon wegen des Mißlingens des Pianori-Attentats dem Kaiser seine Glückwünsche dargebracht hatte, gratulirte auch in Betreff des Mißerfolgs Orsini's. Dieser Gamaschenknopf war dem Hause des Kaisers und der Königin Hortense auf der Reise nach Italien attachirt gewesen. Sein Tod erfolgte 1865 und wurde von seinem Sohne Max, einem zu Ansbach stationirten baierischen Kavallerie-Hauptmann, alsdann dem Kaiser gemeldet. Louise von Madroux, wohnhaft zu Donauwörth, bettelte im letztgenannten Jahre den Kaiser um eine Unterstützung an. Die Bettelei war also der Hintergrund der Attentats-Gratulation. *)

---

*) In Nr. 1055 rechnet das französische Original mit Unrecht auch einen Polen, Namens Stanislaus Michalsky, unter die deutschen Bettler, weil derselbe unter preußischem Szepter als Volksschullehrer zu Dobrzyca in Posen lebte. Er gratulirte am 16. Januar und war ein Verwandter des Londoner Tabakshändler Michalsky. Der Posener Schullehrer Michalsky gratulirte, wie es scheint, hauptsächlich deßhalb, um dem Kaiser mittheilen zu können, daß er derjenige Michalsky sei, der für ihn während seiner Anwesenheit in London die Zigarretten im dortigen Michalsky'schen Geschäfte angefertigt habe. Vielleicht wünschte er hierfür nachträglich den Orden der Ehrenlegion zu erhalten. Ueber die schulmeisterliche Naïvetät, dem französischen Kaiser eine solche Mittheilung zu machen, brauchen wir kein Wort zu verlieren.

Ein gewisser Meyer zu Ansbach drechselte ein Attentats-Gedicht und unterließ natürlich nicht, dasselbe brühwarm dem französischen Kaiser einzuschicken. Wie sang doch Heinrich Heine?

Im Land der Eichen und der Linden
Wird sicher sich kein Brutus finden.
— — — — — — — — —
Deutschland, die fromme Kinderstube,
Ist keine römische Mördergrube.

Der Bürgermeister des sächsischen Städtchens Mitweida glaubte gleichfalls die günstige Gelegenheit, sich dem auf dem französischen Kaiserthron sitzenden Schwindler und Mörder bemerklich zu machen, nicht entschlüpfen lassen zu dürfen. Er gratulirte den 22. Januar. Im französischen Original ist fälschlich die Stadt Mitweida nach Preußen (Prusse) verlegt.

Unter den kaiserlichen Bettlern sind vor allen andern die Baiern zahlreich vertreten. Das kommt daher, weil theils die Pfaffen Louis Bonaparte als den Beschützer des römischen Oberpriesters und des allein selig machenden Glaubens unaufhörlich dem Volke priesen, theils Louis Bonaparte das Augsburger Gymnasium besucht hatte und daher von den beschränkten Leuten wie ein halber Landsmann, der in Frankreich sein Glück gemacht hatte, verehrt wurde. Besonders vermeinten die alten Mitschüler des Kaisers ein Anrecht auf Begünstigung und Theilnahme zu haben. Es kann daher nicht auffallen, daß jetzt, als das Orsini'sche Attentat vorgefallen war, ein solcher alter Mitschüler, Namens Aloïs Prazer, der ein Regierungs-Beamter zu Ansbach war, dem Kaiser mit Glückwünschen aufwartete (18. Januar). — Kaspar Ursprung, ein Polizei-Offiziant zu Augsburg, der ebenfalls ein alter Mitschüler des Kaisers war, besann sich, ehe er gratulirte, bis zum 15. Februar.

Von einem Würtemberger, der Reiching heißt, liegt ebenfalls eine Gratulation, d. d. 15. Februar, vor. Als sein Wohnort ist Groß-Eislingen im französischen Original genannt; wahrscheinlich eine falsche Lesart für Eßlingen.

Neß zu Ems erbietet sich den 18. Juni, dem Kaiser Enthüllungen zu machen.

Rettich in Bamberg und Joseph Schiesl, ein Gerichtsassessor zu Witterau (?) in Baiern, faßten ihre Begeisterung über die Rettung Bonaparte's in Reime. Jedoch ist nicht gemeldet, ob sie für ihre Mühe belohnt wurden.

Zu den Beglückwünschern gehörte auch der oben erwähnte Nürnberger Kupferstecher Sauter, der sich unter die Gelehrten und berühmten Patrioten des neuen deutschen Reiches zählt.

Ein zu Rastenburg im preußischen Regierungsbezirke Königsberg wohnhafter Gratulant ist mit dem schönen, aber jüdisch klingenden Namen J. G. Rosenthal geschmückt. Wir weisen auf diesen jüdischen Namensklang deßhalb hin, weil der Betreffende, wenn er ein Sohn Abrahams wäre, zufolge dem Nationalitäts-Prinzip nicht unter den bettelhaften Nachkommen des Arminius angeführt sein dürfte. Das französische Original führt um ihrer deutschen Abstammung willen Bettler an, die in Frankreich, England, Amerika, Italien u. s. w. wohnen. Es ist daher inkonsequent, in Deutschland lebende Juden, Engländer, Franzosen, Italiener und Polen mit unter den Deutschen anzuführen. Aber die Nationalitäten-Lehre ist überhaupt ganz widerspruchsvoll!

Der Bürgermeister vom nassauischen Städtchen Flörsheim dachte, wie sein oben erwähnter Mitweidaer Kollege, „klug und weise“ zu sein, wenn er als würdige Magistrats-Person jetzt dem französischen Kaiser durch eine Gratulation Notiz von seiner Existenz gab. Der gravitätische Mann hieß Franz Anton Schleidt, und die Stadt, welche unter seinem Szepter stand, liegt in der Nähe von Hochheim.

Ferner gratulirte ein gewisser Schmiedeknecht zu Blankenburg. Die Lage dieses Orts ist nicht näher bezeichnet. Städte des fraglichen Namens gibt es im Herzogthum Braunschweig (am Harz), im Fürstenthum Schwarzburg-Rudolstadt (auf dem Thüringer Walde), sowie im Großherzogthum Oldenburg.

Aus Breslau gratulirte in Reimen ein Handelsmann oder Kaufmann, Namens Scholz, am 25. Januar.

Sodann ist ein gewisser Sittenthal, der in dem verdächtig klingenden Orte Welsaad wohnen soll, aus dem Korrespondenz-Journal der Tuilerien angeführt.

Ein Gratulant, Julius Sesselberg genannt, ist wohnhaft nicht in Deutschland, sondern in Paris. Er muß sich dort in reaktionären Kreisen bewegt haben, wofern er seine gratulatorische Gesinnung nicht etwa aus Deutschland nach Frankreich importirt hatte.

Von einem andern Gratulanten, der „Steiger-Beler“ heißt, wird „Altstätten“ als Wohnort angeführt. Wahrscheinlich ist der badische Ort Altstetten, südlich vom Bodensee, gemeint. — Von einem bei

Bremen wohnhaften Gratulanten, Namens Wendel, wird im französischen Texte als Wohnort Arstein oder Arsten (?) bezeichnet.

Endlich schickten noch Gratulationsschreiben: Gustav Wolff, wohnhaft in Posen, und ein anderer Jude, ebenfalls Namens Wolff, Letzterer wohnhaft zu Schweidnitz im preußischen Regierungsbezirke Breslau, sowie ein gewisser August Wülfinghoff aus der alten Hansestadt Soest in Westphalen.

Hiermit schließt die Reihe der Attentats-Gratulanten ab. Wir fügen an sie diejenige der übrigen dieser Periode angehörigen Tuilerien-Klienten.

Im Januar 1858 verweilte in Paris ein Deutscher, welcher Adolph Dussel hieß. Derselbe reichte ein Gedicht ein, indem er schriftlich versicherte, daß ihm sein armes Herz weder Ruhe noch Rast gelassen habe, bis das beifolgende Gedicht von ihm niedergeschrieben worden sei. Sein Herzensgruß bestand in deutschen Reimen und führte die Ueberschrift: „Die schönste Blüthe Frankreichs.“ Dem Inhalt nach jedoch hätten die Verse der schönste Glücksstern Frankreichs überschrieben sein müssen. Der Inhalt des sonderbaren Carmens wird uns im französischen Original übersetzt mitgetheilt, wie folgt:

FRANÇAIS! — Un grand bonheur vous est advenu.
Un bonheur d'un haut prix inestimable!
Nul autre peuple n'en a de tel ici-bas;
C'est un présent que le ciel vous réservait.

De lointains pays le voilà venu;
Fier, il s'est vaillamment frayé le sentier;
C'est une Etoile-de-bonheur, une lumière —
Plus lumineuse que le diamant.

Suivez cette étoile dans tous les chemins,
Sans hésiter, toujours plus loin, encore, en avant!
Du ciel sur vous elle attire la bénédiction
Et vous garantit une port assuré.

De cet astre dois-je maintenant vous apprendre le nom?
C'est le couple souverain assis sur le trône de France.
Long-temps puisse-t-il vivre encore! Amen.
Vive Eugènie et Napoléon!

Demnach würde das Gedicht, wenn man vorstehenden Inhalt in deutsche Reime zurück übersetzt, etwa so gelautet haben:

Die schönste Blüthe Frankreichs.

Franzosen!
Ein großes Glück ward euch beschieden
Von hohem unschätzbaren Werth,
Kein andres Volk hat das hienieden,
Was euch der Himmel selbst bescheert.

Es kam zu euch aus fernen Landen,
Stolz hat's den tapfern Weg gebahnt,
Ein heller Glücksstern ist erstanden,
Lichtvoller als der Diamant.

Folgt diesem Stern auf allen Wegen
Ohn' Unterlaß und immerfort,
Er bringt auf euch des Himmels Segen,
Verbürgt euch einen sichern Port.

Wie heißt von diesem Stern der Namen?
Das Herrscherpaar auf eurem Thron
(Mög' es noch lange leben! Amen! — :)
Eugenie und Napoleon!

Eine Kabinetsnote enthält die Bemerkung: „Die Verse sind sehr gut.“ — Sie zeigt, daß die hündische Schmeichelei gefallen hatte. Wahrscheinlich waren sonst gewöhnlich die Verse der von Deutschland kommenden Reimereien sehr schlecht. Die betreffende Note läßt nicht zweifeln, daß der Dichter Dussel gut belohnt worden ist.

Am 7. August 1858 huldigte Arnold aus Bremen dem Tuilerien-Verbrecher mit seiner „Biographie des Kaisers.“

Bachmann in der sächsischen Fabrikstadt Chemnitz bittet inständig, daß doch ein von ihm an den Kaiser geschicktes Packet, welches ihm zurückgeschickt worden ist, angenommen werden möge (20. April 1858).

Berthold zu Breslau bittet unterm 1. März um Ertheilung der Autorisation, dem Kaiser eine Widmung machen zu dürfen. *)

Brunckow zu Berlin schickt ein Modell zu einem nicht namhaft gemachten Monumente ein (24. Juni).

Cihlaer zu Weiskirchen in Hessen offerirt einen Brief des ersten Konsuls Bonaparte (28. September). **)

Franz Arnold Cöllen zu Berlin bittet im September um die Vergünstigung, seine Gedichte, welche den Titel: „Wilde Blumen“

*) Wo wir keine Jahreszahl angeben, ist bis zum Schluß des gegenwärtigen Kapitels das Jahr 1858 zu verstehen.

**) Diese aus dem unleserlich geschriebenen Korrespondenz-Journale der ..ezogene Notiz enthält vermuthlich unrichtige Eigennamen.

führen, dem Kaiser zustellen zu dürfen. Später bietet er von Bonn aus seine „Reisen und Dichtungen" in speichelleckerischen Ausdrücken an.

Dem Kölner Bürgermeister läßt der Kaiser auf ein desfallsiges Gesuch antworten, daß er ihm kein Exemplar von der in der kaiserlichen Druckerei gedruckten „Nachfolge Jesu Christi" schicken kann, weil bereits die ganze Auflage vergriffen sei. Es ist nicht angegeben, ob der Vater der Stadt Köln das erbetene Exemplar für sich oder für seine Stadt zu haben wünschte.

Fery zu Bensheim im Großherzogthum Hessen gratulirt am 23. Dezember zum neuen Jahre.

Zum neuen Jahre wünsch' ich Glück:
Mir fehlt ein Zwanzigfrankenstück.

Der Baron von Göler zu Karlsruhe huldigt dem Kaiser mit einem Werke über die „Feldzüge Cäsars in Gallien" (1858 und 1860). Unter den verschiedenen Freiherren von Göler, welche Klienten des französischen Kaisers waren, ist hier aus der Fritzischen Linie und zwar aus der Josephischen Branche wahrscheinlich Ludwig Gustav August Joseph Freiherr Göler von Ravensburg, geboren den 9. Juni 1819 zu Karlsruhe, zu verstehen. Dieser Sprößling eines sehr alten Adelsgeschlechts war Grundherr zu Sulzfeld, Vogtherr zu Daisbach, großherzoglich badischer Hauptmann im ersten Leibgrenadier-Regiment und Mitglied der uralten adeligen Gesellschaft des Hauses Frauenstein zu Frankfurt am Main. Er hatte sich am 4. November 1845 mit Luise Charlotte Hermine, der einzigen Tochter des würtembergischen Oberhofmeisters Heinrich August Julius Eduard von Oetinger und der Sophie Konstanze Johanne Luise, geborenen von Mollenbec, verheirathet. Seine Frau war am 20. November 1824 zu Sulz a. N. geboren.

Hessel zu Offenburg in Baden bietet am 18. November dem Kaiser eine Orgel an. Wahrscheinlich ist es die nämliche, mit Blas-Instrumenten versehene Orgel, welche 1862 auf der Londoner Industrie-Ausstellung zu sehen war.*)

Kämpf zu Krossen in Preußen reklamirt unterm 21. April die Bezahlung eines Auftrags aus dem Jahre 1806. Im französischen Texte ist als sein Wohnort Grossem (Prusse) angegeben. Wahrschein-

*) Unter Nr. 555 des französischen Originals findet sich aus dem Korrespondenz-Journal ein gewisser Hall aus Knockholt, welcher um eine Subskription für die Reparation seiner Kirche bittet, angeführt. Derselbe gehört nicht in die deutsche Gallerie; denn er ist ein Engländer.

lich ist im Korrespondenz-Journale der Tuilerien Crossen undeutlich geschrieben gewesen. Uebrigens giebt es in Preußen mehrere Orte, welche Krossen heißen. So z. B. liegt ein Marktflecken Krossen, der nur wenig bekannt ist, in der Nähe von Zeitz.

Kuhnau zu Neu-Ruppin in dem preußischen Regierungsbezirk Potsdam bietet unterm 21. Februar dem Kaiser einen Rosenkranz an.

Louis von Laer, Premier-Lieutenant und Polizei-Kommissär zu Düsseldorf, reklamirt, indem er sich auf eine Empfehlung der Großherzogin von Baden stützt, die Auszahlung der Pension eines gewissen Andreas Ströder aus dem Herzogthum Nassau, der 1812 im Dienste Frankreichs verwundet worden war: — eine Pension, wovon Louis von Laer der Cessionär zu sein behauptet.

Langer zu Leipzig huldigt dem Kaiser am 15. April mit einem Buche.

Lobeck zu Elberfeld überschickt unterm 28. April ein Gedicht zur Verherrlichung des auf den 20. April gefallenen kaiserlichen Geburtstags.

Meißner, damals in Paris anwesend, huldigt dem Kaiser mit deutschen „Dichtungen" unterm 18. Mai. (Der Betreffende scheint damals die Pariser Bibliotheken behufs Anfertigung eines geschichtlichen Werkes über einen Gegenstand aus der Zeit der ersten französischen Revolution durchsucht zu haben. Seine Verbindung mit dem Kaiser liefert uns die Erklärung, warum er den Robespierre, Danton, Marat und andere Männer der großen Revolutionszeit so geschmäht und in den Koth gezerrt hat. Im Französischen steht irrthümlich Meisner.)

Der Freiherr Karl von Mentzingen, ein würtembergischer Oberst, der im Feldzuge Napoleon's I. gegen Rußland verwundet worden ist, bittet um die Verleihung der St.-Helena-Medaille.

Müller zu Wittmund im alten Harlinger Lande (Hannover) bietet dem Kaiser ein Rezept gegen die häutige Bräune an (20. Mai).

Neihs in Herlisheim (wahrscheinlich in Kurhessen liegend)*) bietet dem Kaiser unterm 3. April Körbe an. Im französischen Text ist hinter corbeilles (Körbe) ein Fragezeichen gesetzt. Indeß hat ein solches Angebot insofern nichts Auffälliges, als dem französischen Kaiser von

---

*) Wir vermuthen dieß, weil in Kurhessen Orte mit ähnlichem Namen liegen; zum Beispiel: Herleshausen. An einem andern Orte der Tuilerienbriefe (s. oben S. 67) steht „Herbitzeim in Baiern." Dort bittet unterm 23. Februar 1853 Peter Fuchs um eine Unterstützung. Vielleicht ist Neihs für diesen Korbmacher Fuchs eine falsche Lesart, entstanden durch die schlechte Handschrift des Korrespondenz-Journals der Tuilerien. Sollte Herbitzeim vielleicht einer der beiden Orte Herbolzheim in Baden sein?

andern deutschen Industriellen ähnliche Angebote, wie z. B. von Fruchtmessern, Taschentüchern und dergleichen, gemacht wurden.

Overlack in Köln bittet am 15. Januar um einen Konsulposten.

Padewet (?) in Karlsruhe offerirt unterm 26. April eine Harfe der Königin Hortense.

Reiser zu Speier verlangt für einen gewissen Mundler „die Dekoration“ (18. März).

Der schon oben erwähnte Rogge in Schwerin fleht um die Vergünstigung, seine Werke dem Kaiser persönlich offeriren zu dürfen (28. Oktober).

Ein in England lebender Polizeispitzel (Dr. Rode, damals wohnhaft in Liverpool), der in den Tuilerien-Briefen den Pseudonym H. D. Rolfs führt, schreibt unterm 25. September an den Kaiser, daß seit der ihm (dem Kaiser) durch den Obersten Seiler übersandten Mittheilung bezüglich eines Gesprächs, welches von zwei Individuen in St.-James-Park geführt worden sei, er (Rolfs) vergebens vier Briefe geschrieben habe, um vom Kaiser eine Antwort zu erlangen, und daß er ebenso vergeblich verschiedene Original-Briefe des Herzogs von Augustenburg und des Fürsten von Princkenau zurückgefordert habe, Briefe, welche er eingesandt gehabt hätte, damit dieselben als Zeugnisse zu seinem Gunsten dienten. Rolfs theilt ferner mit, daß er die beiden fraglichen Individuen, deren Unterhaltung von ihm berichtet worden war, nicht wieder getroffen, aber neue Aufschlüsse erhalten hat. Er kündigt die bevorstehende Veröffentlichung eines Werkes an, welches den Titel: „Fürstenspiegel“ führen und ein gefährliches Buch sein wird. Indeß glaubt er, daß der Verfasser sich leicht bewegen lassen wird, sein Manuskript zu verkaufen. Sodann macht Rolfs auf mehrere zu London erscheinende Journale aufmerksam, die nach seiner Ansicht in den letzten Zügen liegen und darum sich billig kaufen lassen. Diese Journale heißen: „Die Deutsche Zeitung“; — „Die Neue Zeit“; — „La Tamise“ und — „La Presse de Londres“. Schließlich ersucht er den Kaiser um eine Audienz und um 2500 Franken.*) — — Eine mit dem Roth-

---

*) Rode, alias Rolf, hatte in London, wohin er von Liverpool aus öfters kam, erfahren, daß ein deutscher Flüchtling mit dem Plane sich trug, einen solchen „Fürstenspiegel“, eine Nachahmung des Macchiavelli'schen Buches Il Principe, erst noch zu schreiben. Das Manuskript des Buches, das der Spion kaufen zu wollen vorschlägt, war also noch gar nicht vorhanden. Rolf sucht nur vom Kaiser Geld herauszuschwindeln. — Was die genannten Zeitungen anbetrifft, so befand sich die „Deutsche Zeitung“ im September 1858 in den Händen eines gewissen Ermani; sie

stift gemachte Note: „And.“, soll wahrscheinlich Audience (Audienz) bedeuten und scheint anzuzeigen, daß dem Spione die erbetene Audienz bewilligt wurde.

Dr. von Schelhaß, Regierungsrath im bairischen Unterfranken, wohnhaft zu Würzburg, suchte mit dem französischen Kaiser ein vortheilhaftes Geschäft zu machen, indem er demselben den Ankauf eines alten Dampfbootes unterm 2. Dezember 1858 vorschlug. Herr v. Schelhaß führte nämlich den Vorsitz in einer Kommission, welche mit dem Verkauf des Materials der Würzburger Dampfschifffahrts-Verwaltung beauftragt war. Unter diesem Material befand sich das Boot, welches die Asche Napoleon's I. von Havre nach Paris gebracht hatte. Der Kommissions-Vorsitzende v. Schelhaß schrieb nun an den Kaiser Folgendes:

„Bewogen durch das Gefühl tiefster Verehrung für das Andenken des großen Kaisers Napoleon I. und im Vertrauen auf die Weisheit eurer Majestät, nehme ich mir die ehrfurchtsvolle Freiheit, an allerhöchdieselben dieses Gesuch zu richten, welches bezweckt, einen heiligen Gegenstand nicht in unwürdige Hände fallen zu lassen. Hierbei, Sire, hege ich die Ueberzeugung, den Wünschen eurer Majestät zuvorzukommen und gleichzeitig eine Pflicht zu erfüllen.... Dieses Boot ist in Folge einer gründlichen Reparation, welcher es unterworfen worden ist, gegenwärtig im Zustande der Vollkommenheit. Von seinem Geldwerthe will ich nicht sprechen; selbiger ist Nichts im Vergleich zu seinem geschichtlichen Werthe.... In dieser meiner Eigenschaft (als Vorsitzender der Kommission), Sire, und durchdrungen von Bewunderung bezüglich der weisen Maßregeln, welche eure Majestät im Interesse der französischen Nation, sowie in demjenigen des europäischen Friedens (sic!) ergriffen haben, betrachte ich es als eine heilige Pflicht, bei eurer Majestät anzufragen, ob allerhöchstdieselben gesonnen sind, als einen Theil der an die Geschichte des Onkels eurer Majestät, Napoleon's I., sich knüpfenden Gesammtbeziehungen dieses Boot zu erwerben...“

Nachdem der Regierungsrath Dr. von Schelhaß unterm 20. Dezember noch einen zweiten Brief im gleichen Sinne geschrieben hatte, ertheilte ihm der Kaiser eine dankende, aber ablehnende Antwort.

---

war vom Wiener Flüchtlinge Siegmund Engländer und vom ungarischen Flüchtlinge Zerffi gegründet worden; eine Zeitlang (vom November 1857 bis März 1858) wurde sie von mir redigirt. — Die „Neue Zeit“ war von mir und vom Elberfelder Flüchtling Hillmann ins Leben gerufen worden. Im September 1858 befand sie sich in den Händen des Kasseler Flüchtlings Friedrich Zinn, für den Edgar Bauer Artikel schrieb. — Die beiden französischen Zeitungen wurden von Franzosen redigirt.

Darauf richtete Dr. von Schelhaß an den Kabinets-Chef unterm 7. April des folgenden Jahres nachstehendes charakteristische Schreiben:

„Mein Herr! Ich kann nicht umhin, Ihnen zu sagen, wie sehr ich davon gerührt bin, daß seine Majestät der Kaiser mir seine Zufriedenheit darüber ausgedrückt haben, weil ich mir die Freiheit genommen hatte, mich an allerhöchstihn zu wenden. Gleichwohl quält mich eine Befürchtung. Seine Majestät haben mir durch Ihre Vermittelung zu wissen gethan, daß allerhöchstdieselben nicht das Boot kaufen wollten, aber doch sich darüber befriedigt fühlten, weil ich jenen Vorschlag machte. In meiner Eigenschaft als königlicher Kommissär für die Liquidirung der Gesellschaft und als Regierungsrath sollte ich geglaubt haben, daß seine Majestät die Ausdrücke des allerhöchsten Wohlwollens auf dem Wege meines Münchener Ministeriums hätten an mich gelangen lassen: was mir von großer Wichtigkeit für meine zukünftige Carrière gewesen wäre und zugleich den wirksamsten Beweis geliefert hätte, daß seine Majestät wirklich die Aufrichtigkeit meiner Ergebenheit gegen allerhöchstdieselben anerkannt haben... Wollen Sie darum, mein Herr, mein qualvolles Gewissen beruhigen, indem Sie an das Ministerium der äußeren Angelegenheiten zu München die Ausdrücke richten, welche seine Majestät der Kaiser Ihnen an mich aufzutragen geruht haben. Hierdurch werden Sie den größten Dienst erweisen, der jemals einem Menschen gethan worden ist, und ich werde alsdann das Bewußtsein haben, daß ich seiner Majestät dem Kaiser nicht mißfallen habe....“

Scherer, ein Blinder, damals wohnhaft zu Weimar, bittet unterm 13. Dezember den Kaiser um eine Anstellung. (Scherer war auf einem bairischen Dorfe geboren und hatte durch eine Krankheit sein Augenlicht im zarten Alter von anderthalb Jahren verloren. Sein Vater war ein armer Maurer gewesen. Der blinde Knabe hatte die Dorfschule besucht. Wegen seiner großen Anlagen hatten sich vermögende Leute seiner angenommen und ihn studiren lassen. Er reiste in verschiedenen Theilen Deutschlands herum, wo er hauptsächlich Vorträge über die Lage der Blinden, z. B. über die Ehe der Blinden, den Blindenunterricht u. s. w., hielt. Unter Anderm lebte er auch eine Zeitlang in Leipzig, wo er in freundschaftlichem Verkehr mit Müller von der Werra, dem Schmeichler Louis Napoleon's, stand. Eines Tages hörte er im Hôtel de Saxe mit an, wie der Leipziger Professor Bock seinen Freund Müller von der Werra dafür ausschalt, daß dieser sich durch seine Schmeichelei eine goldene Schnupftabaksdose vom fran-

zösischen Kaiser verdient hatte. Bei dieser Gelegenheit sagte Professor Bock, indem er den Nagel auf den Kopf traf, zu Scherer: „Da Sie mit dem Kerle (Müller von der Werra) umgehen, sind Sie wohl auch ein solcher Sch —". — Im Jahre 1862 hatte Scherer in Altona ein Blinden-Institut, mußte dasselbe aber im folgenden Jahre aufgeben. Wohin er alsdann gekommen und was aus ihm geworden ist, das ist mir unbekannt. Er hat mehrere Schriften über die Blinden veröffentlicht.

Schmid zu Rheineck im preußischen Regierungsbezirke Koblenz offerirt ein Reitzeug oder Kutschgeschirr (harnais), welches der Königin Hortense gehört hat. (11. Dezember.)

Spingler in Stuttgart bietet eine elfenbeinerne Medaille an, auf welcher sich das Bild des Kaisers nebst den Bildern von zwei andern „Souveränen" befindet (30. Juni). Am ersten Oktober wiederholt er die mit der Uebersendung der fraglichen Medaille verbundene Forderung.

Herr von Steiner zu Seligenstadt im Großherzogthum Hessen wiederholt am 17. Mai seine schon vor drei Jahren vorgebrachte Bitte um die Erlaubniß, dem Kaiser mit seinen Werken huldigen zu dürfen. Er wiederholt diese Bitte noch zweimal im folgenden Jahre (am 23. Februar und 31. Dezember 1859).

Tunner (Turner?) zu Graz im Herzogthume Steiermark offerirt ein Porträt von „Madame Mutter" am 18. Februar. Im französischen Text steht: Gratz (Autriche).

Ein gewisser Wagner, als dessen Wohnort im französischen Texte Frauenbiburg, Bavière (Frauenbiburg, Baiern) angegeben ist, ersucht den Kaiser um die Autorisation, demselben ein Werk widmen zu dürfen (29. Mai).

Herr von Weinland zu Mergentheim im würtembergischen Jagstkreise huldigt dem Kaiser mit einer Broschüre über den Maisbau am 14. August.

Wennberg und Weber aus Berlin bieten dem Kaiser einen merkwürdigen (curieuse) Stein an (24. April).

Wicht zu Löwenberg im preußischen Regierungsbezirke Liegnitz bittet um die Erlaubniß, dem Kaiser eine Widmung machen zu dürfen (18. September).

Eduard Willmann, badischer Hofgraveur, Ritter des preußischen rothen Adlerordens, bittet den Kaiser, daß derselbe geruhen möge, sich mit einem von Willmann angefertigten Kupferstiche, welcher

die Stadt Heidelberg darstellt, huldigen zu lassen. Diesem Kupferstiche fügt der Bittsteller die französische Uebersetzung eines von Alexander von Humboldt geschriebenen Briefes bei, in welchem dem Hofgraveur unter vielen Lobeserhebungen angekündigt wird, daß der König von Preußen zur Belohnung für eine so glänzende Kunstleistung Willmann soeben zum Ritter des rothen Adlerordens ernannt hat. — Der Kaiser ernannte indeß Willmann nicht zum Ritter der Ehrenlegion, sondern ließ ihm einfach danken.

Wir wollen nun den gemeinen Haufen der unverkappten Bettelleute betrachten.

Einfach um Unterstützung bitten:

Faber zu Dambach in Baiern; Fetter in Eßlingen; Fixher (soll wohl Fischer heißen?) zu Klappstein (?) in Preußen; Heinrich Friedel zu Ranzenthal (?) in Baiern erhält 50 Franken; ein gewisser Goldschmidt in einem Orte, der Struth heißen und in Hessen oder Preußen liegen soll, bettelt im Februar; ferner sind als Bettler zu erwähnen: Frau Höllerer zu Stuttgart, Tochter eines Augsburger Professors;*) Köpcke zu Berlin; Marie Kramer zu Eppishausen in den Besitzungen des bairischen Grafen Fugger-Kirchheim; Lutz zu Obenheim (wo liegend?); Machtner in einem preußischen Orte, der „Tonnenburg“ oder „Tonnenbuhr“ heißen soll; Michel zu Illighausen (?) verlangte ein Darlehen, bestehend in 500 Franken; Rinkenberger zu Wachtersbach in Hessen; Witwe Rock zu Essen; Schermeyer zu Altendorf oder Altendorn (wo liegend?); Schmitt zu Berlin bittet um eine Belohnung (wofür?); Schmager, wohnhaft in einem preußischen Orte, der „Valme“ heißt; Stolpe zu Berlin; Strauß zu Festenberg in Preußen (bittet um eine Unterstützung für seinen Bruder); Wiemann zu Hamm, der alten Hansestadt.

Schließlich wollen wir die verschiedenen Betteleien der Baronin Olga von Wessenberg anführen. Die Reichsfreiherren von Wessenberg haben am 16. August 1681 ihren Namen und ihr Wappen mit den Herren von Ampringen vereinigt und besitzen in Baden die Herrschaften Feldkirch und Fuhrenthal, sowie in Böhmen die Herrschaft Diettenitz. Der Reichsfreiherr Philipp Heinrich von Wessenberg-Am-

*) Als Bettlerin ist im französischen Text auch Witwe Kästner aus Lemberg angeführt. Selbige bittet um Unterstützung am 4. Februar. Lemberg gehört als Hauptstadt Galizien's bekanntlich nicht zu Deutschland. Der deutsch klingende Name ist nicht entscheidend.

pringen, geboren 1837, war zur Zeit, welche hier in Betracht kommt, kaiserlich königlicher Lieutenant im österreichischen siebenten Uhlanen-Regiment Erzherzog Karl Ludwig. Unsere Bettlerin Olga ist seine Schwester und im Jahre 1836 geboren. Selbige befand sich zu Paris, wie es scheint, fortwährend im Pech und rief im Juni 1858 die gnädige Hand des Tuilerien-Mannes an. Dieser bewilligte ihr eine milde Gabe, bestehend in der beträchtlichen Summe von 1000 Franken. — Hierauf kam sie mit einer neuen Bettelei am 16. August 1861. — Ferner schrieb sie an den Kabinets-Chef im März 1863 folgenden von Bettelstolz erfüllten Brief:

„.... Meine Familie hat lange Zeit hindurch den Prinzen Louis Napoleon im Schloß von Arenenberg gekannt. Mein Großvater, ein österreichischer Staatsminister*), und mein Großonkel,**) General-Vikar zu Konstanz, liebte ihn sehr; unter den Auspizien derselben und ermuthigt durch die pietätvolle Erinnerung an dieselben habe ich 1860 bei seiner Majestät um eine Audienz gefleht und selbige bewilligt erhalten, und bei dieser Audienz haben mir seine Majestät gesagt: Ich werde Sie nicht vergessen.***) Der Brief, welchen Sie mir unterm 7. September 1862 auf allerhöchsten Befehl geschrieben haben, versichert mich zwar dessen; allein die mittlerweile verstreichende Zeit nebst den großen Beschäftigungen des Kaisers bewirken, daß ich mir erlaube, seiner Majestät meine Lage, welche allerhöchstsie kennen und zu verbessern versprochen haben, ins Gedächtniß zu rufen."

Auf diesen Bettelbrief wurde verfügt: Classer (zu den Akten zu legen)!

Bei Gelegenheit des Napoleon-Festes (15. August) des nämlichen Jahres offerirt Olga unterm 7. August ihre Wünsche für das Glück seiner Majestät und für das Wohlergehen seiner (der bonapartistischen) Dynastie. Zugleich spricht sie die Hoffnung aus, daß seine Majestät „geruhen werden, ihre Zukunft und diejenige ihres Kindes (sic!) sicher zu stellen."

---

*) Johann Nepomuk Joseph Ignaz Alexander, der sich Philipp nannte, obschon er nicht auf diesen Namen getauft war, war am 28. November 1773 in Dresden geboren und starb am 2. August 1858 zu Freiburg im Breisgau. Er war österreichischer Kämmerer und Staatsminister außer Dienst. Seine Frau, die im November 1855 zu Freiburg starb, hieß Marie und war eine geborene Mühlens.

**) Dieser Großonkel hieß Ignaz Heinrich, war geboren zu Dresden am 2. November 1774 und war Domherr zu Augsburg und Basel.

***) Olga war bei dieser „Audienz" 24 Jahre, Louis jedoch schon 52 Jahre alt.

Dieser Bettelbrief wurde ebenfalls zu den Akten gelegt.

Olga schrieb nun im April 1864: daß ihr gegenwärtiger Zustand ihr nicht erlaubte, eine Schuld im Betrage von 7500 Franken zu berichtigen, und daß sie daher den Kabinets-Chef bäte, ihre traurige Lage dem Kaiser zu schildern. Unterm 15. August des nämlichen Jahres wiederholte sie ihre Bitte; indeß bemerkte sie in einem Schreiben zwölf Tage später, daß sie sich mit 3—4000 Franken begnügen wollte, weil sie befürchtete, daß die ursprüngliche Forderung zu hoch erschien.

Sechstes Kapitel.

Der italienische Krieg von 1859.

(Die deutsche Gährungs-Periode von 1859 bis 1861.)

Um den unaufhörlichen Verschwörungen der Italiener ein Ende zu machen und den drohenden Aufstand in ein monarchisches Flußbett zu leiten, vor Allem aber, um die öffentliche Stimmung Frankreichs nach Außen zu divertiren, die Gränzen des französischen Kaiserthums zu erweitern und sich ein neues Ruhmes-Prestige zu geben, pflanzte der Kaiser am 1. Januar 1859 die Fahne des Nationalitäts- und Protektionskrieges auf und zeigte sich entschlossen, durch Bekämpfung des Habsburg-Lothringischen Oesterreichs, der zweitgrößten alten Großmacht des kontinentalen Europa's nach Rußland, die Ueberlieferungen der alten Metternichschen Politik zu beseitigen, eine neue Politik an die Stelle derselben zu setzen und im sogenannten europäischen Konzerte die Oberleitung zu übernehmen. Aus den Schlachten von Solferino und Magenta ging er als Sieger hervor. Indeß machte er plötzlich auf seiner Siegesbahn, indem er Mäßigung heuchelte, Halt, annektirte Savoyen und Nizza mit 669,059 Einwohnern, und machte Italien nicht, wie er verkündet hatte, von den Alpen bis zum adriatischen Meere frei, sondern begnügte sich damit, durch die zwischen den Kabinetten von Wien und Berlin erregte Eifersucht einen Keil in den deutschen Bund getrieben und hiermit die Saat für einen künftigen deutschen Krieg gesäet zu haben. Die meisten seiner Bewunderer in Deutschland wurden dadurch an ihm irre. Die deutschen Bettelpatrioten hatten ihn vorzüglich als Ruhestifter und Revolutions-Bändiger gepriesen. Nun aber steckte er ein scheinbar revolutionäres Banner heraus, erschien als der Verbündete von Kossuth und Garibaldi, und drohte auf Grund des

imaginären Nationalitäts-Prinzips ganz Europa umzugestalten. Die deutschen Bettelpatrioten, die ihn angewedelt hatten, waren undemokratische, ja meistens bewußte reaktionäre Elemente gewesen. In der Politik waren sie Anhänger des deutschen Bundes und seiner Mächte gewesen, in der Religion hatten sie den französischen Kaiser als den Beschützer des Papstes verehrt, in sozialer Beziehung war er ihnen als der Retter der Gesellschaft und als der unersetzliche Gewährsmann der Ruhe und Ordnung erschienen. Mit einem Male zeigte er sich ihnen in einem andern Lichte. Sie wurden demnach stutzig und schüttelten die Köpfe. Daher ist die Zahl der im Jahre 1859 an ihn geschriebenen deutschen Bettelbriefe auffallend gering und daher beschäftigt sich kein einziger dieser Briefe mit Politik: was gewiß als der beste Beweis von unserer in der Einleitung gegenwärtigen Werkes aufgestellten Behauptung gelten muß, daß die Klienten des französischen Kaisers, die schamlosen Anwedler des Tuilerien-Mannes, durch die Bank Feinde der deutschen Demokratie waren und daß Letztere rein ist von den Schandflecken, welche dem deutschen Namen durch die Veröffentlichung der Tuilerien-Briefe eingebrannt worden sind.

Aber noch mehr. Die bisherigen deutschen Schweifwedler des französischen Kaisers, impressionirt durch den italienischen Krieg, zersetzten und bekämpften sich nunmehr. Abgesehen von den beschränkten und heuchlerischen Katholiken, die um den Schutz des römischen Bischofs sich bekümmert zeigten, traten sie als Groß- und Kleindeutsche, als Partikularisten und als Anhänger eines von dem Hohenzollern'schen Preußen zu gründenden einheitlichen deutschen Reiches auf. Der deutsche Nationalverein, der nucleus der spätern National-Liberalen und Fortschrittler, entstand und seine Mitglieder und Anhänger, anstatt sich länger dem französischen Kaiser in der Politik zuzuwenden, schenkten ihre Schönheitsphrasen der in der preußischen Regentschaft angebrochenen neuen preußischen Aera, auf die sie ihre Hoffnung setzen. Dieser plötzlich durch den italienischen Krieg hervorgebrachte deutsche Gährungs- und Zersetzungsprozeß erklärt uns, warum in der Periode des italienischen Krieges einestheils so wenige Bettelbriefe deutscher Patrioten vorliegen und anderntheils in den wenigen vorhandenen Briefen nicht mehr auf reaktionäre Art gekannegießert wird. Der unmittelbare Eindruck des italienischen Krieges auf Deutschland erstreckt sich auf die Jahre 1859—1861.

In direkter Beziehung auf den italienischen Krieg liegt überhaupt

nur ein einziges Schreiben vor.*) Dasselbe rührt von einem Wiener Mädchen her, welches, als ihr Geliebter nach Italien in den Kampf ziehen muß, einen rührenden Aufschrei der Verzweiflung über den Menschenmord des Krieges ausstößt. Das gute Kind heißt Marie und richtet sich in ihrer naïven Herzensbeklommenheit an den kaiserlichen Tuilerien-Verbrecher mit folgenden Worten:

„Eure Majestät, guter lieber Kaiser! Werden Sie nicht böse über meine Kühnheit, eure Majestät, wenn ich Sie mit meinem Schreiben zu belästigen wage. Ich bitte allerunterthänigst eure Majestät: ob eure Majestät nicht Frieden machen können! Denn es wird Elend und Trübsal geben! Es ist eine Sünde, daß man die schönen jungen Männer so todt schießt! Eure Majestät wird es doch wohl selber schmerzlich empfinden, nicht wahr? Ich bin ein armes junges Mädchen, ein Wiener Bürgerskind, welches vom frühen Morgen bis zum späten Abend **arbeitet**, und ich bin voll Kummer, weil ich einen Geliebten habe, der auch fort muß. Möge ihn Gott behüten, damit ihm im Kriege Nichts geschieht. Ich bitte Sie tausendmal, lieber seelenguter Kaiser, machen Sie Frieden! Ich hoffe es, eure Majestät, daß Sie uns Alle mit Freude erfüllen wollen. Ich bitte allerunterthänigst, nicht darüber böse zu sein, daß ich an eure Majestät zu schreiben gewagt habe. Ihre treu ergebene Marie." — Nachschrift: „Ich habe meinem Papa Nichts davon gesagt, daß ich an Sie zu schreiben gewagt." **)

Hier haben wir also den Brief einer Arbeiterin vor uns. So sehr derselbe auch geeignet ist, uns durch seine gutmüthige Einfalt ein Lächeln abzunöthigen, so sehr sticht er durch die Unschuld und Seelenreinheit seiner Verfasserin wohlthätig ab von der finstern, schuldbeladenen, tückischen Seele des Massenmörders, an den er gerichtet ist. Diese Proletarierin bittet um kein Geld, um keinen materiellen Vortheil; sie fleht einzig um Frieden als ein liebendes Weib und verurtheilt die

*) Im September 1866 schickte E. Hirschberg aus Forst in Preußen (in der Niederlausitz?) ein deutsches Gedicht an den Kaiser, betitelt: „Napoleon III." Selbiges hatte den italienischen Krieg zum Gegenstande und sollte angeblich, wie der Verfasser versicherte, „der allgemeinen Dankbarkeit Europa's für die Wiederherstellung Italiens Ausdruck geben."

**) Im französischen Texte steht hierzu die Anmerkung: „Dieses wahrhaftig reizende Schriftstück hat kein Datum; doch bezieht es sich ohne allen Zweifel auf das Jahr 1859. Es trägt nicht den Kabinets-Stempel, sondern mit dem Bleistift die Bezeichnung: Rother Fächerschrank."

schändliche Menschenschlächterei. Ihr Schreiben gereicht nicht bloß ihr zur Ehre, sondern bildet auch ein ehrenhaftes Dokument für den deutschen Arbeiterstand, der sich nicht durch Anbettelung des Dezember-Mannes, gleich den privilegirten deutschen Gesellschaftsklassen, besudelt hat. Die deutschen Adeligen, Professoren, Beamten, Pfaffen und Industriellen suchten mit dem französischen Kaiser Geschäfte zu machen; sie wollten seinen am französischen Volke begangenen Raub theilen; sie baten ihn um Geld und um Dekorationen. Abgesehen von einem Fabrikarbeiter, einem Artillerie-Arbeiter, einem Seidenwaaren-Arbeiter und von dem Kasseler Ofenarbeiter, der den Kaiser vermittelst eines Militär-Abschiedes zu prellen versucht, liegt von Seiten der deutschen Arbeiter nur dieser eine Brief vor, ein Brief, der für ihre Klasse ein Ehrendenkmal bildet. Sie haben sich trotz der allgemeinen Korruption von der Berührung mit dem bonapartistischen Schwindler und Verbrecher rein erhalten.

Ein anderes Schreiben, welches freilich keinen direkten Bezug auf den italienischen Krieg hat, geht von sechs Israëliten Schwerin's aus und enthält eine Petition an den Kaiser zu Gunsten des jungen Mortara, den zu Rom die Jesuiten seinen Eltern mit Gewalt entrissen hatten, um ihn im christlichen alleinseligmachenden Glauben zu erziehen. Das Schreiben stammt aus einer Zeit, in welcher der Krieg noch nicht ausgebrochen war; denn es ist vom 14. Januar 1859 datirt.

Anders steht es um ein von München ausgegangenes Beglückwünschungsschreiben eines gewissen Rickert. Obgleich uns selbiges nicht vorliegt, ist doch zu vermuthen, daß der Kaiser darin wegen seiner in Italien erfochtenen Siege beglückwünscht wird. Es trägt das Datum des 1. August 1859.

In einiger Beziehung zum italienischen Kriege mag auch das Angebot einer tragbaren Feldküche stehen, welches Adler aus Wien an den Kaiser unterm 4. November 1859 richtete. Es ist beachtenswerth, daß dieses Angebot aus der Hauptstadt des soeben besiegten Oesterreichs kam.

Eben so bietet ein gewisser Dudek, der, wie es scheint, ein Oesterreicher ist, dem Kaiser erst von Wien, dann von Berlin aus seine Erfindung eines unterseeischen Fahrzeuges an (3. und 17. September 1859).

Eiffe, wohnhaft in Paris, bittet unterm 22. Juli 1859 um eine Audienz.

Gschwend aus München huldigt am 10. September mit musikalischen Kompositionen.

Rossignol d'Astorg, der Vetter des Fürsten von Hohenzollern-Sigmaringen (des preußischen Premier-Ministers), schreibt unterm 13. März an den Kaiser einen Jammerbrief. Vermögenslos und Vater von fünf Kindern, dem Kaiser im Jahre 1852 vorgestellt und zum Kommissär der Aufsichtsverwaltung der französischen Eisenbahnen ernannt, hat er sich durch seinen eifrigen Dienst nur bis zum Kommissariat erster Klasse aufzuschwingen vermocht. Da er mit seinem Gehalt nicht auskommen kann, fleht er seine kaiserliche Majestät an, ihm den Grad eines Inspektors zu verleihen.

Karg zu Bregenz bittet um Belohnung für Verwundeten-Pflege, die er im Jahre 1813 verrichtet haben will (24. Juli 1859).

Kadgien zu Königsberg (in Preußen?) bittet um eine Schadloshaltung (?) am 14. März 1859.

Kra zu Frankfurt (am Main oder an der Oder?) schlägt ein Finanz-System vor (28. Februar).

Müller zu Stuttgart huldigt mit einer Lithographie am 14. Februar.

Röke zu Solingen huldigt am 28. Februar 1859 dem Kaiser mit einem Messer, welches der kaiserlichen Familie gehört hat. Weil er keine Belohnung erhält, fordert er am 15. Juli des nämlichen Jahres das Messer zurück.

Rugendas in München bietet eine Vorstecknadel, welche Napoleon I. gehört hat, an (20. Juli).

Folgende Deutsche bitten im Jahre 1859 den französischen Kaiser um Unterstützung:

Barbaran in Wien; Cotta in Hamburg; Kalker in Krainburg, dem Sitz der alten Krainer Markgrafen; Kubert zu Illzach (wo liegend? vielleicht an der Ill auf der linken Rheinseite?); der Baron von Lauburg zu Mödling*) in Baiern (uns ist bloß Mödling im niederösterreichischen Kreise unter dem Wiener Walde bekannt); Müller zu Konstanz; Witwe Ortlier zu Reichenau (in Böhmen, in Sachsen oder in der Schweiz?); Scheerer zu Blankenstein in Preußen; Stubenvoll zu München, welcher schon drei Jahre vorher um Unterstützung gebettelt hatte; Joseph Wehrle, Architekt zu Konstanz, bittet um Unterstützung für seinen Bruder, einen sich in Rom aufhaltenden Maler; Werner zu Wittenberg in der

*) Im französischen Texte steht: Mödling (Bavière).

preußischen Provinz Sachsen.*) — Schmiedeknecht zu Blankenburg, der im vorigen Jahre bezüglich des Orsini'schen Attentats gratulirt hat, bedankt sich oder erhält Dank am 20. Februar 1859. Das Nähere in Betreff dieses Dankes ist nicht angegeben.

Gleich dem Jahre 1859 hat auch das noch unter dem Einflusse des italienischen Krieges stehende Jahr 1860 wenige deutsche Klienten-Schreiben aufzuweisen. Offenbar hatte jetzt die neue Aera Preußens und die Agitation des deutschen National-Vereins der Schaar der Tuilerien-Vögel eine andere Richtung gegeben. An den französischen Kaiser wandten sich im Jahre 1860 folgende Personen:

Anton Altfahrt zu Schattau in Oesterreich schreibt am 30. Juni 1860: er würde seine liebsten Wünsche erhört sehen, wenn seine kaiserliche Majestät geruhen würde, die Widmung eines Musik-Albums anzunehmen, welches er (Altfahrt) zum Andenken an den Frieden von Villa-Franca komponirt hat. — Nach sieben Jahren (im Mai 1867) bringt Altfahrt diese Huldigung in Erinnerung und verlangt das Kreuz der Ehrenlegion. — Herr von Gramont, der französische Gesandte zu Wien, ist alsdann der Ansicht, daß man dem Bittsteller eine silberne Medaille, die etwa zweihundert Franken werth wäre, schicken könnte: eine Medaille, auf deren einen Seite der Name des Bittstellers gravirt wäre. Zugleich schlägt der Gesandte vor, ganz ebenso mit dem Architekten Linzbauer, der eine ähnliche Forderung gestellt hatte, zu verfahren. — Der Kaiser schickt jedem der beiden Bittsteller eine goldene Medaille (im Werthe von hundert Franken) und benachrichtigt den Gesandten, daß inskünftig folgende Medaillen bewilligt werden sollen: 1) bronzene; 2) silberne (im Werthe von zwanzig Franken); 3) kleine goldene (im Werthe von einhundert Franken), und 4) große goldene (im Werthe von dreihundert Franken). — Nachdem hierauf Anton Altfahrt unterm 18. Dezember 1868 an den Kabinets-Chef eine von ihm komponirte Polka gerichtet hat, bittet er unterm 1. Juni 1870 um die Ermächtigung, seine goldene Medaille am Bande tragen zu dürfen.

Kaspar Berth, Maler zu Darmstadt, ersucht unterm 22. März 1860 den Kaiser, vierzig Loose für eine Lotterie zu nehmen, vermittelst deren ein Porträt Ludwigs III., Großherzogs von Hessen, von ihm angefertigt werden soll. — Er erhält abschlägige Antwort.

*) Das französische Original sagt: Wittenberg (Saxe).

Karl Johann Ritter von Braun zu Wien, der Redakteur des dort erscheinenden „Haus- und Familienbuchs", offerirt am 4. Juli 1860 dem französischen Kaiser seinen historischen Roman: „Napoleon II." — Es läßt sich leicht denken, in welchem Geiste dieser geschichtliche Roman abgefaßt wurde, wenn dabei der Hintergedanke maßgebend war, das Werk Napoleon III. zuzustellen und hierdurch mit Letzterem ein Geschäft zu machen. Dem Ritter von Braun wurde indeß einstweilen nur gedankt. Weil er klingende Münze erwartet hatte, rief er unterm 18. Oktober des in Rede stehenden Jahres die Freigebigkeit des Kaisers an. Als ihm dieß aber Nichts half, erneuerte er seinen Geldruf durch die Vermittelung von Friedrich Hebel, „einem der größten Dichter unserer Zeit." (1. November 1860.) — Jedoch half ihm auch die Vermittelung Hebel's Nichts. Unterm 2. Juni 1864 bringt Braun die Zusendung seines Romans dem Kaiser in Erinnerung und fleht zur Belohnung für seine literarischen Arbeiten, wovon die eine (Faust) von der Revue des Deux-Mondes günstig beurtheilt worden war, um die Verleihung des Kreuzes der Ehrenlegion. Am 8. Juli 1864 offerirt er ein Gedicht: „Der Genius der Menschheit." Im August versichert er vom Neuen seine Hingabe an den Kaiser und bemerkt dabei, daß er sich glücklich schätzen würde, wenn er den kaiserlichen Kronprinzen im Deutschen unterrichten und denselben in die deutsche Literatur einführen könnte.— Hierauf sendet er im März 1865 ein Original-Manuskript ein, betitelt: „Der Stern Frankreichs." Er bittet, daß selbiges, wenn der Kaiser hierzu seine Einwilligung gebe, in französischer Sprache veröffentlicht werden möge, und fügt das Gesuch hinzu, es möchten ihm die nöthigen Mittel bewilligt werden, damit er seinen Wohnsitz in Frankreich aufschlagen könne. — Ferner offerirt er im September 1865 die Broschüre: „Der Imperialismus und die Idee des Kongresses." — Angesichts dieser unaufhörlichen, zudringlichen Betteleien verfügt der französische Kaiser: Classer (zu den Akten zu legen)! — Nichtsdestoweniger übersendet der Ritter von Braun am 30. Dezember 1865 dem Kaiser seine Abhandlung: „Ueber den Geschmack und die Kenntniß des Schönen", eine Abhandlung, bezüglich deren der „große Kritiker Menzel" versichert hat, daß die darin enthaltene Definition des Schönen „die merkwürdigste seit der Zeit des Aristoteles" sei.

Unterm 12. Juni 1860 offerirt Dörsch-Baumgarten zu Suhl (auf dem Thüringer Walde) ein neues Zündnadelgewehr. Vielleicht ist dieses Angebot nur eine Wiederholung desjenigen, welches

L. Dörsch, Waffenschmied zu Luxemburg, dem Kaiser im Jahre 1855 gemacht hatte. Uebrigens bemerken wir hier, daß wir die Erfinder, namentlich die Erfinder von Mordwaffen, weiter unten speziell behandeln werden. Wir übergehen daher hier ähnliche Angebote. (Erfindung Edelmanns rc. von einem neuen Distanz-Messer rc.).

Wie wir oben erwähnten, übersendet in diesem Jahre der Freiherr von Göler zu Karlsruhe den Schluß seines Werkes über die Feldzüge Cäsar's in Gallien.

Höffner aus Eppingen in Baden ersucht den Kaiser um freie Beförderung nach Algerien (8. Februar 1860).

Jean Baptist von Hoffstetten, bairischer Lieutenant, huldigt dem französischen Kaiser Napoleon III. im Jahre 1860 mit einem deutschen Gedicht, welches betitelt ist: „Die Garde von Waterloo.“ Hoffstetten versichert dem Kaiser, daß man den Verfasser dieses Gedichts nicht kenne und daß er (Herr Baron von Hoffstetten) nur leichte Korrekturen darin angebracht habe. Wenn seine Majestät, sagt der schweifwedelnde Baron, dieses Gedicht einer Uebersetzung ins Französische etwa würdig finden sollte, würde er (Hoffstetten) sich reichlich belohnt fühlen. Jedenfalls glaubte der Schmeichler, daß alsdann die andere, greifbare Belohnung — der Orden der Ehrenlegion oder gar eine Anstellung auf einem französischen diplomatischen Posten — in solchem Falle ganz von selbst erfolgen werde.

Ueber den Baron Jean Baptist von Hoffstetten können wir folgende ergänzende Details unsern Lesern geben. Er ist der Sohn eines armen Münchener Edelmanns und war zur Zeit, als er den oben erwähnten Brief an den französischen Kaiser schrieb, ungefähr 25 Jahre alt. Ueber seine frühe Erziehung und seine sonstige Jugend ist uns nichts Näheres bekannt. Wir wissen nur, daß er eine Zeitlang Schauspieler war und als solcher mit einer Truppe herumzog: bei welcher Gelegenheit er auch in die Schweiz kam. Nach dem vergeblichen Versuche, als Komödiant sich einen Namen und Vermögen zu erwerben, wurde er baierischer Lieutenant und wurde in die Suite des Königs versetzt. Als Lieutenant verheirathete er sich 1862 mit Gabriele, geborenen Gräfin von Strachwitz.*) Seine Frau führte ihm eine Mitgift von 24000 Gulden zu.

---

*) Gabriele von Strachwitz ist geboren im Jahre 1843. Sie ist eine Tochter aus der dritten Ehe des Grafen Hyacinth, eines Sohnes erster Ehe des Grafen Ernst Joachim von Strachwitz. Ihre Mutter Laurette geb. Reichsgräfin von Oppersdorff (geboren den 3. April 1814), Herin des Rittergutes Arnoldsdorf in

Während Hofstetten noch Junggeselle, das heißt: ein armer Schlucker von Lieutenant, war, richtete er, da er noch nicht wußte, wie er sein Glück machen könnte, sein Augenmerk auf den französischen Kaiser und suchte mit demselben auf eine feine Art anzuknüpfen. Er hielt es für ausnehmend schlau, dem Kaiser zu schreiben, er hätte ihm Enthüllungen über den bairischen Hof zu machen und wünschte daher auf der Hälfte des Weges zwischen München und Paris, in Straßburg, incognito mit ihm zusammenzutreffen. Obschon Hofstetten auf dieses Anerbieten keine Antwort erhielt, weil er anonym geschrieben hatte, reiste er dennoch zu dem bewußten Rondenz-vous nach Straßburg; allein der französische Kaiser erschien nicht zu der vorgeschlagenen Unterredung, da er es, wenn auch nicht für gefährlich, jedoch für seiner unwürdig halten mochte, sich auf die Hofstetten'sche Geheimnißkrämerei und Mummerei einzulassen. Als Hofstetten seinen Plan, geheimer Agent des französischen Kaisers am bairischen Hofe zu werden, gescheitert sah, betrat er im Jahre 1860 den Weg des offenen Verkehrs mit dem Louis Bonaparte, indem er diesen mit dem Gedicht: „Die Garde von Waterloo," sich geneigt zu machen suchte. Allein auch dieser Weg schlug fehl. Darauf reiste Baron von Hofstetten im Sommer 1862 zum Schützenfeste nach Frankfurt am Main und schloß daselbst ein Freundschaftsbündniß mit dem Frankfurter Baron Jean Baptist von Schweitzer ab. Selbiger war der Vizepräsident des Schützenfestes, und der deutsche Schützenbund, jene nationale Duselei und Spielerei deutscher Philister, verdankte ihm ihre Entstehung. Wie natürlich, stand Schweitzer beim deutschen National-Verein damals in hohem Ansehn und war vom Herzoge Ernst von Sachsen-Koburg, mit dem er sich auf dem Schützenplatze, der Bornheimer Haide, Arm in Arm führte, zur Tafel gezogen worden. Leider dauerte das Glück des Freundes Schweitzer nicht lange. Wegen einer unsittlichen Handlung, die er im Mannheimer Schloßgarten mit einem Jünglinge (einem

---

Schlesien, hatte sich mit dem Grafen Hyacinth von Strachwitz am 5. August 1840 verheirathet. Gabrielens leibliche Schwester Marietta (also ebenfalls ein Kind dritter Ehe), geboren am 12. Januar 1842, verheirathete sich im September 1860 mit dem bairischen Diplomaten Max Tauffkirchen zu Bamberg. Der ultramontane Graf Tauffkirchen ist sonach ein Schwager des Barons von Hofstetten. Eine andere leibliche Schwester Gabrielens, Mathilde Valerie, geboren am 31. Januar 1844, verheirathete sich am 25. Januar 1862 mit Wolfgang Eduard Winkler, bairischem Oberlieutenant und Platzkommandanten zu Bamberg. Die Familie Strachwitz, ein sehr altes Dynasten-Geschlecht aus Schlesien, und schon 1331 urkundlich genannt, war am 22. September 1630 in den Reichsfreiherren- und am 6. Juli 1798 in den preußischen Grafenstand versetzt worden.

Maurerlehrlinge) vorgenommen haben sollte, gerieth derselbe ins Mannheimer Gefängniß, aus dem er jedoch durch die Bemühungen seiner Familie (seines Onkels, welcher badischer Bundestagsgesandter war, und seiner Mutter, einer Darmstädter Hofdame, die in der Angelegenheit zum Bischof von Mainz reiste), nach sechswöchentlicher Untersuchungshaft wieder frei wurde. Schweitzer, der nicht nach Frankfurt zurückzukehren sich getraute, weil die Schützengelder nicht stimmten, brachte nun einige Wochen bei seinem Freunde Hofstetten in München zu und ging dann nach Wien, wo er Vorlesungen über die Schopenhauer'sche Philosophie hielt und der österreichischen Regierung seine Dienste anbot. Da er jedoch bei Letzterer nicht ankommen konnte, kehrte er im Juni 1863 nach Frankfurt zurück und trat, protegirt von Ferdinand Lassalle, dem er seinen Roman Lucinde widmete, trotz des Protestes und der mehrfachen Vorstellungen der Frankfurter Mitglieder des Allgemeinen Deutschen Arbeitervereins, in diesen Verein ein, indem er sich in Leipzig von dem Vereinsbevollmächtigten Otto Dammer in die Listen als Mitglied eintragen ließ. In Frankfurt wurde Schweitzer durch Hofstetten mehrmals besucht. Im Herbst 1863 hatte Hofstetten den Plan, den er zu Anfange des folgenden Jahres auch Lassalle vorlegte, mit Schweitzer verabredet, daß Hofstetten den bairischen achtzehnjährigen Kronprinzen Ludwig, den jetzigen bairischen König Ludwig II., der damals in Würzburg studirte, als geheimer bezahlter Agent des Allgemeinen Deutschen Arbeitervereins beeinflussen sollte, damit dieser dereinst als König, gestützt auf die bis auf 120,000 Mann zu erhöhende bairische Heeresmacht, die Einheit Deutschlands herstellte. Ich brachte damals diesen anti-demokratischen Hofstetten'schen Plan im Hamburger „Nordstern" an die Oeffentlichkeit und geißelte denselben gebührendermaßen. Nunmehr schlossen im Juni des folgenden Jahres die beiden Barone v. Hofstetten und v. Schweitzer mit Lassalle einen Vertrag ab, wonach dieselben nach Berlin übersiedelten und das Journal „Sozial-Demokrat", welches das offizielle Organ des Allgemeinen Deutschen Arbeitervereins werden sollte, gründeten. Im Juli 1864, als ich aus Berlin ausgewiesen wurde, sollte auch Hofstetten ausgewiesen werden; indeß machte er seine Ausweisung rückgängig durch einen Besuch, den er bei Bismarck abstattete. Für Schweitzer war Hofstetten ganz der Mann, wie er ihn brauchte. Derselbe ließ sich bei Transaktionen, da er sich für einen feinen Diplomaten hielt, gern als Unterhändler benutzen, sodaß Schweitzer sich selber immer den Rücken decken konnte. Außerdem lebte Schweitzer mit von den 24,000 Gulden, welche Hofstetten's liebenswürdige Gattin als Mit-

gift eingebracht hatte. Nur 4000 Gulden wurden davon für Hofstetten's Töchterchen gerettet. Als Schweitzer seinen Freund Hofstetten völlig ausgebeutet hatte, beredete er denselben 1868, nach Wien zu gehen und dort ein Arbeiter-Organ zu gründen. Allein die Wiener Arbeiter wollten von Hofstetten Nichts wissen. Von Schweitzer im Stiche gelassen, gerieth er hier in große Noth, und knüpfte mit dem Grafen Platen, dem Berather des Ex-Königs von Hannover, sowie mit dem Pater Greuter, dem ultramontanen Tyroler Deputirten im Wiener Reichsrathe, Unterhandlungen an, um sich Geld zur Gründung der beabsichtigten Zeitung zu verschaffen. Pater Greuter vertröstete ihn auf die Zukunft und Graf Platen gab ihm den Rath, sich an den französischen Kaiser zu wenden: ein Rath, den Hofstetten auch befolgen wollte, denn er ersuchte mich, ihm ein französisches Memoire zu diesem Behufe auszuarbeiten. Ich deckte diese Unterhandlungen Hofstetten's damals in der Wiener alten „Presse" und in der Wiener „Konstitutionellen Vorstadt-Zeitung" auf. Ueber München kehrte Hofstetten nach Berlin zurück. Durch die Vermittelung seiner Gattin, die mit dem Berliner Polizeipräsidenten v. Wurmb verwandt geworden war, respektive durch die Vermittelung des Schauspielers Wechsel, an den die von ihrem Manne nun getrennt lebende Frau Gabriele geborene Strachwitz von Paris aus schrieb, wurde Hofstetten eine Zeitlang auf dem Berliner Polizei-Büreau mit Schreibereien, die sich auf die Ausweisungen von Deutschen aus Frankreich bezogen, beschäftigt. Was er gegenwärtig treibt, ist mir unbekannt. Schade, um sein schönes diplomatisches Talent, welches in der Arbeiterbewegung übel angebracht war! Hätte er in einer andern Sphäre gelebt, würde sich dasselbe viel glänzender zu entfalten vermocht haben.

Maisch zu Bruchsal in Baden offerirte dem Kaiser unterm 16. Juni 1860 eine Kirchenfenster-Lotterie. Vielleicht wollte derselbe die famose Goldbarren-Lotterie aus Louis Napoleon's Präsidentschafts-Periode nachahmen.

Mayrhofer aus Berlin huldigt am 14. Juli 1860 mit einer musikalischen Komposition.

Das „Leben der Kaiserin Josephine", womit am 28. November 1860 Mundt von Mühlbach aus Berlin huldigte, hat bereits oben Erwähnung gefunden.

Frau Pfeiffer aus Lübben im preußischen Regierungsbezirke Frankfurt (an der Oder) sandte am 6. März 1860 eine Faktur von

denjenigen Auslagen ein, die sie in den Jahren 1807 und 1808 für die französischen Truppen gemacht zu haben behauptete.

Der Abt Reb, dessen Wohnort nicht angegeben ist, quittirte unter dem 10. Februar 1860 über den Empfang von 800 Franken, die er vom Kaiser als Honorar für die französische Uebersetzung des von Mansfeld in deutscher Sprache geschriebenen Werkes: „Napoleon III.“, empfangen hatte. Diese Notiz steht im französischen Text unter Nummer 1256. Mit ihr harmonirt nicht ganz der unter Nummer 1000 stehende Artikel, wonach das Mansfeld'sche Werk ursprünglich in französischer Sprache geschrieben wurde. Es heißt daselbst:

„Albert Mansfeld bittet um eine Audienz, um dem Kaiser seine „Geschichte Napoleon's III.“ zuzustellen. Derselbe wird dem Großkämmerer in folgendem Schreiben empfohlen: „„Monsieur le duc!*) Ein deutscher Geschichtschreiber hat so eben in vortrefflichem Französisch unter dem Namen Albert Mansfeld die Geschichte des Kaisers in zwei Bänden veröffentlicht. Sie enthält über Napoleon III. das Beste, Tiefste und Politischste. Ich habe diese Geschichte von vorn bis hinten gelesen; sie ist populär im Elsaß; sie wird es in Frankreich sein. Es ist schön gehandelt von einem Deutschen, daß er dem Retter des Vaterlandes einen so großen Dienst geleistet hat. Die Wirkung in Deutschland wird für das Kaiserreich ausgezeichnet sein. Der Kaiser wird etwas Würdiges thun, wenn seine Majestät diesen edlen Schriftsteller, welcher so viele andere übertrifft, mit seiner Audienz beehrt. Daher bitte ich Sie hiermit, monsieur le duc, bei seiner Majestät darauf zu bestehen, damit Herr von Mansfeld dem Kaiser die Huldigung seines großen Werkes überreicht. Der Kaiser wird sehr stolz darauf sein, wenn er es liest. Empfangen Sie, monsieur le duc, die Versicherung meiner Hochachtung. L. Belmontet.““

Vielleicht lassen sich die Widersprüche dieser „Geschichte Napoleon's III.“ dadurch lösen, daß man annimmt, der Abt Reb sei der Verfasser derselben, habe sich gleich von vornherein mit dem Kaiser in Verbindung gesetzt gehabt und sei von ihm auf sein Ansuchen für die Uebersetzung des ursprünglich deutschen Manuskriptes in's Französische mit dem Honorar von 800 Franken bezahlt worden. Belmontet, welcher bei Empfehlungen von Deutschen mehrmals eine Rolle spielte, lernte das fragliche Geschichtswerk erst ein Jahr später kennen, als der Kaiser,

---

*) Wörtlich! Herr Herzog! (Einfache französische Anrede eines Titular-Herzoges). Der Oberkammerherr oder Großkämmerer war der Herzog von Bassano.

der bereits im Jahre 1860 den eigentlichen Verfasser honorirt hatte. Der Ausdruck Belmontet's, daß das Geschichtswerk bereits im Elsaß populär sei, könnte darauf schließen lassen, daß der Verfasser ein deutscher Elsässer war.

Der Sohn der Sidonie Spraul, einer geboren Baronin von Seefried, zu München, der in die Fremdenlegion getreten ist, bittet um den Offiziersgrad. Der Vater des Petenten war in Augsburg Fechtmeister gewesen und stammte aus dem Elsaß.

Uebrigens bettelte ein Hauptmann a. D., Namens Maximilian Spraul, wohnhaft zu München, in den Jahren 1857 und 1865.

Dr. Steiner, Hofrath und Historiograph des Großherzogs von Hessen, sandte im Jahre 1860 zehn Exemplare von seinem Werke, auf welches der Kaiser subskribirt hatte und welches den Titel führte: Codex inscriptionum romanarum Danubii et Rheni (Verzeichniß der römischen Inschriften an der Donau und am Rheine). Die Subskription des Kaisers war nicht aus freien Stücken, sondern auf Bitten des Verfassers, des Hofraths Dr. Steiner, erfolgt; mit andern Worten: es hatte eine Bettelei stattgefunden!

August Wernau, Lieferant von Monturstücken zu Wien, übermittelte 1860 dem französischen Kaiser eine Abbildung der vollständigen Equipirung des österreichischen Heeres. Da er hierfür keine Belohnung erhielt, verlangte er nach fünf Jahren ein Zeichen der Anerkennung, damit er sehen könne, ob der Kaiser mit seiner Sendung zufrieden gewesen sei. Er empfing dann eine goldene Medaille.

Professor A. W. Zumpt in Berlin huldigte in diesem Jahre dem französischen Kaiser mit einem Werke über das römische Kriminalrecht. Weiter unten werden wir Zumpt's Lobeserhebungen auf den Kaiser kennen lernen.

Den Uebergang zu den eigentlichen Bettlern des Jahres 1860 bildet die Baronin Leopoldine Genial von Schäfer zu Karlsruhe. Selbige fleht den Kaiser um den Ankauf al pari von 3000 Gulden österreichischer Metalliques, für die man ihr nur 1200 Gulden geboten hatte, im Dezember des genannten Jahres an.

Die Namen der eigentlichen Bettler sind:

Der oben erwähnte Beck, das Pathchen, das indeß von Geburt ein Schweizer zu sein scheint; Forster zu Thiengen in Baden; Heufelder in Berlin; Kalker in Krainburg im Herzogthum Krain; Mederich zu Lebbin (Lübben?) in Preußen; Michelstadt zu Koblenz; Marianne Müller zu Augsburg, eine alte Magd der

Königin Hortense; Witwe Ortlier zu Reichenau; die Baronin von Rüpplin zu Baden, die durch den Tod ihrer Mutter arm und stützlos geworden zu sein behauptet (s. oben unsere Bemerkung bezüglich dieser nicht in die deutsche Gallerie gehörenden Schweizerin); Schmid zu Mehlspüren (wo liegend?); Schramly zu Hettlingen in Baiern; Weynand zu Bertrich bei Cochem im preußischen Regierungsbezirke Koblenz.

Indem wir nunmehr die Gatterklopfer des Jahres 1861 behandeln, wollen wir damit anfangen, daß wir von den beiden politischen Schreiben dieses Jahres Notiz nehmen.

Ein badischer Publizist, Namens Gustav Adolph von Saudken, unterbreitet im Juni 1861 dem Kaiser zwei politische Aufsätze, worin er darzuthun bestrebt ist, daß Deutschland sich nach italienischem Muster als Einheitsstaat konstituiren muß, und daß dieß nicht anders als mit Hülfe des französischen Kaisers geschehen kann. Herr von Saudken bittet um eine Audienz, um seine Ansichten dem Kaiser mündlich mit größerer Ausführlichkeit darzuthun. Ohne alle Scham erklärte er sich bereit, den politischen Agenten des Kaisers in Deutschland abzugeben, das heißt: er wollte gegen gute Bezahlung, so viel an ihm lag, die französische Eroberung in Deutschland vorbereiten und die Korruption betreiben. In seinem Schreiben sagt er ausdrücklich:

„Ich möchte eure Majestät bitten, mich in Ihre Dienste zu nehmen; ich möchte den Schutz eurer Majestät für mich, meine Frau, meine beiden Knaben und für mein deutsches Vaterland anrufen. Das letzte Wort setze ich nicht etwa leichtsinnig hinzu; nein, ich glaube in der That, daß mein deutsches Vaterland, gleich mir selber — (vielleicht sind wir etwas zu lange ein Bischen zu idealistisch gewesen!) — kurz daß wir Beide, Deutschland und ich, die thatsächliche Protektion eurer Majestät ein wenig nöthig haben."

Leider ist uns kein Aufschluß darüber gegeben, ob der Kaiser dem badischen adeligen Miethlinge die erbetene Audienz bewilligte und ob er ihn in Brot und Lohn nahm.

Das andere politische Schreiben des Jahres 1861 geht ebenfalls von einem Adeligen aus. Es betrifft die Zänkereien zwischen den beiden Familien Bonaparte und Bourbon. Der Freiherr Friedrich von Thielmann, wohnhaft zu Bonn, schreibt nämlich unterm 13. September an den Kabinets-Chef: er habe durch die Zeitungen Kenntniß erhalten von den Streitigkeiten, welche sich zwischen seiner

kaiserlichen Hoheit dem Prinzen Napoleon einerseits und der Familie der Bourbonen, namentlich dem Herzoge von Aumale, andererseits, erhoben hätten. Ihm sei die Broschüre: „Ein Brief über die französische Geschichte“, zu Gesicht gekommen und er habe die Behauptung gelesen, daß die Herrschaft der Bourbonen in Frankreich sehr gerühmt würde. Doch müsse er gegen den so hochgepriesenen Ruhm der Bourbonen protestiren. Der Freiherr von Thielmann begründet seinen Protest in folgenden Worten:

„Ich erinnere seine Majestät den Kaiser und die französische Regierung an die Angelegenheit in Betreff der Schulden der Bourbonen zur Zeit ihrer Flucht nach Deutschland, wo sie zu Koblenz als emigrirte Prinzen Hof hielten; dann an die Sache der Assignaten; an die schlechte Münze, die vom Fürsten von Wied-Neuwied*), wie auch in England fabrizirt wurde, um das Heer der Emigranten zu besolden; an die Armee-Lieferanten; an die (adeligen) Herren, die ihnen die Schulden bei vielen vornehmen Familien in Deutschland bezahlen halfen.... In Betreff dieses letzten Punktes möchte ich die Regierung seiner Majestät des Kaisers von Frankreich an den berühmten Prozeß des Grafen Pfaff von Pfaffenhofen erinnern, an seine Schuldforderung im Betrage von 1,125,000 Franken, an seine gerichtliche Klage gegen die Bourbonen, gegen Ludwig XVIII., gegen Karl X., gegen Louis Philipp, den Vater des Herzogs von Aumale, gegen den Herzog von Bourbon, den Herzog von Angoulême und andere Mitglieder der königlichen Familie.“

Der Baron von Thielmann kommt nun auf den eigentlichen Grund warum er an den Kabinets-Chef des französischen Kaisers schreibt, zu sprechen. Er erzählt nämlich, daß der Graf von Pfaffenhofen ein Nachbar und Freund der Familie Thielmann gewesen ist, und daß derselbe über seine Streitigkeiten mit dem Hause Bourbon Memoiren hat drucken lassen, die aber zur Zeit seines Todes auf seine Anordnung verbrannt wurden. Jedoch ist trotz der Vernichtung der ganzen Auflage ein Exemplar übrig geblieben. Selbiges befindet sich in den

---

*) Im französischen Texte steht irrthümlich Wied-Leu-Wied. Das fürstliche Haus Wied leitet sich von den lotharingischen Herzogen her; indeß werden die Grafen von Wied urkundlich erst im Jahre 1093 erwähnt. Im Jahre 1698 spaltete sich das Haus Wied in die Linien Wied-Runkel und Wied-Neuwied, wovon die erstere 1824 ausstarb. Der hier gemeinte Fürst von Neuwied ist F. Johann August Karl, geboren am 26. Mai 1779, der seinem Vater durch Zession am 20. September 1802 sukzedirte und sich am 24. Februar 1796 mit Sophie Auguste, Tochter des Fürsten Wilhelm von Solms-Braunfels, verheirathet hatte.

Händen des Barons von Thielmann. Letzterer will nun mit einem französischen Buchhändler in Verhandlung treten, um eine neue Auflage in Frankreich zu veranstalten. Indeß glaubt er dieß nicht thun zu dürfen, ohne, wie er sagt, anzufragen: „ob nicht vielleicht seine Majestät lieber das Werk direkt von mir kaufen will?“ — Der Baron von Thielmann ersucht den Kabinets-Chef „um die Freundlichkeit, sich mit dieser Angelegenheit zu befassen, und diesen Brief nebst der von mir gemachten Offerte seiner Majestät dem Kaiser vorzulegen. Ich verpflichte mich selbst,“ sagt Baron von Thielmann, „aus Furcht, daß man nicht mit Sicherheit das Werk der Post oder der Eisenbahn anvertrauen kann, in Person nach Paris zu kommen, um das Werk an den Ort seiner Bestimmung zu bringen: — allein das nur unter der Bedingung, daß man mir die Reisekosten vorstrecken will.“

Sonach wollte der Baron von Thielmann dem Hause Bonaparte den schmutzigen Hermelin des Hauses Bourbon ausklopfen helfen und hoffte dabei ein gutes Geschäft machen zu können. Indeß hatte er sich verrechnet; denn der Kaiser ließ ihm eine abschlägige Antwort ertheilen. Der Graf Pfaff von Pfaffenhofen, um den es sich im Thielmann'schen Schreiben handelt, war Franz Simon, geboren am 13. Dezember 1753 und gestorben am 8. April 1840. Er war Herr der Herrschaften Reissenberg und Rothenhaus in Oesterreich, sowie Stiftsherr in Lüttich.

Albert Clar in Berlin schickt unterm 26. November 1861 ein Schreiben ein, in dessen Einleitung ein Langes und Breites von seiner Liebe zu Frankreich, mit dem durch Familienbande verknüpft zu sein er behauptet, sowie von seiner ehrfurchtsvollen Ergebenheit gegen die Person des Kaisers die Rede ist. Alsdann auf den eigentlichen Zweck seines Briefes übergehend, erzählt er, daß er in einer Bierwirthschaft gesehen hat, wie zwei Individuen sich einander Bilder, die für die kaiserliche Regierung beleidigend waren, lachend zeigten. Er will sich diesen Individuen genähert und ihnen die Bilder sammt den Kupferplatten selbst theuer abgekauft haben. Die Letzteren ließ er, wie er versichert, durch einen Kupferschmied vernichten. Er bittet nun um die Erlaubniß, zum Beweise seines Eifers für die Ehre Frankreichs die Kupferstiche dem Kaiser zusenden zu dürfen. — Hierauf wird ihm am 9. Dezember 1861 gedankt. — Im folgenden Jahre schreibt er, daß er am letztverflossenen 9. Dezember das Dankschreiben erhalten hat, welches im Namen seiner Majestät an ihn gerichtet worden ist, weil er die Karrikaturen eingesandt hatte, die von ihm, um deren Veröffentlichung zu verhindern, trotz seiner verhältnißmäßigen Armuth, angekauft

worden waren. Er bittet jetzt dringend, daß man sich seiner erinnern und ihn (ohne daß er etwas Bestimmtes angibt) seiner Majestät empfehlen möge (10. Dezember 1862). — Zwei Jahre nachher (am 7. Dezember 1864) versichert er aufs Nachdrucksvollste, daß seine Handlungsweise nur von der Liebe für den französischen Thron geleitet worden ist und daß es ihn sehr freuen würde, wenn er von seiner Majestät eine Antwort erhielte, aus welcher hervorginge, daß der Kaiser jenen Beweis seiner Ergebenheit zu schätzen geruhte. Clar fügt diesem Briefe seine Photographie bei.

Dennstedt, Berliner Polizei-Lieutenant, sowie Lieutenant im zwanzigsten Landwehr-Regimente, überreicht unterm 26. Dezember 1861 dem Kaiser den Anfang eines siebenbändigen Werkes, welches den Titel führt: „Preußisches Polizei-Lexikon." Das Begleitschreiben lautet:

„Sire! Dank der Weisheit und der wunderbaren Regierung eurer Majestät nimmt Frankreich, dessen Institutionen allen zivilisirten Staaten zum Muster dienen können, unter den Ländern Europa's einen hervorragenden Platz ein.... Eure Majestät haben für mein Vaterland die wohlwollendsten Gesinnungen kundgegeben; ich wage darum mir mit der Hoffnung zu schmeicheln, daß ein Werk, welches eine vollständige Sammlung aller Gesetze, Verfügungen ꝛc. enthält....*) Diese Hoffnung, verbunden mit der Billigung, welche meine Arbeit in Preußen und im Auslande erfahren hat, die Auszeichnungen, womit erhabene Fürsten mich zu beehren geruht haben, ermuthigen mich, an eure Majestät die unterthänige Bitte zu richten, mein Werk huldvoll aufzunehmen geruhen zu wollen." — Nachdem Dennstedt Pölizei-Hauptmann geworden ist, bittet er im Juli 1867 um die Ermächtigung, die Fortsetzung des preußischen Polizei-Lexikons dem Kaiser zusenden zu dürfen. Er beruft sich darauf, daß der Kaiser den Anfang dieses Werkes anzunehmen geruht hat. Er sagt: „Diese hohe Auszeichnung, sowie viele Dekorationen seitens anderer europäischen Fürsten, haben mir Muth und Kraft gegegeben, mein Lexikon fortzusetzen und zu erweitern. Der Wunsch, die von eurer Majestät geschaffenen Staatseinrichtungen genau kennen zu lernen, hat mich in die Hauptstadt Frankreichs geführt, wo ich einen reichen Schatz neuer Erfahrungen gesammelt habe. Ich möchte meiner Erkenntlichkeit Ausdruck verleihen und an den Stufen des erhabenen Thrones eurer Majestät die Fortsetzung meines Werkes niederlegen." — (Die Fortsetzung wurde angenommen und dem Verfasser für die

*) Im französischen Texte ist dieser Satz abgebrochen.

Zusendung gedankt. Eine Dekoration scheint einstweilen noch nicht als Lohn erfolgt zu sein.)

Der Baron von Diergard zu Hamburg bietet unterm 11. und 12. August 1861 dem französischen Kaiser Napoleon III. Autographien des Königs von Preußen, Napoleon's I. u. s. w. an.

Der Berliner Malzextrakt-Fabrikant Johann Hoff schreibt am 5. November 1861, daß er die Ehre gehabt hat, dem Kaiser mit einem Pröbchen seines Malzextrakts zu huldigen. Er nennt, wie in den Zeitungs-Reklamen, so auch in seinem Schreiben an den französischen Kaiser seinen Extrakt „ein zugleich sehr angenehmes und in ganz Europa als sehr wirksames Mittel gegen Uebel jeder Art besonders gegen Brustleiden, anerkanntes Getränk.“ — Ferner theilt er mit, daß der König von Preußen und der Vorgänger desselben sich dieses Getränks lange schon bedient haben. Ebenso hat der Kaiser von Oesterreich geruht, den Erfinder mit einer wohlwollenden Aufnahme zu beehren und dieses mit kostbaren Eigenschaften ausgestattete Bier zum täglichen Gebrauche für seine hohe Person zuzulassen. Johann Hoff spricht die Hoffnung aus, seine kaiserliche Majestät Napoleon III. werde ihm die ausgezeichnete Huld erweisen, daß er (Hoff) seiner erhabenen Person nahen dürfe. — In Folge dieses Schreibens wurde dem Malzextrakt-Fabrikanten Hoff am 12. November 1861 eine Audienz bewilligt. Welch' hohe Ehre, welch' prächtige Reklame!

Karl Hohenegger zu Waldkirchen in Baiern macht im Namen seines Schwiegervaters, des Barons von Pflummern, dem Kaiser den Vorschlag, ein unter dem Namen: La tabatière en topaze orientale (Die orientalische Topas-Tabaksdose) bekanntes Kleinod, welches schon Napoleon I. zu kaufen gewünscht haben soll, zu erwerben; erhält aber eine abweisende Antwort.

Der Fürst Karl Ludwig Leopold von Hohenlohe-Langenburg, königlich würtembergischer Major in der Reiterei, der durch Familienvertrag vom 21. April 1860 auf den Besitz des Fürstenthums Hohenlohe-Langenburg und der Hälfte der obern Grafschaft Gleichen verzichtet hat, dankt im März 1861 dem französischen Kaiser für dessen huldvolle Intervention bezüglich der Heirath des Fürsten, die am 21. Februar 1861 gefeiert worden ist.

Knop zu Koblenz schlägt unterm 29. April 1861 dem Kaiser ein Mittel gegen die Seekrankheit vor.

Hugo Lippe, ein Handelsmann zu Chemnitz in Sachsen, wünscht im Monat September dem Kaiser eine von seinem (Lippe's) Vater her-

rührende heraldische Sammlung, welche aus 40,000 Stück besteht, um den Preis von 3000 Franken zu verkaufen. Lippe's Vater war 1812 als junger sächsischer Postbeamter mit einer Depesche an den Kaiser Napoleon I. betraut worden und damals auch so glücklich gewesen, dieselbe an ihren Bestimmungsort gelangen zu lassen, ohne sich jedoch in Person seiner kaiserlichen Majestät vorstellen zu können. — Obschon Hugo Lippe junior dem Kaiser Napoleon III. diese Depeschen-Geschichte, welche zwischen Lippe senior und Napoleon senior vorgegangen ist, als captatio benevolentiae auftischt, erhält er nichtsdestoweniger mit seiner heraldischen Sammlung einen Korb.

Rosalie Oehl, eine „Bonne" zu Frankfurt a. M., schreibt im Juni 1861 an den Oberkammerherrn, daß sie im Besitz eines Geheimnisses ist: sie versteht nämlich einen Balsam, welcher alle Wunden heilt, zuzubereiten.

War dieses der Balsam des Grases der Zeit oder jener der Liebe?

Dr. Pitschner in Berlin bittet im Februar um die Erlaubniß, dem Kaiser und der Kaiserin ein Werk zustellen zu dürfen, worin er seine neuliche Besteigung des Mont-Blanc beschreibt. Er hat diese Besteigung ausgeführt auf Anordnung des preußischen Kultus-Ministeriums und damit neue Resultate für das Studium des mikroskopischen Lebens gewonnen. Dr. Pitschner versichert, daß er für seine Zusendung weiter Nichts als eine Empfangsbescheinigung haben will. Er erhält jedoch außer einem Dankschreiben zwei Vasen aus Sevres-Porzellan.

Schredler zu Fulda bietet am 19. Juni 1861 dem Kaiser ein Tischgedeck nebst einem Löffel und einer Gabel, welche Napoleon I. gehört haben, an.

Die Witwe Staub zu Heyden (Lippe) schreibt am 29. August 1861 an den Kaiser, um ihn als seine Tochter in Anspruch zu nehmen.

Frau von Stengel, geborene Parquin, bittet im April um die Vergünstigung, mit ihrem Manne, dem badischen Staatsminister v. Stengel, zur Audienz vorgelassen zu werden, um seiner Majestät für seine Wohlthaten (bontés) zu danken. Die Familie Stengel ist geadelt am 26. September 1740 und in den Freiherrenstand versetzt am 18. Juni 1788. Franz von Stengel, um den es sich hier handelt, war am 5. Oktober 1803 geboren und hatte sich mit Maria Magaretha Eleonore Claire, geborenen Parquin, verheirathet. Er war großherzoglich badischer Geheimerath erster Klasse und Präsident der Ministerien des Innern und der Justiz. Er gehörte zur jüngern oder badischen Linie der Freiherrn von Stengel; die ältere Linie hält hohe

Staatsstellen in Baiern besetzt. Wir dürfen uns nicht wundern, ihn unter den Verehrern des Tuilerien-Abenteurers, die ihm für Gunstbezeigungen danken, zu finden. Für Louis Napoleon war es jedenfalls von Belang, einen badischen Staatsminister und Geheimerath erster Klasse unter seinen Klienten zu zählen, zumal da Baden unmittelbar an das französische Kaiserreich gränzte. Auch ist es, wenn man bedenkt, welche Begriffe von Ehre in den Schichten der monarchisch gesinnten Aristokratie vorherrschend sind, sehr begreiflich, daß das Weib des Herrn Staatsministers darnach lüstern war, an der französischen Hoffähigkeit theilzunehmen.

Wipfler zu Schwetzingen in Baden bittet „um die Dekoration", womit wohl der Orden der Ehrenlegion gemeint ist.

Herr de Witt, Oberpostsekretär zu Düsseldorf, bietet dem Kaiser eine Doppelflinte zum Kauf an, von der er eingesteht, daß „sie aus der Gewehrsammlung des Louvre stammt." Indeß soll sie nicht ungesetzlich aus dem Louvre entwendet, sondern von Napoleon I. einem deutschen Fürsten gegeben worden sein. Sie trägt in oder auf dem Laufe inmitten von Kronen und andern Verzierungen die Worte: Les Laroche, aux galeries du Louvre à Paris („Die Laroche in den Louvregallerien zu Paris"). Herr de Witt will die Bestimmung des Preises für dieses aus dem Louvre herrührende Gewehr dem französischen Kaiser überlassen, wird aber von demselben abschlägig beschieden.

Die in das Jahr 1861 fallenden Schreiben der Erfinder Tiedge aus Hannover und Kummer aus Dresden werden wir weiter unten erwähnen.

Wir verzeichnen nunmehr diejenigen Personen, welche im Jahre 1861 um Unterstützung flehten. Unter denselben nennen wir zuerst Pfahl aus Koblenz, welcher nicht für sich selber, sondern für einen Gesangszögling am 26. April um Unterstützung bittet.

Durch Größe der Forderung zeichnete sich M. A. Schuh, der als ein zu Graach in Preußen wohnender Oekonom angegeben ist, aus. Derselbe verlangte, weil er der Sohn eines französischen Soldaten des ersten Kaiserreichs war, ein Geschenk von 50- bis 60,000 Franken. Natürlich fand eine solche Forderung keine Berücksichtigung. Wir wollen übrigens nicht unbemerkt lassen, daß streng genommen dieser Oekonom Schuh nicht in die Gallerie deutscher Bettelpatrioten gehört, weil er ja als Sohn eines französischen Militairs (fils d'un militaire français) nicht deutsches, sondern französisches Blut in seinen Adern haben mußte.

Bescheidener ist Anton Moser, Gemeindeeinnehmer zu Mühldorf am Inn, dem bairischen Orte, wo Ludwig der Baier 1322 in offener Feldschlacht Friedrich von Oesterreich besiegt hat. Dem Einnehmer Moser, einem Vater von sechs unmündigen Kindern, ist sein ganzes Mobiliar, welches seine einzige Habe bildet, gepfändet worden. Die Schulden sind durch Krankheiten, welche die Familie betroffen haben, entstanden. Er bittet nun den Kaiser, sich seiner anzunehmen und ihn durch ein edelmüthiges Geschenk aus seiner Noth zu befreien. Die Schulden belaufen sich auf 476 rheinische Gulden (oder 272 Thaler). Der Gemeinderath von Mühldorf stellt dem Anton Moser, anstatt ihm selber zu helfen, für den französischen Kaiser das Zeugniß aus, daß er ein Mann von unbescholtenem Wandel ist und wirklich sich in der beschriebenen Nothlage befindet. Die Bettelei beim französischen Kaiser trägt das Datum 28. Septembers 1861.

Die übrigen Schnurranten des Jahres 1861 heißen: Grumber zu Neunburg in der bairischen Oberpfalz; Hauch zu Bonefeld in Preußen; Lutze zu Bamberg; Mangold in dem badischen Schwarzwälder Holzuhrenorte Triberg oder Tryberg; Müller zu Pfersen in Würtemberg; Phill in dem kurhessischen, früher zum Kölnischen Herzogthume Westphalen gehörenden Orte Volkmarsen; Rosenthal zu Herbede (?) in Preußen, der dem Kaiser die Wahl läßt, ob er ihm Assignaten versilbern oder eine Unterstützung geben will; endlich die schon oben erwähnte Baronin Olga von Wessenberg.

Achtes Kapitel.

Die mexikanische Expedition, der dänische Krieg und der polnische Aufstand.

Louis Napoleon hat in seinen Werken über die Politik Napoleon Bonaparte's gesagt: dieselbe sei im Allgemeinen richtig gewesen, nur könne man ihr zum Vorwurf machen, daß sie zu hastig verfahren sei. Louis Napoleon befolgte also im Allgemeinen die nämliche Politik, wie Napoleon I.; doch suchte er den Fehler seines Vorgängers dadurch zu vermeiden, daß er langsamer verfuhr. Er erkannte nicht, daß die Politik des alten Bonaparte nur deßhalb zu rasch verfahren war, weil für ein eiliges Verfahren die damaligen Zustände Europa's noch nicht gezeitigt worden waren. Inzwischen war aber ein halbes Jahrhundert verflossen, während dessen sie durch die schnell wirkenden Verkehrsmittel, die der Dampf und die Elektrizität an die Hand gegeben hatte, sich äußerst schnell entwickelt hatten. Die Politik, welche unter Napoleon I. angesichts der noch ziemlich unentwickelten europäischen Verhältnisse zu rasch verfuhr, wäre deßhalb, hätte sie nun gleichen Schritt eingehalten, keineswegs zu rasch für die Zeit Napoleon's III. gewesen. Indem daher Letzterer mit großer Behutsamkeit zu Werke ging, nur einige Schläge ausführte und dann immer auf sofortigen Frieden bedacht war, verfiel er in den Fehler der Halbheit und hatte den unwiederbringlichen Nachtheil zu großer Langsamkeit. An diesem Fehler ist er zu Grunde gegangen.

Wie den Krimkrieg, hatte er den italienischen Krieg lokalisirt. Anstatt die Frucht der italienischen Siege in Deutschland, wo der Bund in große Zerfahrenheit gerathen war, zu ärnten, unterbrach er seine

Nationalitätsprinzips-Politik durch die abenteuerliche Expedition nach Mexiko. Seit diesem völlig unglücklichen überseeischen Raubzuge war das Schicksal des französischen Kaiserreichs und der bonapartistischen Dynastie entschieden. Der französische Kaiser hörte seitdem auf, der Bahnbrecher und Tonangeber auf dem europäischen Kontinente zu sein. Mit ihm zusammen unternahmen die mexikanische Expedition die Regierungen von Spanien und von England. Hatte er vielleicht den Hintergedanken gehegt, England in einen Krieg mit der nordamerikanischen Union zu verstricken, um dann nach Herzenslust auf dem europäischen Kontinente wirthschaften zu können, schlug doch dieser Plan gänzlich fehl; denn indem gerade die englische und spanische Regierung sich bei Zeiten aus dem mexikanischen Unternehmen zurückzog, blieb er allein in Mexiko engagirt und mußte zu Guterletzt herzlich froh sein, daß er den österreichischen Erzherzog Max als ehrgeizigen Lückenbüßer fand.

Während Louis Napoleon in Mexiko sich immer fester verrannte, kamen in Europa zwei Hauptnationalitäts-Fragen zum Durchbruch, in welche er nicht einzugreifen sich getraute und die daher bewirkten, daß er nicht mehr als jener oberste Ordner und Lenker Europa's erschien, für den ihn schon Viele nach dem Krimkriege und nach dem italienischen Kriege hielten. Das war die polnische Frage, auf die europäische Tagesordnung gesetzt durch den von den polnischen Adeligen und Geistlichen zur hellodernden Flamme angefachten Aufstand, sowie die durch den plötzlichen Tod des dänischen Königs Christian VII. am 15. November 1863 freigemachte schleswig-holsteinische Nationalitäts-Bewegung. Der ohnehin schon kränkliche französische Kaiser wurde in beiden Fällen durch die ihm im Krimkriege verbündet gewesene englische Regierung, die ihn in Mexiko in der Falle wußte, an der von ihm im Schilde geführten Einmischung abgehalten. War doch seine Intervention in Mexiko das gerade Gegentheil von der Nationalitäten-Lehre, die jetzt in Polen und in Schleswig-Holstein, wie erst vor Kurzem in Italien, als heiliges Völkerrechts-Evangelium angerufen wurde! Da er die Nationalitäten-Befreiung nicht ernst meinte, ja nicht ernst meinen konnte, hatte er bereits den Schwindel im italienischen Kriege schon viel zu weit getrieben, als daß sich derselbe nicht an ihm rächen mußte. Anstatt im deutschen Bunde Oesterreich zuerst anzugreifen, hätte er zuerst Preußen bekämpfen und abschwächen müssen: wozu sich durch die Neuenburger Frage im Winter von 1857—1858 die beste Gelegenheit geboten hatte. Diesen günstigen Augenblick verpaßte er, weil er die relative Stärke der beiden

deutschen Großmächte so wenig kannte, daß er Oesterreich für die stärkere Macht hielt. Was er in Italien that, that er im Grunde für die Erhöhung Preußens in Deutschland. Er war folglich kein so großer Politiker, wie man ihn anfangs ansah, sondern er litt, wenn er auch in Augsburg auf dem Gymnasium gewesen war, an dem nicht ungewöhnlichen Fehler der Franzosen, daß er das Ausland, besonders aber Deutschland, nicht gründlich kannte. Hätte er Deutschland besser gekannt, würde er Preußen vor Oesterreich wegen der Neuenburger Frage bekriegt und hierdurch sich zum Herrn der deutschen, polnischen und schleswig-holsteinischen Nationalitätsfrage gemacht haben: — den wahrscheinlichen Fall des Sieges vorausgesetzt. Neuenburg war damals die wunde Stelle Preußens, und auch sonst standen 1858 die Chancen für den französischen Kaiser, wenn er Krieg mit Preußen anfing, viel günstiger als zwölf Jahre später. Wie aus den Briefen deutscher Bettelpatrioten zu ersehen ist, hatte seine Popularität 1858 in Deutschland den Gipfelpunkt erreicht, während in Preußen noch nicht die sogenannte neue Aera und die neue Heeresorganisation eingetreten war.

Hinsichtlich der mexikanischen Expedition liegen zwar aus Deutschland an den Kaiser verschiedene Briefe vor, allein Niemand erwärmte sich in Deutschland für die Eroberung Mexiko's. Mit zwei Ausnahmen zeigt sich auch in den Briefen deutscher Bettelpatrioten kein Enthusiasmus für das irrlichterirende überseeische Raubunternehmen.

Der erste Brief, der sich auf die mexikanische Expedition bezog, kam von einem Münchener, Namens Georg Hofbauer. Derselbe bat um die Erlaubniß, als Unter-Lieutenant die mexikanische Expedition mitmachen zu dürfen. Er reiste in der Folge nach Straßburg, wurde aber hier zurückgewiesen, weil er bereits über vierzig Jahre alt war. Von Straßburg aus rief nun Hofbauer die Wohlthätigkeit des Kaisers an, indem er ihn anflehte, ihm zu seiner Rückreise 45 Gulden auszahlen zu lassen. (12. Dezember 1862.) Der Kaiser aber ließ die Bitte ganz unbeachtet und verfügte: Classer.

Jodokus Robertz zu Köln, der Erfinder eines Lebens-Elixirs zur Heilung ansteckender Krankheiten, schrieb im Jahre 1862 an den Kaiser, daß er (Robertz) so eben 100 Fläschchen dieses Elixirs an ihn abgesandt habe, damit die Tugenden des unübertrefflichen Heilmittels im mexikanischen Heere erprobt werden könnten. — Ihm wurde geantwortet, daß man eine Substanz, die nicht hinlänglich bekannt sei, nicht anwenden könne.

Franz Knoll zu Kambruch in Preußen (à Kambruch, Prusse), einst Soldat in den französischen Heeren, richtet 1862—63 mehrere Briefe an den Kaiser, um ein von Knoll selbst bereitetes vegetabilisches Pulver für die in Mexiko befindlichen französischen Truppen als Schutzmittel gegen das gelbe Fieber zu empfehlen. Zugleich bittet er als Vater von neun Kindern und als Großvater von siebenunddreißig Enkeln um Unterstützung: gleich als ob der französische Kaiser die Verpflichtung gehabt hätte, für die kostspielige Kinderliebhaberei eines alten Soldaten der französischen Heere pekuniär einzustehen.

Der Handelsmann Brancken in Köln erbietet sich 1863, um einen „vernünftigen" Preis eine Erfindung, betreffend die Zubereitung von Roheis, abzutreten. Er weist dabei auf den Nutzen hin, den das Eis für die mexikanische Expedition haben kann.

Der Arzt Bruno Seelmaier zu München erinnert 1866 den Kaiser daran, daß er ihm vor drei Jahren medizinische Rezepte übersandt und für dieselben eine Belohnung in Geld oder das Kreuz der Ehrenlegion verlangt hat. Da im Jahre 1866 die medizinische Fakultät (l'Académie de médecine) sich noch nicht über den Werth seiner Rezepte ausgesprochen hat, bittet er um endliche Entscheidung seiner Angelegenheit.

Herr von Lehwenfehlt, ein alter preußischer Offizier, bietet 1863 dem Kaiser seine Dienste an.

E. Weiß, ein Deutscher, der unter das Sternenbanner der nordamerikanischen Föderation sich hat einreihen lassen, bietet ebenfalls 1863 dem französischen Kaiser seine Dienste an. Er ist überzeugt, daß das Resultat seiner Studien und Erfahrungen dem Kaiser nützlich werden kann. Freilich müßte, wenn der Kaiser seine Dienste annähme, sein Vertrag mit der amerikanischen Regierung gelöst werden: eine Sache, die ihm um so weniger Kummer macht, als er sich schon hat „zurückziehen" müssen, weil man von ihm eine Schrift, welche die Nothwendigkeit einer Universal-Monarchie zu beweisen sucht, mit Beschlag belegt hat.

Georg W. Schwarting, wohnhaft in der dem Grafen Bentinck angehörenden oldenburgischen Herrschaft Varel, thut dem Kaiser am 12. Juli 1863 kund und zu wissen, daß in dem von Schwarting bewohnten Lande die Leute von den mexikanischen Siegen ganz begeistert sind. Er bietet seine Dienste für den Fall an, wenn man etwa Leute zur Kolonisirung braucht. Zu seiner Empfehlung führt er an, daß er in den Vereinigten Staaten gereist ist, mit Mexikanern im Verkehr

gestanden und die Sprache derselben ein wenig kennen gelernt hat. — Dieses Schreiben wurde zu den Akten gelegt.

Wilhelm Parjé, Zivil-Ingenieur zu Offenbach bei Frankfurt am Main, schlägt dem Kaiser im August 1863 ein Telegraphen-System vor, um Frankreich mit Amerika zu verbinden. Seine Entdeckung ist ein Geheimniß, welche einer Prüfung unterwerfen zu lassen er sich bereit erklärt. Der ausländische Name des in Rede stehenden Ingenieurs läßt sich vielleicht auf die in der Nähe von Frankfurt am Main befindlichen Niederlassungen französischer Hugenotten zurückführen. Als Hugenotten-Abkömmling aber wäre Parjé, wenn er auch die Luft und Milch der deutschen Denkungsart eingesogen hätte, französischen Ursprungs.

Adam Eyffert zu Nürnberg bittet 1863 um Gnade für seinen im ersten Regiment der Fremdenlegion stehenden, zu zwei Jahren Gefängniß und drei Jahren Zwangsarbeit verurtheilten Sohn. Wir wollen hierbei bemerken, daß die Fremdenlegion aus Afrika nach Mexiko übergeführt und in derselben ein schauderhaftes Gesindel von Halsabschneidern bei einander war. Sie kam in Mexiko nie in den Kampf und die Disziplin in ihr war äußerst locker. Die Legionäre wurden zu Guterletzt um einen Theil ihres Soldes geprellt.

Fr. Rüppert, badischer Zollaufseher, erneuert 1864 zum vierten Male die Bitte um Befreiung seines Sohnes aus der Fremdenlegion. Sein Sohn war Voltigeur.

Hermann Panizza, „Gelehrter" zu Schwerin, bietet unterm 1. August 1864 dem Kaiser ein Gedicht an, welches überschrieben ist: „Kriegslied zu Ehren der französischen Armee." Panizza versichert, daß er nicht verfehlen würde, immer Gedichte zu den Geburtstagen ihrer kaiserlichen Majestäten einzusenden, wenn er nur wüßte, auf welches Datum diese Festtage fielen. Hieraus läßt sich wohl zur Genüge ersehen, daß Panizza ein „Gelehrter" (homme de lettres) vom Schlage des Nürnberger Kupferstechers Sauter (s. o.) war.

Der Freiherr Joseph von Palm, Malteser-Ritter und Kommandeur des Ordens des heiligen Grabes, wohnhaft zu Chicago in den Vereinigten Staaten Nordamerika's, erinnert im Juli 1865 den Kaiser an seine alten Beziehungen zu ihm und seiner Familie, an die Tage von Augsburg und Arenenberg. Er stellt ihm seine durch zehnjährigen Aufenthalt in den Vereinigten Staaten erlangte Erfahrung zur Verfügung und bittet um Anstellung als diplomatischer Agent in Mexiko. — Die Herren von Palm sind verzweigt in den Königreichen

Würtemberg und Sachsen. Ihr Wohnsitz ist Mühlhausen am Neckar. Sie wurden am 13. Februar 1711 Reichsritter und am 7. August 1735 Reichsfreiherren. Es „blüht" von ihnen ein älterer und ein jüngerer Zweig. Der Reichsfreiherr Eberhardt Joseph Christian von Palm, würtembergischer General-Major a. D., war am 3. Mai 1786 geboren und hatte sich am 1. Dezember 1808 mit Amalie, geborenen Freiin von Röder, verehelicht.

Die vorstehenden vierzehn Briefe sind die einzigen Schreiben, die von Deutschen in Betreff der mexikanischen Expedition an Louis Napoleon geschrieben wurden. In Bezug auf die polnische Insurrektion sind drei und hinsichtlich der schleswig-holsteinischen Frage neun Schreiben vorhanden.

Unterm 30. Januar 1863 forderte Friedrich Jütting, ein Apotheker aus Münster in Westphalen, den französischen Kaiser auf, daß derselbe in Polen doch sofort einschreiten möge. Indem er Bezug nahm auf ein von seinem Bruder dem Kaiser eingeschicktes Drama, betitelt: Sir William Penn, auf welches noch keine Antwort erfolgt war, erlaubte sich Jütting dem Kabinets-Chef des Kaisers mitzutheilen, daß sein Bruder Wilhelm, um zur Verwirklichung der kaiserlichen Worte, wonach das Kaiserreich der Frieden sei, beizutragen, auf der Stelle nachstehenden Plan in Betreff des polnischen Aufstandes entworfen habe: 1) Es wird eine englisch-französische Flotte ausgeschickt und selbige wirft vor Danzig Anker; 2) eine französisch-russische Armee rückt nach Posen vor. — Am 9. Februar schreibt der nämliche politische Giftmischer dem Kaiser, daß die Kabinette und die Diplomatie, während das Blut in Strömen fließe die Hände in den Schoos legten und daß er daher mit bekümmertem Herzen im Namen der Zivilisation eine Intervention gegen den Vandalismus fordere. — Die übrigen Jütting'schen Kaiserpillen werden wir weiter unten zu kosten bekommen.

Ein gewisser B. S. Heimers, wohnhaft zu Paris, ruft im April 1863 die Hülfe des Kaisers zu Gunsten Polens an.

Ferdinand von Schachtmeyer, Eskadron-Chef im preußischen Heere, bietet dem Kaiser ein Exemplar seines letzterschienenen Werkes: „Die Theilung Polens", an, indem er versichert, daß er sich die Mühe gegeben hat, die Thatsachen und Data aus offiziellen Dokumenten zu geben. Würde man eine gewisse Anzahl Exemplare nehmen, so würde der Verfasser, „der nicht reich ist," eine französische Ausgabe veranstalten. (Januar 1864.) Zwar bezieht sich das Werk des Herrn Eskadron-Chefs Ferdinand von Schachtmeyer nicht direkt auf den

polnischen Aufstand; allein es behandelt doch die brennende polnische Frage in deren Ursprunge und beleuchtet somit den historischen Grund dieser Angelegenheit.

Die schleswig-holsteinische Frage brachte am Ende des Jahres 1863 den ganzen deutschen Patriotismus auf die Beine. Man hörte Nichts mehr als das Lied: „Schleswig-Holstein meerumschlungen" und lieblich tönende Phrasen der Stammverwandtschaft. Kurz vor Weihnachten des genannten Jahres trat in Frankfurt a. M. ein „deutscher" Abgeordnetentag zusammen, auf welchem von den begeisterten Patrioten eine gewaltsame Erhebung in nahe Aussicht gestellt wurde, wenn Schleswig-Holstein von den deutschen Regierungen im Stiche gelassen und der dänische Uebermuth nicht in Schranken gewiesen würde. Konnten es nun auch die deutschen Sänger, Turner und Schützen, die so oft mit umflorten Fahnen und umwölkten Blicken Schleswig-Holstein das Leben zu weihen geschworen hatten, im Augenblicke der Entscheidung nicht über sich gewinnen, für's Vaterland den Heldentod zu suchen, herrschte doch in den Nordmarken des deutschen Bundes eine so ungesunde Aufregung, daß die beiden Großmächte Oesterreich und Preußen nebst den beiden Königskabinetten von Sachsen und Hannover im tiefen Winter eiligst Interventions-Truppen nach Holstein vorschoben und die Dänen im Wege der Bundes-Exekution nach Jütland zurücktrieben. Das patriotische Schleswig-Holstein-Delirium hatte selbst einen Theil des sozial-demokratischen Allgemeinen Deutschen Arbeitervereins ergriffen: weßhalb sich in Hamburg im Widerspruch mit der Vereins-Disziplin ein Aktions-Komitee aufwarf und Gelder und Waffen für einen nationalen Aufstand zu beschaffen suchte. Indem nun die deutschen Truppen Holstein und Schleswig in Beschlag nahmen, um einem dortigen Aufstande vorzubeugen, wurde von dem am 21. September 1862 an die Spitze des preußischen Ministeriums gelangten Baron von Bismarck-Schönhausen (dem späteren Grafen und Fürsten) der Keim zur gewaltsamen Lösung der deutschen Frage gelegt. Louis Napoleon, dessen Nationalitäts-Prinzip-Schriftsteller sich zu Gunsten eines unter französischer Protektion stehenden skandinavischen Reiches ausgesprochen hatten, war vom deutschen Schleswig-Holstein-Enthusiasmus betroffen und blieb, als das englische Kabinet die gemeinsame Intervention abgelehnt hatte, unthätig.

Indeß benutzten „eine Gruppe Pfälzer Einwohner" die schleswig-holsteinische Bewegung, um dem französischen Kaiser die Bitte vorzulegen, die Pfalz an Frankreich zu annektiren. Ohne Zweifel

spekulirten diese deutschen Biedermänner auf die Intervention des französischen Kaisers, der seinerseits eine Kompensation haben und sich am Rheine entschädigen müßte, wenn die Elbherzogthümer ganz dem deutschen Bunde einverleibt würden. Die in Rede stehenden Pfälzer, von denen in einem demokratischen Pfälzer Blatte behauptet worden ist, daß sie sich später als eifrige National-Liberale bemerklich gemacht haben, sandten in die Tuilerien folgendes Annektions-Gesuch ab:

„Im Namen der Nation für die Freiheit und nicht für die Knechtschaft!

An seine Majestät den Kaiser Napoleon!

Die Einwohner der Pfalz hegen den stärksten Wunsch und seit Jahrhunderten eine Sympathie für die große Nation, daß sie sich eine Ehre daraus machen würden, wenn sie in Frankreich einverleibt würden. Die Gelegenheit ist da. Der Kaiser wird gebeten, die schleswig-holsteinische Angelegenheit auf eine Weise zu beendigen, wie selbige dem Patriotismus der übrigen Deutschen geziemt. Für diesen Dienst wird der Kaiser den Einwohnern der Pfalz den Gefallen thun, sich zum Eigenthümer ihrer Provinz zu ernennen. Mit Stolz erinnern sie sich an die Zeit von 1814 und 1815, wo sie zu Frankreich gehörten, besonders Landau, Kandel und Neustadt.

Landau, den 30. November 1863.

Gezeichnet:

Das Annektions-Komitee der Pfalz.

Wohl mag es sein, daß nur einige wenige verschrobene Köpfe dieses unwürdige Schreiben an den französischen Kaiser richteten und daß selbiges nicht, wie vermuthet worden ist, den späteren national-liberalen Stimmführern der Pfalz zur Last gelegt werden kann; immerhin aber ist und bleibt es ein äußerst bedenkliches Symptom der damaligen Stimmung eines nicht unbedeutenden Theiles der Pfälzer Einwohner. Die in diesem Schreiben ausgedrückten französischen Sympathien waren, wie mir Pfälzer versichert haben, vielfach vorhanden, und daher würde man sich leicht in die Vertauschung der bairischen Herrschaft mit der bonapartistischen gefunden, ja sich willig und freudig in dieselbe geschickt haben.

Im Dezember 1863 fühlte sich Franz Herzog in Reichenberg (in welchem Reichenberg?) gedrungen, dem Kaiser politische Rathschläge zu ertheilen und demselben die Erhaltung des Friedens ans Herz zu legen.

Dr. Th. Pyl, Professor an der Universität Greifswald, der am 2. Juni 1864 an den Kaiser schrieb, hatte eine Tragödie und verschiedene Abhandlungen, sämmtlich auf die Greifswalder Universität bezüglich, drucken lassen. Unter diesen Sachen befand sich auch ein Dokument aus dem Jahre 1423, betreffend einen Krieg, welcher damals zwischen Dänemark und Schleswig geführt wurde. Professor Pyl huldigte mit diesem geschichtlichen Dokument dem französischen Kaiser, weil dasselbe seine Majestät interessiren könne. Zufolge dem Begleitschreiben des Professors ist Louis Napoleon der ausgezeichnetste der Potentaten; denn „er glänzt unter den Souveränen Europa's nicht allein durch seine großartige und hervorzaubernde wünschelruthenartige Politik, sondern stellt sich auch in den ersten Rang durch seine wissenschaftliche Intelligenz, welche den Stempel des Genies trägt.“ — Dem Schmeichler wurde für die Katzbuckelei gedankt.

Adalbert Harnisch, preußischer Premier-Lieutenant zu Neisse in Schlesien, behauptet am 2. April 1864 die Gesinnungen von mehreren Millionen Deutschen auszudrücken, wenn er dem Kaiser für die schönen Worte dankt, welche derselbe erst unlängst für das Völkerrecht in Betreff der schleswigschen Frage gesprochen hat. Der genannte Premier-Lieutenant legt ihm daher ein Gedicht zu Füßen, welches betitelt ist: Protectori (Unserm Schutzherrn)! Zugleich erlaubt er sich, ein Bändchen Gedichte beizufügen, welches der kaiserlichen Majestät vielleicht einiges Interesse abgewinnen wird, weil es auf Seite 77 „von Ihrem Großen Onkel spricht.“ — Somit betrachtete sogar ein preußischer Premier-Lieutenant damals den französischen Kaiser als den Schutzherrn Preußens und Deutschlands! Tempora mutantur et nos mutamur in illis!

Bernhard Hörhammer zu Freising in Baiern sendet dem Kaiser ein „allerunterthänigstes“ langes politisches Schreiben, worin seiner Majestät der heilige Stuhl empfohlen und die dänische Frage vor Augen geführt wird. Der Schreiber verlangt zum Beweis, daß seine Vorstellung richtig angelangt ist, ein Porträt, eine einfache Photographie des Kaisers: „einen im bairischen Lande sehr seltenen und sehr theuren Gegenstand“. (1864.)

Rudolph Adams, Historien-Maler, Ad. Mühling, Ludw. Krüger und andere Einwohner Berlin's bieten dem Kaiser der Franzosen unterm 5. Mai 1864 eine Papierpresse, die aus den im Kriege mit Dänemark gesammelten Bombensplittern angefertigt ist, zum Besten der Verwundeten an. Dieser Schritt gibt zu folgender Korrespondenz Veranlassung:

Der französische Gesandte in Berlin schreibt an Mocquard, den Sekretär des Kaisers:

„....... Ich habe die Ehre, Ihnen einen Brief zu übermitteln, welcher an den Kaiser von den Mitgliedern eines Komitee's geschrieben ist, das sich hier in Berlin zu dem Zwecke gebildet hat, den Verwundeten des schleswigschen Krieges zu Hülfe zu kommen. Die Unterzeichner dieses Schreibens, gerührt von den Beglückwünschungen, welche von seiner Majestät (Napoleon III.) an den König von Preußen bei der Einnahme der Düppeler Positionen gerichtet worden sind, möchten gerne dem Kaiser eine Papier-Presse offeriren, die aus den Bomben- und Granatsplittern gefertigt ist, welche auf den dem Feinde entrissenen Höhen aufgelesen worden sind. Dieses Unterstützungs-Komitee besteht aus Personen, die in der Bourgeoisie der Stadt Berlin gut situirt sind, und seine Mitglieder würden viel darauf geben, wenn seine Majestät die Zusendung, zu der sie ermächtigt zu werden nachsuchen, anzunehmen geruhte. Demgemäß bitte ich Sie, Herr Senator, um die Freundlichkeit, den Augen des Kaisers den Ausdruck des im beigefügten Briefe enthaltenen Wunsches unterbreiten zu wollen, und ich würde Ihnen sehr erkenntlich sein, wenn Sie mir die Befehle seiner Majestät zu wissen thäten. Ich würde mich sehr glücklich schätzen, wenn ich die Huldigung des Berliner Komitee's angenommen sähe ...." (8. Mai.)

Antwort:

„Herr Gesandter! Ich habe mich beeilt, dem Kaiser .... zu unterbreiten. Wie Sie wissen, ist seine Majestät immer geneigt, an jenen Werken sich zu betheiligen, deren Zweck in der Unterstützung des Unglücks besteht; allein die Sache, um die es sich handelt, nimmt, wenn fremde Personen zu derselben beisteuern wollen, eine politische Bedeutung an. Gemäß dem Prinzip der Neutraliät, dessen Beobachtung der Kaiser sich in der dänisch-deutschen Frage zum Gesetz gemacht hat, scheint es sonach dem Kaiser nicht gestattet, einen Gegenstand anzunehmen, aus dessen Annahme auf eine markirte Bevorzugung geschlossen werden könnte. In diesem Sinne, Herr Gesandter, bin ich von seiner Majestät mit der Ehre beauftragt, eurer Exzellenz zu schreiben, und Sie zu ersuchen, den

Komitee-Mitgliedern den wahren Grund der durch die Umstände nothwendig gemachten abschlägigen Antwort auseinander zu setzen, indem Sie der Kaiser bittet, denselben zugleich sein Bedauern auszudrücken." (18. Mai.)

Ernst Balde zu Wien bietet im August 1864 dem Kaiser ein Exemplar von einem Kupferstiche an, welcher die Heldenthaten der österreichischen Armee im letzten Kriege mit Dänemark darstellt. Der Einsender ist vorsichtig genug, um in den Text seines Schreibens die Bemerkung einzuflechten, daß dieses Exemplar ihn nicht weniger als fünf Dukaten gekostet hat. Also waren fünf Dukaten das Geringste, was er für seinen Kupferstich als Gegenleistung erwartete.

Urban Rack zu Paris sucht 1864 um eine Audienz nach, um dem Kaiser darthun zu können, warum er (Rack) die Protektion desselben wegen eines in deutscher Sprache veröffentlichten und auf Befehl des Großherzogs von Baden mit Beschlag belegten Buches über die europäische Politik zu verdienen glaubt.

Der bekannte Reaktionär Friede-wollt'-er Sperling, königlich preußischer Geheimer Regierungsrath, wohnhaft zu Riesdorf bei Magdeburg,*) unterbreitet dem Kaiser am 28. Dezember 1863 zwei politische Broschüren, welche er in Betreff des einzuberufenden europäischen Kongresses an seine Regierung gerichtet hat. Zugleich reicht er einen Vorschlag, betreffend das Kongreß-Programm, ein. Ihm wird am 13. Januar 1864 der Empfang seiner Zusendung angezeigt. Hierauf schreibt er unterm 6. Februar 1864, daß er, nachdem der Kaiser seine früheren Broschüren angenommen hat, hiermit eine neue Schrift einreicht. Der Kaiser scheint nunmehr die Friede-wollt'-er Sperlings-Vorschläge satt gehabt zu haben; denn er ließ dem preußischen Geheimen Regierungsrathe nicht wieder den Empfang anzeigen, sondern verfügte: „Zu den Akten zu legen!" (Classer.)

Die Nationalitäten-Lehre hatte in dem Zeitraume, welchen wir im gegenwärtigen Kapitel behandeln, in Deutschland so viel Gährung hervorgerufen, daß dem Einflusse des Nationalitäten-Schwindels sich auch die Juden, das auserwählte Volk Gottes, nicht entziehen konnten und so viel sie auch sonst schon emanzipirt, assimilirt, naturalisirt und routinirt sein mochten, konnten sie sich doch, da sie sich mit den Gohim nicht vermischt hatten, sondern seit Abraham rein, ungemischt und nur

*) Im Französischen: Conseiller royal intime de régence prussien. Der wirkliche Geheime Ober-Regierungsrath der preußischen Provinz Sachsen war Herr von Vignau.

sich selber gleich geblieben waren, gleichsam als die Nationalität der Nationalitäten betrachten! Einer der Ihrigen, ein gewisser Adolph Löb zu Hamburg, flehte nun im Februar 1863 die Protektion des Nationalitäten-Beschützers Louis Napoleon an, damit durch dessen mächtige Hand den Israeliten Palästina, das ihnen einst vom Herrn Zebaoth gelobte Land, zurückerstattet würde. Löb schrieb dem Kaiser, daß er ihm in dieser Hinsicht mehrere Pläne, welche von großer Wichtigkeit wären, unterbreiten könnte. Da jedoch der französische Kaiser das Nationalitäts-Prinzip schon nach Mexiko relegirt hatte, hegte derselbe keine Lust, sich auf einen Mauschelei-Kreuzzug einzulassen, sondern befahl, das Schreiben Löb's zu den Akten zu legen. Sonach mußten sich die Juden mit ihrem nationalen unbestrittenen Geburtsadel begnügen ohne zu den Stammsitzen ihrer heiligen Ahnen zurückkehren zu können.

Aus dem Jahre 1863 liegt ein auf die Sozial-Demokratie bezüglicher merkwürdiger Schwindel vor. Im September dieses Jahres wurde durch in französischer Sprache abgefaßte, von Genf ausgehende Einladungen und Programme ein demokratischer Kongreß in Brüssel einberufen und zwar wurden solche Personen, welche als demokratische Revolutionäre bekannt geworden waren, eingeladen. Aus Deutschland reiste zu diesem Kongreß nur der Uhrmacher Schöppler von Mainz. Die deutschen Demokraten waren der Ansicht, daß ein auf diese Weise einberufener Kongreß nichts Erhebliches leisten, wohl aber der politischen Polizei ein willkommenes Material zur Verfügung stellen würde. In der That liefern uns die Tuilerien-Briefe den Beweis, daß ein deutscher Spitzel Kapital aus dem Brüsseler demokratischen Kongreß zu schlagen suchte. Ein Pseudonymos H......, Dr.........., der sich als ein Mitglied des Frankfurter und Berliner demokratischen Zentral-Komitee's bezeichnete, bot dem französischen Kaiser seine deutschgeschriebene Broschüre, betitelt: „Der demokratische Brüsseler Kongreß vom 26. September 1863 und die Pläne des Genfer demokratischen Zentral-Komitee's,“ eine zwei Druckbogen starke, „den regierenden und nichtregierenden Fürsten Europa's“ gewidmete Schrift, an, worin der Schwindler die geheimen Bewegungen des radikalen Sozialismus entschleiern zu wollen vorgab. Um den französischen Kaiser für diese Denunziation zu interessiren, fügte der Schwindler hinzu, daß an der Spitze der Pariser Sektion ein Deutscher, ein Spanier und ein Italiener ständen; doch hütete er sich, Namen zu nennen, weil alsdann sein Schwindel auf der Stelle entdeckt worden wäre. Indeß nannte er drei angeblich gefährliche

Agenten der europäischen Umsturzpartei in Genf. Er erklärte sich im Stande, noch genauere Aufschlüsse geben und die in seiner Broschüre erwähnten, angeblich „geheimen“ Statuten überliefern zu können. Endlich forderte er eine Gratifikation, mit andern Worten: den Denunzianten-Lohn, indem er vorgab, nach Amerika auswandern zu wollen, aber nicht die dazu nöthigen Mittel zu besitzen. Er schrieb an den Kaiser zweimal, nämlich am 4. April und am 23. Mai 1864. Der französische Kaiser ließ sich im vorliegenden Falle nicht dupiren, sondern befahl, daß die Schreiben des deutschen Spitzels zu den Akten gelegt werden sollten. Wer mit der Geschichte des deutschen Sozialismus nur einigermaßen bekannt ist, der weiß, daß weder in Frankfurt am Main, noch in Berlin ein demokratisches Zentral-Komitee bestanden hat und daß somit Alles, was der Spitzel dem französischen Kaiser in dieser Beziehung meldete, auf bloßer Erdichtung beruht. Die deutschen Sozialisten waren in den Allgemeinen Deutschen Arbeiterverein eingetreten, und die Organisation desselben schloß ein solches Zentral-Komitee, welches nach der Denunziation des in Rede stehenden Spitzels vorhanden sein sollte, mit Nothwendigkeit aus. Der deutsche Sozialismus wäre zu keiner Bedeutung gelangt, hätte er sich auf geheime Umtriebe verlegt; denn nur die größte Oeffentlichkeit konnte seine Verbreitung herbeiführen. An Aktion war bei der geringen Anzahl seiner Bekenner nicht zu denken, sondern einzig und allein an Propaganda. Der Name des Spitzels ist uns im französischen Original nicht genannt; zwar ist andeutungsweise Dr. H. angegeben, doch ist dieses höchst wahrscheinlich nur ein angenommener Name. Leider ist im französischen Original auch nicht mitgetheilt, bei wem die Denunzianten-Broschüre gedruckt war oder gedruckt werden sollte. Wenn die Broschüre nicht auf Schöppler oder Schweitzer und Hofstetten zurückzuführen ist, so ist sie wahrscheinlich das Erzeugniß eines Individuums, welches sich damals zu Frankfurt am Main in der Kannengießerstraße bei A. Strauß, dem Bevollmächtigten des Allgemeinen Deutschen Arbeitervereins, mit einer Mätresse einlogirt hatte und bei den Mitgliedern des Vereins einen nicht unbegründeten Verdacht erregte.

Noch ist aus dieser Zeit eine Broschüre zu erwähnen, welche Sophie von Rauchienegger, geborene von Speth, Louis Napoleon zustellte. Die genannte Person bot nämlich in einem Schreiben, d. d. Paris, 4. Dezember 1863, dem Kaiser eine Schrift an, welche den Titel führte: „Das Papstthum und das Kaiserreich, eine Lösung der römischen Frage“ (8°, 1863). Sie bat den Kaiser, dieselbe zu

lesen und „sich nicht durch den Titel dieser auf unwiderlegbaren Prinzipien beruhenden Schrift abschrecken zu lassen.“ Sie sagte, daß die Schrift durch „Publikationen, welche als Schlußfolgerung wichtige, in der That für die hohe Dynastie des Kaisers wahrhaft wichtige Punkte erwähnten, ergänzt werden könnte.“ — Ihr Mann, der Professor, bemerkte Sophie von Rauchienegger, beschäftigte sich schon seit einem Vierteljahrhundert mit Untersuchungen über die Staatswissenschaft. Sie flehte um Bewilligung einer Audienz, indem sie die Worte gebrauchte: „Geruhen Sie, diese Bitte allerhuldvollst zu gewähren — es ist im Interesse Ihrer hohen Dynastie!“ — Der Kaiser ließ der Supplikantin den Empfang der Broschüre anzeigen, verweigerte aber die Audienz.

Wir verzeichnen nun aus den Jahren 1862 und 1863 die übrigen kaiserlichen Korrespondenten Deutschlands, versparen aber die in diese Jahre fallenden Schreiben, welche sich auf das „Leben Julius Cäsars“ beziehen, für das folgende Kapitel, dem wir zugleich die Schreiben des Jahres 1864 einverleiben. Die Erfinder werden wir, wie bisher, nur ganz kurz erwähnen, weil wir denselben ein besonderes Kapitel widmen wollen.

Einer dieser Erfinder ist Gustav Abenheimer in Heidelberg, der im Oktober 1862 eine Audienz verlangt, um dem Kaiser Aufschlüsse über universelle Schrift zu geben.

Ludwig Abry zu Helmstedt im Braunschweigischen schreibt in die Tuilerien unterm 11. Dezember 1863, daß sein Vater sich d'Aubry genannt und zu den französischen Emigranten gehört hat. Ludwig Abry glaubt daher, daß er „sich selber für einen halben Franzosen ansehen“ kann; darum ist es „nichts Außergewöhnliches, wenn das französische Blut in ihm sich an die Seelengröße seiner Majestät wendet.“ Er befindet sich in Folge des italienischen Krieges in großer Geldverlegenheit, weil der Krieg die Ausbeutung einer Kohlenmine unterbrochen hat, auf welche er (Abry) Aktien genommen hat. Für seinen Antheil an der Kohlengrube hat ihm früher ein Braunschweiger Haus 80,000 Thaler offerirt. Er bittet nun den Kaiser, ihm die Aktien abzukaufen und auf diese Weise ihn in den Stand zu setzen, seinen Verpflichtungen nachzukommen. Ob diese Bitte des „halben Franzosen“ einer Antwort gewürdigt wurde, ist nicht mitgetheilt.

Maximilian Adler, geboren zu Rüdarsebach in Baiern, wohnhaft zu Paris, bringt am 18. Dezember 1863 in Erinnerung, daß er um eine Unterstützung gebeten hat.

Asmus, Steuereinnehmer zu Diepholz in Hannover, bittet am 23. Juni 1863 den Kaiser, derselbe möge bei einem ihm am 15. Mai geborenen Knaben Pathenstelle vertreten. Petent versichert, daß die Gewährung dieser Bitte das größte Glück seiner Familie ausmachen würde. — Asmus erhält jedoch eine abschlägige Antwort in Anbetracht der großen Anzahl ähnlicher Bitten, die an den Kaiser gestellt werden.

Astein zu München reicht im Jahre 1862 ein Unterstützungsgesuch ein.

Anton Bachmaier, Handelsmann zu Passau in Baiern, schreibt am 21. Februar 1863, daß der Wunsch, die großen Schöpfungen des Frankreich regierenden Souverains zu sehen, ihn in die französische Hauptstadt führt und daß er daselbst mit Bewunderung die prächtigen Werke, welche Frankreich dem Genie des Kaisers verdankt, betrachten wird. Wahrscheinlich erwartete derselbe, daß der Kaiser den Mann, der ihm zwei Aktien zu einer Lulu-Stiftung gesandt hatte, ohne Weiteres zu sich in die Tuilerien einladen und in Paris herumfahren lassen werde.

Balden zu Neuburg in Baiern bittet 1862 um Unterstützung.

Wilhelm Bartels zu Nikolaiken im preußischen Regierungsbezirk Gumbinnen, sendet dem Kaiser im Mai 1862 einen Finanzplan und fordert denselben im folgenden Jahre, weil er nicht angenommen worden ist, wieder zurück.

Fr. Jos. Bertsche, Schullehrer zu Röhrenbach im Großherzogthume Baden, meldet dem Kaiser, daß er (Bertsche) durch eine Feuersbrunst, welche sein Haus zerstört hat, ruinirt ist und daß er daher verschiedene Gegenstände verkaufen muß. Er schlägt dem Kaiser vor, ein Pianoforte zu kaufen, welches sich im Schlosse Arenenberg zur Zeit, als seine Majestät dasselbe bewohnte, befunden hat. (Februar 1863.)

Adolph Behrens zu Berlin, Präsident der sogenannten Nationalstiftung Friedrich-Wilhelm-Viktoria, einer Wohlthätigkeitsgesellschaft, welche dazu bestimmt ist, durch eine Ausstattung die Heirath junger Leute zu verschönern, wünscht am 1. Januar 1862 dem Kaiser viel Glück zum neuen Jahre und legt ihm den Bericht zu Füßen, welcher in der vierten Generalversammlung der Gesellschaft abgestattet worden ist, indem er die Huld und Wohlthätigkeit seiner Majestät zum Besten der besagten Gesellschaft anruft. Am 1. Januar 1863 wird von ihm die nämliche Bettelei wiederholt.

J. A. Blume, Herausgeber der Münchener Theaterzeitung, übersendet dem Kaiser im März 1863 mehrere Nummern dieser Zeitung,

indem er die Hoffnung ausspricht, daß er doch wohl den Befehl erhalten wird, mit dieser Zusendung fortzufahren. Außerdem rechnet er dermaßen auf die Huld seiner Majestät, daß er um eine Unterstützung von 600 Franken (160 Thalern oder 280 rheinischen Gulden) allerunterthänigst zu flehen wagt. Diese Unterstützung will er, wie er sagt, benutzen, um seinen Geschäften einen neuen Aufschwung zu geben und auf diese Weise einen heilsamen Einfluß auf das Geschick seiner Familie auszuüben. So verbrämt sich der Bettelsack mit der heiligen Sorge für die Familie!

Ein Mannheimer, Namens Bremer, bittet im Dezember 1863 um Unterstützung.

Dr. phil. Wilhelm Bunger, geographischer Ingenieur aus Dresden, sucht darzuthun, daß er, weil er in der Kunst der Geostereoplastie (der Kunst, Relief-Pläne anzufertigen) sehr geübt ist, den stereoplastischen Plan des Isthmus von Panoma anfertigen und denselben nachher in Paris ausstellen könnte, um die Möglichkeit der Durchstechung dieses Isthmus zu zeigen und auf diese Art zu einem Werke, welches an großen Resultaten fruchtbar sein wird, beizutragen. Er fügt eine detaillirte Berechnung der Kosten bei, welche sich auf 7500 Franken belaufen würden. Für den Fall, daß sein Vorschlag nicht angenommen würde, bittet er um eine Unterstützung, um nach Deutschland zurückkehren zu können. (16. März 1863.) — Ihm werden beide Gesuche abgeschlagen. — Nachdem er weder bei dem Kaiser, noch in London Glück gehabt hatte, fing Dr. Bunger „mit der Hülfe Gottes und unter dem Beistande wohlthätiger Personen ein großartiges Werk“ an, dessen öffentliche Ausstellung ihm die Mittel zur Reise in die Heimath gewähren sollte. Das öffentlich ausgestellte großartige Werk sollte betitelt sein:

„Das moderne Paris im Jahre 1875, stereoplastisch oder im haut-relief dargestellt im Verhältniß von 1 : 1080, wie Paris geworden sein und aussehen wird, nachdem alle Veränderungs-, Erweiterungs- und Verbesserungsprojekte unter der ruhmreichen fünfundzwanzigjährigen Herrschaft seiner Majestät des Kaisers Napoleon III. ausgeführt sein werden.“

Er bemerkt hierzu:

„Der zwölfte Theil dieses ebenso schweren wie kostspieligen Kunstwerks ist in der Ausführung begriffen und wird die Stadttheile zwischen dem Boulevard du Mont-Parnasse und der rue de Rivoli nebst der Seine und ihren Inseln zwischen der Austerlitz- und Alma-Brücke um-

fassen. . . . . Einzig und allein durch diese theilweise Ausstellung, welche zu Ende des nächsten Monats stattfinden soll, werde ich die Mittel zur Herstellung der übrigen elf Partien des großen Werkes gewinnen, dessen Ganzes, wenn es auch in den andern Städten ausgestellt wird, sicherlich dazu beiträgt, überall den Ruhm zu bestätigen, daß Paris die schönste Stadt der ganzen Welt ist."

Dr. Bunger wendet sich daher nochmals an die kaiserliche Freigebigkeit, um ein wenig Hülfe zu erlangen. (21. September 1863.) — Der Kaiser verfügt jedoch: Zu den Akten zu legen (Classer)!

Johann Busch, Artillerie-Arbeiter zu Dresden, übersendet der Kaiserin ein religiöses Werkchen, welches betitelt ist: „Das Wort Gottes", sowie ein Gedicht, betitelt: „Das Reich Gottes". (Oktober 1863.) — Im September des folgenden Jahres bittet der Nämliche den Kaiser um eine Subskription, damit er ein Werk: „Die Beschaffenheit der Sonne und der sieben Planeten", veröffentlichen kann.

Moritz Deutsch, als Mediziner bezeichnet, dessen Wohnort nicht angegeben wird, bittet den Kaiser, mit einem Werk huldigen zu dürfen, welches er soeben in deutscher und französischer Sprache veröffentlicht hat. Selbiges schildert die Wohlthaten der Herrschaft seiner Majestät und führt den Titel: „Gesichte eines Propheten des napoleonischen Testamentes." — Er schreibt im November 1863:

„Sire! Nachdem der Unterzeichnete in zwei Sprachen dem Konzerte der öffentlichen Meinung Frankreichs und Europa's eine harmonische Note hinzugefügt hat, geizt er nach der Ehre, eurer Majestät durch einen persönlichen Akt beweisen zu können, wie sehr im Bewußtsein der Völker ihre eigene Sache mit derjenigen des glorreichen Begründers allerhöchstdero Dynastie, sowie auch mit der von dessen glorreichem Nachfolger identisch geworden ist, dessen Großthaten in den Angelegenheiten des Friedens und des Krieges wegen des permanenten Charakters ihrer unmittelbaren und fernen Resultate, noch unvergleichlich fruchtbarer für das menschliche Geschlecht und ohne Beispiel in den Geschichtsannalen der Fürsten und Völker sind. . . ." —

Moritz Deutsch empfing für seine Huldigung Dank.

Nicht so glücklich bei dem Kaiser war Dr. Diez-Felwinger aus München. Derselbe führt den verdächtig klingenden Titel: „Geschichtschreiber und sammelnder Dichter (poète rédacteur), Miglied von gelehrten Gesellschaften und Inhaber einer Auszeichnung (décoration) für Verdienste in der Wissenschaft und Kunst." — Er bot im Septem-

ber 1863 dem Kaiser ein Exemplar einer von ihm (Dr. Diez-Felwinger) veröffentlichten periodischen Sammlung an: von Reproduktionen von Autographen und von historischen Erinnerungen, betreffend Napoleon I., Napoleon II., Napoleon III. und Napoleon IV. Er bat um die Ermächtigung, diejenigen dieser Souvenirs, welche in seinen Händen geblieben wären, drucken zu lassen, um sie dem kaiserlichen Prinzen zu widmen; ferner bettelte er um eine hinlängliche Subvention, um den Druck dieses Werkes bewirken zu können, und endlich forderte er eine ehrende Belohnung für seine Hingebung an die kaiserliche Familie oder eine Anstellung in der Bibliothek seiner Majestät, da er, wie er versicherte, trotz seiner Verdienste und seiner untadeligen Führung keine Stelle in seinem eigenen Lande finden konnte. — Er erhielt auf alle vier Bitten abschlägige Antwort.

Christian Elze zu Berlin, der Auffinder von Verfahrungsweisen, welche nach seiner Versicherung die Erzeugnisse des Ackerbaues verdreifachen, hatte im Oktober 1862 den Entschluß gefaßt, Deutschland zu verlassen, um Afrika zu erforschen. Er bat den französischen Kaiser um eine Audienz, damit er ihm seine Pläne auseinandersetzen könnte.

Die Witwe Anna Fäge zu Mannheim bittet 1863 um eine Unterstützung. Sie führt zu ihren Gunsten an, daß sie eine Tochter des Obersten Waldmann, eines Militärs des Kaiserreichs, sei.

J. J. Franck aus Mannheim erzählt im September 1863 dem Kaiser, daß er elf Jahre lang zu Bordeaux einen Handel mit Kolonial-Waaren getrieben und sich dort zuletzt mit einem Preußen, Namens Friedr. Ch. Aug. Stahl, assoziirt gehabt, welcher ihn durch seine schlechte Geschäftsführung ruinirt habe, sodaß jetzt Franck's einzige Hoffnung auf den Kaiser gerichtet sei. Indem Franck sich darauf beruft, daß er „kein unnützes Mitglied des französischen Handels gewesen" sei, richtet er an den Kaiser die Bitte, derselbe möge ihm eine Summe von 60- bis 75,000 Franken in Kommandite zuweisen, wofern nicht etwa „seine Majestät die Güte so weit treiben wolle, ihm sie selber vorzustrecken!!..."

J. F. Feddersen zu Hannover schreibt im Jahre 1863 dem Kaiser, daß es ihm nicht mehr in Deutschland gefällt, weil ihm seine Angelegenheiten nicht nach Wunsche gehen, sondern daß er Unterthan seiner Majestät werden und in Frankreich irgend eine Anstellung annehmen will. Feddersen theilt dem Kaiser zu seiner Empfehlung mit, daß er vierunddreißig Jahre zählt, eine gute Gesundheit besitzt und keine Arbeit scheut. Er dachte offenbar, daß der Kaiser den ersten

besten herbeigelaufen kommenden Fremden sofort anstellen und in dessen kleinliche Privatangelegenheiten als monarchische Vorsehung eingreifen werde. Indeß verfügte Louis Napoleon, das Schreiben des naiven Menschen zu den Akten zu legen.

Dr. Hermann Friedberg, Chef einer chirurgischen Klinik zu Berlin und von der medizinischen Fakultät der Pariser Universität wegen seines Werkes: „Pathologie und Therapeutik der Muskellähmungen", mit dem Preise gekrönt, bietet dieses Werk dem Kaiser an. „Indem ich soeben", schreibt er im Dezember 1862, „von diesem Buche die zweite Auflage veröffentlicht habe, möchte ich mit demselben seiner Majestät dem Kaiser huldigen, denn dieser will, daß Frankreich die fremden Gelehrten ermuthigt." – Dem Doktor Friedberg wird für die Huldigung gedankt.

Friedrich Fritzsche, Leineweber zu Neustadt bei Stolpen in der sächsischen Amtshauptmannschaft Pirna, trägt im Juni 1863 dem Kaiser eine mit Bettelei verbundene Schürzengeschichte vor. Er erzählt nämlich, daß er durch den Tod seiner Eltern allein auf Erden steht und ein tugendsames junges Mädchen, welches ihn liebt, heirathen will. Da aber seine Glücksumstände sehr bescheiden sind, fleht er das Wohlwollen seiner Majestät an. Namentlich bittet er um solche Toilette-Gegenstände, welche ihre kaiserliche Majestät Madame Eugenie nicht mehr benutzt, indem er betheuert, daß seine Braut sich sehr glücklich fühlen würde, wenn sie schön gekleidet wäre. Er fügt seinem lächerlichen Bettelmannsschreiben sein photographirtes holdes Bild bei. — Classer!

Der Baron von Gablenz, Mitglied des preußischen (?) Abgeordnetenhauses, unterbreitet dem Kaiser im November 1863 den Plan einer Gründergesellschaft, wonach in den verschiedenen Vierteln von Paris Kiosken errichtet werden sollen, um daselbst zu einem sehr niedrigen Preise gashaltige kühle Getränke zu verkaufen. Der Baron setzt auseinander, daß derartige Einrichtungen schon in Berlin und in Dresden vorhanden sind und daß dieselben durch Fernhaltung vom Wirthshausbesuch mehr zur Sittlichkeit des Volkes beitragen, als alle Anstrengungen und Predigten der Mäßigkeitsvereine. Das Gesuch des Herrn von Gablenz wird vom Baron von Seebach, dem sächsischen Gesandten, unterstützt.*) — (Der Gablenz'sche Plan wurde dem Seine-Präfekten zur Prüfung überwiesen.)

---

*) Der wirkliche Geheimrath und Kammerherr Albin Leo Freiherr von Seebach war als außerordentlicher Gesandter und bevollmächtigter Minister für das

[illegible]

... 8. März 1863.

[illegible] zu Düsseldorf, pensionirter Kammermusikus und [illegible], bittet 1863, daß der Kaiser [illegible] die Widmung von mehreren Musikstücken, welche [illegible] selbst komponirt hat und welche er dem Kaiser als Huldigung darbringen will, anzunehmen. — Die Bitte wird abgeschlagen.

Königreich Sachsen am Tuilerien-Hofe den 10. Januar 1853 akkreditirt worden. Der Baron von der Gablenz scheint ein Sachse zu sein, weil er von dem sächsischen Gesandten in Paris empfohlen wird.

Karl Gudera aus Leipzig richtet an den französisches Kaiser am 13. Mai 1863 folgendes Schreiben:

„Eure kaiserliche Majestät! Da manche Bitte ganz untergeordneter Bedeutung Ihnen vorgelegt und von Ihnen mit großer Güte aufgenommen wird, erlaube auch ich mir, allerunterthänigst Sie anzuflehen, um von Ihnen einige hier äußerst seltene, mir in meiner Sammlung fehlende Briefmarken, nämlich solche aus den französischen Kolonien, zum Beispiel aus Westindien, und einige Exemplare von den neuesten Briefmarken des französischen Kaiserreichs, zu erhalten. Seien eure Majestät mir deßhalb nicht ungnädig, sondern empfangen Sie im Voraus den Dank mit den allerunterthänigsten Grüßen Ihres ehrfurchtsvollen Karl Gudera. — (Verfügt: „Zu den Akten zu legen!“)

Hänel, preußischer Hofbuchdrucker, ersucht 1863 den Kaiser um ein Probeblatt der in der kaiserlichen Hofbuchdruckerei zur Verwendung kommenden Drucker-Lettern.

Karl Hampel, Scheerenschleifermeister zu Halberstadt im preußischen Regierungsbezirke Magdeburg, schreibt an den Kaiser, daß er (Hampel) als natürlicher Sohn eines französischen Soldaten, von dem man hier zu Lande seit dem Januar 1828*) keine Nachricht mehr erhalten hat, sich auf die Dienste seines Vaters bezieht und die Freigebigkeit des Kaisers anruft, indem er unter dem Titel einer Anleihe um die Summe von 2000 Franken bittet, welche ihn in den Stand setzen würde, für den Unterhalt seiner aus fünf Kindern bestehenden Familie zu sorgen. Als Weihnachtsgeschenk offerirt er seiner kaiserlichen Majestät ein Paar ausgezeichnete Rasirmesser und der Kaiserin einige vom wahren Kreuzesstamme kommende Reliquien (28. Dezember 1862). — Er erhält zur Antwort: „Angesichts der großen Menge Gegenstände, welche dem Kaiser angeboten werden, hat dieser es sich zur Regel gemacht, Alles zurückzuweisen, und seine Majestät hat nicht geglaubt, die Reliquien und Rasirmesser, welche Sie ihm übersandt haben, annehmen zu dürfen. Der Kaiser hat mich nichtsdestoweniger mit der Ehre beauftragt, Ihnen seinen Dank zu übermitteln.“ (17. Januar 1863.) — Karl Hampel bedauert nun in einem weiteren Schreiben, daß die von ihm angebotenen Gegenstände nicht angenommen worden sind, und er bittet, daß sie ihm auf seine Kosten mit der Post zurückgeschickt werden; er würde es lieber sehen, wenn man die Rasirmesser, welche ausge-

* Datum eines Briefes, welchen seine Mutter erhalten hat und welchen er überschickt.

zeichnet und nach seiner Schätzung 16 bis 18 Franken werth sind, behielte. Da der Brief des Kabinets Nichts von seiner Bitte (um Geld) erwähnt, möchte er gern wissen, ob man für den Sohn eines französischen Soldaten Nichts thun wird, und er bittet, daß man ihm in deutscher Sprache antwortet, weil es ihm hinderlich ist, wenn man ihm französisch antwortet, weil er dann den Brief, um ihn übersetzen zu lassen, fremden Leuten zeigen muß. (31. März 1863.) — Ihm wird geantwortet: „Die vom Kaiser nicht angenommenen Rasirmesser und Reliquien werden Ihnen Ihrem Wunsche gemäß zurückgeschickt und begleiten die gegenwärtige Depesche.“ (28. April 1863.)

Dr. Robert Hartmann zu Berlin schreibt an den kaiserlichen Kabinet-Chef, um die Ermächtigung zu erlangen, dem Kaiser die Beschreibung seiner afrikanischen Reise zustellen zu dürfen. Sein Schreiben lautet:

„Mein Herr! Vor drei Jahren kam der Herr Baron von Barnim, der einzige Sohn seiner königlichen Hoheit des Prinzen Adalbert von Preußen,*) auf den Gedanken, eine Reise im östlichen Zentral-Afrika zu unternehmen. Ich hatte die Ehre, als Mediziner und Naturforscher zu seinem Reisegesellschafter ernannt zu werden. Lange Zeit hindurch lief unsere Expedition glücklich ab. Aber Afrika will seine Opfer haben. Der Sohn des erlauchten Prinzen vermochte den wiederholten Attaken des verderblichen Fiebers nicht zu widerstehen.**) Zu Rosseiros am Blauen Flusse erlag er. Niedergebeugt von Schmerz und an dem nämlichen, sehr gefährlichen Fieber erkrankt, kehrte ich in mein Vater-

---

*) Im französischen Text steht irrthümlich: Le baron de Barim. Der preußische Prinz Heinrich Wilhelm Adalbert, geboren am 29. Oktober 1811, Admiral und Oberbefehlshaber der preußischen Marine, Chef des ersten thüringischen Infanterie-Regiments Nr. 31, erster Kommandeur des dritten Bataillons vom zweiten Garde-Grenadier-Landwehr-Regiment und à la suite der Garde-Artillerie-Brigade, sowie Chef der russischen zweiten Artillerie-Brigade, war der Sohn des am 28. September 1851 gestorbenen preußischen Prinzen Friedrich Wilhelm und einer Tochter des Landgrafen Friedrich Ludwig von Hessen-Homburg. Er vermählte sich in morganatischer Ehe am 20. April 1850 mit Therese Freifrau von Barnim, nachdem er mit derselben einen am 22. April 1841 geborenen Sohn erzeugt hatte. Dieser Sohn hieß Adalbert Johann Baptist, wurde am 2. Juni 1857 in den erblichen Freiherrnstand des Königreichs Preußen aufgenommen und war Portepee-Fähnrich im preußischen Garde-Dragoner-Regimente.

**) Warum ließ man den Sohn einer prinzlichen unstandesmäßigen Ehe auch in eine so ungesunde Gegend reisen! — (Anmerkung des Bearbeiters der Tuilerien-Briefe.)

land zurück, indem ich durch den Süden Frankreichs reiste; aber gerade die Reise durch Frankreich trug sehr viel zur Wiederherstellung meiner Gesundheit bei. Ueberall, mein Herr, begegnete ich seitens der kaiserlichen Behörden jenem hohen Wohlwollen, welches man nur unter dem Einflusse einer edlen Regierung antrifft. Angeregt vom lebhaften Wunsche, ein schwaches Zeugniß von der Erkenntlichkeit abzulegen, welche mein Herz erfüllt in Folge des Wohlwollens, welches mehrere edle Franzosen mir während meines Aufenthalts in Afrika und in Frankreich bewiesen haben, faßte ich den Entschluß, seiner Majestät dem Kaiser meinen Bericht über die Reise in Afrika, der mit einer großen Anzahl genauer Karten, Abbildungen und sehr treuer Gemälde bereichert ist, vorzulegen. . ." (27. Juni 1863.) — — — Bescheid: „Angenommen, doch soll er die Sachen schicken, ohne selber nach Paris zu kommen." — — Hierauf schickt am 17. September Dr. Robert Hartmann eine Kiste voll Bücher.

Franz und Aloisia Hawraneck zu Steinitz in der österreichischen Markgrafschaft Mähren haben vergeblich die Bezahlung von 197 Fässern Wein (22,100 Franken), von ihnen in den Jahren 1805 und 1809 den französischen Soldaten geliefert, verlangt. Gemäß den ihnen mitgetheilten Motiven erkennen sie an, daß Frankreich nicht zur Bezahlung verpflichtet ist; nichtsdestoweniger wenden sie sich an den Kaiser, um eine entsprechende Schadloshaltung zu fordern, weil, wenn man die Sache genau besieht, der Wein doch von den Franzosen, namentlich von den Verwundeten, getrunken worden ist. Außerdem machen sie die unglückliche Lage geltend, in welcher sie sich gegenwärtig (im März 1863) befinden.

Franz Heber im Heidelberger Schloß, Kapellmeister, bietet die Widmung einer von ihm komponirten dramatischen Ouvertüre im Jahre 1863 dem Kaiser an. Drei Jahre später bringt er diese Widmung dem Kaiser in Erinnerung und empfängt dann zur Belohnung für seine künstlerische Unterthanen-Leistung eine goldene Medaille.

Ludwig Heimburger aus Plötzkau im Herzogthume Anhalt-Bernburg überschickt zu Paris dem Kaiser eine Arbeit im Manuskript und bettelt um Geld zur Heimreise. (Mai 1862.) — Als er zu Hause angekommen ist, soll ihm so eben sein Haus und sein Garten gepfändet werden. Wenn er es nun zuwege brächte, daß man nicht ihm, sondern seiner Frau eine Geldsumme im Betrage von 3000 Franken bewilligte, würde dieses Geld obendrein ihn in den Stand setzen, sich die wissenschaftlichen Hülfsmittel anzuschaffen, die er nöthig hat, um sich seiner

Majestät nützlich zu machen: was sein größter Wunsch ist. Er bekennt, daß er auch zu Paris zwei Bären angebunden hat, nämlich 177 Franken Schulden in seinem Hôtel und 74 Franken bei seinem Konsul.*) (16. Juni 1862.) — Darauf übersendet er ein Manuskript, welches betitelt ist: „Betrachtung über den Saladin." und bittet den Kaiser um 6675 Franken, um vorm Ruine gerettet zu werden. (20. Juli 1862.) — Alsdann melden seine Töchter dem Kaiser, daß ihr Vater krank ist, und bitten für ihre Mutter um eine Unterstützung von 300 Thalern. (17. Mai 1863.) — Der Kaiser bewilligt, angesichts dieser frisch-fröhlich-freien Betteleien dem Heimburger in der Zeit vom 14. November 1862 bis zum 11. Februar 1863 drei Unterstützungen. — Bald darauf theilt Ludwig Heimburger dem Kaiser mit, daß am 29. Juni Alles, was er besitzt, unter den Gerichtshammer gebracht werden soll und daß er nebst Familie ohne Zufluchtsort ist, wenn er nicht 300 Thaler auftreibt, um den Verkauf aufschieben, oder aber besser 3000 Thaler, um sein väterliches Erbtheil zurückkaufen zu können. Nun wird der Kaiser, sagt er, nicht zugeben, daß ein Mann, welcher sich mit Leib und Seele der Errichtung einer französischen Kolonie im Innern Afrika's gewidmet hat, einem solchen Geschick zum Opfer falle. (5. Juni 1863.) — Unterm 8. Juli schickt er eine Notiz über die vom Kapitän Speke und Kapitän Grant gemachte Entdeckung der Nilquellen. — Im folgenden Jahre bettelt er nochmals, und zwar um 4000 Thaler, um sein Haus und seinen Garten wieder zu erlangen.

Ernst Heinold zu Saalfeld im preußischen Regierungsbezirke Königsberg bittet um eine Unterstützung und erhält ein kaiserliches Almosen im Jahre 1863. (Im französischen Texte steht: Saalfelt, Prusse.)

Karl Helmentag, Regierungs-Assessor (assesseur de régence) zu Köln, übersendet zwölf von ihm komponirte Lieder, bittet um Anstellung in einer französischen Gesandtschaft und legt seinem Briefe ein „ärztliches Zeugniß des Professors der Gehirnleiden" bei, worin bescheinigt wird, daß er bei gesundem Verstande ist. (Juli 1863.) — Im Dezember 1863 erneuert er seine Bitte.

Herhager, Tischler zu Bellheim bei Landau, ruft dem Kaiser einen Dienst, welchen er ihm 1838 geleistet hat, ins Gedächtniß. Ohne diesen Dienst näher zu bezeichnen, sagt er: „Was werden Sie für Das,

*) Der anhaltische Konsul zu Paris war Moritz Schlesinger.

was ich an Ihnen that, als Sie noch unten waren, jetzt thun, jetzt, da Sie oben sind?" — Er bittet seine Majestät, ihm in seiner bedrängten Lage zu Hülfe zu kommen. (September 1862.) — Ihm wird am 2. Oktober 1862 Unterstützung zu Theil.

Lisette Hermann, die Witwe eines Rektors zu Offingen bei Nördlingen*), schreibt dem Kaiser, daß sie, ermuthigt durch die Freundlichkeit, welche seine Majestät in seinem Briefe dem Augsburger Rektor bezeigt habe, ihrerseits einen Wunsch zu befriedigen wage, welchen sie schon lange hege, nämlich: sie wolle seine Majestät an die mit seiner eignen Gegenwart und mit der seiner königlichen Mutter 1819 beehrten Abende bei der Familie der Baronin Herman**), sowie bei der Familie von Silberhorn erinnern, an jene Abende, an welchen sie die Ehre gehabt habe, sich mit seiner Majestät zu unterhalten. Seitdem habe sie Theil genommen an allem Glücke oder Unglücke, welches diesem Prinzen geschehen sei, den sie kennen gelernt gehabt, als sie noch kaum elf Jahre gezählt; doch die in Rede stehenden Familien seien fast ganz verschwunden. (März 1863.) — Der Kaiser verfügt: „Zu den Akten zu legen!"

Zu Augsburg, von wo dem Kaiser eine Menge Bettelbriefe zugingen, hatte sich eine Gesellschaft zur Unterstützung von nothleidenden Schriftstellern, resp. Gelehrten, sowie von deren Witwen und Waisen gebildet. Ueber sie stehen im Buche: L'Allemagne aux Tuileries folgende zwei Artikel:

„Nr. 630. Hermann, Vorsitzender der Unterstützungsgesellschaft für Gelehrte zu Augsburg; da er der Mitschüler des Kaisers im St. Annen-Kolleg gewesen ist, unterbreitet er ihm die Statuten dieser Gesellschaft, welche die Unterstützung der Schriftsteller, sowie ihrer Witwen und ihrer Kinder bezweckt, und bittet ihn um seine Subskription. (August 1863.)"

„Nr. 39. Augsburg. Der Sekretär Hermann und Schmidt, der Kassirer von der Unterstützungsgesellschaft, welche in dieser Stadt

*) Im französischen Texte steht: Nordlingen.

**) Es ist Henriette Christine geborene von Lonsberg gemeint. Selbige war den 2. März 1786 geboren und hatte sich am 23. Juli 1806 mit Philipp Adolph Freiherrn von Herman verheirathet. Im französischen Texte steht irrthümlich: Hermann. Die Familie Herman trat in den Reichsadel am 4. August 1742 und gelangte in den Reichsfreiherrn-Stand am 24. Oktober 1774. Sie ist in Baiern und Würtemberg verzweigt.

zu Gunsten der Schriftsteller gegründet worden ist, danken dem Kaiser für die ihnen geschickten 300 Franken, und die Gesellschaft hat geglaubt, ihm am Besten dafür zu danken, wenn sie ihn feierlich als Ehrenmitglied einschreibt. Behält sie ihn als solches, kann sie nicht ermangeln, eine wahre Hülfsquelle für die unglücklichen Schriftsteller, deren Witwen und deren Waisen zu werden. (9. August 1864.) — Erneuerung der Bitte um die 300 Franken in jedem folgenden Jahre."

Der Baron E. V. von Hermsdorf bittet im Januar 1863 seine kaiserliche Majestät um einen Vorschuß, welcher ganz pünktlich zurückgezahlt werden soll. Außerdem möchte er als lebenslänglicher bezahlter spanischer General-Konsul angestellt sein. Er wird sehr warm durch den preußischen Prinzen Karl empfohlen, welcher den Wunsch äußert, der Kaiser möge den Baron aus der schwierigen Lage, in welcher sich derselbe befinde, befreien. — Der Kriegsminister, bei welchem der Kaiser selbst die Ernennung des Barons auf den Posten eines General-Direktors der deutschen Auswanderung nach Algerien betreibt, antwortet, daß ein solcher Posten nicht vorhanden ist, daß aber der Bittsteller eine Ueberlassung von algerischen Ländereien verlangen kann gleich den Genfer Kapitalisten, an welche 20,000 Hektaren überlassen worden sind. (8. Juni.) — Hierauf schreibt der Minister des Krieges an den Kabinet-Chef, daß seine Verwaltung genöthigt ist, sich zu einer sehr ernsten Prüfung Zeit zu nehmen, weil der Baron von Hermsdorf eine Landabtretung von 90,000 Hektaren verlangt. (4. Juli.) — (Der damalige französische Kriegsminister war Marschall Randon.)

Maria Hoffmann zu Nürnberg kann, obschon sie fern von den schönen Gefilden Frankreichs wohnt, ihr Entzücken über des Kaisers Brief vom 14. September 1862 nicht länger in ihrem Herzen zurückhalten, sondern muß die Bewunderung und Begeisterung, welche sie für seine Majestät empfindet, in Worten ausdrücken. Sie legt in ihren Brief für seine Majestät vierblättrigen Klee. (1863.)

Jakob Holländer, Buchhalter in Breslau, schlägt dem Kaiser einen Finanzplan vor, welcher zum Ergebniß haben soll, daß ein Theil der Staatseinkünfte nützlich zum Volke zurückkehrt, ohne daß der Staat Schaden davon hat. Ferner soll dieser Finanzplan bewirken, daß die öffentliche Schuld vermittelst eines Amortisations-Fonds gelöscht wird und daß Jedermann ein Kapital besitzt. U. s. w. (Dezember 1863.) Im folgenden Jahre wiederholt Holländer die Vorschläge bezüglich seiner Finanz-Operation und beginnt die praktische Ausführung derselben damit, daß er den Kaiser um Unterstützung anbettelt.

C. Homburg, Chef-Redakteur der in der französischen Hauptstadt erscheinenden „Pariser Nachrichten", einer täglichen deutschen Zeitung, welche er seit dem 1. März 1863 herausgibt, bittet den Kaiser am 27. Juni 1863 um Unterstützung, indem er vorschützt, daß er seine Publikationen zu erweitern gedenkt. Seine Zeitung hat zufolge seiner Versicherung den Zweck, die deutsche und französische Nationalität einander näher zu bringen; doch erlauben ihm seine Mittel nicht, dem Unternehmen die nöthige Verbreitung zu geben.

Dr. Horn, geheimer Obermedizinalrath, Medizinal-Direktor der Charité u. s. w. in Berlin, huldigt dem Kaiser mit seinem Werke: „Die Medizin in Preußen." — Er sagt: „Dieses Werk wird, wie ich zu hoffen wage, für den erhabenen Souverän, der sein Auge auf alle Zweige der Zivilisation gerichtet hält, nicht ganz des Interesses zu entbehren scheinen." (1863.) — Die Huldigung wird angenommen und dem Dr. Horn wird dafür gedankt.

Johann Jonsern aus Wien bittet im Januar 1863 um die Erlaubniß, dem Kaiser ohne eine Vermittelung einen Finanzplan von der höchsten Wichtigkeit mittheilen zu dürfen. — Er wird an den Minister der Finanzen verwiesen.*) — Er besteht jedoch auf eine Audienz, indem er vorgibt, daß es sich dabei um geheime Mittheilungen handle. (Februar 1863.) — Hierauf wird er an den Oberkammerherrn verwiesen.**)

Dr. Wilhelm Jütting zu Münster in Westphalen überschickt dem Kabinet-Chef***) fünf Exemplare seines historisch-romantischen Drama's Sir William Penn. Hiervon sind drei für den Kaiser, eines für den Kabinet-Chef und eines für den Prinzen Napoleon bestimmt. Er fordert nichts Geringeres, als daß sein Drama ins Französische übersetzt und in Paris, sowie in den vorzüglichsten Städten Frankreichs aufgeführt wird. — Ihm wird für die Huldigung gedankt. — Später bittet er sich die Geschichte Julius Cäsars aus und will sich als Arzt in Paris etabliren. — Sein Bruder

Friedrich Jütting, ebenfalls wohnhaft zu Münster, ein über den polnischen Aufstand kannengießernder Apotheker, dessen wir oben gedachten, schreibt unterm 30. März 1863: Nachdem der Kaiser so

---

*) Der Minister der Finanzen war seit dem 14. November 1861 der kaiserliche Senator Achille Fould.

**) An den Senator Herzog von Bassano.

***) Kabinet-Chef war der Staatsrath Conti, Director der Unterstützungen Dr. Conneau.

freundlich gewesen sei, das von seinem Bruder verfaßte Drama Sir William Penn anzunehmen, nehme er sich ebenfalls die Freiheit, einige Zeilen an den Kaiser zu richten, um demselben zu erzählen, daß er (der Apotheker Friedrich Jütting) am 5. Mai 1821, Abends 6 Uhr, also im nämlichen Augenblicke, in welchem der Tod Napoleon's I. eintrat, von einer Linde herabgefallen sei. Er bittet um eine Audienz, um mit seiner Majestät sich über „diese Korrespondenz" unterhalten zu können. — Doch der Kaiser, welcher glauben mochte, daß Friedrich Jütting auf den Kopf gefallen sei, verfügte: man solle das Schreiben des Pillendrehers zu den Akten legen.

Der Maler Gottlieb Kerner zu Konstantinopel hatte seine vier Töchter einem Kloster anvertraut und zwei davon starben in Folge übler Behandlung. Er bittet nun um die Unterstützung des französischen Gesandten zu Konstantinopel,*) damit er die Herausgabe der beiden ihm übrig gebliebenen, von den Nonnen ihm verweigerten Töchter erlangt. Er erinnert daran, daß er früher einmal im Schlosse Arenenberg gearbeitet hat. (September 1863.) — Im Mai des folgenden Jahres dankt er für den Schutz, den ihm die französische Gesandtschaft hat angedeihen lassen, und bittet um das nöthige Geld, damit er mit seinen Töchtern nach Frankreich kommen kann. Unter dem Ausdruck des Bedauerns wird ihm auf diese Bitte eine abschlägige Antwort zu Theil.

Dr. J. A. Knop zu Leobschütz im preußischen Regierungsbezirke Oppeln huldigt dem Kaiser mit einem Buche, welches betitelt ist: „Paradoxien des menschlichen Willens," und bittet ihn, die Aufmerksamkeit des Publikums auf diesen wichtigen Gegenstand zu lenken. (1863.)

Johann Koch, Stadtmusikmeister zu Aub im bairischen Unterfranken, bittet um die Annahme von drei Märschen für Militär-Musik. Er hat diese Musikstücke in der Absicht komponirt, sie dem Kaiser, der Kaiserin und dem kaiserlichen Prinzen zu widmen. (1862.) — Er erhält abweisende Antwort.

Fräulein Theodora Korté zu Düsseldorf, Schwester des Generals Korté, „dessen Leben allezeit dem Kaiser und dessen Dynastie gehörte," bleibt durch den Tod ihres Vaters mittellos in einem schon vorgerückten Lebensalter. Sie bittet (April 1862) um eine Pension, erhält im Juli 1862 eine Unterstützung, empfängt im Dezember 1863

*) Der französische Botschafter war Lionel Marquis de Moustier, ernannt am 28. August 1861.

tausend Franken und dankt im April 1864 für den Empfang einer weiteren Unterstützung.

Karl Friedrich Kräuter*), Gerichtsbeamter zu Salem (Salmansweiler) im badischen Seekreise, schreibt über seine Geldverlegenheit einen langen Brief an den Kaiser. Er hat nämlich für eine Summe von 3300 Franken Bürgschaft geleistet, der erste Zahlungs-Termin fällt auf den 12. Mai 1863, und da Kräuter nicht das erforderliche Geld zur Zahlung besitzt, bittet er seine Majestät, ihm dasselbe vorzustrecken. Er bietet dem Kaiser dafür seine Dienste auf dem Schloß Arenenberg an, in welchem angestellt zu werden er sich sehr glücklich schätzen würde. — Sein Schreiben wird zu den Akten gelegt.

Im Jahre 1862 schreibt ein alter preußischer Premier-Lieutenant, ein Erfinder, Namens Philipp Krüger, gebürtig aus Neiße in Schlesien, lange Bettelbriefe an den Kaiser, den er für einen „braven Mann" erklärt. Ausführliches hierüber werden wir später ersehen, wenn wir die Erfinder besonders behandeln. Am 15. August 1862 empfängt er endlich ein Almosen von 50 Franken.

Friedrich Krupp, Gußstahlfabrikant zu Essen im preußischen Regierungsbezirke Düsseldorf, übersendet im April 1863 dem Kaiser eine Abschrift des offiziellen Berichtes über die Versuche, welche die englische Regierung mit seinen Gußstahl-Kanonen hat zu Woolwich anstellen lassen. Ueber seine sonstige Anwedelung des französischen Kaisers handeln wir später.

Franz Kuehlen, preußischer Major, richtet an das Kaiserpaar zwei Sonnette: das eine von Rom aus an den Kaiser (1862), das andere von Paris aus an Eugenie (1864).

Kunze, Verlagsbuchhändler in Mainz, macht den Kaiser 1863 aufmerksam auf das soeben bei ihm erschienene „Lehrbuch der Landwirthschaft von Adam Müller" (3. Auflage, 8°, 570 Seiten). Er bittet, daß dasselbe ins Französische übersetzt und in Frankreich verbreitet werden möge. — Im nämlichen Jahre kündigt er dem Kaiser ein ebenfalls im Kunze'schen Verlage erschienenes „klassisches" geographisches Werk an und läßt bei dieser Gelegenheit sein politisches Licht leuchten. Er schließt sein Schreiben mit der wörtlichen Anführung von jener Stelle

*) Im französischen Text steht Kraüter.

dieses Werkes, welche „von der Thronbesteigung seiner Majestät und den großen Ereignissen der kaiserlichen Regierung“ handelt.*)

G. Lauber zu Ratibor (polnisch Raciborcz) auf dem linken Oderufer im preußischen Regierungsbezirke Oppeln bietet dem Kaiser für 3000 Franken eine neue Geheimschrift an. (1863.) Er wird an den Minister der auswärtigen Angelegenheiten verwiesen.**)

Hektor Liebmann, ein junger Sausewind, bezeichnet als Student der Züricher Universität, welcher aus dem Kaiser Geld herauszuarbeiten suchte, war vielleicht gar nicht aus Deutschland gebürtig, sondern aus der deutschen Schweiz. Sein vom 6. Februar 1863 datirtes Schreiben lautet folgendermaßen:

„Sire! Der Mensch, der auf dem Punkte steht, das Leben in den Meereswogen zu verlieren, würde sich, um sein Heil zu suchen, ebenso gut auf irgend einen im Wasser schwimmenden Balken, wie auf einen heiligen Gegenstand werfen: vorausgesetzt, daß das spezifische Gewicht des heiligen Gegenstandes geringer ist, als dasjenige der verrätherischen Flüssigkeit.

„Der Mensch nun bin ich, eure Majestät ist der heilige Gegenstand, die treulosen Wellen, welche mein Verderben wollen, sind die mir bis an den Hals gehenden Schulden. Ich gestehe: ich hätte, ehe ich mich auf den heiligen Gegenstand, von dem ich mein Heil erflehe, warf, zuvor mich nach irgend einem Balken umblicken sollen; aber, großer Gott, in diesem Jahrhundert sind alle Balken, von denen ich spreche, von einem Wurm zernagt, den man Engherzigkeit nennt. Uebrigens bettelt eine stolze Seele bisweilen lieber um die Gnade der Götter, als um die der Menschen.

„Der Mensch, das heißt ich, der ertrinkt, das heißt, der bald ins Gefängniß gesetzt werden soll, fleht um seine Rettung, das heißt um ein wenig Geld, den heiligen Gegenstand, das heißt eure Majestät, an.

„Ich bin Student, ich habe Tollheiten begangen; seit der Zeit meiner Immatrikulation habe ich von drei Semestern eins studirt; würde man mich jedoch wegen Schulden einstecken, so wäre ich schrecklich gefoppt und könnte auf der erwählten Laufbahn nicht weiter wandeln

---

*) Das geographische Werk, von dem hier die Rede ist, war das „Lehrbuch der Geographie von T. Schacht,“ 7. Auflage, 8°, 939 Seiten. Die kleine Schulgeographie von Schacht (9. Auflage, 8°, 150 Seiten) ist ein Auszug des größeren Werkes.

**) An Drouyn de Lhuis, ernannt am 15. Oktober 1862.

aus dem ganz einfachen Grunde, weil ich, wenn ich ins Loch käme, meinen Kredit bei allen meinen Lieferanten, selbst bei denen, welche mir zum Leben das erforderliche Geld liefern, verlieren würde.

„Will mir eure allmächtige Majestät nicht 2000 Franken schicken, die mir nöthig sind, um im Frieden der Freiheit zu genießen? Eurer Majestät würde das gar Nichts kosten und mir würden es die köstlichsten aller Güter sein.

„Wenn ich in vierzehn Tagen nicht das fragliche Geld habe, bin ich beinahe ruinirt und kann dann mathematisch selbst dem Euklid beweisen, daß eure Majestät daran schuld ist. Eurer Majestät unterthäniger Diener...."

Der französische Kaiser hatte kein Verständniß für einen so flotten Brief. Darum befahl er, denselben zu den Akten zu legen.

Sieben Jahre später erhielt er eine neue Zuschrift von einem Liebmann, der sich aber jetzt mit Vornamen nicht mehr Hektor, sondern Johann Heinrich nannte. Trotz der Verschiedenheit der Vornamen bemerkt das französische Original: „Nach der Handschrift zu schließen haben dieser und der vorhergehende Brief den nämlichen Verfasser." — Johann Heinrich Liebmann zeigt sich nicht als flotter Student, sondern als ächter Schwindler. Er gibt sich für Franz Bonaparti, den Erben des Herzogs von Reichstadt, aus und reklamirt seine Anrechte auf den Thron; doch erklärt er sich bereit, einstweilen sich mit 100,000 Franken abfinden zu lassen. Im zweiten Briefe gibt der französische Text keinen Wohnort an.

Wir kommen nun zu zwei Namen, die vom französischen Original in zwei verschiedenen Artikeln behandelt werden, aber zweifelsohne einen und denselben Mann bedeuten. Es handelt sich um die Namen Mueder und Maeder, die unter Nr. 983 und Nr. 1083 stehen.

Artikel 983 lautet wörtlich übersetzt:

„Maeder (Rudolph), „deutscher Sänger." Da er erfahren hat, daß sein dem Minister der auswärtigen Angelegenheiten eingereichtes Gesuch um Anstellung keine Aussicht auf Erfolg hat, wendet er sich vom Neuen an den Kaiser, um eine Anstellung bei Verwaltung der Güter seiner Majestät in Deutschland oder ein kleines Kapital unter dem Titel einer Anleihe zum Anfangen eines bescheidenen Handels zu erlangen (1863). Abschlägige Antwort."

Die wörtliche Uebersetzung des Artikels Nr. 1083 lautet:

„Mueder, deutscher Sänger; bittet im Namen einer Gesellschaft von Künstlern des deutschen Theaters, die sich nach einem unglücklichen

Streifzuge zu Paris ohne Hülfsquellen befinden, den Kaiser, ihnen zu Hülfe zu kommen, und sendet ihm 15 Billets für eine nahe bevorstehende Vorstellung (Paris, 9. April 1863.)" — „„Abgewiesen in Anbetracht der von seiner Majestät schon gegebenen 3000 Franken.""

Joseph Michel, Buchhändler in Mainz, stattet im Januar 1863 dem Kaiser Dank ab für ein schönes Geschenk, womit derselbe ihn zu beehren die Gnade gehabt hat. Ueber die weiteren Beziehungen des Mainzer Buchhändlers Michel zum französischen Kaiser werden wir weiter unten berichten.

Leonhard Mühling zu München bittet am 1. Oktober 1863 den Kaiser, einen silbernen Bouquet-Köcher, der seiner Tante von der Königin Hortense gegeben worden ist, annehmen zu wollen; denn da Mühling keine Kinder besitzt, wünscht er, daß dieses Andenken nicht in fremde Hände nach seinem Tode kommt. — Ihm wird die Antwort zu Theil: „Seine Majestät hat die Gesinnung, welche Ihnen den Gedanken eingab, sich zu seinem Gunsten dieses kostbaren Souvenirs zu berauben, gewürdigt und mich mit der Ehre beauftragt, Ihnen dafür seinen Dank zu übermitteln." (18. November.) — Hierauf sucht J. L. Mühling vom Kaiser Geld zu erhalten. Er schreibt am 30. Dezember 1863: er sei sehr erfreut darüber gewesen, daß der Kaiser geruht habe, den silbernen Blumenstraußhalter der Königin Hortense, einen kostbaren Gegenstand, den Mühling nach seinem Tode nicht in fremde Hände kommen lassen wollte, anzunehmen, und erkühne sich nun, seine Majestät davon in Kenntniß zu setzen, daß er unglücklich sei: er bitte sonach um eine Unterstützung. — Ihm wurden auf diese Bettelei 200 Franken bewilligt.

Witwe Anna Müller, geborene Schnorpf zu Baden*) ist zwar davon benachrichtigt, daß ihre Bitte dem Bureau der Gaben und Unterstützungen**) überwiesen worden ist; allein sie bittet seine Majestät gleichwohl nochmals, eine unglückliche Witwe nebst deren Kindern nicht im Stiche zu lassen (1862).

---

*) Im französischen Texte ist nicht angegeben, wo dieses Baden liegt. Ist es Baden in der Schweiz, dann gehört die Bittstellerin nicht in die deutsche Bettler-Gallerie.

**) Direktor der Unterstützungen war Dr. Conneau, der Leibarzt Louis Napoleon's. Groß-Almosenier im Hofstaate des Kaisers war Darboy, der Erzbischof von Paris.

Friedrich August Müller, Gerichtsrath zu Bautzen, der alten Hauptstadt der sächsischen Oberlausitz *), sucht ein Reliquien-Geschäft mit dem französischen Kaiser zu machen. Sein Vater, schreibt er, hat die Ehre gehabt, zur Zeit der Schlacht bei Lützen 1813 den Kaiser Napoleon I. mehrere Tage bei sich zu empfangen. Müller der Sohn bietet nun, ohne durch irgend ein eigennütziges Motiv **) dazu bewogen zu sein, seiner Majestät verschiedene Gegenstände an, deren sich Napoleon bedient hat: namentlich den Tisch, worauf derselbe seine Karten studirte (15. August 1863). — Hierauf erhält der Herr Gerichtsrath eine abschlägige Antwort; doch ist die bittere Pille dadurch versüßt, daß ihm für seinen guten Willen gedankt wird.

Wilhelm Nelcken zu Ratingen im preußischen Regierungsbezirke Düsseldorf bietet dem französischen Kaiser in den Jahren 1862 bis 1864 neue Vertheidigungssysteme an, kann aber nicht das gewünschte Geschäft machen.

J. H. Pantell zu Stralsund in Neuvorpommern übersendet dem Kaiser ein ärztliches Buch mit einem Heilsystem von Le Roi (1863).

Paulus, würtembergischer Finanzrath, stellt dem französischen Gesandten zu Stuttgart (dem Grafen de Damremond, akkreditirt am 28. Oktober 1861) verschiedene archäologische Werke für den Kaiser zu (1863). Nach 4 und 5 Jahren wiederholt er diese Huldigung. Er schreibt an den Gesandten im Jahre 1863: „Das hohe Interesse, welches Ihr erhabener Souverän dem Alterthume, besonders aber den Militär-Angelegenheiten der alten Römer zollt, deren tiefster Kenner seine Majestät ist, ermuthigt mich zu dem Wunsche, den kompetenten Augen des Kaisers das Resultat meiner Forschungen unterbreiten zu können."

Albert Platt, „Carthograph" zu Neustadt-Magdeburg im Norden von der Stadt Magdeburg, schreibt im Mai 1862 an den Kaiser:

„Sire! Geruhen Sie zu gestatten, daß der Unterzeichnete zu den geheiligten Füßen (aux pieds sacrés) eurer Majestät ein Werk mit geographischen Karten niederlegt. Dasselbe bezieht sich auf den Handels-

*) Das französische Original begeht den Irrthum, Bautzen als in Preußen liegend zu bezeichnen. Kreisdirektor in Bautzen war damals Hermann von Nostitz-Wallwitz.

**) Gott bewahre!

vertrag, welchen eure Majestät mit den deutschen Bundesstaaten abzuschließen geruht haben.... Leider finde ich damit keinen guten Absatz. Ich wage deßhalb eure Majestät um die Gnade anzuflehen, daß allerhöchstdieselben geruhen wollen, mein Werk anzunehmen. Der Subskriptionspreis ist 70 preußische Thaler; das heißt, ich überlasse es ganz eurer Majestät, welchen Preis allerhöchstsie mir als mein Honorar bestimmen wollen." — Der Kaiser subskribirt auf 1 Exemplar.

Ludwig Regensburger zu München appellirt an die alten Erinnerungen, welche der Kaiser von Augsburg her bewahrt hat, um eine Unterstützung, die er zum ärztlich verordneten Gebrauche von Bädern verwenden will, dem Kaiser zu entlocken. Ihm wird jedoch seine Bitte mit dem Bemerken abgeschlagen, daß er im letztverflossenen Jahre schon eine Unterstützung erhalten habe.

Georg Regler, Postbeamter zu Würzburg, läßt dem Kaiser ein Manuskript zugehen, welches betitelt ist: „Brief an Herrn von Mirecourt, den Verfasser der Schrift über die galanten Frauen der Napoleon's." — Regler versichert, daß er aus reiner Indignation über die Lügen, welche in der Mirecourt'schen Schrift enthalten seien, in seinem „Briefe" darauf geantwortet habe. Er fragt an, ob seine Majestät sein Manuskript übersetzen, drucken und veröffentlichen lassen will. Ferner bemerkt er, daß er sich glücklich schätzen würde, wenn man ihm irgend eine Anstellung geben wollte. (Juli 1863.) — Abschlägige Antwort. — (Der Kaiser als Anbeter der Herzogin Castiglioni, der Gräfinnen de St.-Marceau u. s. w. wußte wohl am Besten, ob die nach einer Stelle lechzende Indignation des Postbediensteten Regler guten Grund hatte, den unliebsamen Gegenstand der Mirecourt'schen Schrift nachmals aufzurühren!)

Der Baron von Reichlin-Meldegg, Universitäts-Professor zu Freiburg im Breisgau und Neffe des vom Kaiser genau gekannten Barons von Reichlin-Meldegg zu Konstanz, hat sich dem Studium der romanischen Idiome, namentlich dem des Provençalischen, gewidmet und muß, um dieses Studium vollenden zu können, sich längere Zeit im Süden Frankreichs aufhalten. Da ihm jedoch für einen solchen Aufenthalt die erforderlichen Mittel fehlen, bittet er seine Majestät, ihm aus Freundschaft für seinen Oheim zu Hülfe zu kommen. (März 1863.) — Sein Gesuch wird dem Direktor des Gaben- und Unterstützungsamtes (dem Dr. Conneau) überwiesen.

Heinrich Reiß, Verlagsbuchhändler in Wien, Ritter des königl. amerik. Ordens Isabella's der Katholischen, bittet um die Ermächtigung,

dem Kaiser mit einem der ersten Exemplare eines im mittelalterlichen Style abgefaßten römischen Meßbuches huldigen zu dürfen. (Januar 1863, Erneuerung der Bitte im März.) Der Bittsteller wird abgewiesen.

Wir gelangen nun zu einem Sprachlehrer, der zu Bruchsal in Baden wohnt und den französischen Namen H. Ribeaud hat. Derselbe trägt offenbar Verlangen nach der Rolle eines Hofnarren und schlägt dem Kaiser ein Räthsel vor, „um ihn durch die Originalität und Neuheit zu überraschen und zu zerstreuen: jedes andere Motiv wäre unbescheiden, unschicklich und unzeitgemäß.“ — Die Sitte, Hofnarren zu halten, ist ja schon längst abgekommen! — Das Räthsel lautet folgendermaßen:

„Als ein Monarch sich von seinem nördlichen und seinem südlichen Nachbar bedroht sah, versammelte er seine Minister, um zu berathen, was im Falle des Krieges zu thun sei. Man beschloß, daß man, um die Kühnheit dieser Feinde so schnell als möglich zu züchtigen, ein Armeekorps im Lande zur Besetzung der Festungen und zur Aufrechterhaltung der Ruhe zurückbehalten, dem Norden aber $^5/_9$ und dem Süden $^4/_9$ der übrigen Truppen entgegenstellen wollte. Nun empfing der Monarch zu seinem großen Erstaunen eine Kriegserklärung aus dem Norden, aus dem Süden und aus dem Osten. In einem neuen Ministerrathe wurde entschieden, daß man das nämliche Truppenkorps im Lande behalten, daß man, statt mit den $^5/_9$ der übrigen Truppen gegen den Norden zu marschiren, sich vielmehr der $^5/_9$ dieses Korps gegen den Süden und der $^4/_9$ gegen den Osten bedienen wollte, und daß die $^4/_9$, welche ursprünglich für den Süden bestimmt waren, gegen den Norden marschiren sollten. Es handelt sich darum, herauszufinden, wie stark die ganze Armee und wie stark jedes einzelne Korps war. Es ist dabei zu bemerken, daß das Räthsel, wenn man seinen Erfinder nicht zu Rathe zieht, unlösbar ist.“

Der Erfinder des Räthsels stellt sich seiner Majestät zur Verfügung, um die Auflösung zu geben oder um alle diejenigen Räthsel, die man ihm aufzurathen gibt, zu lösen. (23. April 1863.) — Der Kaiser jedoch verfügt, daß das Räthsel zu den Akten gelegt werden soll!

Hermann Joseph Rings zu Hossenberg in Preußen „nimmt sich die Freiheit, sich dem Throne seiner Majestät zu nahen, um zu den allerhöchsten Füßen desselben ein Geschenk niederzulegen, so daß er (Rings), während er ein deutscher Staatsbürger ist, doch, wie er hofft,

etwas Nützliches und Angenehmes für den vom Kaiser beherrschten großen Staat, in welchem die Künste und Wissenschaften blühen, zu thun vermag...." Dieses Geschenk ist ein niedergeschriebener, seinem Briefe beigelegter Prospektus, welcher die Ankündigung einer Methode zur Entwickelung der menschlichen Stimme enthält: einer Methode, die hauptsächlich auf den Nutzen, der sich daraus für das Militär ziehen läßt, berechnet ist. (Mai 1863). — „Zu den Akten zu legen!"

Joseph Röttmund, Literat zu Augsburg, bringt in Erinnerung, daß dem Kaiser vor einigen Monaten von ihm ein sehr schön eingebundenes Buch: „Die Abenteuer eines Deutschen, welcher unter den englischen, römischen, französischen, garibaldischen und anderen Truppen gedient hat," überschickt worden ist, und daß er dafür um eine wahre Photographie seiner Majestät für seinen Vater, den Verfasser dieses Buches, einen alten Mitschüler Louis Napoleon's im Augsburger St.-Annen-Kolleg, gebeten hat (Oktober 1863). — „Ihm zu schicken."

Christian Rudolph zu Elberfeld*) wünscht dem Kaiser 1862 ein Mittel gegen Fälschungen der Papiere zu verkaufen. — Abweisende Antwort.

Friedrich Rühl, „Surpropateur," d. h. Rechnungs-Beglaubiger am großherzoglich hessischen Hofe, bietet dem Kaiser ein Exemplar seines Werkes, betitelt: „Die Kameralrechnungswissenschaft," la science de la comptabilité financière, welches in der deutschen Presse eine günstige Erwähnung gefunden hat, an. Da er mit seinem Amtsgehalte von 2000 Franken seine Mutter, seine Frau und sieben unmündige Kinder ernähren muß, spricht er die Hoffnung aus, daß der Kaiser die Huld besitzt, seine Arbeiten zu ermuthigen. (Darmstadt, September 1862.) — Der Bittsteller wiederholt seine Bettelei mehrmals im folgenden Jahre; doch der Kaiser läßt die Bettelschreiben desselben zu den Akten legen.

J. Salomon aus Hamburg ist nach Paris gekommen, um dort unter dem Beistande des Kaisers durch die medizinische Akademie ein von ihm entdecktes wunderbares Mittel probat erklären zu lassen. Er richtet an den Kaiser zu diesem Behufe folgendes Schreiben:

„Sire! Die in meiner Vaterstadt Hamburg wie überall anderwärts auf dem Erdenrund bekannte Herablassung eurer Majestät und das Interesse, welches eure Majestät den Wissenschaften und der Wohlfahrt der Menschheit bezeigen, verleihen mir den Muth, daß ich unter-

---

*) Nach dem französischen Text liegt dieses Elberfeld im Königreich Hannover.

thänigst um die Gnade einer Audienz zu bitten wage. Ich wage die hohe Protektion eurer Majestät anzuflehen — und ich bin einzig deßhalb nach Paris gekommen — um von der Akademie der Medizin ein Heilmittel prüfen zu lassen, welches die Tugend besitzt, bei den Männern das Unvermögen und bei den Frauen — —*) zu heilen.... Dieses wirksame und untrügliche Heilmittel ist aus ganz unschädlichen Substanzen zusammengesetzt und wird äußerlich angewandt. Ausführlichere Angaben würde ich die Ehre haben, der Weisheit eurer Majestät zu unterbreiten." (September 1863.) — Abschlägiger Bescheid.

Die Fürstin von Sayn-Wittgenstein zu Berleburg in Preußen schreibt unterm 1. November 1863 an den Kaiser nachstehenden lamentablen Brief:

„Erlauchter Kaiser! Verzeihung, Sire, daß eine deutsche Frau sich Ihrem Throne naht, um eine Gnade von eurer Majestät zu erflehen. In meinem Leben ist es das erste Mal, daß ich um Etwas für mich bitte**), und es gibt keinen Monarchen auf der Welt, an welchen ich mich gern wende, ausgenommen an Sie, Monseigneur***), der Sie ebenso edel, wie ritterlich sind: — vielleicht ist es, weil das schöne Frankreich das Vaterland des Großvaters meiner guten Mutter gewesen ist, was mir die Gewißheit gibt, daß eure Majestät huldvoll meine Bitte gewähren wird; aber mehr, als dieses Alles, verleiht mir der edelmüthige Charakter eurer Majestät die Hoffnung, daß Sie, gnädiger Herr, mir zu Hülfe kommen. Eine Waise seit meinem elften Jahre, ohne nahe Verwandte, habe ich mein ganzes Leben als sparsame Wirthschafterin zugebracht, weil die Damen der mediatisirten Familien ihren Rang mit einer sehr mäßigen Apanage behaupten müssen und weil für sie kein Mittel zur Vermehrung ihrer Finanzen vorhanden ist. Dessenungeachtet hatte ich keine Schulden bis zu dem Augenblicke, wo meine kleine Villa einer Reparatur bedurfte, und zwar war dieß zur nämlichen Zeit, als mein Arzt mir zur Pflicht machte, die Bäder von Kissingen zu gebrauchen. Jetzt muß ich eine Anleihe kontrahiren, und das ist für eine Dame eine sehr peinliche Sache. In dieser Verlegenheit hat mir Gott den Gedanken eingegeben, eure Majestät um die

*) andere Mängel.

**) Unterstützungsgesuche hatte die Fürstin von Sayn-Wittgenstein an den Kaiser schon am 19. August, 15. September und 11. Oktober 1853 gerichtet. Es war sonach nicht das erste Mal, sollte auch nicht das letzte Mal sein!

***) Gnädiger Herr.

Gnade zu bitten, mir auf fünf bis zehn Jahre die Summe von 1000 Thalern vorzustrecken; ich bin sicher, daß ich nach dieser Zeit im Stande bin, diese Summe zurückzuerstatten, und Gott wird eure Majestät segnen für diese Gnade, die nicht für mich allein ist, denn es gibt einige arme Familien, welche schon seit langer Zeit meiner Unterstützung bedürfen. Haben Sie darum die Gnade, Sire, mir diese Bitte zu gewähren, und entschuldigen Sie, daß ich den Muth hatte, eure Majestät zu meinen Gunsten anzuflehen. Erlauben Sie dann, gnädiger Herr, daß ich Sie meiner tiefen Anbetung versichere, mit welcher ich auf immer bin eurer Majestät ganz ergebene &c."

Auf diese demüthige, anbetungsvolle Supplik verfügt der Kaiser: „Zu den Akten zu legen!" — Der böse Korse läßt sich nicht erweichen, obschon die Fürstin ihre Bitte mehrmals wiederholt. — Eine neue Bettelei zwei Jahre später hat das gleiche Schicksal. Der Vorname der Fürstin ist nicht angegeben; vielleicht ist sie, weil sie sich als ohne nahe Verwandte dastehend bezeichnet, aus der Karlsburgischen Speziallinie der Fürsten Sayn-Wittgenstein-Berleburg.

Herr von Schlick. — In einem Rechnungsbuche steht die Notiz:

„Herr von Schlick, fünfte und letzte Serie der Subskription seiner Majestät, 3250 Franken." (August 1863.)

Wahrscheinlich ist das alte Geschlecht der Reichsgrafen zu Passaun (Bassano) gemeint. Für den Gründer dieses alten Geschlechts gilt Heinrich Schlik von Lason, der sich gegen 1396 mit Konstantia, Markgräfin von Treviso vermählte und aus Böhmen stammte. Der Wappenbrief der Herren von Schlik datirt vom 16. Juli 1422, zu Reichsfreiherren wurden sie durch den Kaiser Siegmund am 16. Juli 1422 ernannt, am 8. August 1433 erlangten sie das große Palatinat und Reichsgrafen zu Passaun wurden sie am 31. Oktober 1437. Im Jahre 1643 wurden sie in das schwäbische Reichsgrafen-Kollegium eingeführt, das Fideikommiß Kopidlno wurde am 27. Oktober 1672 gestiftet, und das ungarische Indigenat erlangten sie am 25. Januar 1688. Der Graf Stephan von Schlik, der reiche Silberminen in Joachimsthal besaß, prägte 1517 Joachimsthaler, die auch Schlikenthaler hießen: woher unsere Bezeichnung Thaler für die bekannten Silbermünzen kommt. Die noch jetzt vorhandenen Reichsgrafen von Schlik stammen aus der welisch-kopidlnoer Linie. — Erwein, Reichsgraf von Schlik zu Bassano (Passaun) und Weißkirchen, ist am 22. Januar 1852 geboren und der Sohn des am 11. August 1859 gestorbenen Reichsgrafen Heinrich Franz; er ist der Herr der Fideikommiß-Herrschaften Kopidlno und

Altenburg im jiciner Kreise und erbliches Mitglied des Herrenhauses des österreichischen Reichsrathes. Seine Geschwister heißen: Henriette Franz und Almerie.

Ludwig Schultz, Privatlehrer zu Perbangen (?) in Preußen, hat sich seit langer Zeit dem Unterrichte gewidmet und bittet um die Summe von 1000 Napoleonsd'or, um eine „Lebensschule" (!!!) zu gründen. Vergebens hat er schon ein ähnliches Gesuch an das preußische Ministerium gestellt. Da ist ihm im Traume ein Engel erschienen, der ihn aufgefordert hat, sich an den französischen Kaiser Napoleon III. zu wenden. (1863.) — Der Kaiser jedoch kehrt sich nicht im Geringsten an den Traum eines Verrückten, macht den auf anderer Leute Kosten Befehle und Rathschläge austheilenden Traumengel zum Lügner und läßt das Gesuch des Privatlehrers Schultz unbeantwortet.

Schünemann, Postbeamter im Großherzogthume Mecklenburg-Schwerin, offerirt dem Kaiser als ein Souvenir des ersten Kaiserreichs das Postdirektions-Siegel des Großherzogthums Berg. Er benutzt das fragliche Siegel, um dem Kaiser vorzujammern, daß er bei einem sehr mäßigen Gehalte sieben Kinder zu ernähren hat und in einer peinlichen Lage ist. (1863.) — Die Annahme des Petschafts wird vom Kaiser verweigert, aber der Bettelbrief an die Direktion der Gaben und Unterstützungen überwiesen.

Sidonie Spraul, geborene Baronin von Seefried, wohnhaft zu München, ist die Witwe eines im Elsaß geborenen Officiers, der bairischer Hauptmann gewesen ist und dem Kaiser in Augsburg in den Jahren 1817—1820 Unterricht im Fechten ertheilt hat. Da dieser bairische Offizier kein Vermögen hinterlassen hat, bittet seine Witwe 1862 um Unterstützung. Ihr werden 500 Franken bewilligt; früher hatte ihr Mann 1000 Franken erhalten. — Der Sohn dieser Dame, der 1860 Offizier in der (afrikanischen) Fremdenlegion zu werden suchte, bettelt 1863 um eine Anstellung als französischer Zollbeamter.

Theodor Schwarze zu Arensberg im Großherzogthume Oldenburg erzählt dem Kaiser seine Unglücksfälle. Er gibt dieselben einem preußischen Beamten schuld, der angeblich mit Unrecht ihn seines Gutes beraubt und ihn als Dieb hingestellt hat. Er erbittet sich als Gnadengeschenk vom Kaiser eine Leierorgel, um seinen Lebensunterhalt verdienen zu können. Er ist, wie er angibt, schon achtzig Jahre alt (1863—4). — Ihm wird vom Kaiser Unterstützung zu Theil. — Vier Jahre nachher bettelt er wieder.

Sittl, Postgehülfe zu Passau zu Baiern, übersendet dem Kaiser einen Abriß des deutschen Post- und Eisenbahn-Reglements *) und bittet ihn, vermittelst der französischen Gesandtschaft zu München einige gute Worte der Empfehlung für ihn einzulegen, damit er avanciren kann (Mai 1863). — Ihm wurde für seine Zusendung gedankt, doch ward ihm zugleich bemerklich gemacht, daß der Kaiser ihn nicht empfehlen könne.

Sittl, uhrenverfertigender Mechaniker zu München, bettelt 1862 um Geld als Belohnung für das von ihm übersandte Modell einer gezogenen Kanone.

Seligmann Lazarus Skutsch**), Inhaber eines Kommissions- und Briefsteller-Bureaus***) in München, schlägt dem Kaiser die Gründung einer allgemeinen Gesellschaft zur Errichtung von Gebäuden für Angestellte, Handwerker und für Personen jeglichen Berufs, die darin Wohnung finden könnten, vor (1863). — Zu den Akten zu legen!

Der Arzt J. Steinbacher zu München, der Befürworter und Beförderer des Naturheil-Systems, offerirt dem Kaiser mehrere Werke: 1) die Dampfbäder; 2) die Naturkur; 3) die Heilung des männlichen Unvermögens durch natürliche Mittel (1863). — Dank.

Dr. Stens, „Gesundheitsrath des Königs von Preußen," ein Anhänger des homöopathischen Verfahrens, schickt dem Kaiser ein Buch über diesen Gegenstand, indem er die Hoffnung ausspricht, daß seine Majestät die homöopathische Methode begünstigen wird (Dezember 1863).

Professor†) Wilhelm Stephanus, angestellt bei Anton Bachmaier: „einem der größten Industriellen in Deutschland," zu Passau in Baiern; empfiehlt sich dem Kaiser als einen Mann, der französisches adeliges Blut in seinen Adern hat, als einen Abkömmling der Estienne††), und bittet um die kaiserliche Protektion, sowie um

---

*) Vermuthlich bezog sich dieser Abriß nur auf Baiern, das von jeher keine gute Organisation besaß.

**) Im französischen Texte steht Skutsh.

***) Im französischen Text bureau de commissions et d'écritures, eigentlich: Bureau für Aufträge und Schreibereien.

†) Im Französischen steht professeur, ein Wort, das eigentlich einen öffentlichen Lehrer bedeutet. Hier geht es offenbar auf einen Privat-Angestellten, vielleicht auf einen Hauslehrer.

††) Estienne ist das altfranzösische Wort für Stephanus oder Steffen.

Geldunterstützung zu Gunsten seines Planes einer Universal-Schriftsprache, einer „Pasigraphie." Gemäß seinem Plane sollen die sämmtlichen Völker der Erde in den Stand gesetzt werden, mit und unter einander vermittelst gleichmäßiger und in allen Sprachen überall zu gebrauchender Schriftzeichen zu korrespondiren (7. April 1863). — Drei Wochen später schreibt er nochmals über diesen Gegenstand und stellt seine Bitte als dringlich dar, indem er ein seinen Plan empfehlendes Schreiben Anton Bachmaier's beilegt. — Dann antwortet er im April und September folgenden Jahres auf Einwürfe, welche das Kabinet des Kaisers ihm entgegengehalten hat. Er legt Proben vor, welche beweisen sollen, daß der Plan im Wege der Ausführung begriffen ist. — Das kaiserliche Kabinet überträgt die Prüfung des vorgeschlagenen Systems der Weltschriftsprache hierauf der Verwaltung der Telegraphen-Linien, welche dasselbe zwar für nicht ausführbar erklärt, aber doch ihrerseits den Stephanus'schen Plan dem Ministerium des öffentlichen Unterrichts unter dem Bemerken zuweist, daß in diesem System Stoff zu einem interessanten Studium gefunden werden könne (November 1864). — Auf ein späteres Unterstützungsgesuch des Professors Wilhelm Stephanus zu Gunsten seines Herrn, sowie auf eine spätere Hinüberschweifung desselben in die hohe Politik kommen wir weiter unten zurück.

Ferdinand Stolte, „preußischer Poët" (poète prussien), dessen Wohnort nicht angegeben ist, hat den Kaiser zu Zürich im Jahre 1833 kennen gelernt und bittet jetzt (im Januar 1863) um die Erlaubniß, ihm sein Gedicht „Faust" zum Geschenk machen zu dürfen. — Er empfängt die Ermächtigung, sein Buch zu übersenden. Der Titel dieses Buches lautet: „Faust. Dramatisch-didaktisches Gedicht." (1 Theil, 2. Auflage, 8⁰, 249 Seiten, Preis 2 Thaler, Leipzig 1860.) Es ist verlegt bei Veit & Co., einer Firma, deren Inhaber Einhorn, wie der Leser bald weiter unten sehen wird, auch in anderer Hinsicht mit dem französischen Kaiser Geschäfte zu machen suchte. — Ferdinand Stolte wohnt jetzt zu Hamburg, ist ein Prediger der freigemeindlichen Richtung und hat eine seiner Zeit ihn versorgende Schauspielerin geheirathet. Sein Gedicht Faust hat er mehrmals öffentlich vorgelesen.

B. Tauerschmidt zu Plauen in Sachsen legt sich eine Briefmarkensammlung an. Er bittet deßhalb, man möge ihm schöne Marken überschicken oder, wenn man es nicht kann, ihm doch antworten und zwar franco, indem man den Brief siegelt. (Januar 1863.) — Sein Schreiben wird unbeantwortet gelassen und zu den Akten gelegt.

Im französischen Original ist irrthümlich Johann Tonsern (im Artikel 1626) mit einem Doppelgänger, Namens Johann Jonsern, den wir schon oben behandelt haben, gesetzt worden. Wir wollen die beiden Artikel, welche sich auf eine und dieselbe Person beziehen, hier neben einander stellen:

Artikel 1626: Tonsern (Johann); sollicite une audience afin d'exposer à l'empereur un plan financier pour la réforme des impôts (févr. 1863.) — Refus. (Zu Deutsch: Tonsern (Johann) bittet um eine Audienz, um dem Kaiser einen Finanzplan für die Steuerreform auseinanderzusetzen (Februar 1863). — Abschlägige Antwort.) Artikel 745: Jonsern (Johann), à Vienne; demande la permission de présenter directement à l'empereur un plan financier de la plus haute importance (janvier 1863). — Renvoyé au ministre des finances. — Insiste pour obtenir une audience, alléguant qu'il s'agit de communications secrètes (fév. 1863). — Renvoyé au grand chambellan. — Durch diesen zweiten Artikel erfahren wir, daß der Bittsteller aus Wien ist, daß er zweimal schreibt und daß er nach dem ersten Briefe an den Finanzminister, nach dem zweiten aber an den Oberkammerherrn verwiesen wird. Die Audienz wird ihm verweigert. Jener Artikel 1626, worin er Tonsern genannt ist, lehrt uns, daß des Petenten Finanzplan eine vorgebliche Steuerreform bezweckt. Ob der Wiener Finanzkünstler Tonsern oder Jonsern heißt, können wir nicht entscheiden; nur steht soviel fest, daß der eine Name falsch sein muß und daß zwei Artikel statt eines einzigen angefertigt worden sind.*)

Veit & Co., die bekannten Verlagsbuchhändler in Leipzig, figuriren gleichfalls unter den Klienten des Tuilerienverbrechers. Die „hohe Unparteilichkeit" (?) und „die aufgeklärten Ansichten" (?), womit der Kaiser (nach der Glattzüngigkeit erbärmlicher Schmeichler) alle historischen Epochen beurtheilt, geben Veit & Co. die „Kühnheit", seiner Majestät die politischen Memoiren des Grafen Senfft, des sächsischen Gesandten bei Napoleon I. von 1806 bis 1813, die soeben durch die Familie des dahingeschiedenen Grafen veröffentlicht worden sind, zu unterbreiten. (Dezember 1863.) — Der Kaiser läßt für diese Huldigung der genannten Leipziger Verlagshandlung seinen Dank abstatten.

---

*) Wir wollen hier bemerken, daß ein Schreiben eines gewissen A. Rößler aus Blankenburg, betreffend die Gesundheit des Kaisers, im französischen Original auf den 18. Juni 1853 verlegt ist, während wohl ein späteres Jahr — vielleicht 1863 — stehen sollte.

Besitzer der Buchhändler-Firma „Veit & Compagnie" war seit dem 2. Januar 1859 Wilhelm Theodor Ferdinand Einhorn (Sohn).

Andreas Wacker, pensionirter Korporal zu Augsburg, ein Mann von fünfundsechzig Jahren, thut dem Kaiser kund, daß er arm ist. Um sich den „Retter der Gesellschaft" geneigt zu machen, schreibt er ihm platte Schmeicheleien. Er fühlt sich nämlich immer noch gerührt, wenn er sich daran erinnert, wie er als kleiner Junge den jetzigen Kaiser der Franzosen durch die fromme verstorbene Mutter desselben, indem sie Hand in Hand mit ihm ging, in die Kirche bis an den Fuß des heiligen Kreuzes geführt werden sah. Seine kaiserliche Majestät hatte sich dadurch die allgemeine Sympathie erworben, und Andreas Wacker kann noch heutzutage nicht vergessen, daß des Kaisers nunmehr „gottselig entschlafene königliche Mutter" die Mutter der Armen hieß. Andreas Wacker übersendet mit dieser Anwedelung zugleich einen Artikel einer Augsburger Zeitung über die Lage Europa's, indem er hervorhebt, daß dieser Artikel der napoleonischen Politik ganz günstig sei. (5. Juni 1863.) — Trotz aller Schmeichelei wird das Schreiben des pensionirten Korporals einfach zu den Akten gelegt.

Der Graf von Wartensleben, Berliner Hofrath (conseiller à la cour royale de Berlin), hat im Februar 1862 vom französischen Kaiser eine günstige Antwort bezüglich der „Savigny-Stiftung" erhalten, einer Stiftung, welche den Zweck hat, alljährlich durch eine der drei Akademien von Berlin, Wien und München einen Preis für die beste Arbeit über das römische, deutsche oder internationale Recht aussetzen und zuerkennen zu lassen. Der Sekretär des für Frankreich eingesetzten Komité's, der Pariser Advokat Heinrich Becker, bittet nun den Kaiser, daß dieser seinen Namen an die Spitze der französischen Subskribenten setzen möge. (April 1863.) — Abschlägige Antwort.*)

---

*) Das Haus Wartensleben stammt aus der Grafschaft Schauenburg in Westphalen. Das Stammschloß ist Exten bei Rinteln, von wo aus sich die Herren von Wartensleben (oder, wie sie früher auch hießen, von Bartensleben) über Sachsen, Brandenburg und Oesterreich verbreiteten. Als Reichsfreiherren wurden sie 1668 bestätigt und am 29. März 1706 zu Reichsgrafen ernannt. — Im französischen Text wird uns nicht angegeben, welcher Graf von Wartensleben sich an den französischen Kaiser gewandt hatte. Der zu Berlin wohnende Graf Boguslav Alexander von Wartensleben, geboren am 10. Dezember 1804 zu Königsberg bei Kyritz, Majoratsherr auf Minkowski bei Namslau in Schlesien, war preußischer Kammergerichtsassessor a. D. und kann vielleicht hier gemeint sein. Der Graf

G. Weber, R. Buchholz und andere in Preußen lebende alte Soldaten des ersten Kaiserreichs behaupten in Zeitungsblättern gelesen zu haben, daß der Kaiser am 15. August, dem Napoleonsfeste, alle Veteranen des Kaiserreichs in Paris zusammenkommen lassen will: was sie zu der Bitte um Geld veranlaßt, damit sie die Reise nach Paris machen und an der Feierlichkeit theilnehmen können. (19. Juni 1863.) — Antwort: „Sie sind schlecht unterrichtet; der Kaiser hegt diese Absicht nicht und daher kann Ihrer Bitte keine Folge gegeben werden. Seine Majestät beauftragt mich mit der Ehre, Sie hiervon zu benachrichtigen."

Dr. Wildberger zu Bamberg hat bereits dem Kaiser 1856 gehuldigt. Er bittet 1863 wieder um die Ermächtigung, dem Kaiser mit einem Buche über das orthopädische Heilverfahren huldigen zu dürfen, wiederholt zwei Jahre nachher seine Bitte und erhält einen allerhöchsten Fußtritt.

Witwe Wilken zu Greifswald in Preußen richtet an den Kaiser einen Brief, dessen Inhalt sinnlos ist und auf eine Verrückte schließen läßt. Doch läßt sich soviel aus dem Schreiben ersehen, daß sie von seiner kaiserlichen Majestät ein Almosen zu haben wünscht. (1863.) — Der Brief wird zu den Akten gelegt.

Der Major Karl von Willinger, der Direktor des Arsenals von Germersheim und der Uebersender einer Lulu-Ode, sowie Anbettler des französischen Kaisers, bereits mit 2000 Franken Korruptions-Almosen im Jahre 1860 abgefunden, sendet im Mai 1863 ein neues Bettelschreiben. Er theilt dem Kaiser mit, daß seine Mittel ihm nicht erlauben, seinen Töchtern diejenige Erziehung zu geben, die bewirkt hat, daß seine älteste Tochter gut unter die Haube gekommen ist, und er bittet daher seine Majestät, ihm das nöthige Geld zu liefern, damit er seine übrigen Töchter in einem Pensionat erziehen lassen kann. — Wahrscheinlich wurde sein Schreiben berücksichtigt; denn im folgenden Jahre bettelt er ganz dreist wieder. Ein solcher Arsenal-Direktor gleicht einem zum Gärtner gesetzten Bock.

Innozenz Ludwig Zaillner, Dr. jur., Referendarius in der österreichischen Finanz-Prokuration zu Linz, wiederholt 1863 seine

---

Julius Cäsar Leopold Karl Wilhelm Emil Bernhard von Wartensleben, der ebenfalls gemeint sein kann, war Rechtsritter des Johanniter-Ordens, Dr. juris und Stadtgerichtsrath zu Berlin; er war am 12. Juni 1809 zu Kleinwirsewitz bei Guhrau im Regierungsbezirke Breslau geboren.

schon unterm 4. April 1855 und unterm 16. März 1858 dem Kaiser vorgelegte Bitte um Verleihung eines Ordens (une de ces hautes distinctions) zum Lohn für seine der Politik des französischen Kaisers bewiesene Hingabe. Auch wünscht Petent die Handschrift des Kaisers zu erhalten: einige Züge von der mächtigen Hand, welche die Geschicke der zivilisirten Welt leitet!

Zum Schluß dieses Kapitels tragen wir folgenden, auf die mexikanische Expedition bezüglichen Brief, welcher oben ausgelassen worden war, nach.

Der Professor Eduard Buschmann in Berlin offerirt dem Kaiser unterm 20. Juli 1865 acht Bände seiner Werke, indem er an ihn nachstehendes Schreiben richtet:

„Sire! Eure kaiserliche Majestät wollen geruhen, einem ergrauten Erforscher der Sprachen Mexiko's und Amerika's im Allgemeinen, sowie derjenigen des Großen Ozeans und Asiens zu gestatten, daß er eurer Majestät mit seinen Werken über diesen Gegenstand huldigen darf. Dasjenige, welches den Titel hat: „Die Spuren der aztekischen Sprache im nördlichen Mexiko und drüber hinaus", ist von der Akademie der Inschriften (Académie des Inscriptions) mit dem Preise Volney gekrönt worden. Das andere ist der erste Theil einer Grammatik der Sprachen von Sonora, einer Provinz, welche neuerdings durch die französischen Armeen berühmt geworden ist; in diesen Sprachen habe ich das aztekische Element entdeckt. Das Werk über die aztekischen Namen verfolgt die Spuren der aztekischen Sprache gegen Süden hin bis nach Nicaragua. Ein anderes behandelt den großen nördlichen Stamm der athapaskischen Sprachen, welcher vom 30. Breitengrade in Mexiko bis zum Eismeere reicht.

„Das Szepter eurer Majestät reicht ebenfalls bis zum Großen Ozean und bis nach Polynesien. Sie wollen mir daher hinzuzufügen gestatten: meine Ergänzungen zu dem Werke Wilhelm's von Humboldt über diese Sprachen (genannt: Kawi-Sprachen), welches ich nach seinem Tode vollendete und veröffentlichte, das heißt den zweiten Band (der über die Sprache von Madagaskar und andere handelt) und den dritten Band (enthaltend meine vergleichende Grammatik der polynesischen und malaiischen Sprachen). Dann ein Buch, welches ich in französischer Sprache (1843, als Frankreich von den Marquisen-Inseln Besitz ergriff) über „die Sprache der Marquisen-Inseln und die taïtische Sprache" geschrieben habe. Der Herr Admiral Mackau hat dieses Werk durch die Vermittlung des Barons Alexander von Humboldt mit Güte aufgenommen.

„Ich habe schon lange gewünscht, diese Werke zu den Füßen eurer kaiserlichen Majestät als des Gründers und Beschützers des mexikanischen Reiches legen zu können und ihr meine Bewunderung für Alles, was allerhöchstdieselben für die Wiedergeburt und das Glück dieses von mir 1827 und 1828 besuchten Landes gethan haben, auszudrücken. Die Befestigung des großen begonnenen Werkes ist durch eure Majestät gegenwärtig seiner Majestät dem Kaiser Maximilian anheimgefallen; aber da ich vom Neuen den mächtigen Arm eurer kaiserlichen Majestät erhoben sehe zum Schutz des neuen fränkisch-atlantischen Reiches, so habe ich geglaubt, daß ich mir gestatten dürfte, eure Majestät um die Gnade anzuflehen, die Werke anzunehmen, welche ich zu allerhöchstdero Füßen lege, und auf diese Weise Ihre erhabene Protektion den linguistischen Studien einer befreundeten und benachbarten Nation zu gewähren. Ich bin, Sire, mit der allertiefsten Unterthänigkeit eurer kaiserlichen Majestät niedrigster und allergehorsamster Diener."

Für diese Kratzfüße, Bücklinge, Kniefälle und allerunterthänigsten Waschlappigkeiten erhielt der Berliner Professor Buschmann das Kreuz der Ehrenlegion.

Neuntes Kapitel.

Die Geschichte Julius Cäsar's, verfaßt von Napoleon III.

Louis Napoleon gab zu glauben vor, daß der Bonapartismus für das moderne Europa die nämliche Bestimmung habe, wie einst für das römische Weltreich der Cäsarismus. Wenn nun in Napoleon I. der römische Cäsar wiedererstanden war, so war Napoleon III. jetzt der moderne Augustus, der die Institution der Cäsaren dauerhaft zu machen hatte. Es fehlte in der That nicht an Schmeichlern, welche dieser bonapartistischen Marotte das Wort redeten. Aber noch gab es, besonders in Frankreich, eine Menge Gelehrter, welche die römische Kaiserzeit in einem sehr ungünstigen Lichte betrachteten und auch den Julius Cäsar, den Eröffner der Aera der Cäsaren, nicht gerade als großen Mann oder als Wohlthäter der Menschheit verehrten, sondern denselben wie einen verachtenswerthen Staatsstreichler, wie einen va banque spielenden ehrgeizigen, lüderlichen, wenn auch talentvollen Menschen betrachteten. Louis Napoleon unternahm es nun, von Cäsar ein solches Bild zu entwerfen und dasselbe in einen solchen historischen Rahmen einzufassen, wie es ihm dem Interesse der bonapartistischen Dynastie angemessen schien. Er wollte die Mitwelt zum Glauben an die Heilsaufgabe des Cäsarismus und zur Verehrung für den der cäsaristischen Richtung bahnbrechenden Julius Cäsar bekehren. Darum veröffentlichte er die Geschichte Julius Cäsars, indem er denselben als einen über alles Gemeine erhabenen großen Mann hinzustellen suchte. Wir brauchen wohl kaum zu sagen, daß ein Geschichtswerk, welches eine solche Tendenz verfolgt, der Wahrheitsliebe, des ersten Erfordernisses, das man von jedem Geschichtswerke verlangen muß, entbehrt. Das bonapartistische

Buchhandels-Produkt ist eine schamlose Entstellung und Verdrehung der Geschichte zur Verherrlichung des römischen Wüstlings, der im Jahre 44 vor Anfang der christlichen Zeitrechnung verdientermaßen ermordet wurde.

Der Titel lautet: „Histoire de Jules César par l'empereur Napoleon III." Das Werk liegt in zwei Bänden vor. Die Vorrede ist datirt vom 30. März 1862 und am Ende des zweiten Bandes stehen die Worte: „Aux Tuileries, le 20 mars 1866. Napoleon." (Zu Deutsch: In den Tuilerien — im Ziegelhüttenschloß — den 20. März 1866. Napoleon). Da die geschichtliche Darstellung nur bis zum Zeitpunkte reicht, wo Cäsar den Rubikon überschreitet und sich der Stadt Ariminium bemächtigt (im Jahre 705 nach Erbauung der Stadt Rom): scheint die Anlage des Werkes auf noch zwei weitere Bände berechnet gewesen zu sein. An der Spitze des zweiten Bandes steht eine Bemerkung des Herausgebers, welche uns belehrt, daß sich bereits folgende Fürsten „mit dem nämlichen Gegenstande" beschäftigt haben: der französische König Karl VIII., der sich vom Mönche Robert Gaguin 1480 eine französische Uebersetzung von Cäsar's Beschreibung des gallischen Krieges überreichen ließ; der Kaiser Karl V., welcher Cäsar's Kommentare mit eigenhändigen Randnoten bedeckte und den sizilianischen Vizekönig Ferdinand Gonzagues veranlaßte, eine wissenschaftliche Nachforschung bezüglich des Terrains anstellen zu lassen, deren vierzig Schlachtenpläne 1575 in der Ausgabe des Jakob Strada veröffentlicht worden sind; der Sultan Soliman II., ein Zeitgenosse Karl's V., der Cäsar's Kommentare ins Türkische übersetzen ließ; der französische König Heinrich IV., der die zwei ersten Bücher von Cäsar's Kommentaren ins Französische übersetzte, sowie der französische König Ludwig XIII., welcher die beiden letzten Bücher von Cäsar's Kommentaren ins Französische übertrug; Ludwig XIV., welcher das erste Buch der Kommentare übersetzte; der „große" Condé, der die von Nikolaus Perrot d'Albancour unternommene Uebersetzung begünstigte; die schwedische Königin Christine, welche „Betrachtungen über das Leben und die Thaten Cäsar's" verfaßte; Louis Philipp Joseph von Orleans, zubenannt Égalité, welcher eine Karte zu den gallischen Feldzügen Cäsar's anfertigen ließ; endlich der Kaiser Napoleon I., der auf der Insel St. Helena einen „Abriß der Kriege Cäsar's" (Précis des guerres de César) dem Grafen Marchand in die Feder diktirte: ein Buch, welches 1836 zu Paris in Oktav erschienen ist.

Wenn ein Herrscher oder ein Fürst selber keine Thaten verrichten kann, verlegt er sich aufs geschichtliche Studium der Thaten eines Cäsar. Es ist, meint schon Sallust, rühmlich, selber Thaten zu verrichten; indeß — faute de mieux — ist es auch schön, die Thaten Anderer zu beschreiben! Als Louis Bonaparte anfing, die Geschichte Julius Cäsar's zu schreiben, fühlte der kranke Mann, daß seine Thatenzeit vorüber war. Er hatte sich abgenutzt. Eugenie hatte ihn abgemattet und lahm gelegt. Sein Geschichtswerk war seine eigene Leichenrede des französischen Cäsarismus. Anstatt in Europa die erste Rolle beim „Ordnen" der polnischen, schleswig-holsteinischen und deutschen Nationalitäten-Fragen zu spielen und anstatt die letzte Hand an den Bau Italiens zu legen, verfiel er auf eine unfruchtbare Geschichtsschreiberei, stellte sich mit Mommsen, Göler und Zumpt auf die gleiche Stufe und buhlte um die Anerkennung des gelehrten „Federviehes". Von jetzt an brauchten ihn die alten Potentaten nicht mehr zu fürchten!

Das bonapartistische Geschichtswerk zerfällt in vier Bücher. Das erste Buch schildert die erste Geschichte des römischen Gemeinwesens bis auf Julius Cäsar; das zweite Buch beschreibt das Leben Cäsar's bis zum Prokonsulate in Gallien; das dritte Buch enthält die gallischen Feldzüge Cäsar's, sowie die sonstigen unter sein Prokonsulat in Gallien fallenden Ereignisse; das vierte Buch zeigt die Verwebung des gallischen Prokonsulats Cäsar's mit den Ereignissen in Rom, eine Verwebung, welche in den offenen Bürgerkrieg, in den militärischen Kampf zwischen Pompejus und Cäsar, ausmündet.

Das erste Buch, welches weit über die erste Hälfte des aus den beiden ersten Büchern bestehenden ersten Bandes einnimmt, erscheint zwecklos und überflüssig; denn der Leser erfährt durch dasselbe nichts Neues über die römische Geschichte, sondern der Verfasser scheint dasselbe hauptsächlich zu dem Zwecke geschrieben zu haben, vor Allen sich selber in der römischen Vorzeit zu orientiren. Sonach hätte er diese seine Schüler-Studien füglich für sich behalten sollen. Wie stümperhaft seine Forschungen sind, geht daraus hervor, daß er, anstatt die Institutionen Rom's unter den Königen aus den Thatsachen der Eroberung und somit aus den Besitzverhältnissen zu erklären, vielmehr sich mit den Quartaner-Anschauungen der Professoren begnügt und mit dem geistreich sein sollenden Ausspruche Montesquieu's beginnt, wonach im Anfange die Institutionen durch die Menschen, dann aber die Menschen ihrerseits durch die Institutionen gebildet werden. Das heißt doch nichts Anderes, als die Drehkrankheit der Schafe auf das Feld der geschichtlichen Forschung übertragen.

Nachdem Louis Bonaparte einen solchen Abc-Schützen-Ausgangspunkt genommen hat und durch denselben in einen vitiösen Zirkel gerathen ist, kann es nicht befremden, wenn ihm die ersten Institutionen Rom's durch die Könige geschaffen zu sein scheinen. Es ergeht ihm wie den Theologen, wenn sie durch Gott die Welt aus Nichts erschaffen lassen. Woher die Könige gekommen sind und warum auch unter den Königen von bestehender Republik die Rede ist, das kümmert diesen schalen Kopf so wenig, daß er sich mit der mechanischen Uebersetzung begnügt, indem er sagt:

„Wir (das heißt: Bonaparte) gebrauchen absichtlich das Wort „Republik", weil alle alten Autoren dem Staate unter den Königen und unter den Kaisern diesen Namen gegeben haben. Nur dann, wenn man die Bezeichnungen treu **übersetzt**, kann man sich einen genauen Begriff von den alten Gesellschaften machen."

Die Republik (res publica) ist die öffentliche, gemeinsame Sache der den Staat bildenden römischen Sklavenbesitzer im Gegensatz zu ihrer Privatsache, zu ihrem Haus- und Familienwesen. Der König ist das Erzeugniß der Eroberung, der überkommene Feldherr, der an der Spitze der Sklavenbesitzer steht, aber, da er sie nicht tyrannisiren darf, nicht ein Scheusal von Souverän ist. Nur einmal dämmert im Kopfe Louis Napoleon's der Lichtstrahl durch, daß die Plebejer möglicherweise eine unterworfene Klasse sind; aber er weiß diesen Lichtstrahl nicht zu verwerthen und läßt die auf Sklavenarbeit durchaus beruhenden Produktions-Verhältnisse Rom's ganz unberührt. Kurz, er schreibt die römische Geschichte gerade so oberflächlich, wie ein deutscher Universitäts-Professor. Die innere Geschichte Rom's ist bei ihm daher Nichts weiter, als eine Aneinanderreihung zufälliger, nur durch die äußeren kriegerischen Ereignisse bisweilen beeinflußter Vorfälle. Zuerst haben die Könige Alles geschaffen (résultats obtenus par la royauté) und dann haben die mystischen „Sitten", welche aus den von den Königen geschaffenen Institutionen hervorgegangen sind, die blauen Wunder geschichtlicher Schöpfung verrichtet. *)

---

*) Er sagt wörtlich: Ainsi Rome, arrivée au troisième siècle de son existence, se trouve constituée par les rois avec tous les germes de grandeur qui se developperont dans la suite. L'homme à créé les institutions; nous verrons maintenant comment les institutions vont former les hommes. Er hat keine Ahnung davon, daß die ganze Königsgeschichte mythenhaft ist.

Wenn die Plebejer die politische, rechtliche und soziale Gleichstellung mit den Patriziern (mit den großen Sklavenbesitzern) fordern, benutzt Louis Bonaparte dieses Emanzipationsstreben zu einer sehr wohlfeilen Diatribe gegen die neueren Revolutionen, indem er rundweg behauptet, daß die damaligen Revolutionen es nicht auf bloße Zertrümmerung, wie die jetzigen, abgesehen gehabt hätten. Das Emanzipationsstreben der arbeitenden Klassen der Gegenwart erscheint ihm nur als zwecklose Umsturzsüchtelei und blinde Zertrümmerungswuth.

Louis Napoleon zieht sich aus der römischen Geschichte manche „weise" Lehren, die wir hier verzeichnen wollen. So lobt er die geschickte und unbeugsame Politik der römischen herrschenden Klasse, welche nicht nach einer Niederlage mit dem Feinde, wie er selber 1870 bei Sedan that, unterhandelt oder einen Vertrag abschließt, solange dieser Feind noch auf vaterländischem Boden steht, und welche sich — wie er auch 1870 versucht hat — „des Krieges bedient, um die Geister von den inneren Wirren abzulenken" (qui se sert de la guerre pour faire diversion aux troubles intérieurs). „*In der That,*" sagt er, „*der Krieg gegen fremde Invasion hat immer den ungeheuren Vortheil, daß er den inneren Spaltungen ein Ende macht, indem er alle Staatsbürger gegen den gemeinsamen Feind vereinigt.*" — Soziale Uebelstände können nur durch strenge Gesetze geheilt werden, nämlich: „*für die gute Ordnung einer Gesellschaft* ist es nothwendig, *die Gesetze in dem nämlichen Maße strenger zu machen, in welchem sich das Gefühl der hierarchischen Ueberordnung abschwächt.*" Man löst die soziale Frage wie Doctor Eisenbart!

Trotzdem deklamirt er mehrmals davon, daß Ideen, welche nothwendige gesellschaftliche Reformen ausdrücken, zwar momentan mit Gewalt niedergeworfen werden, aber doch nicht untergehen können. In dieser Hinsicht stellt er unter andern die folgende Betrachtung an:

„Es ist merkwürdig, zwei Männer" (den Oberpriester Scipio Nasica und den Konsul Opimius), „beide Sieger über einen Aufruhr" (den Aufruhr von Tiberius und Cajus Gracchus), „ihr Leben auf fremder Erde enden und dem Haß und der Verachtung ihrer Mitbürger preis gegeben zu sehen. Der Grund hiervon ist jedoch natürlich; sie bekämpften durch die Waffen Ideen, welche durch die Waffen nicht vernichtet werden konnten. Wenn inmitten des allgemeinen Wohlstandes gefährliche Utopien, die im Lande ohne Wurzeln sind, auftauchen, so macht die einfachste Anwendung von Gewalt dieselben verschwinden;

wenn aber dagegen eine von wirklichen und gebieterischen Erfordernissen tief ergriffene Gesellschaft nach Reformen verlangt, so ist der Erfolg der gewaltsamen Unterdrückung nur momentan: die in die Enge getriebenen Ideen erscheinen unaufhörlich wieder und wie bei der Hydra der Fabel erstehen an Stelle eines abgeschlagenen Kopfes hundert neue." — (Wir brauchen kaum darauf hinzuweisen, daß diese Stelle auf die beiden Napoleon, welche beide Sieger über die Revolution der Neuzeit und Retter der anständig-sittlichen Ausbeuter-Gesellschaft waren, angewandt werden kann. Beide endeten ihr Leben im Exil, beide waren dem Hasse und der Verachtung ihrer Mitbürger preisgegeben, bis sie elendiglich am Magenkrebs und am Blasenstein starben, nachdem sie mit brutaler Gewalt hatten Ideen ausrotten wollen, welche sich durch die Gewalt der Waffen nur momentan unterdrücken lassen. Sie hatten, weil sie gar Nichts von Gesellschaftswissenschaft verstanden, diese Ideen für haltlose Utopien gehalten und mußten darum als lebendige Leichen für ihre Kurzsichtigkeit büßen.)

Louis Napoleon warnt im sechsten Kapitel des ersten Buches davor, ja nicht bellum sociale oder sociorum durch den Ausdruck „sozialer Krieg" (guerre sociale) zu übersetzen, weil diese Uebersetzung bei uns mißverstanden werden kann. Also hier kommt es ihm nicht, wie beim Worte „Republik", auf die wörtliche Uebersetzung an, sondern im Gegentheil will er hier um des genauen Verständnisses willen den richtigen Sinn des lateinischen Ausdrucks wiedergegeben wissen. Gleichwohl übersetzt er noch im nämlichen Kapitel gedankenlos bellum sociale (Bundesgenossenkrieg) mit guerre sociale (sozialer Krieg)! Das sind Pröbchen, wie er die römische Geschichte traktirt. Weil er diese Geschichte nicht versteht, nicht im Mindesten die innere Wirkungskraft und soziale Kausalität dieser Geschichte begreift, sondern ganz schüler- und professorenhaft nur in den äußeren Erscheinungen herumfingert: darum erscheint ihm Cäsar als der große Mann, der die Bestimmung hat, die Republik auf neuen Grundlagen zu errichten. „Was Spartacus anbelangt, der die Sklavenerhebung machte, so ging er über das Ziel hinaus und sein Erfolg bedrohte die ganze Gesellschaft" (nämlich die ehrbare, anständige Gesellschaft der Sklavenausbeuter!): „er wurde vernichtet!"

Die napoleonische Oberflächlichkeit offenbart sich besonders in jenen Stellen, wo er von der Sittlichkeit deklamirt. So sagt er pathetisch: „Es genügt, wenn man den Zustand einer Gesellschaft würdigen will, wahrhaftig nicht, daß man die Gesetze derselben ergründet; nein, man

muß sehr wohl die Wirkung konstatiren, welche die Sitten hervorbringen. Die Gesetze verkündeten die Gleichheit und die Freiheit, aber die Sitten beließen der oberen Klasse die Ehrenstellen und das Uebergewicht." — O über diese bösen Sitten, die der Wucht des Großbesitzes nicht Stand zu halten vermochten! Diese Sittlichkeitspredigten, mit denen sich Heuchler und Dummköpfe behelfen, stammen vom moralischen Träumer und Deklamator Jean Jacques Rousseau her. Wenn man, anstatt von den materiellen Grundlagen der Besitzzustände, aus dem Luftreiche der Sitten die scheinbaren Widersprüche zwischen der „reinen" Demokratie und der wirklichen Aristokratie erklärt, dann kommt man allerdings auf die sittliche Nützlichkeitstheorie, welche Louis Napoleon zu dem lächerlichen Ausspruche bringt: „Die Macht mußte den Patriziern verbleiben, so lange als sie sich derselben würdig zeigten." Nach seiner Ansicht hält sich jede Institution gerade so lange, als sie nützlich ist. Sie hört auf, wenn ihr Nutzen aufhört. So lange sie bleibt, ist sie auch noch nützlich und nothwendig! Diese Theorie ist fürwahr ein sehr bequemes Faulbett.*)

Nachdem Louis Napoleon auf diese Weise die römische Geschichte mißhandelt hat, kommt er im sechsten Kapitel des ersten Buches (VIII.) zu dem bewundernswerthen Resultat: „Die Geschichte der letzten funfzig Jahre, besonders aber die Diktatur Sulla's, zeigte bis zur Evidenz, daß Italien einen Herrn erheischte." — Dieser Herr konnte natürlich bloß der „große" Cäsar sein!

Komisch klingt es, wenn der Lobredner des Kaiserreiches und der Anwender des Gesetzes der Verdächtigen sich folgendergestalt über das Majestätsbeleidigungsgesetz ausläßt: „Seit den Jahren 305 und 369" (nach Erbauung der Stadt Rom), sagt er, „lieferte die Anwendung des Gesetzes, betreffend die perduellio oder das Attentat auf die Republik, der Willkür eine Waffe, von der man (!) später unter den Kaisern, unter dem Namen des Gesetzes der Majestätsbeleidigung, einen so bedauernswerthen Gebrauch machte." — Louis Napoleon wirft hier den

*) Les rois sont expulsés de Rome. Ils disparaissent par ce que leur mission est accomplie. Il existe, on le dirait, dans l'ordre morale ainsi que dans l'ordre physique une loi suprême qui assigne aux institutions, comme à certains êtres, une limite fatale, marquée par le terme de leur utilité. (Erstes Buch, zweites Kapitel.) — Anders steht es um Griechenland, das erobert werden und in Italien aufgehen muß, damit sich die „Zivilisation" über die ganze Welt verbreiten kann. In diesem Falle fängt beim Untergange der Nutzen erst recht an!

Hochverrath gegen das souveräne Volk mit der Majestätsbeleidigung der kaiserlichen Uebelthäter in einen und denselben Topf!

Er bricht, ohne es zu wissen, den Stab über seine eigene Kaiserwirthschaft, wenn er im dritten Kapitel des vierten Buches sagt: „Nichts zeigt mehr den Verfall einer Gesellschaft an, als wenn das Gesetz, anstatt der aufrichtige Ausdruck von den allgemeinen Bedürfnissen zu bleiben, für die verschiedenen Parteien zur Kriegsmaschine wird.“ — Die Ausnahmegesetze im römischen, französischen und deutschen Kaiserreiche, die solche Kriegsmaschinen vorstellen, sind genugsam bekannt.

Louis Napoleon mißt die Gesellschaft mit dem Maßstabe der Heeresorganisation wie folgt: „Die Militär-Organisation,“ sagt er, „spiegelt immer den Zustand der Gesellschaft ab, und da, wo es nicht **Volk** gibt, gibt es auch keine Infanterie.“ — Demnach müßten die Aristokraten immer nur Reiterei bilden: eine Ansicht, die durch die Militär-Organisation Rom's hinlänglich widerlegt ist. Von dem Vorhandensein der Kavallerie kann man wohl auf das Vorhandensein von Pferden schließen; doch muß nicht nothwendig, wenn, wie bei den Deutschen unter Ariovist, die Kavallerie die Hauptwaffe bildet, auf die Abwesenheit des Volkes geschlossen werden. Uebrigens ist uns eine Gesellschaft ohne Volk noch nie und nirgend bekannt geworden; denn die Aristokraten brauchen stets Leute, welche für sie arbeiten, und gerade diese Arbeiter, mögen sie nun Sklaven, Leibeigene, Hörige, Unterthanen oder Staatsbürger heißen, sind das eigentliche Volk. Sie sind die Grundlage aller Gesellschaft: les bas-fonds de la société! Wenn im alten Gallien der Adel und die Priester herrschten, brauchten sie doch Volk, um dasselbe ausbeuten zu können. Ohne dasselbe hätten sie sich selber zur Arbeit bequemen müssen und wären hierdurch selber Volk geworden. Die goldenen Armbänder, die goldenen Finger- und Beinringe, die aus massivem reinen Golde bestehenden Halsringe und die goldenen Küraſſe der gallischen herrschenden Klasse waren durch das arbeitende Volk, durch die Sklaven, beschafft worden. Nimmt Louis Napoleon „Volk“ im Sinne von plebejischen Staatsbürgern, so widerlegt ihn ebenfalls die Infanterie einer Menge Länder, in denen die arbeitenden Unterthanen trotz der Infanterie noch nicht zu Staatsbürgern geworden, noch nicht zur „Gleichheit vor dem Gesetz“ gelangt waren.

Weil Louis Napoleon das eigentliche Volk nicht beachtet, deßhalb behandelt er auch die Sklavenaufstände und die fortwährende Gährung unter den Sklaven nur im Vorbeigehen. Aber gerade die unablässige

Importation von Kriegsgefangenen, die als Sklaven verkauft wurden, war die Ursache zur Vernichtung der Republik und zur Schlaffheit der Sitten. Durch die unaufhörliche Einfuhr von Sklaven vergrößerte sich die res privata (das Privatvermögen einzelner Staatsbürger) dermaßen, daß sie die res publica (die öffentliche Sache, den Staat) überwog und überwucherte, so daß das Privatinteresse sich an die Stelle des öffentlichen Interesses setzte. Wenn Cäsar über eine halbe Million solcher Kriegsgefangenen, die als Sklaven verkauft wurden, allein aus Gallien lieferte, half er, anstatt den Staat auf neuer Grundlage zu errichten, seinerseits nach Kräften die res publica (die Republik) vollends unterminiren. Er selbst betrachtete und behandelte als Diktator den Staat wie seine Privat-Domäne, gleich jedem der folgenden Cäsaren. Das Kaiserreich ist somit der Verwesungsprozeß der Republik, die nach und nach durch die Kaiser gänzlich zu Grunde gerichtet wurde, bis das römische Reich zerfiel. Hätte Cäsar die Sklaven emanzipirt, so hätte er die Republik auf neuer Grundlage errichtet; aber alsdann hätte sich zunächst diese neue Republik auf Italien und Griechenland beschränken müssen. Wenn Louis Napoleon im zehnten Kapitel des vierten Buches sagt:

> „Die in Auflösung begriffene römische Gesellschaft forderte einen Herrn, das unterdückte Italien einen Vertreter seiner Rechte, die unters Joch gebeugte Welt einen Retter;“

so ist das, abgesehen von heuchlerischer Deklamation, weiter nichts als imperialistischer Blödsinn.

Cäsar's Agrargesetz war eine nach der Macht ausgeworfene Angel, durch die er sich das Lumpen-Proletariat Rom's, besonders aber die veteranen Halsabschneider, gewinnen wollte. Dieses Gesetz ist nicht werth, daß man es diskutirt. Es war eine Verwässerung der Agrarpläne der Gracchen und des Rullus, und es lautete so:

„Theilung aller öffentlichen Ländereien mit Ausnahme jener in Campanien und Volaterrä. Im Falle, daß der Boden nicht ausreicht, sollen neue Ländereien mit demjenigen Gelde angekauft werden, das aus der Eroberung des Pompejus oder aus dem Ueberschusse der Staatseinkünfte kommt. — Die zwangsweise Expropriation ist verboten. — Ernennung von zwanzig Kommissären zur Ausführung der Landtheilung; doch darf der Einbringer des Gesetzes nicht mit zum Kommissär ernannt werden. — Abschätzung der zu verkaufenden Privatländereien in Gemäßheit des letzten Zensus. — Verpflichtung für jeden Senator,

auf gegenwärtiges Gesetz einen Eid zu leisten, wonach er beschwört, daß er nie etwas im Gegensatze zu diesem Gesetze vorschlagen will."

Zufolge Louis' Napoleon's Versicherung hat Cäsar Alles im öffentlichen Interesse gethan. Man könnte fast sagen, daß Louis Napoleon lügt, sobald er den Mund aufthut. Sein Julius Cäsar, jener nachlässig um die Lenden gegürtete Bruder Lüderlich, ist einer der infamsten aristokratischen, um die Volksgunst buhlenden Galgenstricke, welche bisher den Boden der Republik entweiht hatten. Er wurde nacheinander Militär-Tribun, Quästor, Oberpriester, Verwalter der appianischen Straße, Stadt-Prätor, Proprätor in Spanien, Konsul und zuletzt, ehe er sich offen durch Bürgerkrieg zum Einherrscher machte, Prokonsul in Gallien. Er war die männliche Geliebte des Königs von Bithynien und die Frau vieler andern geilen Böcke. Er war aber auch der Mann aller lüderlichen Frauen. Er buhlte mit Tertulla, der Frau seines Freundes Crassus; er trieb Unzucht mit der Frau seines Freundes Pompejus, als dieser im Seeräuberkriege fern von Rom war; er war der begünstigte Liebhaber von Lollia, der Tochter des Aulus Gabinius; er trieb Ehebruch mit Postumia, der Frau des Servius Sulpicius, und in Servilia, die Schwester des sittlichen Cato, hatte er sich dermaßen verschwelgt, daß er ihr eine Perle schenkte, welche sechs Millionen Sestertien (300,000 Thaler) werth war. Durch die Frauen bearbeitete er deren Männer: so den Crassus, dessen Geld er brauchte. Crassus besaß ein Vermögen von ungefähr 12 Millionen Thalern. Den Pompejus kuppelte er durch seine Schwester Julia an sich und nach deren Tode schlug er ihm die Heirath seiner Nichte Octavia vor, während er selber die bereits mit Faustus Sulla vermählte Tochter des Pompejus heirathen wollte. Kurze Zeit darauf heirathete Cäsar die Calpurnia, die Tochter Lucius Piso.

Für seine maßlose Verschwendung mußten ihm die Ehrenstellen der Republik, die er mißbrauchte, immer neues Geld schaffen. Bereits zur Zeit, als er Oberpriester wurde, hatte er so viele Schulden, daß er am Tage der Wahl zu seiner Mutter sagte: Entweder werde ich heute Oberpriester oder Flüchtling! Da er Oberpriester wurde, erhielt er neuen Kredit. Er borgte von Pompejus, Atticus und Crassus, und schloß nach dem Geldbedürfniß Freundschaften ab. Mit Pompejus im Verein bewirkte er, daß der ägyptische Thonprätendent Ptolomäus Auletes, ein ausgebildeter Mörder, zum Freunde und Bundesgenossen Rom's erklärt wurde, und die beiden unsauberen Geister erhielten hierfür die Summe von 10 Millionen Thalern. Beide mußten die Ge-

wässer der Republik trüben, um darin fischen zu können. Daher die doppelten Triumvirate zwischen Cäsar, Crassus und Pompejus. Mit allen Denen, welche Unruhe stifteten, war Cäsar befreundet: so mit Catiliana und Clodius, der mit Cäsar's Frau Pompeja eine Liebschaft hatte und dessen Sklave zur Ermordung des Pompejus aufgestiftet war. Als Cäsar in Gallien Prokonsul war, kaufte er sich in Rom unablässig Leute, besonders Volkstribunen, die Unruhen hervorzurufen hatten. Louis Napoleon schreibt in dieser Beziehung:

„Nichtsdestoweniger mußte er (Cäsar), um die fortwährend von einer mächtigen Partei in den Weg geworfenen Hindernisse zu beseitigen, von den wichtigen Aemtern die feindlichen Kandidaten fern halten, die ausgezeichneten Leute an sich ziehen, wie zum Beispiel den Cicero, und, da Alles käuflich war, mit der gemachten Kriegsbeute die feilen Gewissen kaufen. Diese Handlungsweise, unterstützt von Pompejus und Crassus, versprach Erfolg." — (Viertes Buch, viertes Kapitel.)

Suetonius erzählt, daß Cäsar, als er Konsul war, dreitausend Pfund Gold aus dem Staatsschatze stahl und dasselbe durch geringes, vergoldetes Metall ersetzte. Vom Pompejus erzählt Plinius das Gleiche. Glänzende Spiele, Schauspiele, Gladiatorenkämpfe, Geschenke an das Volk und schamlose Bestechungen bei den Wahlen, sowie Korruption von käuflichen Subjekten, Luxus und Ausschweifungen aller Art erforderten vieles Geld!

Auch schreibt Louis Napoleon im neunten Kapitel des vierten Buches:

„Sein (Cäsar's) Wohlwollen gegen Marcus Antonius beschwichtigte wahrscheinlich ein wenig den Groll Curio's, seine Freigebigkeit that das Uebrige. Wenn man dem Appian Glauben beimessen darf, schenkte er ihm (dem Curio) über 1500 Talente (drei Millionen Thaler). Freilich kaufte er sich zur nämlichen Zeit ganz ebenso theuer den Konsul Lucius Emilius Paulus, ohne für den Kaufpreis etwas Anderes zu verlangen, als die Neutralität des Konsuls. Man kann kaum begreifen, wie Cäsar, während er doch auch seine Armee besoldete, derartige Opfer (?) sich auferlegen und dabei noch so vielen anderen Ausgaben genügen konnte. Seine Ausgaben waren folgende: durch Beschenkungen mußte er die Zahl seiner Anhänger in Rom vermehren; er ließ in der Narbonnaise Theater und Monumente errichten; bei Aricia in Italien erbaute er eine prächtige Villa; er schickte reiche Geschenke an fernliegende Städte. Wie konnte er nun, um diese Ausgaben zu bestreiten, aus einer durch achtjährigen Krieg erschöpften Provinz das hierzu nöthige

Geld ziehen? Die ungeheuere Größe seiner Hülfsquellen erklärt sich — abgesehen von den durch die Besiegten zu zahlenden Tributen, die sich für Gallien auf 40 Millionen Sestertien (über sieben und eine halbe Million Franken oder über zwei Millionen Thaler) jährlich beliefen — aus dem enorme Summen ergebenden Verkaufe der Kriegsgefangenen an römische Händler. Cicero berichtet uns, daß er 12 Millionen Sestertien (oder 600,000 Thaler) nach der unbedeutenden Belagerung von Pindenissus aus den Gefangenen herausschlug. Wenn vorausgesetztermaßen die Zahl derselben sich auf 12,000 belief, so beträgt diese Ziffer 1000 Sestertien (oder 50 Thaler) per Kopf. Ungeachtet der Generosität Cäsar's nun, der oft (?) die Gefangenen den Besiegten zurückgab oder, wie dieß zum Beispiel nach der Belagerung von Alisia geschah, seinen Soldaten daraus ein Geschenk machte, kann man doch annehmen, daß während des achtjährigen gallischen Krieges 500,000 Gallier, Germanen oder Britten als Sklaven verkauft würden; was die Summe von 500 Millionen Sestertien ($20^1/_2$ Millionen Thaler) oder ungefähr 95 Millionen Franken*) nach unserem Gelde ergab. Im Grunde war es das von den Sklavenhändlern gegebene römische Geld, welches den größten Theil der Beute bildete, gleichwie heutzutage, wenn bei entfernten Expeditionen die europäischen Nationen (? doch wohl nur ihre Herrscher?) sich des Produktes der fremden Zölle zur Bestreitung der Kriegskosten bemächtigen, es ebenfalls nur das europäische Geld ist, das diese Kosten vorschießt."

Während Cäsar noch Prokonsul in Gallien war, ließ er zu Rom durch Paullus eine Basilika auf dem Forum erbauen, die nach der Veranschlagung von Cicero sehr wohlfeil war, wenn sie bloß 60 Millionen Sestertien (3 Millionen Thaler) kostete. Plinius sagt, daß die Baustelle allein 100 Millionen Sestertien (5 Millionen Thaler) gekostet habe. Alle diese Gelder schund der verruchte Cäsar aus den Galliern heraus, die er dermaßen peinigte, daß sie unter Vercingetorix von einem Ende des Landes bis zum andern aufstanden und den Verzweiflungskampf wagten. Gold gab es damals sehr viel bei der herrschenden Klasse Galliens, aber wenig Silber. Als im Jahre 702 (nach Erbauung der Stadt Rom) Cäsar die heldenmüthigen Vertheidiger der Stadt Uxellodunum erst dadurch bezwingen konnte, daß er den einzigen Brunnen, welcher den Belagerten Wasser lieferte, hatte abgraben lassen

*) Der französische Kaiser hat sich verrechnet. Die Summe beträgt nicht so viel, sondern um 18 Millionen Franken weniger.

ehrte er die Tapferkeit dieser für ihre Unabhängigkeit aufgestandenen Helden damit, daß er der ganzen männlichen Bevölkerung die Hände abhacken ließ. Und ein solches Scheusal von zivilisirtem Schinder wird von Louis Napoleon als Retter der Gesellschaft, als Wohlthäter der Menschheit gepriesen! In Louis Napoleon's Augen verdanken wir Cäsar unsere ganze „Zivilisation“: unter welchem Ausdrucke sich gar Vielerlei denken läßt! Sollte unter Zivilisation nicht etwa cäsaristisch-imperialistische Volksausbeutung gemeint sein?

Nachdem Cäsar die Korruption nach jeder Seite hin betrieben und das erbeutete, erpreßte, geraubte, gestohlene, sowie aufgeborgte Geld in Machtspekulationen angelegt hatte, mußte er wohl oder übel den Kampf gegen die Republik unternehmen und Alles in der Ueberschreitung des Rubikon's aufs Spiel setzen. Schon früher, als er vom Proprätorate aus Spanien zurückgekehrt war, hatte der Senat einen Staatsstreich von ihm befürchtet und deßhalb klugerweise zwei nach Asien bestimmte Legionen in Italien zurückbehalten. Diesen Staatsstreich hatte also Cäsar damals verschieben müssen. Jetzt war er besser vorbereitet. Als er ihn jetzt ausführte, spielte er beim Ueberschreiten des Rubikon noch eine Posse auf, die uns Louis Napoleon folgendermaßen erzählt:

„Als er beim Rubikon, einem die Gränze seiner Regierung bildenden Bache, dessen Ueberschreitung ihm die Gesetze verboten, angekommen ist, macht er einen Augenblick Halt, gleich als ob er von Schrecken ergriffen wäre; er theilt seine Befürchtungen dem Asinius Pollio und seiner Umgebung mit. Ein Komet hat sich am Himmel gezeigt; er sieht das Unglück voraus, welches über Italien hereinbrechen will und erinnert sich an den Traum, welcher in der vorhergehenden Nacht ihn beklommen hatte: er hatte nämlich geträumt, daß er seiner Mutter Gewalt anthäte. War denn das Vaterland nicht seine Mutter, und war ungeachtet der Gerechtigkeit seiner Sache und trotz der Größe seiner Absichten seine Unternehmung nicht eine Gewaltthätigkeit, eine Nothzucht gegen dasselbe? Doch die Auguren, die schmeichelnden Dollmetscher der Zukunft, behaupten, daß dieser Traum ihm die Weltherrschaft verspricht, daß die Frau, welche er umgeworfen gesehen hat, Niemand anders als die Erde, die gemeinsame Mutter aller Sterblichen, ist. Alsdann soll plötzlich eine Erscheinung die Augen Cäsar's geblendet haben: er sieht einen hochgewachsenen Mann, welcher auf der Trompete kriegerische Weisen bläst und ihn auf das andere Ufer lockt. Jedes Zaudern ist nun geschwunden, er geht vorwärts und überschreitet den

Rubikon mit den Worten: „„Der Würfel ist geworfen; lasset uns gehen, wohin mich die Wunderzeichen der Götter und die Schmach meiner Feinde rufen!““ — Bald langt er in Ariminium an, dessen er sich ohne Schwertstreich bemächtigt. Der Bürgerkrieg hat begonnen!“

Louis Napoleon setzt hinzu:

„Die Frage hatte nicht die kleinlich lächerlichen Proportionen eines Haders zwischen zwei sich um die Macht zankenden Generälen: nein, es war der entscheidende Zusammenstoß zwischen zwei feindlichen Sachen, zwischen den Bevorrechteten und dem Volke, es war die Fortsetzung des furchtbaren Kampfes von Marius und von Sulla.“

Die direkte Regierung durchs Volk glich bei Cäsar sehr stark der direkten Regierung durchs Volk bei Louis Napoleon vermittelst der Plebiszite. Wir haben schon oben gesehen, daß Louis Napoleon ganz eigenthümliche Begriffe vom Volke hatte. Schurken, wie er und Cäsar, mißbrauchen das Volk zu ihren verbrecherischen Zwecken und belegen ihre polnische Wirthschaft, ihr Lügensystem und ihre schändliche Zwingherrschaft am Ende noch gar mit dem Ehrennamen der Demokratie! Wäre Louis Napoleon nicht ein ganz ähnlicher Vogel wie Cäsar gewesen und hätte er diesen nicht wie sein Vorbild betrachtet, würde er die Karrikatur auf die Geschichte Cäsars nicht verfertigt haben. Er mußte seine Zeitgenossen für große Gimpel halten, weil er ihnen eine solche Geschichtsentstellung aufzutischen wagte.

Indeß fand er seine Lobhudler. Besonders unter der Dienstbotensippschaft der deutschen Professoren, die immer den mächtigen Schurken anzubeten bereit ist, traf er seine Speichellecker und Schuhputzer. So ernannte ihn der „Verein von Alterthumsfreunden im Rheinlande“ noch im Jahre 1869 zu seinem Ehrenmitgliede und motivirte im betreffenden Diplom diese Ernennung damit, daß seine Majestät „der geistreiche Herausgeber und Erklärer des Lebens Julius Cäsar's“ sei. *)

Bei der Abfassung seines Werkes über das Leben Julius Cäsar's benutzte Louis Napoleon, dem wahrscheinlich viele Mitarbeiter zur Verfügung standen, auch deutsche Gelehrte. In seinen Anmerkungen zitirt er namentlich Drumann, Mommsen, Zumpt, sowie den Freiherrn von Göler. Der Letztgenannte hatte ihm, wie wir oben mittheilten, 1858 und 1860 sein Werk über die „Feldzüge Cäsar's in Gallien“ zugestellt.

*) Der Präsident des Vereins bekam dafür das Kreuz der Ehrenlegion.

Im vierten Kapitel des dritten Buches sagt Louis Napoleon in einer Anmerkung über die zwischen Cäsar und dem deutschen Könige Ariovist vorgefallene Schlacht mit Bezug auf den Freiherrn von Göler:

„Der General von Göler*) nimmt die nämliche Wahlstatt an, doch weicht er von uns darin ab, daß er die Römer den Rücken nach dem Rhein kehren läßt. In diesem Falle würde es unbegreiflich sein, wie die Germanen nach ihrer Niederlage, da ihnen Cäsar jeden Rückzug abschnitt, nach diesem Flusse hinfliehen konnten, und wie Ariovist, indem er auf die Ankunft der Sueven (Schwaben) wartete, den Cäsar zwischen sich und seine erwarteten Verstärkungen gebracht hatte."

Dem Berliner Professor Zumpt pflichtete er in seiner Ansicht über den Rechtsstreit zwischen Cäsar und dem Senate bei. Dagegen erschien ihm die Ansicht, welche Mommsen über den gleichen Gegenstand zu Tage gefördert hat, zu komplizirt und zu geschraubt. Er sagt in einer Anmerkung des achten Kapitels des vierten Buchs:

„Nach unserer Ansicht ist der Professor A. W. Zumpt (Studia romana, Berlin, 1859) der einzige, welcher diese Frage aufgehellt hat; auch entlehnen wir ihm die meisten seiner Argumente. Was Herrn Th. Mommsen in seiner speziellen Dissertation, betitelt: „Die Rechtsfrage zwischen Cäsar und dem Senat," anbetrifft, so stellt er auf, daß man beim Prokonsulat zwischen der provincia und dem imperium unterscheiden müsse. Zufolge seiner Ansicht konnte man, da die provincia zur nämlichen Zeit wie das imperium zuertheilt wurde, in Gemäßheit des Sempronischen Gesetzes erst in den Kalenden des Monats Janua des folgenden Jahres davon Besitz ergreifen; das imperium oder der Militär-Befehl kam zwei Monate später, in den Kalenden des März, hinzu. Die provincia wurde durch einen Senatsbeschluß gegeben und

---

*) Da der Freiherr von Göler hier ausdrücklich als General bezeichnet wird, so scheint es nicht, wie wir oben vermutheten, Ludwig aus der Josephischen Branche der Fritzischen Linie zu sein, in Anbetracht, daß dieser nur Hauptmann war, sondern aus der Franzischen Branche der Ferdinandischen Linie Franz Wilhelm August Freiherr Göler von Ravensburg, geboren am 28. April 1809 zu Sulzfeld, Grundherr zu Sulzfeld, Vogtherr zu Daisbach, badischer General-Major vom Armee-Korps. Selbiger hatte sich am 1. August 1833 mit Adelheid, geboren den 11. Oktober 1813 zu Karlsruhe, des Joseph von Holzing, badischen Kammerherrn und Hof-Oberforstmeisters zu Karlsruhe und der Karoline (geborenen von Weißinger aus Stuttgart) Tochter verheirathet. Aus seiner Ehe entsprossen zwei Kinder: Lina und August: — Letzterer war Forstwissenschafts- und Landwirthschafts-Beflissener.

dauerte vom Januar bis zum Januar; das imperium wurde durch ein Kuriat-Gesetz gegeben und ging vom März bis zum März; das imperium folgte den Regeln des Militärdienstes, ein schon angefangenes Jahr galt für ein ganzes wie bei den Feldzügen der Soldaten, und sonach konnten die beiden ersten Monate des Jahres 705 als ein ganzes Jahr zählen. Der gelehrte Professor zieht den Schluß, daß der Senat, wenn er das Recht besaß, dem Cäsar das imperium zu entziehen, ihm doch nicht das Kommando über die Provinz vor Ablauf des Jahres 705 nehmen durfte, und daß sich alsdann Cäsar in der nämlichen Lage befunden hätte, wie alle Prokonsuln, welche während des Zwischenraumes zwischen dem ersten Januar als dem Anfange ihres Konsulates und dem ersten März als dem Zeitpunkte, zu welchem sie das imperium erhielten, zwar die potestas, aber nicht den Militärbefehl besaßen. Dieses System beruht, wie man sieht, auf Hypothesen, die man schwerlich zugeben kann."

Im September 1864 stellte Professor Mommsen eine Quittung aus über den Empfang von 500 Franken (133⅓ Thaler), die er aus der Kassette des Kaisers für Herrn Walter in Berlin empfangen hatte. Im Bordier'schen Buche „L'Allemagne aux Tuileries" steht in Bezug auf den Empfänger dieser 500 Franken die Bemerkung:

„Es liegt Grund zu der Annahme, die wir jedoch nicht als positive Behauptung aufstellen wollen, vor, daß dieser Walter der Herr Professor des römischen Rechts ist."

Ueber den Berliner Professor Theodor Mommsen, steht ebendaselbst eine lange polemische Bemerkung, welche in deutscher Uebersetzung so lautet:

„Dieser Gelehrte hat neulich in den Zeitungen seines Landes energisch in Abrede gestellt, daß er irgendeinmal vom Ex-Kaiser irgend Etwas — „und wäre es nur ein Frank" — empfangen habe, und er hat gesagt, daß er die Entschädigung zurückgewiesen habe, welche ihm für seine Mitarbeiterschaft an der auf Kosten der kaiserlichen Kassette veranstalteten Ausgabe der Oeuvres de Borghesi angeboten worden sei. — „„Ich würde,"" fügt er hinzu, „„diese Erklärung nicht abgegeben haben, hätte nicht die deutsche Presse sie von mir erheischt; denn, was die Behauptungen der französischen Presse anbetrifft, so habe ich keine Antwort für sie. Und nicht etwa bloß ihrer Albernheit wegen ....; aber eine ernstlichere Erwägung gebietet mir Stillschweigen. Seit dem letzten Kriege hat die Pariser Klatschgevatterschaft und die französische

Presse, welche sich zum Ausdruck derselben machte, systematisch Lügen in Umlauf gesetzt, die, wenn sie wahr wären, entehrend für die in Frankreich bekannten und verhaßten deutschen Gelehrten, denen sie angedichtet sind, sein würden. Was mich anbelangt, so könnte ich, wenn Solches sich mir der Mühe zu verlohnen schiene, erbauliche Beispiele von derartigen Hanswurstereien anführen. . . . . Eine öffentliche Meinung Frankreichs, an welche die deutschen Gelehrten appelliren könnten, ist nicht mehr vorhanden. Gleichwie es in diesem Lande verdienstvoll erscheint, die dort befindlichen Deutschen niederzumachen, ebenso ist es ein Akt des Patriotismus, durch sorgfältig ausgearbeitete Verläumdungen, sei es durch Erfindung, sei es durch Verbreitung, sei es durch Todtschweigen, diejenigen, welche sich nicht mehr dort befinden, in ihrer Ehre zu verletzen."" — (3. Januar 1872.)

„Schon vor diesem, in der Vossischen Zeitung erschienenen Briefe hatte einer der hervorragendsten französischen Gelehrten dem Th. Mommsen zu Hülfe kommen zu müssen geglaubt und im Moniteur universel vom 1. Januar einen Brief veröffentlicht, der mit folgenden Worten endigt:

„„Ich bin es der Wahrheit schuldig zu erklären, daß ich genau weiß, daß Herr Mommsen niemals unter irgend einer Form vom Kaiser Napoleon III. eine Pension, Entschädigung oder Subvention bezogen hat.""

„Diese Erklärung verleiht dem Th. Mommsen den Vortheil einer Wortvermengung. Er empfing keine Pension und bezog keine Entschädigung; nur stellte ihm der Kassirer des Kaisers von Zeit zu Zeit Geldsummen zu (ungefähr 3000 Franken für die Borghesi-Ausgabe zum Beispiel), welche er unter seinen Berliner Freunden, Zöglingen und Sekretären, die unter seiner Leitung und zum Besten seines Ruhms arbeiteten, vertheilte. Nichts ist erlaubter, Nichts ehrenhafter, als an einem wissenschaftlichen Werke mitzuarbeiten und davon einen Nutzen zu ziehen. Es ist sogar nicht etwas äußerst Inkorrektes, vom Kaiser, nachdem man ihn darum gebeten hat, 500 Franken für irgend einen Deutschen, der Walter oder anders heißt, zu empfangen. Aber, wenn man in solchen Höflichkeits- und Solidaritätsbeziehungen zu den französischen Gelehrten steht, wenn man sich bei ihnen um die Ehre beworben hat, sich vertraulich mit dem Souverän des Landes unterhalten zu können, wenn man an seiner Tafel dinirt und seine Gunstbezeigungen eingeschlürft hat: ist es da wohl nicht gehässig, daß man das Wort gegen Diejenigen ergreift, deren

Hand man noch Tags vorher drückte und an deren Herde man noch gestern saß? Und erst was für ein Wort! Sogar von Jenen, „„welche die schöne Internationalität respektiren lehrt,““ zu sagen, daß sie aus der Aufschneiderei (der gelehrte Mommsen gebraucht das Wort blague) in die Verzweiflung gefallen sind; zu sagen, daß der Schmutz der französischen Literatur sich nur mit dem Schmutz des Seinewassers in Paris vergleichen läßt; zu sagen, daß jener Salon der Tuilerien, wo man empfangen worden ist, wie ein Salon der demi-monde war*): — nun ja, das sind nur die witzigen Ausdrücke, die Ausgelassenheiten jenes germanischen Hasses! Ihr Urheber war ernsthafter, als er die Adressen des Berliner Stadtraths an den König Wilhelm unterzeichnete. Er selber fühlte recht gut das Schiefe der Situation, als er an einen unserer Akademiker in einem Briefe, aus welchem das Journal Moniteur universel (am 12. Januar 1872) nur einige Zeilen veröffentlichte, schrieb:

„„Ich frage, ob Ihre Akademie den Verkehr mit der unsern fortsetzen, oder vielmehr — denn darum wird es sich handeln —, ob sie in dieser Hinsicht den Kaiser ersetzen will, und ob das Publikum Das erlauben wird...“

„Dieser Brief ist vom 13. März 1871 datirt. Also, nach Allem, was vorgefallen war und nachdem kaum erst die Belagerung von Paris aufgehoben worden war, kam der berühmte Deutsche wieder, indem er von Neuem bettelte!“

Als Mitarbeiter Louis Napoleon's beim Anfertigen der Geschichte Julius Cäsar's findet sich ausdrücklich der Philolog Albert Dressel verzeichnet. Es heißt über ihn im Jahre 1863:

„Dieser gelehrte deutsche Philolog hatte vor zwei Jahren eine Note eingeschickt, welche einige nur wenig bekannte Quellen angab, die für das Leben Cäsar's benutzt werden konnten. Die Antwort versprach ihm Arbeiten über diesen Gegenstand, und er hält sich jetzt noch dem Kaiser zur Verfügung. Herr Dressel, fast gänzlich blind, Vater von drei jungen Kindern, befindet sich gegenwärtig in einer gräulichen Nothlage. Der französische Gesandte (der Herzog von Cadore) bittet, daß der Kaiser sich über die Wichtigkeit der Veröffentlichungen dieses

*) Demi-monde bedeutet hier nicht ganz gemeine Huren, sondern die vom Wurme der Unzucht bis zum Kern durchfressenen, äußerlich aber ganz fein, vornehm, lecker und schmuck aussehenden Dirnen, welche die holde Eugenie um sich geschaart hatte.

Gelehrten Bericht abstatten lassen möge, damit demselben eine Unterstützung bewilligt werde."

Eyssenhardt, Dr. philos., in Berlin, wissend, daß die Gelehrten Deutschlands mit Ungeduld die Geschichte Cäsar's erwarten, übersendet im Januar 1863 eine von ihm verfaßte kleine Abhandlung über mehrere Punkte dieser Geschichte und bittet, daß seine Arbeit den Augen des Kaisers unterbreitet werde.

A. von Cohausen, Genie-Major im preußischen Dienste zu Frankfurt am Main, dankt dem Kaiser am 17. April 1863 für das Kreuz der Ehrenlegion, welches ihm zur Belohnung für seine Untersuchungen über Julius Cäsar zuerkannt worden ist. Er schreibt: „Erlauben Sie mir, Sire, den Ausdruck dieser Gefühle der Bewunderung und Verehrung, welche sich so tief meinem Herzen eingeprägt haben."

Der Professor H. J. Heller zu Berlin übersendet im Februar 1863 ein Werkchen über die Dreiruderer der Römer, indem er versichert, daß „man überall die edlen Beschäftigungen bewundert, womit seine Majestät die von der Regierung einer großen Nation und von der Weltpolitik übriggelassene Muße auszufüllen weiß." — Dank. Der Kaiser will das Dankschreiben selbst unterzeichnen.

F. P. Confeld zu Mainz, „Doktor der Medizin und der Philosophie, Direktor der römischen Thermen, Ehrenmitglied der Akademie der Wissenschaften zu Frankfurt am Main, versehen mit der goldenen Medaille erster Klasse für die Wissenschaften und Künste von seiner kaiserlich-königlichen Majestät dem Kaiser von Oesterreich, von seiner königlichen Hoheit dem Herzoge von Nassau, von seiner königlichen Hoheit dem Herzoge Maximilian von Baiern, und mit mehreren Militärbelohnungen geziert": bietet dem Kaiser ein selbstverfaßtes Werkchen über die Bäder der Römer im August 1864 an. Er schreibt: „Würden eure kaiserliche Majestät als der edelmüthigste Beschützer der Wissenschaft und Kunst, sowie als Freund des klassischen Alterthums geruhen, dieser Abhandlung die geringste Aufmerksamkeit zu schenken, würde das für den Unterzeichneten die höchste Belohnung seines Eifers sein."

Essellen, preußischer Rath zu Hamm, huldigt unterm 14. Mai 1864 dem Kaiser mit einem Werkchen, welches zum Zweck hat, die Position der von Cäsar bei Köln über den Rhein geschlagenen Brücken festzustellen. — Unterm 14. Dezember des nämlichen Jahres erinnert Essellen den Kaiser daran, daß er ihm eine Arbeit über die von Cäsar

über den Rhein geschlagenen Brücken zugestellt hat und übersendet eine Notiz, betreffend die Entdeckung eines römischen Lagers an den Ufern der Agger im Kreise von Gummersbach.*)

Dr. phil. Hermann Derichsweiler zu Münster in Westphalen ist der Verfasser einer Geschichte der Burgunder bis zu deren Einverleibung ins fränkische Reich. Ermuthigt durch die günstige Aufnahme, welche sein Buch seitens der deutschen Kritik erfahren hat, wagt er es, dem Kaiser ein Exemplar zu offeriren Unter Anderm sagt er in seinem Schreiben an den Kaiser:

„Majestät! Wunder der Tapferkeit, glänzende Siege, diplomatische Triumphe sind schon gesehen worden und werden immer zu sehen sein; aber das hochherzige schöpferische Erkennen, welches eurer Majestät sowohl als Familien-Vorzug und -Erbtheil, wie auch als edle Errungenschaft eines tiefbewegten Lebens eigenthümlich ist; jenes Erkennen, welches in der Existenz der Einzelnen ebenso wenig, wie in derjenigen der Völker-Individuen ein bloßes Spiel des Zufalls und der Umstände erblicken, sondern sie nach großartigen und idealen Gesichtspunkten konstituiren wollte und welches in der Praxis, indem es sie in Uebereinstimmung mit der Höhe seiner hohen Stellung setzte, das Gesetz bekräftigte, welches inmitten der Massen und Völker schlummert: — dieses Erkennen wird immerdar der ganz einzig dastehende und unbestreitbare Ruhm eurer Majestät sein...." (12. Juli 1864.)

Dr. Helfferich, Professor an der Berliner Universität, läßt durch die Vermittelung des Ministeriums der äußeren Angelegenheiten dem Kaiser die Korrekturbogen oder ersten Abzüge eines Werkes übermitteln, das er soeben drucken läßt und das zum Ergebniß haben wird, die jetzigen Begriffe von der Epoche des Julius Cäsar namentlich diejenigen bezüglich der Zeit, in der Cäsar pontifex maximus (Oberpriester) war, zu modifiziren. (September 1864.) — Er schickt darauf das fertige Werk im Januar 1865.

Unter denjenigen deutschen Gelehrten, welche dem Kaiser, als er an der Lebensgeschichte Cäsar's arbeitete, mit ihren Arbeiten an die Hand zu gehen suchten, ist noch Dr. A. Wolterstorff aus Halberstadt im preußischen Regierungsbezirke Magdeburg namhaft zu machen. Dieser übersandte dem Kaiser 1864 sein Werkchen: „Bilder aus dem römischen Alterthum." Sei es nun, daß die Arbeit nicht viel taugte, oder daß

*) Im französischen Texte steht: près des rives de l'Ayger, dans l'arrondissement de Grammerslach.

der Kaiser gegen einen Halberstädter, weil ein alter Schriftsteller den Namen Halberstadt mit Unrecht von der „Albernheit derer Einwohner“ herzuleiten versucht hat, ein Vorurtheil hegte: kurzum, er befahl, die Wolterstorff'sche Schrift unbeantwortet bei Seite zu legen.

Willkommener war ihm eine Arbeit, welche ihm Hans Wirz, „Kandidat der Philosophie“ zu Bonn, im Dezember 1864 zusandte. Die Wirz'sche Schrift war betitelt: „Die Bewerbung Catilina's und Cicero's ums Konsulat.“ Der Kaiser ließ ihrem Verfasser für die Zusendung danken. — Im Juli 1865 ist Johann Wirz in Paris. Er wendet sich an den Kaiser mit der Bitte, ihm zu erlauben, daß er aus den Pariser öffentlichen Bibliotheken Bücher leihen und mit nach Hause nehmen darf.... „Allerdings,“ schreibt er, „sind hier alle Museen, alle Bibliotheken dem Publikum mit einer in Deutschland unbekannten und unerhörten Liberalität zugänglich. Da ich jedoch von meinem speziellen Gegenstande ganz eingenommen bin rc.....“ (Vielleicht wollte Wirz durch sein Schreiben den Kaiser von seiner Anwesenheit in Paris in Kenntniß setzen.)

Schon 1864 sah man in der gelehrten Welt Deutschlands mit Spannung dem Erscheinen der Geschichte Julius Cäsar entgegen. Indeß erschien der erste Band des heißersehnten Werkes erst 1865. Louis Napoleon hatte eine große und eine kleine Ausgabe veranstaltet. Die große war die Pracht-Ausgabe; sie enthielt Karten und Kupferstiche.

In Bezug auf die Karten müssen wir zunächst Notiz von einem Schreiben nehmen, welches der Göttinger Universitäts-Professor und hannoversche Hofrath Rudolph Wagner an Louis Napoleon richtete. Derselbe schrieb bereits unterm 20. Januar 1863:

„Da ich heute Morgen in den Blättern gelesen habe, daß seine Majestät der Kaiser geruht hat, sich an sein altes Verhältniß zum Augsburger St.-Annen-Kolleg*) zu erinnern, indem er befohlen hat, dorthin die große Karte Galliens zu schicken, welche einen Theil des Werkes seiner Majestät bildet, des Werkes über die Feldzüge Cäsar's, welches mit so viel Spannung erwartet wird: so wage ich endlich einen

*) Louis Napoleon war in dieses Kolleg im Jahre 1820 gekommen. Er hieß damals der „Graf von St.-Leu“ und saß nicht mit auf der Schulbank, sondern von den übrigen Schülern abgesondert an einem Pult mit einem Stuhle. Das Deutsche lernte er nie ordentlich, weßhalb seine geringen Fortschritte mit seiner mangelhaften Kenntniß der deutschen Sprache von den Professoren entschuldigt wurden.

Wunsch, den ich schon lange hegte, vorzubringen. Ich bin vom verstorbenen Direktor des St.-Annen-Kollegs zu Augsburg, der zur Zeit des Aufenthalts seiner Majestät dort war, der älteste Sohn. Einer meiner Brüder, Karl, war in seiner Jugend der Spielgenosse des Prinzen Napoleon; er hob lange Zeit hindurch ein kleines Zettelchen auf, worauf die Worte standen:

„„Ich schwöre Dir ewige Freundschaft.
Louis Napoleon.""

„Mein guter Bruder ist schon 1831 als Leipziger Student an den Folgen eines Duells gestorben. Im Jahre 1822 oder 1823, wenn ich nicht irre, hat der Prinz Louis meine auf einer Reise nach der Schweiz begriffenen Brüder seiner erhabenen Mutter, der Königin Hortense, vorgestellt .... Ich bin seit zweiundzwanzig Jahren Professor in Göttingen; ich halte den Lehrstuhl Hallers besetzt und bin zugleich der unmittelbare Nachfolger von Blumenbach.*) Seit einiger Zeit arbeite ich viel in der Anthropologie und besonders über die alten Beziehungen der Kelten und Gallier zu den germanischen Völkern. Die Gesellschaft der Anthropologie zu Paris, von der ich auswärtiges Mitglied bin, hat sich viel mit meinen Arbeiten über das Gehirn beschäftigt. Der ganze zweite Band des Bulletin dieser Gesellschaft spricht davon. Es würde mir von großem Vortheile sein, wenn ich die von seiner Majestät herrührende Karte Galliens benutzen könnte und wage daher um ein Exemplar zu bitten. Man kann sich über mich als Gelehrten erkundigen bei Herrn Flourens und Herrn Milne Edwards vom Institute, sowie bei Herrn Broca und bei Herrn Gratiolet. Ich meinestheils gehöre zu denjenigen meiner Landsleute, welche sehnlichst wünschen, daß die beiden großen Nationen, die französische und die deutsche, immer in friedlichen Verhältnissen zum Glück für allebeide bleiben mögen. Eines der Mittel für gegenseitige Achtung werden immer die Wissenschaften sein." — Louis Napoleon verfügte auf diesen Brief: „Ihm die Karte schicken und ihm dabei sagen, daß der Kaiser sie nicht für ganz gut hält."

Prinz Wilhelm von Baden bedankt sich im August 1865 beim Kaiser für die Zusendung des Julius Cäsar. Er sagt:

„Möge eure Majestät geruhen, mir zu gestatten, daß ich das Werk, womit ich soeben von allerhöchstihnen beehrt worden bin, als ein Pfand

---

*) Hierzu steht im französischen Texte die Anmerkung: „Johann Friedrich, großer Naturforscher, geboren zu Gotha 1752, gestorben zu Göttingen 1840."

der wohlwollenden Gesinnung betrachte, welche eure Majestät gegen die ganze Menschheit im Busen tragen, sowie als einen Beweis der Gewogenheit, über den sich Derjenige zu freuen hat, welcher stolz darauf ist, zum Liebling derselben erkoren worden zu sein."

Auch Fürst Karl von Hohenzollern bedankt sich beim Kaiser für die Zusendung des Julius Cäsar.

Nachdem der in Paris befindliche preußische bevollmächtigte Botschafter Robert Heinrich Ludwig Graf von der Goltz, der am 17. Januar 1863 akkreditirt worden war, die beiden Bände von der Geschichte Julius Cäsar's erhalten hatte, drückte er unterm 12. Mai 1866 dem Kaiser für dieses huldvolle Andenken seine lebhafte und ehrfurchtsvolle Erkenntlichkeit aus. — Unterm 3. Juni des nämlichen Jahres dankte er für die beiden Exemplare des zweiten Bandes des fraglichen Werkes, welche vom Kaiser dem preußischen Königspaare zugestellt worden waren.

Friedrich Ritschl, Professor in Bonn, schreibt im Jahre 1865 zwei Briefe, worin er einestheils für die Zusendung des „Lebens Cäsar's" dankt und anderntheils die von ihm vorbereitete deutsche Uebersetzung des napoleonischen Buches bespricht. — „Ich habe," sagt er, „für den kaiserlichen Verfasser nicht deßhalb gearbeitet, weil er ein Kaiser ist und weil ohne allen Zweifel keinem Fürsten der ganzen Welt in so hohem Grade, wie ihm, Urtheilskraft, Bildung, Genie — ohne von seiner Macht und seinem Einflusse zu sprechen, — zu Theil geworden sind: sondern weil er sich geoffenbart hat als tiefer, einsichtsvoller, beredter **Gelehrter**, für welchen ich ebensoviel Sympathie wie Bewunderung empfinde; denn ich zweifle nicht, daß die römische Geschichte von Mommsen, diese hanswurstige und gallige Darstellung, sofort in den zweiten Rang verwiesen wird durch das Werk eines Mannes, welcher, während er die Geschicke der Welt regiert, sich zum großartigsten und der Billigkeit entsprechendsten Gesichtspunkte aufschwingt."

Professor A. W. Zumpt zu Berlin dankt dem Kaiser im Jahre 1865 in lateinischer Sprache für die Zusendung des ersten Bandes der Geschichte Cäsar's und im folgenden Jahre drückt er, nachdem er den zweiten Band erhalten hat, seinen Dank in französischen Worten aus. Er erklärt, daß der Verfasser dieser Geschichte durch sein Talent und durch das Umfassende

seines Genie's alle Diejenigen übertrifft, deren Beruf darin besteht, sich der Wissenschaft hinzugeben, und daß ein solches Monument dem größten der Römer nur durch einen Geist errichtet werden konnte, der ebenso erhaben war, wie derjenige Cäsar's selber. — — — — (Wie schade ist es, daß Cäsar in der Sprache der alten Punier einen Elephanten, nicht aber ein Kameel bedeutet!)

Zu Rinteln im Kurhessischen, wo von 1623 bis 1810 eine Universität bestanden hat, ist ein Gymnasium vorhanden, an welchem ein Lehrer angestellt war, der im Jahre 1865 ebenfalls vom französischen Kaiser mit der Zusendung der Geschichte Cäsar's bedacht wurde. Derselbe hieß Dr. G. Er. Eyssell und hatte dem Kaiser unterm 3. Dezember 1864 mit seinem Buche: Geschichte der Jungfrau von Orleans (Histoire de Jeanne d'Arc), gehuldigt. Er hatte dem Kaiser geschrieben, daß er durch Verherrlichung dieser Heldin das französische Volk verherrlichte und daß er hoffte: sein Buch würde nicht unwürdig sein, von dem „glorreichen Repräsentanten der französischen Nation, dessen Stirne nicht allein das Diadem der Souveränetät, sondern auch der Lorbeerkranz des Schriftstellers krönte, gebilligt zu werden." — Louis Napoleon hatte diese schmeichelhafte Huldigung mit Dank angenommen und machte mit seiner Geschichte Cäsar's dem Gymnasial-Professor ein Gegengeschenk.

Wie wir oben mittheilten, erhielt auch der Freiburger Professor und Hofrath Franz Weisgerber die kleine Ausgabe der Geschichte Cäsar's zugestellt. Derselbe hatte ein französisches Gedicht zur Geburtstagsfeier des kaiserlichen Prinzen eingesandt.

Dr. Theodor Bernhardt, Professor in Bonn, empfing das napoleonische Geschichtswerk über Cäsar erst 1867, als er dem französischen Kaiser den ersten Band von seiner Geschichte der römischen Cäsaren zugestellt hatte.

Dr. Karl Barth in Augsburg bittet im März 1865 um die Ermächtigung, dem Kaiser ein Exemplar von der durch ihn verfertigten Uebersetzung der von Napoleon I. auf der Insel St.-Helena diktirten Geschichte Cäsar's zustellen zu dürfen. — Die Huldigung wird angenommen und ihm wird mit der Zusendung der von Napoleon III. verfaßten Geschichte Cäsar's gedankt. — Im Juli des folgenden Jahres dankt Dr. Barth zum zweiten Male, nachdem ihm von Louis Napoleon der zweite Band der betreffenden Geschichte zugesandt worden ist. — Das Geschenk erscheint ihm um so unschätzbarer, als er sich schmeichelt,

ein Mitschüler seiner Majestät auf der Studien-Anstalt zu St.-Anna in Augsburg gewesen zu sein.

Adolph Reichenbach, der ebenfalls ein Mitschüler des Kaisers gewesen ist, bittet um ein Exemplar der Geschichte Cäsar's als Erinnerungszeichen an jene nun vierzig Jahre zurückliegende Zeit gemeinschaftlicher Studien. Er schreibt unterm 16. März 1865:

„Wenn eure Majestät ein Paar Dutzend der famosen Zigarren beilegen lassen, die Sie zu rauchen geruhen, so wäre das eine freundliche Dreingabe." — Der Kaiser verfügt hierauf: „Schicken." *)

Der Lieutenant und Architekt Louis Itzig in Berlin, der vergebens Louis Napoleon angesungen hatte, um zum Ritter der Ehrenlegion ernannt zu werden, bettelte am 7. März 1865 um ein Exemplar der Geschichte Cäsar's, weil Petent zu arm sei, sich ein solches zu kaufen.

J. Beck, Pastor zu Stolpe bei Angermünde im preußischen Regierungsbezirke Potsdam, erklärt sich im März 1865 gleichfalls für zu arm, um sich die Lebensbeschreibung Cäsar's zu kaufen, und fleht daher den Kaiser um Uebersendung eines Exemplars an. Sein Brief ist in lateinischer Sprache abgefaßt. „Scripsi autem has literas," sagt er, „sermone usus latino, quo probarem romanarum rerum me non prorsus esse ignarum." (Zu Deutsch: Ich habe aber diesen Brief in lateinischer Sprache geschrieben, um den Beweis zu liefern, daß ich in der römischen Geschichte nicht ganz unbewandert sei.)

Der hannöverische Lieutenant Fr. Ferd. L. von Böck, Sohn eines Hauptmanns, welcher unter Napoleon I. gedient hat, bittet im März 1865 um ein Exemplar von der Geschichte Cäsar's, indem er sein Bittgesuch durch Einsendung der Original-Dienstzeugnisse seines Vaters unterstützt.

Eine gleiche Bitte richtet an den französischen Kaiser ein Sachse, Namens Karl Fischer, wohnhaft zu Strehla in der Amtshauptmannschaft Grimma. Derselbe schreibt:

„Sire! Ich nahe dem Throne mit einer Bitte, welche eure Majestät zu erhören sicher nicht verweigern werden. Ich bin ein Familienvater von acht Kindern, denen ich als Vater ihren Unterhalt verschaffen

---

*) Als Wohnort Adolph Reichenbach's ist im französischen Texte der bairische Ort Phalmehiesen angegeben: „à Phalmehiesen [?] (Bavière)." Das Fragezeichen hinter „Phalmehiesen" beweist, daß der französische Herr Herausgeber selber Zweifel gehabt hat, ob diese Lesart des betreffenden Ortsnamens richtig sei.

muß, ohne vor irgend einer Mühe zurückzuscheuen, wenn ich freudig diese heilige Pflicht, welche mir der liebe Gott auferlegt hat, erfülle. Nun ist in mir und meinen drei Söhnen der Wunsch erwacht, das ausgezeichnete, so gelehrt von eurer Majestät bearbeitete Werk „Julius Cäsar" zu besitzen, und da mir zur Anschaffung desselben wegen der strengen Sparsamkeit, zu der mich meine zahlreiche Familie nöthigt, die Mittel fehlen, möchte ich unterthänigst eure Majestät um die Huld bitten, mir es schicken zu lassen. Ich schmeichle mir zu bemerken, daß mein Großvater, der Baron von Salis, derjenige Feldmarschall-Lieutenant war, welcher die Festung Ypern*) vertheidigte und am 17. Juni 1794 zur Kapitulation genöthigt war, sowie daß ich einen im März 1856 geborenen Sohn besitze...." (25. März 1865.)

Der Bettelstolz, den Fischer hier an den Tag legt, ist mehr denn lächerlich; er verletzt durch seine Absurdität den gesunden Menschenverstand. Sich auf den adeligen Rang und Titel des Großvaters oder gar Urgroßvaters zu berufen, während man selber ein gewöhnlicher Plebejer ist: das ist denn doch etwas starker Tabak! Auch muß es dem französischen Kaiser schwer geworden sein, den Grund zu entdecken, warum Fischer schon deßhalb ein berühmter Mann sei und als solcher die Geschichte Julius Cäsar's erhalten müsse, weil der Feldmarschall-Lieutenant Freiherr von Salis am 17. Juni 1794 zu Ypern kapitulirt hatte! Da konnte ihm ja immer noch, um sich für die Zusendung des verlangten Buches zu entscheiden, der Grund, daß einer von den drei Söhnen Fischer's im März 1856 geboren und jetzt neun Jahre alt war, passabel — wenn auch keineswegs stichhaltig — erscheinen!

Noch am 24. November 1868 lief eine Bitte um Zusendung der Lebensgeschichte Cäsar's ein. Julius Prätel zu Königsberg in Preußen schrieb unter diesem Datum an den französischen Kaiser:

„Sire! Verzeihen Sie mir, wenn ich Sie bitte, mir Ihren Cäsar zu schicken. Erweisen Sie mir die Ehre; denn ich würde vor Freuden außer mir sein und meine Erkenntlichkeit durch die Zusendung eines

---

*) Die belgische Festung Ypern, welche 1830 noch vorhanden war, ist seitdem längst demolirt worden. Der österreichische Feldmarschall-Lieutenant und Hofkriegsraths-Präsident Paul von Salis-Samaden war vermählt in erster Ehe mit Maria geborenen von Bedau. Aus dieser Ehe stammte Karl von Salis, der sich mit Maria geborenen Freiin von Beelen vermählte und dessen Tochter Katharina, die am 24. August 1800 geboren war, im Jahre 1822 den Magistrats-Rath Ferdinand Fischer heirathete. Auf diese Weise hängt die Beamtenfamilie Fischer mit dem alten rhätischen Hause der Freiherren von Salis zusammen.

deutschen Gedichtes an den Tag legen. Ich bin freilich arm; doch werde ich sehr erkenntlich sein. Ehrfurchtsvoll eurer Majestät unterthänigster Diener ..."

Hierauf abschlägige Antwort: Die Exemplare sind schon vergriffen!

Gleichwohl wurde in diesem Jahre noch ein Exemplar — allerdings eines in großem Format — verschenkt. Der Graf Alphons von Ballestrem, Lieutenant im dritten preußischen Dragoner-Regimente, war in den Besitz eines im Jahre 1665 gedruckten Buches, nämlich der Topographia Galliae von Martin Zeiller (ein Folioband)*), worin die französischen Städte, Festungen, Kirchen, Schlösser u. s. w. so abgebildet und beschrieben sind, wie sie im Jahre 1654 waren, durch irgend einen Zufall gelangt, und da er überzeugt war, daß der Kaiser ein Interesse daran finden würde, „cet ancien tableau de son empire" (diese alte Schilderung seines Reiches) zu betrachten, nahm sich Graf Alphons die Freiheit, das alte Werk seiner Majestät „zu Füßen zu legen". Sein Schreiben ist datirt von Lublinitz in Schlesien, 2. März 1868. — Der Kaiser nahm die Huldigung an und dankte dem Spender durch die Zusendung der großen Ausgabe Cäsar's.**)

Im Jahre 1868 schrieb um die Lebensgeschichte Cäsar's auch ein Professor aus Graz in Steiermark. Dieses bemooste Haupt des „kleinen Wiens" hatte den undeutsch nach Schildkröte oder Hederich klingenden Namen Fl. Tourtual. Er huldigte dem Kaiser mit einem Geschichtswerke: „mit der Darstellung des Krieges, den unser größter Kaiser, Friedrich Barbarossa, gegen die Mai-

*) Im französischen Texte ist hierzu die Bemerkung gemacht, daß die „Zeiller'sche topographische Sammlung" (la collection topographique de Zeiller), um vollständig zu sein, zehn Bände enthalten muß.

**) Der Graf Alphons von Ballestrem ist geboren am 13. September 1843. Sonach stand er zur Zeit, als er dem französischen Kaiser diese Huldigung darbrachte, in seinem fünfundzwanzigsten Jahre. Er ist der Sohn des Grafen Alexander Karl Wolfgang (geboren 28. Juli 1806), des Erbherrn auf Nikoline und Sawade im Kreise Falkenberg, sowie vormaligen Landschafts-Direktors von Oberschlesien, der sich am 16. Oktober 1839 mit Mathilde, der Tochter des preußischen Oberst Gualter Christian Friedrich von Hertell a. d. H. in Schlesien, verheirathete. Seine Mutter hieß Friederike Johanne Auguste und war eine geborene von Baltier. Sein Schwager ist der Reichsgraf Heinrich von Stillfried-Rattonitz. — Das gräfliche Haus Ballestrem di Castellengo stammt aus der piemontesischen Grafschaft Casale-Montferat und kam 1745 nach Preußen, in welchem Jahre der erste Graf von Ballestrem aus sardinischen Diensten als Husarenrittmeister in das Heer Friedrichs II. trat.

länder geführt hat." *) Professor Tourtual wünschte nicht nur die Lebensgeschichte Cäsar's als Gegengeschenk zu haben, sondern sprach auch den Wunsch aus, nach Paris reisen, dort den Kaiser besuchen und in den Pariser Archiven studiren zu können. Zugleich bekannte er offenherzig bettelmännisch, daß ihm zur Reise nach Frankreich das Beste — das Geld! — fehlte. — — — Herr Jesu Christ, Wo du nicht bist, Da schweigen alle Flöten!

E. Heinrich Costa, Bürgermeister von Laibach im Herzogthume Krain, offizieller Vertreter des Laibacher Wahrzeichens ohne Feigenblatt, mochte sich gern mit dem Studium des römischen Alterthums befassen, weil er sich vielleicht durch Aemona und Nauportus angeregt fühlte. Vielleicht wirkte auf ihn auch die Moosausdünstung der Umgegend ein. Kurzum, er hatte nichts Eiligeres zu thun, als in der Laibacher Zeitung zwei Artikel über Louis Napoleon's Buch, die „Lebensgeschichte Julius Cäsar's", zu veröffentlichen und am 12. Mai 1865 dieselben dem französischen Kaiser als Huldigung zu übersenden.

Eduard Zernin in Darmstadt, der Herausgeber der „Allgemeinen Militärzeitung", übersandte dem Kaiser im April 1865 drei Nummern der besagten Zeitung, welche in drei fortlaufenden Artikeln das napoleonische Geschichtswerk über Cäsar besprachen.

Dr. Franz Bicking zu Berlin offerirt im April 1866 dem Kaiser sein Schauspiel: „Cato und Cäsar", indem er schreibt, daß er zu demselben durch das Lesen der „Geschichte Julius Cäsar's von Napoleon III." begeistert worden ist. Er fügt ein Gedicht bei, welches betitelt ist: „Napoleon III.", und worin die Worte seiner kaiserlichen Majestät: „Das Kaiserreich ist der Frieden", verherrlicht werden. — Der Kaiser weist die Huldigung, in der er jedenfalls Nichts als eine Bettelei erblickt, kurzweg zurück.

Oben auf den Seiten 30 und 31 haben wir die beim Leipziger Buchhändler Gustav Pönicke im Jahre 1865 verlegte Broschüre erwähnt, welche das „Leben Cäsar's von Napoleon III." mit Lobsprüchen bis in den Himmel erhob und von dem Kaiser subventionirt wurde.

---

*) Im französischen Texte steht irrthümlich: son livra sur la guerre de Frédéric II. en Italie (sein Buch über den Krieg Friedrichs des Zweiten in Italien). Friedrich I. Rothbart (Barbarossa) regierte von 1152 bis 1190, während dagegen Friedrich II. erst 1212 zur Regierung gelangte.

Ebenso haben wir auf Seite 87, wo wir die Betteleien des Lexikographen Dr. Jakob Heinrich Kaltschmidt aufdeckten, das Anerbieten dieses jetzt in Ueberlingen am Bodensee wohnhaften industriellen Gelehrten kennen lernen, demzufolge derselbe gegen pekuniäre Spenden, welche ihm die Generosität des Kaisers gewähren sollte, die Lebensgeschichte Julius Cäsar's ins Lateinische übersetzen wollte.

Wilhelm Böttcher, Musiklehrer in Berlin, versichert, daß die Lektüre des vortrefflichen Werkes des Kaisers ihn auf die Idee gebracht hat, unter dem Titel: „Julius Cäsar“, einen Marsch zu komponiren. Er bittet um die Ermächtigung, seiner Majestät diesen Marsch widmen zu dürfen, und zwar will er, wenn der Kaiser es wünscht, seine Komposition für die Regimenter der französischen Armee so arrangiren, daß sie einen glänzenden Effekt machen soll (Juni 1865). — Kraft der bestehenden allgemeinen Verfügung gegen derartige Bettelmusikanten wird Wilhelm Böttcher „mit glänzendem Effekt“ abgewiesen.

Franz Arnold Cöllen, der dem Kaiser schon im Jahre 1858 seine „Wilden Blumen“ offerirt hat, bietet im Jahre 1865 von Bonn aus als Borusso-Rhenane sein Buch „Reisen und Dichtungen“, welches die Frucht mehrerer im Oriente verlebten Jahre bildet, an. Sklavisch fleht er den Kaiser folgendermaßen an: „O möchte doch der Geschichtschreiber Julius Cäsar's, der berühmte und geistvolle Schriftsteller, den unterthänigen Verfasser dieser Schrift durch huldvolle Annahme erfreuen!“

Karl Berendt Lorck, dänischer General-Konsul zu Leipzig, findet sich im Buche „L'Allemagne aux Tuileries“, obschon er kein Deutscher, sondern ein Däne ist, gleichfalls mit angeführt. Derselbe setzte am 16. April 1868 dem Kaiser auseinander, daß er beauftragt worden sei, das „Leben Cäsar's“ ins Dänische, Norwegische und Schwedische zu übersetzen; daß er sich zwar mit aller Sorgfalt dieser Aufgabe unterzogen habe, aber dabei doch größeren Schwierigkeiten begegne, als er habe voraussetzen können; daß ihn die politischen Ereignisse sogar genöthigt hätten, seine Angelegenheiten auszusetzen, und daß er in Folge der von ihm übernommenen Arbeit große Verluste, die sich auf mehr als auf 10,000 Franken (2666 Thaler) beliefen, gehabt habe. Er bitte daher, daß der Kaiser ihm helfen möge auf eine Weise, welche seiner Majestät gut dünke. — Ihm wird auf diese Bettelmanns-Jeremiade geantwortet, daß der Kaiser Allem, was

sich auf die Uebersetzungen beziehe, habe fremd bleiben wollen, und daß sonach Petent sich an den Herausgeber Plon wenden müsse.*)

Dr. Rudolph Schulze, Gymnasiallehrer in Altenburg, bezieht sich in einem Schreiben vom 27. April 1867, worin er dem Kaiser seine Broschüre über den Bismarck'schen Bonapartismus anbietet, auf die Einwirkung, welche die napoleonische Geschichte Cäsar's auf seine politische Entwickelung gehabt hat. Seit ungefähr zwei Jahren hat sich, wie er bekennt, der bessere (?) Theil seines Ich's in die Betrachtung des von Gottes Segen erfüllten Lebens und Thun's des Kaisers versenkt, besonders aber sind die Studien des Bonapartismus für ihn erst zu einem ganz hinreißenden Berufe geworden, seitdem er das „Leben Cäsar's" gelesen hat. In der That können nach seiner Ansicht die Worte der Bibel: „Tausend Jahre sind vor dir wie nur ein Tag!" uns in ihrer erhabenen Einfalt nirgends klarer erscheinen, als wenn wir erwägen, wie erst neunzehn Jahrhunderte verfließen mußten, ehe der Geschichtschreiber des großen Römers das Licht der Welt erblickte. In der Fülle rein geistiger Freude, die durch das Lesen der „Idées napoléoniennes" (Napoleonische Ideen) noch erhöht wurde, hatte sich Rudolph Schulze ursprünglich vorgenommen, eine Rezension über das Buch seiner Majestät zu schreiben: aber siehe da! ihm erschien plötzlich kein Licht vom Himmel, welches ihm zeigte, daß auch wir in Deutschland einen Vertreter des Bonapartismus besitzen. Alsdann erblickte er unwillkürlich das Bild der analogen Laufbahn Bismarck's, welches ihn sofort mit magnetischer Kraft zu dem deutschen National-Interesse hinzog. -- — — (Diese Expektoration des Altenburger Gymnasiallehrers Schulze ist sehr lehrreich; denn sie zeigt durch ihr treuherziges Bekenntniß in Bezug auf die Bekehrung Schulze's zum Bismarck'schen Bonapartismus die wüste intellektuelle Verirrung, welche das Lesen des napoleonischen Buches in verschrobenen Köpfen (dans des têtes mal organisées) der deutschen Gelehrtenwelt hervorbrachte. Indeß konnte Louis Napoleon unmöglich sich hierüber freuen, weil ihm das Schulze'sche Bekenntniß den Beweis lieferte, daß die „Geschichte Cäsar's", anstatt

*) Wir haben wiederholt auf die Inkonsequenz hingewiesen, die darin liegt, Angehörige fremder Nationalitäten, weil dieselben zufällig in Deutschland wohnen, der Gallerie der deutschen Tuilerien-Klienten einzuverleiben, während auf der andern Seite Leute mit deutschen Namen, selbst wenn sie in England, Amerika, Frankreich u. s. w. wohnen, ebenfalls als Deutsche aufgezählt werden. Ein zu Leipzig wohnhafter und angestellter dänischer Konsul sollte doch nicht als Deutscher behandelt werden!

zum Vortheile des französischen Kaisers auszuschlagen, für die cäsaristische Politik seines Schülers, Nachahmers und späteren Rivalen Bismarck Anhänger warb. Er ersah hieraus, daß er, weil seine Aufpflanzung des Banners der Nationalitätenlehre ein ungeheurer politischer Fehler gewesen war, mit seinem Buche über Cäsar doch nur pour le roi de Prusse [d. h. für den preußischen König, was im Französischen soviel wie: für die Katze, bedeutet,] gearbeitet hatte.)

Nicht sowohl von gelehrter Verranntheit, als vielmehr von spekulativer Verschmitztheit zeugte ein Schreiben, welches der Kaiser aus Meinwangen in Baden erhielt. Von dort schrieb ihm Otto Reinbold folgenden Brief:

Sire! Ich wage eurer Majestät das Manuskript: Der Cäsarismus, seine Repräsentanten und seine Bedeutung in der Politik und in der Weltgeschichte, als Entwurf einer detaillirten wissenschaftlichen Abhandlung zu unterbreiten, indem ich Sie allerunterthänigst bitte, dasselbe durchzulesen freundlichst geruhen zu wollen. Nachdem ich mich mit einer großen Vorliebe dem Studium des großen Römers und der neuern Geschichte hingegeben und meine Ideen zu einem geordneten Abschluß gebracht habe, wünsche ich meine Thätigkeit dieser literarischen Spezialität zu widmen; aber wie die Sache gegenwärtig liegt, werden ohne eine hohe Protektion diese Ideen in Deutschland nie anerkannt werden, um so weniger, als ich noch jung und ohne literarischen Ruf bin und als die Deutschen gern nur betitelten Autoritäten folgen. Deßhalb nehme ich mir die ehrfurchtsvolle Freiheit, mich mit dieser ersten historischen Arbeit an eure Majestät zu wenden. Sei es nun, daß Sie das beifolgende Manuskript in einer beliebigen Sprache drucken lassen wollen, oder daß Sie die detaillirte Ausführung befehlen und selbige abwarten, werde ich mich immerhin glücklich fühlen, Ihre Befehle zu erfüllen, und ich bitte Sie, Sire, allergnädigst die Huldigung meines tiefsten Respekts empfangen zu wollen 2c." — — Hierauf ging seitens des Kaisers dem jungen Cäsaristen ein runder, höflich polirter Korb zu.

A. Eick, Sekretär der rheinischen Alterthumsforscher-Gesellschaft zu Mechernich im preußischen Regierungsbezirke Aachen, übersendet im August 1867 von seiner so eben erschienenen Schrift: „Der römische Aquadukt von der Eifel bis nach Köln," je ein Exemplar dem Kaiser, der Kaiserin und dem kaiserlichen Prinzen, indem er schreibt:

„Vielleicht könnte es befremdend scheinen, daß ein Nichtunterthan seiner Majestät einen solchen Schritt wagt; allein ich hoffe, daß meine

Hochachtung vor dem kaiserlichen Hause und mein Wunsch, dem hervorragenden Erforscher des römischen Alterthums einen Dienst zu leisten, mich entschuldigen werden."

Dem Spender der Huldigung wird für seine Dienstbeflissenheit gedankt.

Fahne, Friedensrichter zu Fahnenburg in Preußen, sucht dem Kaiser für die Fortsetzung seiner Geschichte Julius Cäsar's in den Jahren 1866 und 1869 Material zu liefern. Unterm 2. Juni 1866 nämlich übersendet er im Manuskript eine Arbeit über die Alterthümer des Regierungsbezirkes Düsseldorf. „.... Ich würde," schreibt er, „diesen Brief nicht schließen können, ohne eure Majestät anzuflehen, meine aufrichtigsten und lebhaftesten Wünsche für das Wohlergehen Ihrer Person huldvoll aufnehmen zu wollen. Ich halte selbiges wesentlich für die zivilisirte Welt: eine Ueberzeugung, welche die Frucht eines 62jährigen Lebens ist." — Im Dezember 1869 legt derselbe besorgte Mitarbeiter der Geschichte Julius Cäsar's dem Kaiser zwei Karten zu Füßen, zwei Karten, die den Abschluß seiner Arbeit über die „Gränzen der römischen Herrschaft im zweiten Germanien" (Limes imperii romani Germaniae secundae) bilden sollen. (Von der Germania secunda der alten Römer war Köln die Hauptstadt.) Fahne schreibt bei der Uebersendung der beiden Karten: „Möchten doch das Ansehen und der Einfluß eurer Majestät zum Wohle der Menschheit noch lange erhalten bleiben; ich meinestheils bin mit Dankbarkeit und unerschütterlicher Ergebenheit erfüllt." — (Ein Jahr später war das Ansehen und der Einfluß Louis Bonaparte's dahin, ohne daß das Wohl der Menschheit merklich gelitten hätte!

Der Freiherr von Maltzan, königlich bairischer Kämmerer, huldigt dem Kaiser 1870 mit seiner „Reise in den Regentschaften Tunis und Tripolis," weil, wie er sich ausdrückt, dieselbe denselben insofern interessiren kann, als der Verfasser sich oft auf dem nämlichen historischen Boden aufgehalten hat, wie seine Majestät „in dem berühmten Werke" über das Leben Cäsar's. Der Vorname des Reichsfreiherrn von Maltzan ist uns nicht genannt. Das Geschlecht der Reichsfreiherren von Maltzan ist in Preußen (Polen) und Mecklenburg stark vertreten und zerfällt in die Maltzan zu Wartenberg und Penzlin, und in die Maltzahn zu Cummerow und Sarow, welche letztere wieder sich in Aeste und Zweige theilen. Die Familie Maltzan kommt urkundlich zuerst im Jahre 1194 im Bisthume Ratzeburg vor und sie schreibt sich bald Moltzan und Maltzan, bald Moltzahn und Maltzahn. Am bairischen

Hofe war Heinrich Karl Franz Adolph von Maltzan, der in erster Ehe mit Julia geborenen Poulott-Thompson von Waverley verheirathet war, Kämmerer und Major à la suite bis zum November 1851, wo er starb. Sein übrig gebliebener Sohn heißt Heinrich Eghard Helmuth Karl; er ist am 6. September 1826 geboren und ist wahrscheinlich der hier in Betracht kommende Schmeichler des französischen Kaisers.

So fand Louis Bonaparte mit seinem Geschichtswerk über Julius Cäsar seine Mitarbeiter, seine Handlanger, seine Konvertiten, seine Bewunderer, seine Lobhudler. Freilich tönten ihm vom entgegengesetzten Lager die „Propos de Labiénus" (Worte des Labienus) unangenehm ins Ohr, und es gab genug Leute, welche den Schwindel seiner gelehrten Anmerkungen durchschauten und die seinem Geschichtswerke zu Grunde liegende Absicht erkannten. Durch die Verherrlichung des Cäsarismus hatte er sich selber rein waschen und das Kaiserreich in einem verklärten Lichte zeigen wollen. Wenn die Zeit, weil die Idee der Allgerechtigkeit sich Geltung zu verschaffen sucht, nach Neubildung ringt: da offenbart sich das politische Gaunerthum im Cäsarismus. An Letzteren schließen sich alle korrupten Elemente der in Verwesung übergegangenen Gesellschaft an. Die Bonapartisten Frankreichs sind Nichts weiter, als eine Bande hab- und ehrgieriger, sowie vergnügungssüchtiger Halsabschneider, zusammengehalten durch Verbrechen und durch schon errungene oder in Aussicht genommene Beute. Die Mittel des Cäsarismus sind Lüge, Schwindel, Ueberfall, Heuchelei und Bestechung. Es ist eine Vergesellschaftung, die zum Zweck hat, unter der täuschenden Hülle der Ordnung und des öffentlichen Wohles die große Mehrheit, die dumm ist und dumm gemacht wird, auszubeuten und eine schwelgerische Existenz durch immer neue coups zu fristen. Ihre Lockspeise ist heidenmäßig viel Geld und die schönsten Frauen!

Wir zählen nun die übrigen Schreiben dieser Periode auf.

Wir begegnen da zuerst einem anhaltischen Staatsangehörigen, der dem Kaiser 1864 mittheilt, daß in einer Londoner Buchhandlung ein „infames Buch" unter dem Titel: Les amours de Napoléon III. (Die Liebeshändel Napoleon's III.), erschienen ist. Der Schreiber dieser Mittheilung macht sich anheischig, in Deutschland nach Kräften die Verbreitung des fraglichen Buches zu verhindern; doch würde er sich glücklich fühlen, wenn er über seinen Brief eine Empfangsbescheinigung erhielte. Die Verbreitung des Buches in Deutschland ließ sich wohl nur dadurch bewirken, daß der anhaltische Staatsangehörige mit dem nöthigen Gelde ausgerüstet wurde, um das böse

Buch aufkaufen zu können. Daher erbittet er sich eine Empfangsanzeige. Im folgenden Jahre lenkt er die Aufmerksamkeit des Kaisers auf das Berliner Witzblatt „Kladderadatsch", welches nicht aufhört, den Kaiser und die Kaiserin der Lächerlichkeit preiszugeben. Zugleich denunzirt er den anhaltischen Herzog, der sein Mißfallen erregt hat, weil derselbe einem anhaltischen Unterthanen das Tragen des Kreuzes der Ehrenlegion untersagt hat. Wie dieser Spitzel heißt, wird uns nicht mitgetheilt. Eine Anmerkung des französischen Textes sagt ausdrücklich: „Er gibt Vor- und Zunamen, Adresse und Stand an; doch verschweigen wir dieselben."

Johann Arnold zu Endenich bei Bonn erzählt, daß er zu Mourenhofen, einem französisch gewordenen, im Landstriche Rhin-et-Moselle liegenden Dorfe geboren ist und während eines Theiles der Kriege des ersten Kaiserreiches Heerdienst geleistet hat. Indem er seine Feldzüge schildert, beklagt er sich, daß er keinen „richtigen Abschied" erhalten hat. Er sagt, daß er trotz der ausgestandenen Strapatzen das Alter von 74 Jahren erreicht hat, und daß von ihm und seiner Frau beschlossen worden ist, ihre Majestäten den Kaiser und die Kaiserin einzuladen, mit ihrer hohen Anwesenheit seine auf den bevorstehenden 15. November fallende goldene Hochzeit zu beehren und zu glorifiziren. Er hoffte sonach auf ein Hochzeitsgeschenk.*) — (6. November 1864.)

Theodor Arzte, Antiquar oder Antiquitätenhändler zu Kipsenberg in Baiern und zu Vichy, bittet um den Titel: Lieferant des Kaisers (fournisseur de l'empereur).

Michaël Baden zu Sinzenich bei Zülpich im preußischen Regierungsbezirke Köln ist ein als alter Invalide pensionirter Soldat des ersten Kaiserreichs, der unterm 22. Juli 1864 dem Kaiser meldet, daß er am nächsten 15. August seine goldene Hochzeit feiern wird. Er benutzt die Gelegenheit, dem Kaiser zum Napoleons-Feste zu gratuliren.

Ludwig Bär, Kommissionär in Darmstadt, ersucht, da er in Geldverlegenheit ist, unterm 14. Oktober 1864 den französischen Kaiser um eine Anleihe von 2200 Gulden, indem er dieselbe binnen acht Jahren abzuzahlen verspricht. Ungeachtet daß seine Bitte abgeschlagen

*) Im französischen Texte steht die Bemerkung: „Die Deutschen, welche um Beistand bitten, weil sie unter dem ersten Kaiserreiche als Soldaten Frankreichs gedient haben, bilden für sich allein eine ebenso zahlreiche Reihe, wie alle übrigen Bittsteller zusammen genommen. Wir haben sie fast alle weggelassen. Dieser hier und noch einige andere sind ausnahmsweise angeführt.

wird, schreibt er doch wieder und sucht dringend um eine Unterstützung nach, damit er wenigstens seine Gläubiger abfinden und einen Aufschub erlangen kann. — Hierauf gratulirt er zum neuen Jahre (Januar 1865).

Eduard Bieleck, gymnastischer Künstler und erster Hundedressirer zu Wien, bittet um die Ermächtigung, vor ihren kaiserlichen Majestäten und vor dem kaiserlichen Prinzen mit einem gelehrten Hunde, den er schon mehreren „Souveränen" vorgeführt hat, erscheinen zu dürfen. (1864.) — Ihm wird die Bitte abgeschlagen.

F. A. Borchardt, Handelsmann in Berlin, bedarf, weil er das Opfer zahlreicher Wechselfälle gewesen ist, für eine Unternehmung, auf die er sein Augenmerk gerichtet hat, die Kleinigkeit von 1250 Franken (von 333⅓ Thalern), eine Summe, die er vom Kaiser auf zwei Jahre vorgestreckt haben will. Sein Brief ist sieben Seiten lang und trägt das Datum des 16. Juni 1864.

W. Borchardt, ein Bildhauer, dessen Wohnort nicht angegeben ist, möchte gern nach Rom reisen, hat aber für eine derartige Reise nicht das nöthige Geld. Er bittet deßhalb um eine huldvolle Spende. Auch legt er eine Liste derjenigen Personen bei, die er bereits in dieser Sache angebettelt hat. Auf der Subskriptions-Liste stehen: Meyerbeer, Fürst Metternich u. A.: was die Vermuthung nahe legt, daß Borchardt sich nicht in Deutschland, sondern in Paris befand.

Wilhelm Bornefeld zu Barmen im preußischen Regierungsbezirke Düsseldorf legt dem Kaiser, den er für den größten Fürsten seiner Zeit erklärt, als Huldigung ein Bändchen mit Gedichten zu Füßen. Das Buch führt den prosaischen Titel: „Tägliches Brot für Geist und Herz." (1864.)

Stephan*) Friedrich Buchler, Uebersetzer zu Nürnberg, reicht zwei Gesuche ein (1864 und 1865). Selbige betreffen das bairische Konsulat: „welches er haben zu wollen scheint" (qu'il semble désireux d'obtenir).

Bubäus zu Wollin, dem alten Julin, welches durch Brücken mit Hinterpommern verbunden ist und zum preußischen Regierungsbezirke Stettin gehört, bettelt im Februar 1864 um Almosen. Im Juni des nämlichen Jahres bettelt Moritz Christiani, als dessen Wohnort „Baumgarten in Schlesien" bezeichnet ist.

---

*) Im französischen Texte steht Et., was vermuthlich Etienne (Stephan) benennen soll.

Fräulein Wally Dahr zu Koblenz hat 1864 für das Dominikanerinnen-Kloster von Nancy eine Stola gestickt. Da sie befürchten zu müssen glaubt, daß diese Arbeit an der französischen Gränze von den Zollbeamten angehalten werden wird, bittet sie den Kaiser, daß derselbe durch seine Intervention den Eingang nach Frankreich autorisiren möge.

J. C. Develey zu München bietet dem Kaiser zwei Gemälde an, die früher der Königin Hortense gehört haben. Das eine ist das Porträt der Prinzessin von Rohan,*) das andere dasjenige des Fräuleins Savary." Er verlangt dafür 3000 Franken. (Juni 1864.) — Der französische Gesandte am Münchener Hofe gibt sein Gutachten dahin ab, daß die betreffenden Gemälde schon theuer genug sein würden, wenn sie um den Preis von 1000 Franken angekauft würden. Außerordentlicher französischer Gesandter und bevollmächtigter Minister, erneuert am 22. Juni 1864, war damals der Vicomte des Méloizes-Fresnoy.

Max Dresel zu Nieder-Barkhausen in Westphalen bittet den Kaiser, einen eigenhändig geschriebenen italienischen Aufsatz des Herzogs von Reichsstadt, ein kostbares Andenken, welches schon geraume Zeit im Besitze seiner Familie sich befindet, von ihm annehmen zu wollen. (November 1864). — Dank und abschlägige Antwort!

Der Bildhauer Wilhelm Engelhardt zu Hannover fleht im November 1864 um die Erlaubniß, dem Kaiser, „dem hervorragendsten Beschützer der schönen Künste," die photographirte Reihe allegorischer Figuren der skandinavischen Mythologie, welche Petent nach der Edda für den Fries des Schlosses Marienburg bei Hannover angefertigt hat, allerunterthänigst zu Füßen legen zu dürfen. — Er wird jedoch abschlägig beschieden kraft allgemeiner Verfügung.

Frau von Erfurth, Witwe des Premier-Lieutenants v. Erfurth, wohnhaft zu Rostock im Großherzogthume Mecklenburg-Schwerin,

---

*) Das Haus Rohan führt in Deutschland den Titel „Durchlaucht"; in Frankreich hießen seit langer Zeit alle Mitglieder desselben Vetter oder Muhme des Königs (cousin oder cousine du roi). Als der Chevalier de Rohan im November 1674 nebst dem Offizier La Truaumont, dem Chevalier de Preault und der Madame de Villiers wegen Hochverraths unter Ludwig XIV. enthauptet wurde, weil er die in revolutionärer Gährung begriffene Normandie, Bretagne und Guyenne der holländischen Republik hatte überliefern wollen, hatten vor Kurzem die Häuser Rohan und Bouillon fürstlichen Rang erlangt. — S. Mémoires et Réflexions sur les principaux événements du règne de Louis XIV. et sur le caractère de ceux qui y ont eu la principale part. Par Mr. L. M. D. L. F.

schreibt an den Kaiser, daß sie eine Offiziers-Witwe ist, die „in brillanten Vermögensverhältnissen lebt," daß sie sich mit einem Schriftsteller, Namens Alexander Hirschfeld, „einem unbescholtenen Manne", verheirathen will, daß aber ihre Familie ihr die Einwilligung in diese Heirath verweigert, weil „der Verlobte kein Adeliger ist." Aus diesem Grunde bittet sie seine kaiserliche Majestät, ihren Bräutigam in den Adelsstand „erheben" und ihr somit einen Herzenswunsch, dessen Verwirklichung im Lande Mecklenburg nicht möglich ist, erfüllen zu wollen. (8. Juni 1864.) — Ihre Bittschrift wird einfach zu den Akten gelegt.

Dr. Johann Mathias Firmenich, Professor zu Berlin, Ritter des rothen Adlerordens u. s. w., huldigt im November 1864 mit dem dritten Bande seines Werkes: „Germaniens Völkerstimmen." — Ihm wird mit Sorgfalt gedankt.

Alexander Konstantin Fischer zu Leipzig setzt in einem Schreiben vom 5. Januar 1864 auf das edle Herz seiner kaiserlichen Majestät eine solche innige Zuversicht, daß er endlich einen Gedanken ausspricht, welcher ihn schon lange beschäftigt hat und welchen er wie eine inspirirte Antwort Gottes des Allmächtigen auf sein inbrünstiges Gebet betrachtet. Fischer erzählt dem Kaiser eine lange, langweilige Geschichte bezüglich seines studienbeflissenen Lebens und beschreibt die vergeblichen Anstrengungen, welche er gemacht hat, um durch geistige Arbeit sein Brot zu verdienen und seine alten Eltern zu ernähren. Dann schildert er die ihm in seliger Verzückung zu Theil gewordene göttliche Offenbarung folgendergestalt:

„Als ich, vor dem Herrn auf den Knieen liegend, meinen ganzen Schmerz in heiße Bittgebete aushauchte, richtete sich mein Augenmerk immer auf den Edelmuth eurer Majestät, und dieser Gedanke durchrieselte mein Herz mit neuer Hoffnung und erfrischte es wieder. Er beherrscht meine ganze Seele, ich kann ihn nicht mehr bemeistern, und während ich nun Gott den Barmherzigen um Kraft und Muth anflehe, unternehme ich den kühnen Schritt, mich eurer kaiserlichen Majestät zu Füßen zu werfen. Sire! Ich wünsche Medizin zu studiren...."

Sonach besteht die göttliche Offenbarung, nachdem sich der Mucker-Vorhang aufgezogen hat, in einer gewöhnlichen Bettelei. Von Gott dem Allmächtigen schweift Fischer zum allerhöchsten „lieben Gott in Frankreich" über, damit dieser an ihm ein Wunder der Wohlthätigkeit verrichte. Fischer bittet den Kaiser um jährliche, vier Jahre hinter einander fortzusetzende Unterstützungen zum Zwecke des Studiums der

Arzneikunst. Er schließt seinen Bettelbrief mit den schmeichlerischen Worten:

„Von diesem Vertrauen erfüllt, erwarte ich hoffnungsvoll für mein Geschick die gnädige Entscheidung aus derselben mächtigen Hand, auf welche sich die hoffnungsreichen Blicke aller Nationen richten und von welcher Europa seine Gestaltung erwartet."

Im Muckertone hatte Fischer sein Almosengesuch begonnen; er schließt es mit einer speichelleckerischen Kannegießerei. Er erhält vom französischen Kaiser, der ihm übrigens sein Bedauern ausdrücken läßt, eine abschlägige Antwort.

Anton Joseph Hubertus Nikolaus Flecken, Lehrer der deutschen Sprache zu Köln, den wir schon als Verfasser von Geburtstagsgedichten auf den Kaiser und auf Lulu haben kennen lernen, überschickt im März 1864 neue Gedichte und liefert bei dieser Gelegenheit eine Liste ein, worauf die von ihm gemachten Erfindungen verzeichnet sind. Dann fragt er im September des genannten Jahres an, ob der Kaiser ein „in Goldband gebundenes Manuskript" erhalten hat. Selbiges enthält von ihm neue Gedichte, die er drucken zu lassen bereit ist, wenn seine Majestät es befiehlt. Doch würde er in diesem Falle einige Tausend Franken nöthig haben. — Unter dem Ausdruck des Dankes erhält er vom Kaiser einen Korb.

Heinrich Franck zu Würzburg in Baiern bekennt in einem Schreiben, d. d. 31. Januar 1864, daß er „ein ganz armer Schlucker" ist, der das Augsburger Gymnasium besucht hat und die lebhafteste Sympathie für die französische kaiserliche Regierung empfindet. Es gibt in dieser Hinsicht in Deutschland manche falsche Ansichten, sagt er: — „aber ich verwerfe sie....; denn ich denke einzig und allein wie ein Franzose und würde jeden Tag im Kampfe für das gute Recht, für eine heilige Sache, für eure kaiserliche Majestät mein Leben opfern. Tag und Nacht schwärmt ganz Deutschland für eure Majestät. Soll nicht ich als der größte Schwärmer für eure Majestät vierzig Franken in Gold verdient haben? Würde eure Majestät so gütig sein, mir eine Summe von 40 Franken durch einen Ihrer Herren Adjutanten hier unter meiner Adresse als Belohnung für meine Sympathien zustellen zu lassen?!..." — — (Das schamlose Bettelgesuch wird unbeantwortet zu den Akten gelegt.)

Die Witwe v. Fröreich zu Wickerad im preußischen Regierungs-

bezirke Düsseldorf*), trägt dem Kaiser den Erbanspruch vor, den sie auf die Nachlassenschaft des Marschalls Molitor zu haben glaubt. Sie sagt, daß der Marschall arme Verwandte, worunter sie selber gehört, besitzt, und daß sie wegen ihrer Dürftigkeit an der Sukzession Antheil zu haben wünscht. (Mai 1864.) — Den folgenden 17. September wird ihr eine Unterstützung bewilligt.

Dr. Adolph Genth, Arzt im Taunusbade Schwalbach, dankt dem Kaiser für das Kreuz der Ehrenlegion, indem er sich so ausdrückt: „Ich fühle mich äußerst geehrt, in eine Gesellschaft aufgenommen zu sein, deren Mitglieder die ausgezeichnetsten Männer Frankreichs vorstellen.“ (1864.)

Franz Geran, Kandidat der Theologie Augsburger Konfession zu Sildemow im Großherzogthume Mecklenburg-Schwerin, meint zur alten Familie De la Guiche de St.-Geran, deren Namen sein Vater und sein Bruder führen, zu gehören; er ersucht den Kaiser, ihm deßhalb den Rang und die Titel, deren sich diese Famlie erfreute, beizulegen (9. März 1864).**)

Adolph von Gerhardt zu Jena offerirt dem Kaiser eine gedruckte Abhandlung, betreffend eine neue Heilmethode. Er spricht die Hoffnung aus, daß der Kaiser ihm die freie Verbreitung der Anwendung derselben gestattet und daß Herr von Gerhardt in Frankreich ein Asyl, welches er in Deutschland vergebens sucht, findet. (Juni 1864.)

Adolph Gestewitz zu Düsseldorf ist mit der Unterbringung der Loose für die Kölner Dombau-Lotterie betraut. Er hofft, daß das Interesse, welches die Vollendung des Kölner Domes allen Ausländern einflößt, den Kaiser bewegen wird, gleichfalls Loose zu nehmen. (August 1864.) — Der Kaiser läßt den Bittsteller ohne Antwort.

Nikolaus Glaßer, Registrator oder Amtsschreiber (greffier) zu Ludwigshafen in der bairischen Rheinpfalz, erhält am 11. Februar und 31. März 1864 nach einander zwei Unterstützungen.

Johanne von Glaßer-Lefèvre zu Wien, Witwe eines Offiziers des Kaiserreichs, der ein Neffe des Marschalls Lefèvre ge-

---

*) Im französischen Texte steht: „à Wickrath, Prusse.“ Wickerad liegt im Kreise Grevenbroich. Die alte Herrschaft Wickerad, 1½ Quadratmeile groß, gehörte dem Reichsgrafen von Quadt.

**) Wenn Franz Geran wirklich aus jener alten französischen Familie stammt, gehört er zufolge der Nationalitäten-Lehre nicht in die Gallerie der deutschen [illegible]patrioten.

wesen ist, bittet im März 1864 um eine Unterstützung. Ihre Bitte wird erfüllt.

Jakob von Göbel, Buchdrucker in Mainz, Deutscher, Sohn eines Soldaten des ersten Kaiserreichs, huldigt mit zwei Gedichten, wovon das eine den Kaiser, das andere die Kaiserin besingt. (1864.)

L. Goet, gebürtig aus Westphalen und Direktor einer Bereiterbude, bittet um Unterstützung, indem er vorschützt, daß er bei einem Akte der Aufopferung, durch den er dem Kaiser das Leben gerettet habe, um den Gebrauch des einen Armes gekommen sei. (1864.) — Er wird abgewiesen, da die Polizei in der Auskunft, die sie über ihn zu geben hat, erklärt, daß er ein bloßer Marktschreier ist und daß er sich nicht für den Kaiser aufgeopfert hat.

Wilhelm Griebenow, Ritter des preußischen rothen Adlerordens, wohnhaft zu Berlin, überreicht seinen Lebenslauf, indem er ein Kreuz der Ehrenlegion beifügt, welches er im Kampfe um die Barrière Saint-Martin aus den Händen eines sterbenden Soldaten empfangen haben will. Da er nun auch unter dem Befehle Napoleon's I. in Rußland gekämpft hat, bittet er, daß auch ihm das Kreuz der Ehrenlegion verliehen werde. (1864.) — Er wird jedoch abgewiesen und muß sich sonach mit seinem rothen Adlerorden begnügen.

Karl Grimm, Violoncellist zu Wiesbaden, bringt ein von ihm komponirtes Lied dem Kaiser als Huldigung dar. Er versichert dabei, daß er weder die Absicht habe, es seiner Majestät zu widmen, noch sonst einen Hintergedanken hege, sondern daß diese Huldigung einzig und allein von der Bewunderung komme, die er dem Genie des Kaisers zolle: des Kaisers, der sich nach seiner Ansicht so groß gezeigt hat, als er die „Souveräne" zu einem Kongresse einlud. (Juni 1864.) — Das Schreiben des Fiedlers der kleinen Baßgeige wird der Vergessenheit geweiht.

Grüner, Präsident des Komité's, welches zu Weilerstadt (in Würtemberg) mit der Errichtung eines Kepler-Denkmals beauftragt ist, übersendet im September 1864 dem Kaiser eine Kiste, enthaltend die merkwürdigsten Resultate, welche Grüner aus seinen Forschungen über das Leben eines Mannes, dessen Verdienste zu allen Zeiten von den Gelehrten Frankreichs anerkannt worden sind, gewonnen hat. Er behauptet, daß er das Interesse und die Sympathien, welche der Kaiser den Wissenschaften zolle, recht wohl kenne. — Trotzdem wird er abgewiesen, indem ihm für seinen guten Willen gedankt wird. — Er läßt sich jedoch nicht abschrecken, sondern schickt vier Jahre später ein Exem-

plar seiner Biographie Johann Kepler's durch die Vermittlung des zu Stuttgart befindlichen französischen außerordentlichen Gesandten und bevollmächtigten Ministers Grafen de Damrémont ein. Der Gesandte weist darauf hin, daß „die verschiedenen Souveräne Deutschlands davon je ein Exemplar angenommen und daß manche derselben den Verfasser sogar belohnt haben." (Mai 1868.) Nunmehr nimmt der Kaiser die Huldigung Grüner's an und läßt demselben seinen Dank übermitteln.

Guidon, ein mit französisch klingendem Namen ausgestatteter Zuckerbäcker und Krebshändler zu Schwedt im preußischen Regierungsbezirke Potsdam*), macht dem Kaiser 1864 zweihundert Stück Krebse zum Geschenk. Wahrscheinlich wünschte er „Lieferant des Kaisers der Franzosen" zu heißen.

Der Baron Otto von Gustedt, gewesener preußischer Offizier, dessen Wohnort nicht angegeben ist, bittet durch die Vermittelung seiner Mutter, einer Pathe des Königs Jerome, um eine Abtretung von Land in Algerien (Februar 1864).

Dr. Hauner, Gründer und Direktor des Münchener Hospitals für Kinder, offerirt dem Kaiser durch die Vermittelung des Dr. Barthez eine Sammlung von Dokumenten über die Kinderkrankheiten. Er schreibt an den genannten Herrn:

„Der große Respekt und die Hochachtung, welche ich für Sie empfinde, mein Herr, dessen tiefen Kenntnisse zur Vervollkommnung der ärztlichen Kunst bei den Kinderkrankheiten mächtig beigetragen haben, bewegen mich, an Sie dieses Werk, die Frucht meiner langen Erfahrung über diesen Gegenstand, zu senden. Und da für die Behandlung dieser Krankheiten Frankreich und die neuliche Stiftung der Kaiserin Eugenie Ihnen zum Muster dienen müssen, so nehme ich mir die Freiheit, Sie zu bitten, mein Werk seiner Majestät dem Kaiser vorlegen zu wollen." (17. Juni 1863.) — Annahme und Dank.

Hauser, ein zu New-York wohnender Deutscher, richtet an den Kaiser politische Rathschläge, auf daß derselbe die Stimme des Herrn Zebaoth höre und thue, was ihm geboten wird. (März 1863.)

Dr. Otto Titan von Hefner, Präsident des heraldischen Instituts zu München, schlägt im September 1864 dem Kaiser um den Preis von 5000 Franken die Erwerbung einer kleinen, den bairischen Kurfürsten Maximilian Emanuel vorstellenden Bronze-Statue vor. Sel-

---

*) Im französischen Texte steht: „à Schwed, Prusse."

dige zeigt die Worte: Conflatum Parisiis 1699 opera Rogier Schabel Bruxellensis. — Abschlägiger Bescheid.

Im Monat Januar 1864 schreibt der Universitäts-Professor Dr. Paul Hinschius aus Halle an den kaiserlichen Kabinet-Chef, um vom Kaiser die Ermächtigung zu erlangen, ihm sein Werk, betreffend die Dekretalen des falschen Isidor (Decretales Pseudo-Isidorianae et Capitula angilramni. Ad fidem libr. Mss. recensuit Paulus Hinschius; Lipsiae 1863), übersenden zu dürfen. Unter Anderm schreibt er:

„Unter allen Bibliotheken, die ich besucht habe, enthalten die Bibliotheken Frankreichs die kostbarsten Manuskripte (der falschen Dekretalen). Ueberall bin ich in diesen Bibliotheken mit einer Liberalität und mit einem Wohlwollen, welche ich sonst in keinem Lande der Welt getroffen habe, aufgenommen worden; die Bibliothekare in den Bibliotheken der Departements haben all' ihr Mögliches gethan, um alle meine Wünsche zu befriedigen, und zu Paris hat mir die französische Regierung die Erlaubniß ertheilt, die Manuskripte der kaiserlichen Bibliothek*) mit nach meiner Wohnung nehmen zu dürfen, sodaß ich im Stande war, auch die Stunden zu benutzen, während deren die Bibliothek geschlossen war. Da ich meinen Text auf ein Pariser Manuskript habe stützen müssen und da die französischen Manuskripte die merkwürdigsten sind, hätte ich mein Werk niemals fertig machen können, hätte ich nicht in Ihrem Lande diese gütige Aufnahme gefunden. Sie werden begreifen, mein Herr, daß ich von dieser Zeit an ein tiefes Gefühl der Erkenntlichkeit und der Sympathie gegen Ihr Land fassen mußte und daß ich nur eine Pflicht zu erfüllen glaube, wenn ich dieser Dankbarkeit Ausdruck gebe, nachdem ich ein Werk beendigt habe, welches, wenigstens seinem Ursprunge nach, französisch ist" . . .

Als Professor Hinschius die in Rede stehende Huldigung vollzogen hat, wird ihm gedankt.

Hellmuth Höfer aus Halberstadt im preußischen Regierungsbezirke Magdeburg übersendet unterm 13. August 1864 Auszüge aus einem von ihm verfaßten Gedicht und bettelt um eine milde Gabe. — Am darauf folgenden 24. August schreibt er wieder. Er glaubt jetzt, wie er vorgibt, den Kaiser benachrichtigen zu müssen, daß er drei auf seine Majestät bezügliche Bände geheimer Memoiren entdeckt hat, deren Manuskript hat entwendet werden müssen und die in Berlin entweder

*) Unter kaiserlicher Bibliothek ist die große öffentliche Landesbibliothek in der rue Richelieu zu verstehen. Selbige enthält allein 60,000 Manuskripte.

ohne Namensangabe oder unter falschem Namen gedruckt worden sind. Zugleich fragt er an, ob seine Majestät sein „Welt-Panorama", das von ihm nach Vichy geschickt worden ist, gelesen hat. Endlich erneuert er seine Bitte um Unterstützung. — Der Kaiser verfügt: „Es soll Nichts geschehen!"

Philippa Hofmann zu München ersucht den Kaiser, ihr eine Unterstützung zu bewilligen, damit sie ihre Schulden bezahlen kann; sie besitzt einen Bruder, welcher die Studienanstalt in Augsburg mit dem Kaiser zusammen besucht hat. Ihr wird zwar eine Unterstützung bewilligt; allein dieselbe scheint ihr nicht genügt zu haben. Sie erneuert ihre Bitte im Jahre 1864 zweimal, indem sie schreibt, daß sie in Gefahr schwebt, wegen Schulden ins Gefängniß gesetzt zu werden. Ihre neuen Bittgesuche werden unbeantwortet gelassen.

Der Baron von Hohenhausen zu Fulda, der bereits im März 1853 um eine Unterstützung gefleht hat, bettelt auch im Jahre 1864. Siehe oben auf Seite 67 unsere Bemerkung über das Geschlecht der Freiherren von Hohenhausen und Hochaus.

Julie Huschberg zu Lichtenfels in Baiern bittet um Reisegeld, damit sie nach Paris kommen kann. Sie ist 67 Jahre alt und nennt sich eine Verwandte des Kaisers, an den sie von 1864 bis 1868 gegen dreißig Briefe schreibt. Letztere sind von Lichtenfels und von Paris datirt. Sie sieht sich von Feinden umringt; ihr Leben ist gefährdet; sie besitzt geheime Aufschlüsse über das bairische Königshaus und die Familie Leuchtenberg; sie erwartet die Befehle seiner Majestät, und so weiter. Im Jahre 1867 empfängt sie eine Unterstützung.

Napoleon von Kamke zu Greifswald im preußischen Regierungsbezirke Stralsund bittet 1864 den Kaiser, ihm die Summe von 3000 Franken (800 Thaler) zu leihen oder zu schenken. Wie diese unverschämte Bettelei aufgenommen wurde, ist nicht bekannt.

Julius Kirberg, Handelsmann zu Hamm im preußischen Regierungsbezirke Arnsberg, wünscht vom französischen Kaiser einen Vorschuß von 600 Franken (160 Thaler) zur Deckung seines zerrütteten Geschäfts zu haben. Er schreibt im März 1864:

„Meine Operationen, anfangs mit Erfolg gekrönt, haben mich [illegible] dermaßen ruinirt, daß ich mich aller nöthigen Mittel zur Befriedigung der dringendsten Bedürfnisse einer tugendhaften, heldenmüthigen [illegible] und fünf junger Kinder, die schön wie die Engel sind, beraubt [illegible] . . . . Ich rede Ihnen nicht von meiner Dankbarkeit; sie wird [illegible] Gränzen sein; ich biete Ihnen keine andern Bürgschaften als einen

fleckenlosen Namen und Charakter und meine Eigenschaft als ehrlicher Deutscher“... — Der Kaiser, in dessen Augen ein fleckenloser Charakter und die Eigenschaft eines ehrlichen Deutschen keine gute Empfehlung, geschweige denn Bürgschaft, sein mochten, ließ dem Hammer Handelsmann unter dem Ausdrucke heuchlerischen Bedauerns eine abschlägige Antwort ertheilen.

J. A. Kirschner, Handelsmann zu Wsetin im Kreise Neutitschein der österreichischen Markgrafschaft Mähren, wünscht 1864 gleichfalls mit Hülfe des französischen Kaisers sein zerrüttetes Geschäft wiederherzustellen, nachdem er bei der Obrigkeit seines Landes Nichts hat erhalten können. Er möchte beim französischen Kaiser eine Anleihe von 2000 bis 5000 Franken (von 533 bis 1333 Thaler) kontrahiren. — Dieser läßt das Schreiben Kirschner's unbeantwortet zu den Akten legen.

Karl Köhler, Maler zu Darmstadt, ist,

„nachdem er die reichen Gefilde des Mittelmeer-Gestades von Nizza bis nach Bordighiera bewundert hat, auf den Gedanken gekommen, ein Album von den schönsten Ansichten dieses unter der mächtigen Herrschaft seiner Majestät so blühenden Territoriums anzufertigen,“

und bittet um die Erlaubniß, dem Kaiser dieses Album um den Preis von 2500 Franken zu Füßen legen zu dürfen. — Abschlägige Antwort.

Fräulein Theodora Korte zu Düsseldorf, Schwester des Generals Korté, dankt im April 1864 für eine ihr gewährte Unterstützung. (S. o. Seite 222—223.)

Maria Kramer zu Eppishausen in Baiern hat den 18. Mai 1853 und am 13. März 1858 den Kaiser angebettelt; jetzt, im Jahre 1864, übersendet sie ihm ihre Glückwünsche, um ihn wieder an sie zu erinnern.

Franz Kuehlen, preußischer Major, richtet 1864 bei seiner Anwesenheit in Paris an ihre kaiserliche Majestät Eugenie ein Sonnet. (S. o. Seite 223.)

August Lehmann, Landeigenthümer zu Seidau im Königreiche Sachsen, der vielleicht mit der von einem gewissen Lehmann 1858 aus Zwenkau angelangten Attentats-Gratulation in Verbindung zu bringen ist, macht im Mai 1864 beim Kaiser einen ganz frechen Anpumpungsversuch. Er beruft sich auf Familienunglück und auf seine Kenntniß von dem

„Gefühl wahrhaft menschlicher Brüderlichkeit, welches, wie man in jedem Lande weiß, den Kaiser für jeden ordnungs- und gesetzliebenden Menschen, der wahrhaft das Evangelium Christi und die Obrigkeit ehrt, beseelt."

Als christlicher und gesetzliebender Ordnungsbruder verlangt Lehmann die Vorstreckung von 3000 bis 4000 Thalern auf etwa zehn Jahre hinaus gegen zwei- bis dreiprozentige Zinsen. — Der Kaiser wollte von einer solchen wahrhaft menschlichen Brüderlichkeit aber Nichts wissen und schlug ihm schnöde die Bitte ab.

Louis Lohrengel, Friedhofsgärtner zu Magdeburg, übersendet dem französischen Gesandten zu Berlin die Photographie vom Grabe Carnot's nebst drei auf diesem Grabe gepflückten Epheublättern, indem er schreibt:

„Als seine Majestät der Kaiser Frankreich die Ueberreste Carnot's aufbehalten wollte, traf er bloß auf Undankbare. Dessenungeachtet haben diese edelmüthigen Intentionen, die von Jedermann gewürdigt werden, zur Folge gehabt, daß sie die Absichten von Carnot junior vereitelten. Ich wage eure Exzellenz zu bitten, seiner Majestät freundlichst die beifolgenden Gegenstände als ein Zeichen der Ehrfurcht vom Hüter des fraglichen Grabes vorlegen zu wollen. Ich benutze die gegenwärtige Gelegenheit, um eure Exzellenz zu benachrichtigen, daß das Grab in andere Hände übergeht und daß der mit Epheu umrankte unscheinbare Grabhügel unter einem Steinmonumente verschwinden soll, welches die diesem verborgenen Plätzchen von verständigen Händen gewidmete Sorgfalt bis auf die letzte Spur vertilgen wird". . . (18. März 1864.)

Lohrengel ist so unhöflich, seinem Briefe eine Nachschrift anzuhängen. Darin sagt er in belehrendem pfäffischen Tone:

„Das eine Epheublatt kann betrachtet werden als das Symbol des Glaubens, welcher seine Nahrung aus dem Schönen und Wahren zieht; das zweite Blatt stellt die Liebe vor, welche ihn belebt; das dritte Blatt ist die personifizirte Hoffnung, welche ihren schließlichen Triumph durchblicken läßt."

Das Lohrengel'sche Todtenengelschreiben wird unbeantwortet ins Aktengrab gelegt. Indeß beruhigt sich hiermit der Magdeburger Todtengräbergärtner nicht. Sein Ehrgeiz verlangt nach Auszeichnung. Er schreibt darum unterm 17. Oktober des nämlichen Jahres: da er erfahren habe, daß der Kaiser Jemandem wegen dieses Grabes das Kreuz der Ehrenlegion zuerkannt habe, so überschicke er eine berichtigende Dar-

stellung der Thatsachen, welche zu diesem Resultate geführt haben, und verlange das Kreuz für sich selber. — Auch dieses Schreiben wandert unberücksichtigt unter die Akten, wo es zu modern hat, bis der Posaunenengel der Republik den Todtengräber-Lohrengel Magdeburgs zu neuem Leben hervorruft und ihn nun mit dem Ehrenkreuze der Bettelpatrioten-Legion schmückt.

Karl Lohse zu Plauen in Sachsen hat ein neues Pferdefutter erfunden und verlangt dafür, weil er obendrein arm und krank ist, eine Belohnung. (September 1864 und Januar 1865.) Im ersten Schreiben bietet er das Pferdefutter dem Kaiser, im zweiten Frankreich an. Er wird an den Kriegsminister verwiesen. — Im Königreiche Sachsen liegen zwei Orte, Namens Plauen. Der eine Ort ist ein Dorf am Eingange des Plauen'schen Grundes in der Amtshauptmannschaft Dresden; der andere, die Hauptstadt des Voigtlandes, liegt in der Amtshauptmannschaft Plauen.

Alexander Friedrich Wilhelm Ludwig, Tapezierer zu Danzig, begeistert sich bei seinem Aufenthalte in Paris zu einem Gedicht auf den 15. August 1864 und übersendet dieses Machwerk dem Kaiser, der es zu den Akten legen läßt.

Karl Otto Unico Ernst von Malortie, am hannöverischen Hofe Minister des königlichen Hauses, Oberhofmarschall, Staatsminister, Geheimrath und Kammerherr*), bietet im Namen seines königlichen Herrn die auf Befehl desselben veranstaltete Ausgabe der in der königlichen Bibliothek zu Hannover aufbewahrten hinterlassenen Manuskripte des Philosophen Leibnitz an. (Juni 1864 und Juli 1865.)

Joseph Marchner, Journalist zu Regensburg, übersendet im October 1864 eine von ihm angefertigte Skizze des Platzes, wo Napoleon I. Halt gemacht hatte, als er in der Schlacht verwundet worden war, sowie eines den Druiden-Steinen ähnlichen Steinblockes, auf welchen Napoleon sich bei dieser Gelegenheit gesetzt hatte. Der betreffende Block ist auf Veranstaltung und Kosten Marchner's verziert und mit einer schwarzen Marmortafel, deren Inschrift das Ereigniß kundthut, versehen worden. Marchner wendet sich nun an die Generosität des Kaisers. — Auf Anfrage des kaiserlichen Kabinets reicht er die Rechnung der von ihm für die Herstellung des fraglichen Monuments gemachten

---

*) Im französischen Texte, den wir in unserer Notiz verbessern mußten, steht: H. von Malorte, grand maréchal du palais, ministre de l'Etat et de la maison du roi de Hanovre.

Auslagen ein. Diese Rechnung beläuft sich auf 107 Franken (28 Thaler 16 Sgr. oder 50 rheinische Gulden). — Darauf erhält er im Januar 1865 die runde Summe von 200 Franken (53 Thaler 8 Sgr. oder 93 Gulden) zugestellt. — Er war also glücklicher, als der Regensburger Brauer Franz Niedermayer (s. o. Seite 90), und schöpfte hieraus den Muth, im Jahre 1867 den Kaiser um die Mittel zu einer Reise nach Aegypten zu bitten.

Maximilian Mayer zu Freiburg im Breisgau ruft 1864 die Freigebigkeit des Kaisers an und erhält in der Folge eine Unterstützung.

Frieda Mayer zu Konstanz erinnert im Oktober 1864 den Kaiser daran, daß er mit ihrer Mutter, einer Baronin von Bodmann, gut bekannt gewesen ist, und fleht seine Freigebigkeit an, um von ihm wegen jener früheren Beziehungen zu Paris ein Häuschen zu erhalten, welches ihrer Mutter und ihr selber in dieser schweren Zeit, die für sie seit dem Tode des Vaters eingetreten ist, eine Existenz sichert. — Im März des folgenden Jahres dankt Madame Mayer geborene von Bodmann für das schöne Geschenk, welches ihr der Kaiser geschickt hat, und im Dezember 1865 bittet sie ihn, ein von ihr angefertigtes Gegengeschenk (eine gestickte Helmdecke) annehmen zu wollen.

Joseph Metzler zu Münster ist einer von den wenigen Arbeitern, die den französischen Kaiser angebettelt haben. Als Zeit der Anbettelung ist der Zeitraum von 1862 bis 1868 angegeben, sodaß mehrere Bettelbriefe vorliegen müssen. Aus dem einen Briefe ist die folgende Stelle angegeben: „Der Kaiser, der Vater der Witwen und Waisen, wird die Bitte um Unterstützung einem Arbeiter nicht abschlagen, welcher 31 Jahre alt ist, täglich 1 Franken 20 Centimes ($9^1/_2$ Silbergroschen) verdient und eine alte siebenzigjährige Mutter zu ernähren hat.“ — Der Kaiser verfügt, daß die Bitte nicht berücksichtigt werden soll. — Im französischen Texte ist nicht angegeben, wo Münster, der Wohnort des Bettlers aus dem Lumpenproletariate, liegt. Nun gibt es nicht allein ein Dorf, Namens Münster am Stein, bei Kreuznach im preußischen Regierungsbezirke Koblenz, und ein Dorf Münster in der hessischen Wetterau, sowie die Stadt Münster im preußischen Regierungsbezirke Münster, sondern es gibt auch Orte dieses Namens im Kanton Bern, im Kanton Luzern und im Kanton Wallis in der Schweiz, sodaß möglicherweise der Bettler Joseph Metzler gar kein deutscher Arbeiter ist.

Margaretha Meyer aus Offenbach bei Frankfurt am Main ist von ihrem Manne böslich verlassen worden. Derselbe ist nach Straßburg gegangen und hier verschwunden. Derselbe soll sich in die Fremdenlegion nach Afrika haben engagiren lassen. Sie bittet den Kaiser im Juli und im September 1864, den Ausreißer, von dem sie eine Photographie einschickt, seiner Familie zurückzugeben. — Der Kaiser läßt die beiden Bittschreiben unbeantwortet zu den Akten legen. (Wir haben oben mitgetheilt, daß die Fremdenlegion aus Algier nach Mexiko übergeschifft worden war.)

J. K. W. Mühling zu Hersbruck in Baiern, uneheliches Kind der Henriette Mühling, der ein natürlicher Sohn Napoleon's I. zu sein behauptet, fragt im März 1864 und im März 1865 an, ob sein Vater Napoleon I. keine testamentarischen Bestimmungen zu seinen Gunsten hinterlassen hat, wie er (Mühling) doch anzunehmen befugt ist, da Napoleon I. seiner Mutter versprochen hat, daß er für sie sorgen werde. — Louis Napoleon läßt die Schreiben Mühlings unbeantwortet. — Wenn Mühling wirklich ein natürlicher Sohn Napoleon's I. war, trug er französisch-korsikanisches Blut in sich und gehört folglich nicht unter die deutschen, sondern unter die französisch-korsikanischen Bettelpatrioten.

Friedrich Münich, Hauptmann im ersten bairischen Infanterie-Regimente, bezeichnet sich als den Sohn eines alten, auf dem Rückzuge aus Rußland dekorirten Soldaten des ersten Kaiserreiches. Da man, wie er versichert, dem Kaiser in Deutschland eine große Theilnahme an allen sozialen Fragen, an allen Wissenschaften nachrühmt, die selbst an seinem Sekretär einen erleuchteten Beschützer finden: huldigt er seiner Majestät mit dem von ihm (Münich) so eben veröffentlichten Buche über die Organisation der bairischen Armee seit den letzten zwei Jahrhunderten, einem Buche, das dem Verfasser seitens des Prinzen Karl von Baiern eine goldene Medaille eingetragen hat. (April 1864.) — Dank.

Nolte, Oberbibliothekar des Königs von Hannover, spendet 1864 ein Exemplar des Katalogs seiner Bibliothek. Er schreibt:

„Eure kaiserliche Majestät, welche mit einem ganz außergewöhnlichen Erfolge die Gelehrsamkeit pflegen, außerdem einer von den generösen Beschützern der Kunst und Wissenschaft sind, werden vielleicht in Ihren seltenen Mußestunden in diesem Katalogen blättern und alsdann ersehen, daß ein Exemplar Ihrer eigenen Werke, bestehend aus drei

Bänden, sich in dieser mit so viel Geschmack gewählten Sammlung befindet."

Gottfried Ohlitzsch zu Trebitz in der preußischen Provinz Sachsen bittet 1864 als alter Soldat des ersten Kaiserreiches um die Medaille von St.-Helena. Die gleiche Bitte richten im nämlichen Jahre zu wiederholten Malen an den Kaiser, indem sie um Unterstützung betteln, die drei Koburger Landsleute C. Rehtanz, M. Wittmann und Michaël Straßner. Im französischen Texte ist hierzu die Bemerkung gemacht: „Wir haben eine große Anzahl derartiger Gesuche weggelassen."

Paul Otto, wohnhaft zu Jena, ein Industrieller in des Wortes verwegenster Bedeutung, ersucht den französischen Kaiser um eine Unterstützung, damit er eine Puppenfabrik anlegen kann. Er braucht ein Kapital von 5000 Franken (1333 Thalern), das er gern verzinsen will. Er legt seine Photographie bei; wahrscheinlich hofft er durch diese entweder Vertrauen und Zuneigung, oder Mitleid und Bedauern zu erwecken. (März 1864.) — Der Kaiser läßt Bittgesuch und Photographie einfach zu den Akten legen.

Julius von Pannewitz, preußischer Wasser- und Forstmeister zu Breslau, war von seiner Regierung beauftragt worden, die Forsten Frankreichs in Augenschein zu nehmen. Die auf dieser Reise gemachten Beobachtungen hat er in einer Arbeit zusammengefaßt, welche er dem Kaiser vorlegen zu dürfen bittet. Er kann sich übrigens nur beglückwünschen wegen der Erleichterungen, die ihm bei der Vollziehung seiner Mission in Frankreich gewährt worden sind. (28. März 1864.) — Ihm wird für seine Huldigung gedankt.

C. Pistorius, Schulzenamtsrichter des Fürsten von Hohenlohe, wohnhaft zu Ellwangen in Würtenberg, unterbreitet 1864 dem Kaiser eine Mordwaffen-Verbesserung.

Julius Racke zu Solingen in Preußen hatte dem Kaiser ein Feldmesser angeboten; es ist aber nicht angenommen worden. Indem er nun soeben dieses Messer in die Internationale Ausstellung gethan hat, bittet er seine Majestät, dasselbe doch im Vorbeigehen ansehen zu wollen. Ein ähnliches Messer ist vom Könige Wilhelm angenommen worden. (1864.)

Der Kardinal Joseph Othmar von Rauscher, Geh.-Rath, Fürst Erzbischof von Wien, übersendet dem französischen Kaiser mehrere komplimentarische Briefe. Einer desselben, d. d. 18. Dezember 1864, enthält folgenden salbungsvollen Quark:

„Geheiligte kaiserliche Majestät! Das heilige Weihnachtsfest, dessen Feier uns wieder die ganze Würde des durch den Sohn Gottes erlösten Menschen vergegenwärtigt, steht jetzt bevor und bietet mir die Gelegenheit, eurer Majestät die Huldigung meiner ehrfurchtsvollen Wünsche darzubringen. Der Allmächtige überschüttet mit seinen Segnungen eure Majestät und das französische Kaiserreich, welches er Ihrer Obhut anvertraut hat, um daselbst die soziale Ordnung und die Religion, welche die Grundlage derselben bildet, zu schützen ....“ (18. Dezember 1864.)

Der Graf Adalbert von der Recke-Volmerstein, Herr auf Craschnitz in Schlesien, huldigt dem Kaiser unterm 30. November 1864 mit seinem Berichte über die finanzielle Lage der Anstalt zum barmherzigen Samariter, die zu Craschnitz für Geisteskrankheiten errichtet worden ist, und dankt für die 1000 Franken, welche von seiner Majestät für das Jahr 1863 gesandt worden sind. (Adalbert von der Recke-Volmerstein, Herr auf Craschnitz, Hammer und Politz, Ritter des Johanniter-Ordens ꝛc., ist geboren am 28. Mai 1791 und hat sich am 16. Oktober 1826 mit Mathilde, geborenen Gräfin Pfeil und Klein-Ellguth, verheirathet. Die Familie der Grafen Recke-Volmerstein kommt urkundlich zuerst 1340 vor, und sie führt auf dem Helm eine Krone, ein Vorrecht, das ihr angeblich schon von Karl dem sogenannten Großen verliehen worden ist. Ihr Stammschloß war Reck in der westphälischen Grafschaft Mark, von wo sie sich weiter verbreitete. Die Reichsfreiherrnwürde erhielt sie 1437; selbige ward in Preußen 1709 bestätigt. Im Jahre 1817 wurde der Reichsfreiherr Philipp Heinrich Christian in den preußischen Grafenstand versetzt. Die Familie besitzt in Westphalen: Mallinkrodt, Werdringen und Obernhoff; in der Rheinprovinz: Berge; in Schlesien: die Herrschaft Craschnitz und das Rittergut Louisdorf.)

F. M. Reichel offerirt seinen illustrirten Fremdenführer von Baden und Umgegend. Er schreibt: „Wenn der Kaiser dieses Werkchen günstig aufzunehmen geruht, wird das für mich ein großes Glück sein und mein Buch wird eine große Berühmtheit erlangen.“ (August 1864.) — Im folgenden Jahre sucht er wieder mit dem ersten Exemplare seiner „Sagen aus der Umgebung von Baden“ zu huldigen. — Seine Huldigung wird laut allgemeiner Maßregel zurückgewiesen.

Dr. Lorenz Reinke, Professor an der Akademie zu Münster

in Westphalen,*) offerirt dem Kaiser ein Buch über den Orient, indem er schreibt:

„Sire! Auf meiner letzten Reise im Oriente, welche ich auf Anordnung der Regierung machte, habe ich die Genugthuung gehabt, die erstaunlichen Fortschritte der Zivilisation überall da, wo das Banner des Kaiserreichs weht, konstatiren zu können.... Ich wage eure Majestät zu bitten, mit diesen wenigen Blättern die aufrichtigen Gesinnungen, welche ich für Frankreich hege, entgegen zu nehmen. Gott schütze eure Majestät.“ (18. November 1864.)

Marie Reppert zu Teterow, dem mecklenburgischen Abdera, schreibt dem Kaiser, daß ihr Vater, ein Destillations-Besitzer, den Saveille'schen Apparat braucht, um die Konkurrenz aushalten zu können. Da aber die Hülfsquellen ihres Vaters schon durch die Kosten desjenigen Apparats, den er bei sich hat einrichten lassen, sowie durch den Aufwand, den ihm eine schwere Krankheit verursacht hat, erschöpft sind, bittet sie den Kaiser, daß dieser den unumgänglich nöthigen Apparat, der die Summe von 10,000 Franken (2666 Thalern) kosten wird, für ihren Vater anfertigen lassen möge. (Januar 1864.)

A. Rhensius, Gutsbesitzer, und A. Keitz, Direktor der Agrikultur-Gesellschaft zu Bublitz im preußischen Regierungsbezirke Köslin, wollen erfahren haben, daß der Kaiser die Auswanderung deutscher Landbebauer nach den französischen Kolonien in Afrika wünscht. Sie bieten daher ihre Dienste an und wollen sich anheischig machen, mehrere deutsche Familien zur Auswanderung zu bereden, wofern denselben günstige Bedingungen in Aussicht gestellt werden. (Februar 1864.) — Das Schreiben der beiden Auswanderungs-Agenten in spe wird unbeantwortet gelassen.

Röschler, Polizei-Direktor zu Wiesbaden im Herzogthume Nassau, bittet 1864 um Verleihung des Kreuzes der Ehrenlegion. Er ist empfohlen durch Gicholz.

Dr. Roth, Oberarzt in der preußischen Armee, huldigt mit seinen „Studien in der Militär-Medizin,“ einem Buche, worin auch eine Notiz über das Feldlager von Chalons des Jahres 1863 nebst einem Plane desselben enthalten ist. — Ihm wird gedankt.

*) Im französischen Texte steht: université. Die Universität von Münster, [illegible] projektirt, kam erst 1771 zu Stande und wurde 1818 aufgehoben. An ihre Stelle trat eine Akademie mit theologischer und philosophischer Fakultät.

Dr. Rueff, Professor am landwirthschaftlichen Lehrinstitute zu Hohenheim (anderthalb Stunden südlich von Stuttgart), bietet 1864 dem Kaiser sein Buch über das Beschlagen der Pferde an. Angeblich bringt er diese Huldigung ihm dar aus lauter Erkenntlichkeit für die Auszeichnung, womit ihn der Kaiser 1856 als Mitglied der Jury bei der Weltausstellung beehrt hat.

Hugo Schaltz, Postbeamter zu Berlin, erklärt sich für einen enthusiastischen Bewunderer des Kaisers. Ihn treibt glühende Sehnsucht, demselben zu dienen. Darum bittet er, daß ihn der Kaiser nach Paris berufen möge. (1864.) — Die enthusiastisch girrende Brieftaube wird keiner Antwort gewürdigt.

Dr. J. A. Schilling zu München offerirt dem Kaiser sein Werk: „Psychiatrische Briefe, oder die Narren, die Narrheit und das Narrenhaus." Er versichert, daß dasselbe in Deutschland außerordentlich gut aufgenommen worden ist, und daß er die Ehre gehabt hat, am 25. des vorhergehenden Monats dem Könige von Baiern in Privat-Audienz vorgestellt zu werden. (28. März 1864.) — Dank.

Henry Schlippe, „lyrischer Künstler" zu Leipzig, der sich der Aehnlichkeit seines Gesichts mit dem Gesicht des Kaisers rühmt, erinnert daran, daß er, als er sich in Nürnberg befunden, dem Kaiser einige Lieder gewidmet hat, und empfiehlt sich der Generosität des Kaisers. (August 1864.) — Wahrscheinlich erhielt der Bänkelsänger auf diese Bettelei einen Brocken zugeworfen; denn nach fünf Jahren schrieb er wieder.

Robert Ernst Schmidt, invalider preußischer Unteroffizier zu Köln, bittet den Kaiser, die Pathenstelle bei einem Söhnchen anzunehmen, welchem Schmidt den Namen Napoleon geben will. — Die abschlägige Antwort, welche auf diese Bitte erfolgt, ist mit der großen Anzahl ähnlicher Gesuche motivirt. (1864.)

Natalie Schmidt zu Lyck (einer am Lyckfee liegenden Kreisstadt, im preußischen Regierungsbezirke Gumbinnen) bittet als alte und arme Frau, daß ihr im Unterstützungswege ein Assignat im Betrage von 2000 Franken ausgezahlt werde. (1864.)

Jakob Schütz zu Sennheim in Preußen übersendet am 30. Dezember 1864 dem Kaiser eine Neujahrs-Gratulation.

Der Schullehrer Joseph Schwed zu Malsch im badischen Unterrheinkreise hat seine Volksschullehrerstelle lange genug versehen und möchte nun gern zum Professor aufrücken können. Er möchte gern nach Frankreich gehen, um „sich in der französischen Sprache zu be-

festigen und daselbst vielleicht ein Unterkommen zu finden; er ist schon so weit vorgeschritten, daß er l'Avare (den Geizhals) von Molière übersetzen kann." Es ist ein Unglück für ihn, daß er frühzeitig seine Eltern verloren hat; er besitzt drei Geschwister, und das Jahresgehalt, welches er als Schulmeister bezieht, beläuft sich nur auf 172 rheinische Gulden (oder 98 Thaler 8 Silbergroschen 6 Pfennige). Er schließt als frommer Bettelmann mit den Worten: „Wollte doch der Allmächtige, daß die gnädige Huld eurer kaiserlichen Hoheit bald zur Stifterin meines Glückes würde, und daß ich, indem ich mit Zuversicht in die Zukunft blickte, sagen könnte: Wir haben für den verlassenen Waisen einen Vater, welcher der Vater Europa's ist, gefunden." (April 1864.) — Der Kaiser läßt den schulmeisterlichen Quatsch unbeantwortet zu den Akten legen.

Peter Sebastian ist ein preußischer Unterthan, der sich in Paris als Mouchard herumgetrieben zu haben scheint. Derselbe will dem Kaiser und dem Könige von Preußen eine Verschwörung enthüllen. Er beklagt sich darüber, daß er das Opfer der preußischen Behörden und des Seine-Präfekten gewesen sei. (1864.)

Die Erfinder Semmelmaier zu Augsburg, Sieber zu München, Ludwig Stösger zu Breslau, Joseph Sumper zu Freiburg im Breisgau und Walther zu Trier versparen wir auf weiter unten.

Amalie Smeckenbecher zu München theilt dem Kaiser mit, daß ihr Schwiegervater Karl Smeckenbecher Offizier in den Heeren des ersten Kaiserreiches gewesen ist. Hierauf fußend, verlangt sie, daß ihr ältester Sohn als Offizier in die französische Armee zugelassen werde und daß die eine ihrer Töchter irgend eine Anstellung, wo sie deutsch lesen, konversiren oder korrespondiren könne, erhalte (1864). — Sie bekommt den Bescheid, daß ihr wegen ihrer Eigenschaft als Ausländerin die Bitte nicht erfüllt werden kann.

Witwe Sorger in Berlin fleht 1864 die Hülfe des Kaisers an, um ihre Ansprüche auf die seit 1822 eröffnete Erbschaft eines gewissen Generals Jänische geltend machen zu können.

Peter Spira, seines Zeichens ein Tischler und zu Andernach in Rheinpreußen wohnhaft, ist ein alter Soldat des ersten Kaiserreichs und sucht dem Kaiser ein Geschenk zu machen, welches er als eine von ihm selbst angefertigte Kunstarbeit bezeichnet. „Diese Kunstarbeit," sagt er, „besteht in einer Kappe und einer Weste von Holz, welche beide sehr leicht und solide gearbeitet und mit vielen Tausend der geschmack-

vollsten Einlagen verziert sind.“ Er bekennt treuherzig, daß dieses Geschenk eigentlich nur zu einem Tauschhandel führen soll, indem er dafür, in Anbetracht daß er viele Kinder hat, vom Kaiser gern ein Gegengeschenk empfangen würde. (1864.) — Die schlecht verhüllte Bettelei wird rundweg abgewiesen.

Unter der Chiffre B. S. liegt folgender anonymer Brief vor.

„Sire! Ein armer Mann, durch die Widerwärtigkeiten des Lebens dahin gebracht, daß er oft nebst Familie Hunger leiden muß, hat jetzt Gelegenheit, sich eine glückliche Zukunft zu bereiten und sein bisher durch die Sorgen ums tägliche Brot niedergehaltenes Talent zu entwickeln. Allein, zum Verwirklichen seiner Hoffnung braucht er 5000 Franken, die sich nicht auftreiben lassen. Wenngleich er die Kühnheit seines Schrittes erkennt, wagt er doch alleruntertänigst und allerehrfurchtvollst zu eurer Majestät seine Zuflucht zu nehmen, weil das Genie eurer Majestät auch gefesselt gewesen ist: ein Genie, welches seitdem allerhöchstdieselben auf den Gipfel der Macht und des Ruhmes erhoben hat und welches Sie gegenwärtig über Millionen verfügen läßt, von denen ein sehr geringer Theil genügt, um eine ganze Familie glücklich zu machen und dieselbe zu ewiger Erkenntlichkeit zu verpflichten. Sire! Sie sind mächtig und reich; haben Sie Mitleid mit einem Armen, der sich in einer traurigen Lage befindet und nur 5000 Franken bedarf, um Lorbeeren zu pflücken, die er Ihnen zu Füßen legen wird. Zwar gehöre ich nicht zu der großen Nation, welche die Ehre hat, von Ihnen regiert zu werden; allein das Gebet und die Gefühle der Erkenntlichkeit sind an allen Ecken und Enden der Erde dieselben. Ich werde zu Gott für die Herrschaft eurer Majestät beten. Sire! Ich ersterbe mit tiefstem Respekt Ihr unterthänigster und gehorsamster Diener. B. S. (poste restante) zu Fürth in Baiern, den 7. Februar 1864.“

Der Kaiser ließ sich mit dem diplomatisch-anonymen Industrie-Ritter nicht ein, sondern befahl, das Schreiben unbeantwortet zu den Akten zu legen.

Theodor Thomas, Direktor einer Schule in Bonn, schreibt unterm 24. Mai 1864 nachstehenden Brief:

„Sire! Eure kaiserliche Majestät, welche die Wissenschaft und Kunst schützen und auf Ihrem erhabenen Throne als großer Mann denken, werden vielleicht geruhen, auf die schwache Stimme eines Grammatikers vom linken Rheinufer zu hören. Als ein Schüler unseres A. W. Schlegel, des ausgezeichnetsten Linguisten, welchen die Bonner

Universität überhaupt besessen hat und dessen Famulus (sécrétaire) ich vier Jahre lang gewesen bin, habe ich mich seit dem Jahre 1851 damit beschäftigt, das Manuskript für eine neue französische Grammatik zum Gebrauche für Deutsche zu entwerfen. Allerdings fehlt es den Anwohnern des Rheines nicht an französischen Grammatiken; allein es gibt nicht eine einzige, welche die Aussprache des Französischen auf eine genügende Weise erklärt, während meine Grammatik in 280 Paragraphen die französische Aussprache in ihrer ganzen Reinheit lehren würde: was für das Studium dieser schönen Sprache, die den Erdball regiert, das Wesentlichste ist.... Ich brauchte einige Hundert Franken, um einen oder zwei Monate zu Paris im quartier latin*) wohnen zu können: im Mittelpunkte der Beziehungen, welche ich anknüpfen könnte mit einigen Ihrer Akademiker, die mir an die Hand gehen würden, um bei dem Kaiser eine Audienz zu erlangen. Möchten doch die Bildung, das Genie und der Ruhm eurer Majestät allerhöchstsie zur Unsterblichkeit führen! Weil aber alle Ihre Tage vollbeschäftigt sind, denn Sie diktiren Gesetze, dirigiren Ihre braven Soldaten: wird da wohl eure Majestät, die vermittelst der schönen Künste das Kaiserthum bereichern und Tag und Nacht thätig sind, noch geruhen, an mich eine Antwort gelangen zu lassen?" — Die Antwort erfolgte und lautete so:

„Die Lage der Zivilliste gestattet dem Kaiser nicht, dem Gesuche, in welchem Sie Sich an die Freigebigkeit des Kaisers wenden, um eine Reise nach Paris unternehmen zu können, ein günstiges Gehör zu schenken. Uebrigens sind seine Majestät zu sehr beschäftigt, als daß Ihnen die Audienz, welche Sie zu erlangen wünschen, gewährt werden könnte." (31. Mai.)

Julius Unger, Fabrikant von Hohleisenwaaren zu Erfurt, bietet im Mai 1864 den Schlitten an, in welchem Napoleon I. 1812 von seinem Feldzuge aus Rußland zurückgekehrt ist. Das Angebot geschieht angeblich „in dem Gedanken, daß diese Reliquie nur dem ruhmreichen Nachfolger jenes großen Mannes gebührt, durch welchen jeder in geschichtlicher Beziehung mit ihm stehende Gegenstand geheiligt wird." Unger will sich mit dem Preise, den man ihm bestimmt, begnügen; nur möchte er den gar zu schön klingenden Titel: „Lieferant seiner Majestät," haben. — Die um ihre Ansicht befragte französische Gesandtschaft schreibt: da Napoleon I. im verschlossenen Wagen aus Rußland zurückgekehrt sei, könne dieser Schlitten nur Leuten von seiner Suite gedient

*) Im Universitäts-Viertel.

haben. — Hierauf wird das Geschenk ausgeschlagen und die Bettelei abgewiesen. (Im folgenden Jahre bietet, wie wir weiter unten sehen werden, der weimarische Kunsttrödler Metzeroth gleichfalls einen Schlitten an, auf welchem Napoleon I. aus Rußland zurückgekehrt sein soll.)

Dr. Volckmar, Direktor der königlichen Musik, Hauptlehrer des Seminariums, Besitzer der königlichen Medaille von Würtemberg und der herzoglichen*) Medaille von Sachsen-Koburg für Kunst und Wissenschaft 2c., ist wohnhaft zu Homberg in Hessen-Kassel. Er bittet um die Ermächtigung, einige von ihm komponirte Orgelstücke dem Kaiser widmen zu dürfen, erhält aber, wie früher unterm 2. Januar 1855 bei einer ähnlichen Bitte, eine abschlägige Antwort. Hiermit noch nicht zufrieden, holt er sich einen neuen Korb im Jahre 1868.

Der Baron Adolph von Weiler, Kommandant von Kehl, badischer Oberstlieutenant, möchte von Herzen gern das Kommandeur-Kreuz der Ehrenlegion haben und glaubt am Besten zu fahren, wenn er mit seinem Wunsche nicht hinterm Berge hält. Er entblödet sich daher nicht, an den kaiserlichen Oberkammerherrn unterm 2. Oktober 1864 Folgendes zu schreiben:

„.... Der Herr General-Kommandant der sechsten Division zu Straßburg, d'Autemarre d'Ervillé, hat mir mitgetheilt, daß auf seine Bitte im Feldlager von Châlons seine Majestät mir allergnädigst das Kommandeur-Kreuz der Ehrenlegion bewilligt haben.**) Gestern ging ich nach Straßburg, um aus vollem Herzen dem General d'Autemarre für seine mir bewiesene Freundlichkeit, mich zu dieser hohen Auszeichnung zu empfehlen, meinen Dank abzustatten....“ — Im übrigen Theile seines Briefes erkundigt sich der Kehler Kommandant, der die Gränze Deutschlands gegen Frankreich zu hüten hat, eifrig nach den besten Schritten, die er unternehmen muß, um sich schleunigst das Kommandeur-Diplom der französischen Ehrenlegion zu verschaffen. — Der Reichsfreiherr Adolph von Weiler, damals großherzoglich badischer Major, aggregirt dem 2. Dragoner-Regiment, und Garnisons-Kommandant zu Kehl, ist am 5. Mai 1812 geboren und hat sich am 20. November 1843 mit Luise, einer geborenen Leblanc, verheirathet. Die

*) Im französischen Texte steht: großherzoglich (médaille grand-ducale.)

**) Für unsere mit dergleichen Spielwerkzeugen weniger bekannten Leser wollen wir bemerken, daß die Grade des französischen Ordens folgende sind: Chevalier (Ritter), officier (Offizier), commandeur (Kommandeur), grand officier (Großoffizier), und grand croix (Großkreuz). Abgekürzt: Ch., O., C., G. O., und G. C.

festigen und daselbst vielleicht ein Unterkommen zu finden; er ist schon so weit vorgeschritten, daß er l'Avare (den Geizhals) von Molière übersetzen kann.“ Es ist ein Unglück für ihn, daß er frühzeitig seine Eltern verloren hat; er besitzt drei Geschwister, und das Jahresgehalt, welches er als Schulmeister bezieht, beläuft sich nur auf 172 rheinische Gulden (oder 98 Thaler 8 Silbergroschen 6 Pfennige). Er schließt als frommer Bettelmann mit den Worten: „Wollte doch der Allmächtige, daß die gnädige Huld eurer kaiserlichen Hoheit bald zur Stifterin meines Glückes würde, und daß ich, indem ich mit Zuversicht in die Zukunft blickte, sagen könnte: Wir haben für den verlassenen Waisen einen Vater, welcher der Vater Europa's ist, gefunden.“ (April 1864.) — Der Kaiser läßt den schulmeisterlichen Quatsch unbeantwortet zu den Akten legen.

Peter Sebastian ist ein preußischer Unterthan, der sich in Paris als Mouchard herumgetrieben zu haben scheint. Derselbe will dem Kaiser und dem Könige von Preußen eine Verschwörung enthüllen. Er beklagt sich darüber, daß er das Opfer der preußischen Behörden und des Seine-Präfekten gewesen sei. (1864.)

Die Erfinder Semmelmaier zu Augsburg, Sieber zu München, Ludwig Stösger zu Breslau, Joseph Sumper zu Freiburg im Breisgau und Walther zu Trier versparen wir auf weiter unten.

Amalie Smeckenbecher zu München theilt dem Kaiser mit, daß ihr Schwiegervater Karl Smeckenbecher Offizier in den Heeren des ersten Kaiserreiches gewesen ist. Hierauf fußend, verlangt sie, daß ihr ältester Sohn als Offizier in die französische Armee zugelassen werde und daß die eine ihrer Töchter irgend eine Anstellung, wo sie deutsch lesen, konversiren oder korrespondiren könne, erhalte (1864). — Sie bekommt den Bescheid, daß ihr wegen ihrer Eigenschaft als Ausländerin die Bitte nicht erfüllt werden kann.

Witwe Sorger in Berlin fleht 1864 die Hülfe des Kaisers an, um ihre Ansprüche auf die seit 1822 eröffnete Erbschaft eines gewissen Generals Jänische geltend machen zu können.

Peter Spira, seines Zeichens ein Tischler und zu Andernach in Rheinpreußen wohnhaft, ist ein alter Soldat des ersten Kaiserreichs und sucht dem Kaiser ein Geschenk zu machen, welches er als eine von ihm selbst angefertigte Kunstarbeit bezeichnet. „Diese Kunstarbeit,“ sagt er, „besteht in einer Kappe und einer Weste von Holz, welche beide sehr leicht und solide gearbeitet und mit vielen Tausend der geschmack-

vollsten Einlagen verziert sind." Er bekennt treuherzig, daß dieses Geschenk eigentlich nur zu einem Tauschhandel führen soll, indem er dafür, in Anbetracht daß er viele Kinder hat, vom Kaiser gern ein Gegengeschenk empfangen würde. (1864.) — Die schlecht verhüllte Bettelei wird rundweg abgewiesen.

Unter der Chiffre B. S. liegt folgender anonymer Brief vor.

„Sire! Ein armer Mann, durch die Widerwärtigkeiten des Lebens dahin gebracht, daß er oft nebst Familie Hunger leiden muß, hat jetzt Gelegenheit, sich eine glückliche Zukunft zu bereiten und sein bisher durch die Sorgen ums tägliche Brot niedergehaltenes Talent zu entwickeln. Allein, zum Verwirklichen seiner Hoffnung braucht er 5000 Franken, die sich nicht auftreiben lassen. Wenngleich er die Kühnheit seines Schrittes erkennt, wagt er doch alleruntertänigst und allerehrfurchtvollst zu eurer Majestät seine Zuflucht zu nehmen, weil das Genie eurer Majestät auch gefesselt gewesen ist: ein Genie, welches seitdem allerhöchstdieselben auf den Gipfel der Macht und des Ruhmes erhoben hat und welches Sie gegenwärtig über Millionen verfügen läßt, von denen ein sehr geringer Theil genügt, um eine ganze Familie glücklich zu machen und dieselbe zu ewiger Erkenntlichkeit zu verpflichten. Sire! Sie sind mächtig und reich; haben Sie Mitleid mit einem Armen, der sich in einer traurigen Lage befindet und nur 5000 Franken bedarf, um Lorbeeren zu pflücken, die er Ihnen zu Füßen legen wird. Zwar gehöre ich nicht zu der großen Nation, welche die Ehre hat, von Ihnen regiert zu werden; allein das Gebet und die Gefühle der Erkenntlichkeit sind an allen Ecken und Enden der Erde dieselben. Ich werde zu Gott für die Herrschaft eurer Majestät beten. Sire! Ich ersterbe mit tiefstem Respekt Ihr unterthänigster und gehorsamster Diener. B. S. (poste restante) zu Fürth in Baiern, den 7. Februar 1864."

Der Kaiser ließ sich mit dem diplomatisch-anonymen Industrie-Ritter nicht ein, sondern befahl, das Schreiben unbeantwortet zu den Akten zu legen.

Theodor Thomas, Direktor einer Schule in Bonn, schreibt unterm 24. Mai 1864 nachstehenden Brief:

„Sire! Eure kaiserliche Majestät, welche die Wissenschaft und Kunst schützen und auf Ihrem erhabenen Throne als großer Mann denken, werden vielleicht geruhen, auf die schwache Stimme eines Grammatikers vom linken Rheinufer zu hören. Als ein Schüler unseres A. W. Schlegel, des ausgezeichnetsten Linguisten, welchen die Bonner

Seiten langen Brief, um vom französischen Kaiser eine Anleihe von 160,000 österreichischen Gulden (gegen 100,000 Thaler) zu erhalten. Sie gibt vor, daß sie mit dieser Summe ihren Verwandten zu Hülfe kommen will. Zu ihren Verwandten gehört auch der damalige sächsische Staatsminister des Auswärtigen und Innern Friedrich Ferdinand Freiherr von Beust, verheirathet am 15. Mai 1843 mit Mathilde, Tochter des verstorbenen bairischen General-Lieutenants Wilhelm Freiherrn von Jordan und der Violanda geborenen Gräfin von Sandizell. — — — Der französische Kaiser ertheilte auf diesen eminenten Bettelbrief eine abschlägige Antwort. — — — Die Freiherren von Beust leiten sich her von Heinrich von Beust zu Alten-Däne, vermählt mit einer geborenen von der Schulenburg zu Angern. Sie zerfallen in zwei Hauptlinien. Die erste Hauptlinie ist in Oesterreich und Sachsen-Altenburg freiherrlich bestätigt. Die zweite Hauptlinie zerfällt in drei Spezial-Linien: hiervon ist die erste katholisch und als freiherrlich am 29. April 1856 in Baden bestätigt; die zweite ist lutherisch und ihre Freiherrnwürde ist vom sächsischen Könige Friedrich August anerkannt worden; die Freiherrnwürde der dritten Spezial-Linie ist erworben worden von Joachim Friedrich (geboren am 3. Juni 1661), einem dänischen Staatsminister und General-Salinen-Direktor. Aus der dritten Spezial-Linie stammt der sächsische und spätere österreichische Staatsminister Friedrich Ferdinand von Beust, jetziger österreichischer Gesandter in London. Die Bittstellerin, welche den betreffenden Bettelbrief an Louis Bonaparte schrieb, gehört zur zweiten Spezial-Linie der zweiten Hauptlinie. Ihr Schreiben ist datirt von Wildschütz in Oesterreich, den 31. Juli 1865. Die Bittstellerin heißt Eugenia Hedwigia; sie ist am 15. August 1831 geboren und ist die ältere Tochter vom Freiherrn Karl Emil von Beust zu Thoßfell im sächsischen Voigtlande, österreichischem Rittmeister in der Armee, und der Maria Hedwig geborenen Gräfin Schaffgotsch genannt und semperfrei von und zu Kynast.

Biallablotzki zu Göttingen will mit Hülfe des französischen Kaisers einen Kongreß der Gelehrten der ganzen Welt zu Stande bringen. Er schreibt unterm 8. Februar 1865:

„Sire! Ich wage eurer Majestät die Fortsetzung meiner Korrespondenz über einen wissenschaftlichen Weltkongreß zu unterbreiten. Schon vor vielen Jahren hat mir der Minister des öffentlichen Unterrichts geantwortet: Continuez de prêcher cette belle idee et après que vous aurez eu un bon succès chez les académiciens d'Allemagne, on con-

sultera ici les membres des cinq Académies pour recevoir les étrangers distingués d'une manière digne de l'hospitalité française. *) Diese wohlwollende Antwort hat mir gezeigt, daß meine Idee nicht verstanden worden ist. Auch habe ich in meinen von Zeit zu Zeit nach Frankreich geschickten Schriften zeigen wollen, daß man — anstatt nur die Mitglieder der wissenschaftlichen Körperschaften, die schon lange die beste Gelegenheit zum Bekanntmachen ihrer Gedanken gehabt haben, zu versammeln — auf einem wahrhaft universellen Kongresse vielmehr die schwebenden Gedanken der noch unbekannten Forscher zu Tage fördern müßte. Das Zusammenberufen der Mitglieder der wissenschaftlichen Körper behufs Herbeischleppung einer unverdauten Masse von Abhandlungen ist eine der unfruchtbaren, staatlich besoldeten akademischen Läppschereien, die man aber nützlich machen könnte, wenn man das gemeinsame Band zwischen diesen membra disjecta der menschlichen Kenntnisse aufsuchen würde." — In einem weiteren Briefe, d. d. 21. April 1865, entwickelt der einen polnischen Namen führende Göttinger Befürworter des wissenschaftlichen Weltkongresses seinen Plan mit sehr großer Wärme. Louis Napoleon, der Repräsentant des Cäsarenthums, war nicht der Mann zur Ausführung einer solchen Idee. Er glaubte der deutschen Professoren auch ohne den universellen Kongreß sicher zu sein und ließ das Schreiben Biallablotzki's zu den Akten legen.

Adonis Bluhm zu Berlin bittet 1865 um Gnade für seinen Vater, einen zum Tode verurtheilten Soldaten im französischen Fremden-Regimente. — (Hierzu ist im Buche: L'Allemagne aux Tuileries, die Bemerkung gemacht: „Wir lassen eine gewisse Anzahl ähnlicher, von Vätern oder Müttern für ihre Kinder an den Kaiser gerichteter Gesuche weg.") **)

Dr. phil. J. F. Böhringer, wohnhaft in Paris, übersendet unterm 5. Januar 1865 dem Kaiser ein gedrucktes Gedicht, welches er ihm angeblich nur zu dem Behufe gewidmet hat, um die Gefühle der

*) Zu Deutsch: Fahren Sie fort, diesen schönen Gedanken zu predigen, und nachdem Sie bei den deutschen Professoren (Akademikern) einen guten Erfolg erzielt haben werden, wird man hier die Mitglieder der fünf Akademien zu Rathe ziehen, um die ausgezeichneten Fremden auf eine der französischen Gastfreundschaft würdige Weise zu empfangen.

**) Ebenso sind viele Gesuche ausgelassen, welche an den Kaiser von deutschen Eltern gerichtet wurden, um ihre Söhne aus der Fremdenlegion zu befreien. In diese Kategorie gehört die zu Augsburg wohnhafte Baronin von Bobenhausen, die ein desfallsiges Gesuch 1854 einreichte.

Erkenntlichkeit, von denen die meisten in Frankreich wohnenden Deutschen gegen seine Majestät beseelt sind, einmal zum ordentlichen Ausdruck zu bringen. Wahrscheinlich wollte durch diese Widmung der Schmeichler erst in den Stand gesetzt sein, Ursache zur Erkenntlichkeit zu haben.

Louis Bolzau & Kompagnie, Fabrikanten von Meerschaumpfeifen zu Lemgo im Fürstenthum Lippe-Detmold, schenken dem Kaiser eine von ihnen angefertigte Zigarrenspitze oder einen Zigarren-Aufsetzer (brûle-cigare) im Januar 1865. Sie unterlassen nicht, dabei zu bemerken, daß sie wegen der Vortrefflichkeit ihrer auf die Londoner Industrie-Ausstellung geschickten Produkte von ihrer Regierung belohnt worden sind. Ihr Geschenk wird angenommen und mit einem Dankschreiben beantwortet. — Indeß genügte ihnen der bloße Dank nicht. Unterm 25. Juli 1867 brachten sie dem Kaiser ihr früheres Geschenk in Erinnerung; sie fügten hinzu, daß sie gewagte Spekulationen gemacht hätten, und wollten durch den Kaiser aus der Klemme gezogen sein. Louis Bolzau schrieb alsdann, er könne nur gerettet werden, wenn ihm der Sultan rohen Meerschaum unentgeltlich zukommen lasse: — „Nämlich den Sultan," hieß es wörtlich in dem Jammerbriefe, „zu bitten, mir Armem einige Kisten rohen Meerschaumes durch eurer kaiserlichen Majestät allergnädigste Fürsprache zu schenken." — Der kaiserliche Sekretär weigerte sich aber, dem Kaiser eine derartige Bettelei, welche demselben sehr viel zumuthete, vorzulegen (9. August). — Jetzt zogen Louis Bolzau und Kompagnie andere Saiten auf. Am 21. Dezember 1868 bettelten sie, indem sie wiederum an ihr früheres Geschenk erinnerten, geradezu um Unterstützung. Jedoch wurde die Bettelei unberücksichtigt gelassen.

Dr. Bonnell, Universitäts-Bibliothekar in Berlin, huldigt 1865 dem Kaiser mit seiner letzten Arbeit über den Ursprung der Karolinger.

Friedrich Wilhelm Daniel Buhse, der zu Kassel wohnhafte kurfürstlich hessische Titularrath, dessen wir schon oben auf Seite 124 gedachten, machte dem Kaiser im Januar 1865 politische Mittheilungen und übersandte zu gleicher Zeit eine Broschüre, welche betitelt war: „Memoiren eines kurhessischen Beamten." — Schon am 24. März des vorhergehenden Jahres hatte er dem Kaiser eine Abhandlung zugestellt, betreffend „die Entwickelung Europa's vermittelst der Diplomatie auf dem politischen, sozialen und geistlichen Gebiete." Diese Schrift war von einer Reihe Orakel begleitet gewesen, deren letztes geweissagt hatte, daß Louis Napoleon im Jahre 1866 der berühmteste Mann Europa's

sein würde. — (Die alten Propheten sind gestorben und den neuen wird um so weniger geglaubt, als ihre Weissagungen sich selten erfüllen!)

Durch irgend welche Spaßvögel oder interessirte Personen wurde Louis Napoleon im Jahre 1865 mystifizirt, indem ihm ein Schreiben von einer angeblichen Bundschuh-Verbindung zuging. Das angebliche Komité dieser angeblichen Verbindung, welches im Namen eines „großes Theiles des deutschen Volkes" zu sprechen vorgab, forderte ihn zum Einschreiten gegen die brutale Unterdrückung Preußens auf, besonders aber verlangte es, daß Lauenburg nicht von Schleswig-Holstein getrennt werden sollte. — (Wir wollen hier kurz Folgendes aus der Zeitgeschichte um des Verständnisses willen erwähnen. Unterm 22. Juli 1864 hatte der Prinz Friedrich von Hessen seine sofortige Anerkennung als Herzog von Lauenburg verlangt. Hierauf hatten am 9. August hannoversche Bundesexekutions-Truppen das Herzogthum Lauenburg besetzt. Am nun folgenden 23. Oktober nahm die in Ratzeburg versammelte Ritter- und Landschaft einen Antrag an, welcher den Wunsch der Vereinigung Lauenburgs mit Preußen unter Gewährleistung der Landesverfassung aussprach. Eine in diesem Sinne nach Berlin geschickte Lauenburger Deputation wurde vom Herrn v. Bismarck am 7. November und vom preußischen Könige am 10. November günstig empfangen, und alsdann von der Ritter- und Landschaft eine Dankadresse wegen der empfangenen Zusicherung, die Landesherrschaft übernehmen zu wollen, an den König von Preußen unterm 23. November 1864 gerichtet. Am 3. Dezember 1864 wurde Lauenburg von preußischen Truppen besetzt. Erbansprüche auf Lauenburg erhob im deutschen Bundestage unterm 17. Dezember die sachsen-ernestinische Linie, mit Ausnahme Altenburgs, dessen Herrscher als naher Verwandter des hannoverischen Königs ein Vorrecht des braunschweig-lüneburgischen Hauses anerkannte. Am 27. März 1865 stellten im Bundestage die Regierungen von Baiern, Sachsen und Hessen-Darmstadt einen gemeinschaftlichen Antrag, worin Oesterreich und Preußen ersucht wurden, der Bundesversammlung über die wegen Lauenburgs getroffene Uebereinkunft Eröffnungen zugehen zu lassen. Auf diese Vorgänge hat das an Louis Napoleon gerichtete Schreiben des angeblichen Bundschuh-Komités Bezug.)

W. Clar, Verlagsbuchhändler zu Breslau übersendet als Offerte für den Kaiser die beiden Bücher: „Preußisches Stadtrecht" und „Die Landgemeinden und Gutsherrschaften nach preußischem Recht." Beide

Werke haben Herrn von Moller zum Verfasser. Der Verlagsbuchhändler Clar sagt in seinem Begleitschreiben: „Ich zweifle nicht, daß seine Majestät, welche sich so sehr für das Prinzip der Dezentralisation interessirt hat, gern einen Augenblick seine Aufmerksamkeit diesen beiden Büchern über das selfgovernment der Städte und Dörfer Preußens schenken wird.“ (31. August 1865.)

Meyer Cohn in Berlin übersendet am 24. Juni 1865 eine soeben in Berlin zum Besten eines mildthätigen Werkes verkaufte Tasse, worauf der Name Napoleon's I. steht. Diese Tasse, welche zu dem Feldgeschirr Napoleon's gehört hat, ist bei Waterloo den Preußen in die Hände gefallen. Meyer Cohn wünscht, daß seine Majestät diese Tasse als eine Huldigung annimmt, welche als Beweis von seiner hohen Bewunderung für den erhabenen Herrscher, der die ruhmrechen Ueberlieferungen Napoleon's I. fortsetzt, dienen soll. — Die Huldigung wird angenommen und mit einem Dankschreiben belohnt.

Ignaz Cybulz, Artillerie-Major, früherer Lehrer des Kaisers von Oesterreich und Hofmeister der Erzherzöge, bittet um die Ermächtigung, dem französischen Kaiser mit zwei auf die Topographie bezüglichen Werken huldigen zu dürfen. (August 1865.) — Er erhält einen höflichen Korb.

Dr. Ferdinand Daubrawa zu Olmütz, der Hauptstadt der Markgrafschaft Mähren, ist ein Mitglied der Kommission, welche beauftragt ist, eine deutsche Pharmakopöe (ein deutsches Apothekerbuch) auszuarbeiten. Er reicht dem Kaiser das Buch: Pharmacopoea Germaniae, welches von der betreffenden Kommission ausgearbeitet worden ist, ein, indem er hervorhebt, daß die beständige Ausdehnung der Handelsbeziehungen immermehr eine internationale Pharmakopöe mit einem gleichmäßigen Apotheker-Maß- und Gewichtsystem erfordern. (November 1865.)

Eduard Delius, vereidigter Uebersetzer und altes Mitglied der Bürgerschaft zu Bremen, verkriecht sich hinter den Unterrock der Eugenie, um sich in die Gunst des Kaisers einzuschleichen. Er schreibt unterm 6. Februar 1865:

„Sire! Unter den Auspizien ihrer Majestät der Kaiserin, deren Familie kennen zu lernen ich 1827 zu Granada die Ehre gehabt habe, wage ich meine Antwort an Renan in Betreff der Evangelien zu offeriren, indem ich eine Entdeckung hinzufüge, welche gänzlich unsere Erklärung des Evangeliums verändern wird. Diese Entdeckung ist diejenige der zeitgenössischen Astronomen, welche uns unwiderlegbar be-

weist, daß die Sonne die Welt ist, wohin wir kommen, oder besser gesagt, wo wir reproduzirt werden gemäß dem Vollkommenheitsgrade, den wir auf der Erde erlangt haben werden ...."

Delius hat eine sehr hohe Meinung von seiner Broschüre. Er übermittelt dieselbe dem Kaiser in der Absicht, „das Glück der Menschheit zu verbreiten"; auch will er seine Majestät nachahmen, indem er mit dem Absatz-Ertrage eine milde Stiftung beschenken will. Louis Napoleon mochte von dergleichen Phantastereien und Ueberspanntheiten Nichts wissen. Er verfügte: Classer.

Im März 1865 wendet sich an den Kaiser der Erfinder eines neuen architektonischen Styles: Mathias Dewald in Koblenz (s. unten).

Dr. Julius Dub in Berlin bittet 1865 um die Ermächtigung, dem Kaiser mit seinem Buche: „Ueber die Anwendung des Elektro-Magnetismus" huldigen zu dürfen. — Unter Bedauern wird ihm die Bitte abgeschlagen. Jeder eitle Narr in Deutschland wollte dem Kaiser sein Buch zustellen, sodaß dieser schon längst der lästigen Schweifwedelei überdrüssig war.

R. G. Eger, Kaufmann zu Neustettin im preußischen Regierungsbezirke Köslin bietet dem Kaiser zwei Degen aus der Zeit des ersten Kaiserreiches an unter der angeblichen Voraussetzung, daß dieselben ihm beachtenswerth scheinen können. Der eine davon ist der einem Chirurgen 1813 verliehene Ehrendegen, der andere hat dem General Pouvenell, dem Gouverneur von Stettin in der nämlichen Zeit, gehört. (Februar 1865.) — Unter Dank wird das Anerbieten ausgeschlagen.

Karl Egon, Fürst zu Fürstenberg, huldigt dem Kaiser mit einem Kataloge über die Manuskripte seiner Bibliothek in Donaueschingen. — Ihm wird für diese Huldigung gedankt. — Von dem hochadeligen Geschlecht Fürstenberg gibt es eine fürstliche Linie in Schwaben, eine fürstliche Linie in Böhmen, eine landgräfliche Linie in Oesterreich und eine landgräfliche Linie in Mähren. Es ist ein altes schwäbisches Geschlecht, welches seinen adeligen Ursprung auf Egon, der ums Jahr 640 gelebt haben soll, zurückführt. Von diesem Stammvater führen alle männlichen Mitglieder des fürstlichen Hauses, sowie der landgräflichen Linie in Oesterreich, den Namen Egon. Der Name Fürstenberg ist erst im 13. Jahrhunderte von einem gewissen Heinrich dem gleichnamigen schwäbischen Städtchen entlehnt worden. Uebrigens führen auch manche männliche Mitglieder des westphälischen Freiherrn und Grafengeschlechts Fürstenberg den Namen Egon, obschon sich dieses

Geschlecht aus dem „königlichen" Samen Wittekind's herzuleiten beflissen ist. — Der hier in Betracht kommende fürstliche Klient Louis Bonaparte's, der seinen Wohnsitz zu Donaueschingen in Baden hat, gehört der fürstlichen Linie in Schwaben an. Er heißt Fürst Karl Egon Leopold Maria Wilhelm Maximilian, Fürst zu Fürstenberg, Landgraf in der Baar und zu Stühlingen, Graf zu Heiligenberg und Werdenberg, Freiherr zu Gundelfingen, Herr zu Hausen im Kinzigthal, Mößkirch, Hohenhöwen, Wildenstein, Waldsperg, Wermwag, Immendingen, Weitra und Pürglitz u. s. w. Er ist am 4. März 1820 geboren und sukzedirte seinem Vater, dem Fürsten Karl Egon, am 22. Oktober 1854. Er war zu der Zeit, als er dem französischen Kaiser huldigte, schon General-Lieutenant und Flügel-Adjutant des Großherzogs von Baden, und er hatte sich am 4. November 1844 mit der Prinzessin Elisabeth Henriette, der Tochter des Fürsten Heinrich XIX. Reuß älterer Linie, die am 7. Mai 1861 starb, verehelicht. Er führt im Wappen einen rothen Adler mit blauen Waffen.

Der Baron F. von Eisendecher, ein alter Diplomat und würtembergischer Offizier, sowie Bruder des bekannten würtembergischen Bundestagsgesandten, bringt in Erinnerung, daß er zu Arenenberg die Ehre gehabt hat, in den Freundeskreis des Prinzen zugelassen zu werden, und bittet sowohl um seine Naturalisation in Frankreich, als auch um die Huld, seiner Majestät in irgend einer Stellung dienen zu dürfen. Das Schreiben ist datirt: Chamounix, Juni 1865. — Das Naturalisations-Gesuch wurde dem Minister der Justiz überwiesen, scheint aber nicht ganz nach dem Wunsche des Barons ausgefallen zu sein; denn derselbe wiederholt unterm 6. Januar 1870 von England aus seine frühere Bitte. — Ihm wird jetzt unterm 19. Januar geantwortet, daß sein Gesuch nicht hinlänglich erkennen läßt, um welche Gnade er bittet. — Hierauf schreibt er am 20. Januar 1870:

„Sire! Eure kaiserliche Majestät haben die Gnade gehabt, mir zu gestatten, daß ich Ihnen genau angeben darf, auf welche Weise Ihr Wohlwollen mir theilhaftig werden könne. Ich wage es daher, mir die Freiheit zu nehmen, Ihnen, Sire, vor Allem die Sehnsucht auszudrücken, daß ich den Rest meines Lebens in Paris zubringen möchte. Alle meine Wünsche würden reichlich erfüllt sein, wenn eure Majestät mir die große Gunst erwiesen, mir eine Stellung bei Ihrer erhabenen Person zu verleihen: was mir diese Sehnsucht befriedigen helfen würde. Leider bin ich nicht reich genug, um in Paris, welches sehr theuer ist, meinen Wohnsitz aufzuschlagen, zumal

da ich gewohnt bin, in der vornehmsten Gesellschaft zu verkehren. Aus diesem Grunde wage ich eure Majestät zu bitten, mich an Ihren Dienst zu attachiren. Ich bin Ihnen schon so lange ergeben, und das Verlangen, Ihnen zu dienen und Ihnen meine unabänderliche Hingabe zu beweisen, ist in meinem Herzen niemals entschiedener gewesen."

Somit wollte der Herr Baron während des Restes seines Lebens in Paris den vornehmen Herrn spielen und auf Kosten des französischen Volkes schmarotzen! Der bald darauf ausbrechende Krieg hat ihm jedenfalls die Lust hierzu benommen.

Der Hutmacher A. Wilhelm Gensch zu Berlin korrespondirt mit dem französischen Kaiser über seine neue Erfindung, eine neue Kopfbedeckung für Soldaten, in den Jahren 1865 und 1866, ohne einen großen Schnitt, wie er bezweckt hat, machen zu können: weßhalb er zuletzt um 325 Thaler bettelt.

Otto Grashoff, Maler in Köln, wendet sich direkt an den Kaiser, nachdem der Oberaufseher (surintendant) der schönen Künste in Frankreich sich geweigert hat, die ihm von Grashoff angebotenen Gemälde von Meistern der spanischen Schule zu kaufen. Grashoff bittet den Kaiser, daß derselbe durch diesen Ankauf einem armen Künstler zu Hülfe kommen möge. (August 1865.) — Das Schreiben wird unberücksichtigt zu den Akten gelegt.

Dr. Grope zu Mannheim offerirt 1865 dem Kaiser sein Buch über das Morgenland und bettelt um eine Unterstützung von 600 Franken. „..... Wenn Ihre fürstliche Freigebigkeit," sagt er, „mich mit dreißig Napoleons aus dem Hundeloche der Armuth befreien würde, würde ich mein ganzes Lebenlang voller Erkenntlichkeit rufen: Hoch lebe der Kaiser!" — (O über das gelehrte Bettel-Proletariat!)

Auguste Großhauser zu Lohhof (Lochhofen?) in Baiern klagt, daß ihrem Manne, einem Landwirthe, wegen eines fälligen Wechsels, das Vieh und Ackergeräth verkauft werden sollen, und daß sie, ohne Vorwissen ihres Gatten, diesen Brief an den Kaiser schreibt, um ihn zu ersuchen, ihrem Manne die Summe von 5- bis 6000 Franken (etwa 1500 bis 1600 Thaler) vorzustrecken. — (Abschlägige Antwort.)

Dr. Hermann Grünfeld, Assistent (juge assistant) im Berliner Stadtgericht, ist dermaßen von Bewunderung, wie er versichert, für den Kaiser erfüllt, daß er im März 1865 seiner Majestät seine Dienste anbietet. Er ist bereit, jede Stelle anzunehmen. Besonders aber wünscht er, gleich so vielen andern Bonapartisten, sich in der nächsten Umgebung

des Kaisers zu befinden. — Sein Bettelbrief wird keiner Antwort werth gehalten.

Franz Hanfstängl, Hofrath des Herzogs von Sachsen-Koburg-Gotha, offerirt dem Kaiser eine dreibändige Sammlung von Photographien, welche die Meisterwerke der Dresdener Gallerie darstellen. (Januar 1865.) — Annahme und Dank.

Hasselholdt von Stockheim, bairischer Hauptmann, Ritter des österreichischen Franz-Joseph-Ordens und des preußischen rothen Adler-Ordens, übersendet dem Kaiser den Anfang eines „wichtigen" Geschichtswerks über die zweite Hälfte des funfzehnten Jahrhunderts. Dasselbe ist betitelt: „Der politische Kampf des Hauses Wittelsbach gegen das Haus Brandenburg in den Jahren 1459 bis 1465." Da die Fortsetzung dieser Arbeit zahlreiche Nachforschungen in den Archiven verschiedener Länder nöthig macht, bittet der Verfasser seine kaiserliche Majestät um eine Unterstützung, damit er sein Werk vollenden kann. (München, 19. Juni 1865.) — Ihm wird geantwortet, daß der Kaiser schon den französischen Schriftstellern nicht hinlänglich zu Hülfe kommen kann, geschweige denn den ausländischen. Die Bitte wird somit abgeschlagen. — Die Herren von Hasselholdt-Stockheim sind ein altes burgundisches Rittergeschlecht und in Baiern als freiherrlich bestätigt. Gustav Adolph Franz Freiherr von Hasselholdt-Stockheim, 1865 Hauptmann im bairischen 1. Infanterie-Regimente, ist am 10. März 1817 geboren und hat sich mit Antoinette geborenen Baur verheirathet.

A. T. Hayman, alter Notar zu Dresden, bittet 1865 um die Ermächtigung, dem Kaiser mit seinen Werken über Großbritannien huldigen zu dürfen.

Dr. Arnold Hirsch in Wien meldet im März 1865, daß er mit der deutschen Uebersetzung der „Idées Napoléoniennes" (Napoleonische Ideen) soeben fertig geworden ist und sucht um eine Audienz nach, um dem Kaiser diese Uebersetzung überreichen zu können. Mit andern Worten: der Spekulant Hirsch wünschte einen Uebersetzerlohn!

Ein James Hirschfeld, dessen Wohnort nicht genannt ist, bittet 1865 um eine Audienz, um dem Kaiser das Projekt zur Gründung einer deutschen Zeitung vorzulegen. (War dieser James Hirschfeld vielleicht jener Londoner Drucker, bei dem verschiedene deutsche und französische Blätter gedruckt worden sind?) Das Nachsuchen um Audienz behufs Vorlegung eines Projekts für eine deutsche Zeitung ist gleichbedeutend mit Bettelei und mit Beschwindelung der öffentlichen Meinung.

Hauptmann Jockens, Chef einer Feuerwehrabtheilung (d'une compagnie de pompiers), zu Spandau, bietet am 15. August 1865 dem Kaiser eine Fahne an, welche im Jahre 1790 der Nationalgarde von Froschweiler (im Elsaß) gehört hat, und benutzt diese Gelegenheit als pompier zu einem ordentlichen Pumpversuch, indem er den Kaiser bittet, ihm ein Darlehn von nicht weniger als 4000 Thalern zu machen. — Sein Feuerwehrmanns-Pump-Eifer wird mit einer kalten abschlägigen Antwort schnell und gründlich gelöscht.

Dr. Wilhelm Jütting aus Münster in Westphalen dankt dem Kaiser für die Gewährung seiner Bitte um den Jules César und fragt, da er sich über die Obrigkeit seines Landes beklagen zu können glaubt, an, ob er nicht nach Paris übersiedeln und dort die Medizin ausüben kann. Sein Schreiben ist datirt: Köln, 20. April 1865. — Im folgenden Jahre wiederholt er seine Anfrage. (S. o. Seite 221.)

Hermann Kaiser zu Göttingen bittet Napoleon III. um seine Handschrift. Er thut diese Bitte als ein

„Sohn Deutschlands, welcher sich eine Sammlung von autographischen Unterschriften von Herrschern"

angelegt. — Abschlägige Antwort.

Joseph Karle, (professeur) zu Ladenburg (der Lodoburg der fränkischen Könige) im badischen Unterrheinkreise, huldigt dem Kaiser mit seinem ersten Werke, indem er an ihn den folgenden lateinischen Brief schreibt:

„Summae Majestati Augustissimi et potentissimi Imperatoris ac Domini, Fautoris, Adjutoris literarum artiumque benevolentissimi hocce opusculum, Musae juvenilis primitias Dr. Josephus Karle summa animi devotissimi observantia, pietate, reverentia offerre ausus est. Continet illud opusculum Ibn Abdolhakami auctoris rerum aegyptiacarum clarissimi libellum qui **Fotouth-Miçr** [Expugnatio Aegypti] inscribitur, cujus duo libri manuscripti Parisiis in bibliotheca imperatoria adhuc inediti recondebantur. Deus Opt. Max. Imperatoriam Majestatem rebus omnibus florentissimam quam diutissime servet. Ladenburgi, V. a. cal. oct. MDCCCLXV.

(Zu Deutsch: Der höchsten Majestät des erhabensten und mächtigsten Kaisers und Herrn, des huldvollsten Beförderers und Unterstützers der Wissenschaft und Kunst, wagt Dr. Joseph Karle mit dem größten Respekt, voller Ehrfurcht und Verehrung dieses kleine Werk, welches die Erstlinge seiner Jünglingszeit bildet, zu offeriren. Dieses Werkchen enthält die Schrift des sehr berühmten ägyptischen Geschichtschreibers

Ibn Abdolhakami, die Eroberung Aegyptens betitelt, dessen beiden Bücher als Manuskripte unherausgegeben bisher in der kaiserlichen Bibliothek zu Paris begraben lagen. Möge der allgütige und allmächtige Gott die in jeder Beziehung sehr blühende kaiserliche Majestät aufs Längste erhalten! Ladenburg, den 27. September 1865.)

Heinrich von Kiesau zu Augsburg, Eigenthümer des bei Arenenberg liegenden Schlosses Rugensberg, bittet den Kaiser, das Verbot aufzuheben, welches der von der Kiesau'schen Familie seit länger als einem Jahrhundert bereiteten „Lebensessenz" (dem bekannten Arzneimittel) den Eingang nach Frankreich verwehrt. (1865.)

Marie Klier, geborene von Kappler, wohnhaft zu Prag, hat vor 44 Jahren in einem Wiener Pensionate von der Tochter eines österreichischen Offiziers eine Haarlocke empfangen, die von seiner Majestät dem König von Rom kam. Da Marie Klier jetzt alt wird, will sie vor ihrem Tode dieses kostbare Pfand in die Hände seiner kaiserlichen Majestät legen, welche sie als die erhabensten und geeignetsten für die Aufbewahrung der Locke betrachtet. (März 1865.) — Louis Napoleon hatte keine solche Reliquie nöthig; er besaß Haarlocken vom Herzoge von Reichstadt schon genug. Außerdem konnte er nicht sicher sein, ob man mit ihm, wenn man ihm solche Andenken schickte, keinen Reliquien-Schwindel trieb. Nahm er ein solches Andenken an, mußte er immer theuer dafür bezahlen; denn die Uebersender erwarteten und, wo nöthig, forderten eine Belohnung. — Im gegenwärtigen Falle sandte er unter Dank an Frau Klier die Haarlocke zurück.

Onno Klopp zu Hannover huldigt dem Kaiser mit Leibnitzens Consilium Aegyptiacum, von dem er im Jahre 1865 eine neue Ausgabe veranstaltet hat.

Maximilian Lang zu München bittet für seinen Bruder, einen gebildeten Menschen und guten Rechner, der als Magazinhalter auf der französischen Insel Gorée (an der Westküste Afrika's) lebt, um eine Anstellung in Frankreich. Das drollige Bittschreiben lautet:

„Sire! Ein Ihnen ganz unbekannter Mensch, ein Deutscher, wagt sich Ihnen in der Stellung eines Bittenden zu nahen. Weil man jetzt glaubt, daß die Fürsten die Götter dieser Erde sind, müssen dieselben zugeben, daß ihre Lage auch insofern derjenigen der Götter gleicht, als sie Jedermann ohne Unterschied anbettelt. Ich bin der Sohn eines königlich bairischen Hofgärtners. Meine Geschichte kann eure Majestät

ein wenig interessiren; es mag genügen, wenn ich sage, daß ich seit meinem zweiten Jahre eine Waise bin.“ U. s. w. — (Oktober 1865.)

Der Kaiser läßt das unhöfliche Gesuch unbeantwortet zu den Akten legen.

Amalie Leuchert, geborene de Rouville, genannt Beauclair, wohnhaft zu Düsseldorf, sucht Louis Bonaparte den Beweis zu führen, daß sie mit ihm verwandt ist, und auf diesen Beweis eine Bettelei zu pfropfen. Die Verwandtschaft ist freilich etwas weit hergeholt. Die Mutter von Louis Wundt, einem Rastatter Gerichtsrathe, der ein Oheim von ihr ist, war eine Schwester von Lätitia Bonaparte, der Mutter der bonapartistischen Familie (Tochter des Kardinals Feche). Der Großvater von Amalie Leuchert hieß Johann Louis de Rouville und war Professor des Französischen an der Universität Marburg. Ihr Vater war angestellt in der Wolfsjägerei und ihr Gatte Oskar Leuchert ist preußischer Postsekretär, sowie Offizier in der Landwehr: — „und wie bei fast allen preußischen Beamten ist sein Gehalt unzureichend für seine kleine Familie!“ Da ihre Lage ihr nicht erlaubt, ihren Kindern eine passende Erziehung zu geben, wendet sie sich an das Wohlwollen seiner Majestät. (9. November 1865.) — Dem Kaiser scheint diese Verwandtschaft nicht sehr gefallen zu haben. Er hatte schon genug für nähere Verwandte auszugeben, als daß es ihn gelüstet haben sollte, sich neue und zwar sehr weitläufige Vettern und Basen auf den Hals zu laden. Nachdem Amalie Leuchert unterm 28. April 1866 Beweisstücke eingesandt hatte, um ihre Verwandtschaft mit Dokumenten zu belegen, bat sie im Januar 1867 um Bewilligung einer Audienz, damit sie mündlich die Kraft der schriftlichen Beweisstücke unterstützen könnte. Wie vorauszusehen war, wurde ihr diese Audienz verweigert. — Schließlich wollen wir bemerken, daß auch wir Deutsche die Verwandtschaft dieser Tuilerien-Bettlerin zurückweisen müssen. Sie ist eine geborene de Rouville, also eine Französin, die laut der Nationalitäten-Lehre nicht in die deutsche Bettler-Gallerie gehört. Wir haben geduldig schon genug Tuilerien-Bettler als unsere Landsleute hinzunehmen, als daß es uns gelüsten sollte, eine so weitläufige Verwandte von uns willig in den Kauf zu nehmen.

Ernst von Leutsch, Redakteur des Göttinger Philologus, übersendet dem französischen Kaiser im April 1865 mehrere Hefte seiner philologischen Rundschau mit einem Hinweis auf diejenigen Artikel, welche darin über die Karte des alten Galliens, sowie über die Marine

der Alten enthalten sind. Er macht auf die Sorgfalt aufmerksam, mit welcher im Allgemeinen die französische Alterthumskunde darin behandelt ist. Er setzt hinzu, daß leider die Zahl seiner französischen Abonnenten noch sehr gering ist, und ersucht deßhalb den Kaiser um „eine ministerielle Subskription“, welche ihn in den Stand setzen würde, den Philologus in den hauptsächlichsten französischen Departementsstädten zu verbreiten. Diese Bitte um Unterstützung aus dem französisch-bonapartistischen Reptilienfonds geschah im April 1865 und wurde von der französischen Regierung mit solcher Verächtlichkeit behandelt, daß nicht einmal eine Antwort darauf erfolgte. — Im Buche: L'Allemagne aux Tuileries, ist hierzu die Bemerkung gemacht: „Der nämliche Schriftsteller reizte im nämlichen Philologus (XXX, 381, Juli 1870) die deutschen Heere zur Wegnahme der Manuskripte aus den Pariser Bibliotheken, die, wie er sagte, ihnen schon 1815 nicht hätten gelassen werden sollen, auf.“

B. Lütgen, Lehrer des Deutschen bei der Prinzessin Clotilde Napoleon, der zwei Jahre vorher den kaiserlichen Prinz im Deutschen zu unterrichten sich erbot, bittet den Kaiser, die Widmung eines von Lütgen angefertigten National-Liedes, welches den Titel: „Vive l'Empereur!“ (Es lebe der Kaiser!)“ führt, annehmen zu wollen. (Juni 1865.) — Laut der gegen derartige Bettelleute bestehenden allgemeinen Verfügung wird er abgewiesen. Er ist als geborener Preuße bezeichnet.

Bertha Lützow zu Luckenwalde im preußischen Regierungsbezirke Potsdam befindet sich wegen des Bankerotts ihres Mannes in vollständigem Elende und bittet den französischen Kaiser um ein Darlehn von 300 Thalern, damit sie einen Tabaksladen anlegen kann. (März 1865.) — Abweisende Antwort.*)

Louise von Madroux zu Donauwörth in der bairischen Donau-Ebene bettelt am 11. Februar 1865 um eine Unterstützung und erhält dieselbe bewilligt. Im Juni des nämlichen Jahres meldet Max von Madroux, ein bairischer Kavallerie-Hauptmann zu Ansbach, den Tod seines Vaters, des Generals Ludwig von Madroux, in folgenden Worten:

„Eure kaiserliche Majestät verliert in ihm, wie ich sicher überzeugt bin, einen treuen Verehrer, der bis zu seinem letzten Lebenstage mit

---

*) Im französischen Texte steht: Lutzow (Berthe), à Lückenwalde, près Berlin.

der größten Anhänglichkeit an die Zeit dachte, wo er das Glück hatte, in der Suite eurer Majestät zu leben."

Der Name Madroux klingt nicht deutsch, sondern französisch!

Metzeroth, Kunstsachentrödler zu Weimar, erbietet sich, dem Kaiser den Schlitten zu verschaffen, in welchem Napoleon I. aus Rußland zurück durch Deutschland gefahren ist. (Februar 1865.) Das Anerbieten Metzeroth's wird keiner Antwort gewürdigt. Eine Note des Kabinets enthält die Bemerkung: „Ein Schlitten ist schon von einem Erfurter Kaufmann angeboten worden. Der französische Gesandte hat geantwortet, daß der Schlitten nicht ächt ist, weil Napoleon die Reise nich im Schlitten gemacht hat. Es ist wahrscheinlich der nämliche Schlitten und derselbe wird nun von einem mit dem Erfurter Kaufmann unter der Decke spielenden Genossen wieder zum Vorschein gebracht."

Der Komponist R. T. Mißler aus Weimar dankt für die Annahme seiner Kantate: „Retour du Mexique" (die Rückkehr aus Mexiko), und bittet um eine Notiz im Moniteur, welche diese Annahme bekannt machen soll. (22. Januar 1865.)

Der Oekonomie-Inspektor Julius Eduard Mojean übersendet eine „allergehorsamste Gratulation" zu des Kaisers Geburtstage am 20. April 1865. Selbige ist eine gereimte Bettelei, welcher der zweite bis vierte Vers des 41. Psalms zu Grunde gelegt sind. Die betreffenden Verse lauten in der lutherischen Bibelübersetzung:

> „Wohl dem, der sich des Dürftigen annimmt, den wird der Herr erretten zur bösen Zeit. Der Herr wird ihn bewahren und beim Leben erhalten, und ihm lassen wohl gehen auf Erden, und nicht geben in seiner Feinde Willen. Der Herr wird ihn erquicken auf seinem Siechbette; du hilfst ihm von aller seiner Krankheit."

Lina Moralt, geborene von Lemmingen, aus München gebürtig und im Jahre 1865 zu Genf befindlich, bittet den Kaiser um eine Audienz und um eine Geldunterstützung. Sie sagt in ihrem Schreiben: „Ich wünsche nicht viel; bloß so viel, daß ich nach Baiern reisen kann." — Warum die geborene adelige Dame, wenn sie Geld begehrte, zugleich um eine Audienz bat, die sie in unmittelbare Berührung mit dem Kaiser brachte, kann sich der Leser ohngefähr denken!

Johann Müller, Krankenwärter zu Augsburg, ist ein Jugendgespiele des Kaisers gewesen. Im Dezember 1865 dankt er für die empfangenen Wohlthaten und wünscht dem Kaiser Glück zum neuen Jahre. Im Oktober 1865 hatte er 500 Franken (133 Thaler 10 Groschen = 233 rheinische Gulden 20 Kreuzer) erhalten. Sieben weitere

Unterstützungen erhielt er 1866 und 1867, sowie 200 Franken (53¹/₃ Thaler oder 86 Gulden 40 Kreuzer im Juni 1868). – Darauf bettelte er wieder im Oktober 1869.

Karl Obermayer, Oberst eines bairischen Landwehr-Regiments, Ritter des Verdienst-Ordens (erster Klasse) der bairischen Krone, Ritter des Verdienst-Ordens vom heiligen Michael*), sowie Ritter des königlich preußischen Kronen-Ordens dritter Klasse, offerirt am 1. März 1865 dem Kaiser eine Arbeit, worin die Nationalgarden oder Bürgerwehren von Frankreich, Belgien, Preußen und Sachsen neben einander gestellt und mit einander verglichen werden. — Der Kaiser läßt ihm den Empfang der Arbeit anzeigen. — Im November des nämlichen Jahres übersendet Obermayer eine neue Arbeit über den nämlichen Gegenstand, indem er sich als alter Zögling des Augsburger Gymnasiums empfiehlt und die alten Beziehungen des Kaisers zur Obermayer'schen Familie aufwärmt. Der mit Orden behängte Landwehroberst sagt dabei:

„In der That bewahrt man auch in meinem Hause bis auf den heutigen Tag mit Pietät und Sorgfalt Alles auf, was sich an diese Beziehungen knüpfen läßt in Betreff Ihrer erlauchten Mutter, der verehrungswürdigen Königin Hortense; ich erlaube mir, als Beispiel ein Glas mit dem Bilde Ihres unvergeßlichen Oheims Napoleon I., welches von eurer Majestät meiner seligen Mutter geschenkt worden ist, anzuführen."

Die Beziehungen Obermayer's zum französischen Kaiser währen bis zum Jahre 1869.

Hermann Ohlert (Oehlert?), Pastor zu Sobbowitz im preußischen Regierungsbezirke Danzig, sucht den Kaiser zu überreden, daß derselbe Alles aufbieten möge, um die Idee des Weltfriedens zur Geltung zu bringen. Zu diesem Behufe schickt er ihm eine öhlerischölichte gedruckte Predigt und drückt seinem Schreiben zum Zeichen seiner Würde das pfarramtliche Siegel auf. (Juli 1865.)

Ludwig Ostermann zu Lanstrop im preußischen Westphalen bittet 1865 um ein Darlehn von 1000 Thalern oder, wofern ihm dasselbe nicht bewilligt werden sollte, um die Gewährung eines Domizils in Frankreich.

---

*) Der Verdienst-Orden vom heiligen Michael ist am 29. September 1693 vom Kurfürsten Joseph Klemens von Köln, Herzoge von Baiern, gegründet und am 16. Februar 1837 vom bairischen Könige Ludwig I. mit neuen Statuten bedacht worden.

Der Baron W. von Paleske zu Homburg, Sohn eines Mitgliedes des Berliner Herrenhauses, bittet den Kaiser um ein Darlehn von 40,000 Franken (circa 10,000 Thalern) zum Zwecke von Erfinderversuchen (7. April 1865). — Abschlägige Antwort. — (Welches Homburg hier gemeint ist, findet sich nicht angegeben.)

Eugen Benedikt Peucer, Pastor zu Aldisleben im Großherzogthum Sachsen-Weimar, schreibt unterm 19. Mai 1865 an Rapetti, den Sekretär der für die Korrespondenz Napoleon's I. eingesetzten Kommission einen Brief, worin er mittheilt, daß er in der Bibliothek seines Oheims Karl Benedikt Hase ein Manuskript von der Korrespondenz des Königs von Holland, des Vaters vom Kaiser, aufgefunden hat. Er sagt: „Ich erachte es für meine Pflicht, ehrfurchtsvoll dieses Manuskript seiner Majestät dem Kaiser, dem großen und weisen Monarchen, welchem mein seliger Oheim bis zum letzten Athemzuge seines Frankreich ganz geweihten Lebens die tiefste Verehrung, sowie eine unbegränzte Treue und Bewunderung gewidmet hat, zu unterbreiten." - Rapetti macht dazu die Notiz: „Dieses Register enthält 418 Stücke vom 18. September 1805 bis 14. März 1806, es ist das Original-Verzeichniß der dienstlichen Befehle und Briefe Louis Bonaparte's während der Periode seiner Einführung in das Kommando über die Armeen und in die baldige Regierung über Holland. Louis zeigt sich darin sorgfältig und ordnungsliebend bis ins Kleinste, mit Begeisterung seinem Bruder Napoleon unterthan, wohlwollend, beflissen zu gefallen. Herr Hase hat einem der Söhne des Königs Louis, nämlich demjenigen, welcher seitdem Napoleon III. geworden ist, deutschen Unterricht gegeben oder geben sollen. Ferner hat Herr Hase bis an sein Lebensende eine Frau gekannt, welche eine Ehrendame der Königin Hortense gewesen war. Der Neffe und Erbe des Herrn Hase, Herr Peucer, ist ein geschätzter, beliebter, wissenschaftlicher Mann; er besitzt in seiner Heimath ein gewisses Ansehen. Er zeigt für den Kaiser eine zärtliche Bewunderung. Als Gegengeschenk könnte ihm füglich seitens seiner Majestät ein Exemplar von der „„Geschichte Julius Cäsar's"" und zwar von der Oktav-Ausgabe, gegeben werden." -- Bewilligt.

Wilhelm Pfundheller zu Posen, der Hauptstadt des gleichnamigen preußischen Regierungsbezirks, bittet 1865 um eine Unterstützung.

Gottfried Piefke, Musik-Chef der königlichen Garde-Grenadiere zu Berlin, huldigt im November 1865 dem Kaiser mit einem Album voll Militär-Musik. — Ihm wird für die Huldigung gedankt.

Der Baron Plessen von Tiesenhausen zu Stuttgart huldigt im März 1865 dem Kaiser mit seiner Dichtung „Patkul“ und bittet um die Ermächtigung, ihm ein neues Gedicht widmen zu dürfen, mit welchem er schwanger geht und welches den Titel: „Napoleon's Tod,“ erhalten soll. — Ihm wird für das übersandte Buch zwar gedankt, aber die Annahme der Widmung verweigert. Auf diese Weise erniedrigte sich ein Abkömmling der alten stolzen geborenen Panierherren des Deutschen Ordens, die einst eine Menge adeliger Geschlechter zu ihren Vasallen gezählt hatten, vor dem Sohne Verhuëls, dem gemeinen Emporkömmlinge der Tuilerien!

Karl Nahr, Händler zu Neuß im preußischen Regierungsbezirke Düsseldorf, hatte in dem Écho des Feuilletons eine Novelle von St.-Felix gelesen, die „Reymond de Vitry“ betitelt war. Selbige hatte ihm einen vortrefflichen Vorwurf für ein Drama zu enthalten geschienen, weßhalb er sie zu einem Schauspiele unter dem Titel: „Der Ordonnanz-Offizier Bonaparte's,“ verarbeitet hatte. Dieses Drama schickte er nun unterm 10. März 1865 dem französischen Kaiser ein, indem er ihn bat, dasselbe anzunehmen, sowie es übersetzen und aufführen zu lassen geruhen zu wollen. — Er erhielt jedoch anstatt einer goldenen Schnupftabaksdose für seinen guten Willen einen ganz gewöhnlichen Korb, indem ihm bedeutet wurde, daß der Kaiser zu sehr beschäftigt wäre, als daß derselbe sich um dieses Schauspiel bekümmern könnte.

Dr. Ratzeburg, königlich preußischer Rath und Professor zu Berlin, huldigt in den Jahren 1865 und 1868 mit seinem zweibändigen Werke über den Verfall der Wälder, die in Preußen seit einigen Jahrzehenten durch Krankheiten, welche er den Insekten hauptsächlich schuld gibt, verwüstet worden sind. Er fügt hinzu, er habe seine Arbeit in der Hoffnung unternommen, daß Frankreich aus den von ihm gegebenen Aufschlüssen ebenfalls Nutzen ziehen würde. — Ihm wird gedankt.

Dr. Frank Reber, Professor der Alterthumskunde an der Münchener Universität, offerirt im Dezember 1865 dem Kaiser sein Werk: „Die Ruinen Rom's und der Campagna“, indem er schmeichelhaft versichert, daß „das Interesse, welches seine Majestät den römischen Alterthümern schenken, der ganzen Welt bekannt“ sei!

Friedrich Eduard Recker, Händler zu Aachen, bettelt den französischen Kaiser auf eine nicht ganz ungewöhnliche Weise an. Er offerirt ihm nämlich ein Medaillon, in welches Haare der Königin Hortense eingefaßt sind. Er sagt, daß Schicksalsschläge ihn nöthigen, sich

desselben zu entäußern: — „Der Unterzeichnete, erblicher Eigenthümer dieses kostbaren Souvenirs, hätte selbiges gern sein ganzes Leben lang behalten und es gewissenhaft seiner Nachkommenschaft überliefert. Leider gestatten ihm die ihm zugestoßenen Unglücksfälle nicht, diesen Wunsch auszuführen. Auf der andern Seite würde er es als eine Heiligthums-schänderei betrachten, wenn er dieses Juwel in die Hände eines Alter-thumshändlers gelangen und es dem letzten Angebot zuschlagen ließe. Er wagt daher, Sire, es Ihnen zu offeriren in der Ueberzeugung, daß ein derartiges Souvenir dem Herzen eurer Majestät theuer ist, dessen kindliche Liebe und Verehrung gegen die Königin Hortense in allen Landen sprüchwörtlich geworden sind" . . . Anbei folgt die Photographie des Medaillons. (August 1865.) — Der französische Kaiser ließ sich mit den sprüchwörtlichen Redensarten kindlicher Liebe und Verehrung nicht bestechen. Er ertheilte eine abschlägige Antwort. Hätte er alle Reliquien-Haare, die ihm als von der Königin Hortense und dem Herzoge von Reichstadt herrührend angeboten wurden, annehmen und bezahlen wollen, hätte er sich zwar für seinen dünnbehaarten Vorderkopf eine prächtige vollbuschige Perrücke anfertigen lassen können, aber diese Perrücke wäre ihm doch recht theuer zu stehen gekommen!

Eduard Reich, Doctor der Medizin zu Gotha, präsentirt sich dem französischen Kaiser als Verfasser mehrerer Werke und als armer Schlucker. Er bittet unterm 18. Januar 1865 denselben, ihm die Mittel zu verleihen, damit er sein Leben den wissenschaftlichen Studien widmen kann. Eine Stelle als Bibliothekar in Paris wäre dem Bittsteller das Liebste. Zu diesem Behufe übersendet er dem Dezembermanne seine Biographie, sein curriculum vitae. — Er erhält zur Antwort, daß ein Ausländer keine solche Anstellung erhalten kann, ganz abgesehen davon, daß auch keine Bibliothekar-Stelle erledigt ist. — (Reich wurde später — wahrscheinlich in Folge ähnlicher Bettelei und nach mehreren andern derartigen Versuchen — Bibliothekar in Koburg, wo er sich noch gegenwärtig befindet. Er hat neuerdings mit der Arbeiterbewegung geliebäugelt; allein die Sozial-Demokratie muß alle jene Elemente, welche angeblicher Durst nach Wissenschaft zur Bettelei getrieben hat, sich mindestens 3000 Schritte vom Leibe halten!)

Johann Richen zu Ostensiegen (?) bei Elberfeld im preußischen Regierungsbezirke Düsseldorf rühmt sich als einen geschickten Arbeiter in der Kunst der Seidenwirkerei, der prächtige Sachen in Perlen verfertigen kann. Er bittet 1865 den Kaiser, daß derselbe ihm die Anfertigung eines Lichtschirmes oder jeder andern Arbeit auftragen möge,

„Allermächtigster, allergnädigster Herr und Gebieter!

„Geruhen Sie, Sire, einem armen jungen Mädchen zu gestatten, daß sie am Fuße Ihres erhabenen Thrones ein Werk ihrer Hände als eine dem aufgeklärtesten, großherzigsten und edelsten Monarchen gebührende Huldigung niederlegen darf. Von meiner Arbeit lebend, sehr karg bezahlt, sehe ich mit Schmerz meine bejahrte Mutter den Unbilden der Witterung sich aussetzen, wenn sie Unterricht in Sprachen ertheilt, und da ich erfahren habe, Sire, daß in Ihrer schönen Hauptstadt eine Weltausstellung stattfinden soll, bin ich entschlossen, ein Werk dahin zu senden, in welchem ich die mühsamste und sorgfältigste Arbeit zu vereinigen suchen werde. Um eurer Majestät zu beweisen, daß ich nicht der Geschicklichkeit ermangele, lege ich in der beifolgenden Arbeit eine Probe vor. Allerdings hat der Gedanke, mit meiner Nadel das Wappen des Kaisers Napoleon's III. zu reproduziren, mich begeistert, und ich habe mich überglücklich gefühlt, auf dem Kanevaß diesen Wappenschild des von der Welt geachteten und respektirten großen Gebieters wiederzugeben. Geruhen Sie, Sire, dieses allerunterthänigst dargebrachte Geschenk anzunehmen, und verschmähen Sie nicht, mir huldvollst die Mittel zu gewähren, mein für die Ausstellung projektirtes Werk anzufangen.“ U. s. w. (29. Dezember 1865.)

Zugleich richtete Fräulein Eugenie Schultz an den Kabinet-Chef nachstehenden Brief:

„Ew. Exzellenz!

„Da ich erfahren habe, daß ich, indem ich an Sie die gegenwärtigen Zeilen richte, mich an einen der biedersten und würdigsten unter den gnädigen Herren des schönen Frankreichs wende, wage ich eure Exzellenz anzuflehen, mir nicht Ihre mächtige Fürsprache bei seiner Majestät dem Kaiser zu verweigern, dessen Zutrauen und Achtung eure Exzellenz verdienterweise besitzen.“ U. s. w.

Trotz aller Schmeichelei und klugen Vorsicht erhielt die Bittstellerin eine abweisende Antwort. Die mühsame Anfertigung des napoleonischen Wappens erwies sich als eine verfehlte Spekulation. Da Eugenie Schultz aber zu den gebildeten Ständen gehörte, wurde ihr das Herbe der Abweisung mit dem heuchlerischen Ausdruck anständigen Bedauerns gemildert. Sie war offenbar keine Arbeiterin, sondern zählte wahrscheinlich zu dem spekulativ gewordenen Proletariat der Beamtenwelt, in deren Augen ein Schritt, wie der von Eugenie Schultz unternommene, nicht für unehrenhaft gilt, weil bei ihr die Versorgung und das Avanciren durch die Herrscher Geschäft, Gewohnheit und sogar Pflicht ist.

Elias Simon, Geschäfts-Agent zu Zweibrücken in der Rheinpfalz, schlägt 1865 dem Kaiser den Ankauf einer reichen Schnupftabaks-Dose vor. Dieselbe wird von ihm beschrieben als mit einem von Isabey verfertigten Bilde Napoleon's I., welches um 2500 Franken verkauft worden ist, geschmückt. — Abschlägige Antwort.

Friede-wollt-er Sperling, preußischer geheimer Regierungsrath, wohnhaft zu Riesdorf bei Magdeburg, unterbreitet am 31. Januar 1865 dem Kaiser ein gedrucktes, vom Einsender verfaßtes, an den König von Preußen und an die preußischen Kammern *) gerichtetes Gesuch betreffend die Verbesserung der preußischen Verfassung. — Dasselbe wird zu den Akten gelegt.

Stapelmann in Köln offerirt 1865 dem Kaiser eine Kiste mit Cholera-Essig-Fläschchen.

Ludwig Stein, ein hoffnungsvoller achtundzwanzigjähriger Mann zu Neuwied, hält sich für ein Genie. Binnen acht Jahren ist er Modellirer, Zeichner, Ziselirer, Techniker und dabei doch auch zugleich Schullehrer gewesen, und zwar hat er in jedem der genannten Fächer eine große Geschicklichkeit erlangt. Er spricht englisch, deutsch, holländisch, und macht sich anheischig, das Französische binnen einem halben Jahre zu erlernen. Er überläßt dem Kaiser zu bestimmen, womit, wo und wann er ihm nützlich sein kann. Er sagt selbstbewußt: „Ich habe das Zeug in mir, welches man sich zu Nutze machen kann, vorausgesetzt daß es in gute Hände fällt.“ — Er bietet also dem Kaiser seine Dienste für irgend Etwas an und legt sein hübsches photographisches Bildniß bei. (12. Februar 1865.) — Wir erfahren nicht, ob der Kaiser diesen Menschen, der mit solchem Dienstbotenstolz von sich spricht und aller Selbstbestimmung baar sich einem Herrn unbedingt überläßt, zu beschäftigen für angemessen fand. Derselbe würde sich unseres Erachtens für die geheime Polizei sehr gut qualifizirt haben.

Julius Stephan, wohnhaft bei Köln in einem Dorfe, das Nippes heißt, beschwert sich darüber, daß der Kaiser eine an den Prinzen Napoleon gerichtete Reklamation hat beseitigen lassen, wodurch dem Beschwerdeführer ein Verlust von mehreren Tausend Thalern entstanden ist. Stephan droht, daß er die Sache bei den Gerichten anhängig

*) Im Französischen steht der undeutliche Ausdruck: „Ständeversammlung“ (assemblée des états) worunter sowohl die preußischen Kammern, als auch die Kreisstände und die Provinzialstände verstanden werden können.

machen will. Sein Schreiben wird indeß unbeantwortet gelassen. (26. Oktober 1865.) Der Kaiser steht über seinen Gerichten!

Joseph Strauß, Buchhändler zu Frankfurt (am Main?), erinnert daran, daß er dem Kaiser ein Werk zugestellt hat, welches von demselben angenommen worden ist. Er bittet daher um eine Antwort, das heißt: um eine Belohnung. (1865.) — Er erhält darauf eine Medaille im Werthe von 300 Franken.

J. L. Tellkampf, Professor der politischen Oekonomie an der Universität Breslau und gewesener Delegirter Preußens bei dem 1855 in Paris abgehaltenen statistischen Kongresse, fleht in einem Schreiben, d. d. Berlin, März 1865, den Kaiser um die hohe Gnade an, ihm mit einigen seiner Schriften huldigen zu dürfen. Er entschuldigt sich, daß er deutsch schreibt; indeß will beim statistischen Kongreß der Schmeichler bemerkt haben, daß seine Majestät die deutsche Sprache rein spricht. So macht denn ein deutscher Professor nach dem andern dem Schwindler, Verbrecher und Tyrannen seinen allerunterthänigsten Kratzfuß!

J. Tillmann zu Differding im Luxemburgischen erinnert 1865 daran, daß er ein Unterstützungsgesuch, welches ohne Resultat geblieben ist, eingereicht hat.

Dr. phil. Heinrich Traube zu Köln huldigt im April 1865 dem französischen Kaiser mit einer handschriftlichen Abschrift von französischen Gedichten, Oden und Liedern, die während des ersten Kaiserreichs von Esménard, Baour Lormian, Lebrun und Andern gedichtet sind. Sie führen den Titel: „Napoleon I., gefeiert von zeitgenössischen Dichtern.“ Herausgegeben ist diese Gedichtsammlung von einem „deutschen Preußen“ (Dr. Traube). In der Vorrede sagt der Herausgeber: „Der Kaiserin Eugenie bringt das ganze Deutschland, wie auch der deutsche Herausgeber, seine Huldigung dar. — Ich habe vorliegende Sammlung veröffentlicht, um Diejenigen zu amüsiren, welche amüsirt sein wollen. Ein Gedicht über die Schlacht bei Jena, welches die Person Friedrich Wilhelm's III. betraf, habe ich weggelassen ....“ — Der französische Kaiser nahm die Huldigung an und ließ dem „preußischen Deutschen“ Dr. Traube den Empfang anzeigen.

Hugo Troschel, Zeichnenlehrer in Berlin, möchte gern dem französischen Kaiser ein Exemplar von dem Probehefte seiner „Zeichnen-[illegible] in Wandtafeln zur Vorbereitung für das Naturzeichnen“ (Berlin, [illegible]ungen, Folio) übersenden und fragt daher beim Kabinet-Chef

an, ob er auf einen günstigen Empfang rechnen kann. (1865.) — Die Antwort auf diese Anfrage wird uns nicht mitgetheilt.

Wilhelm von Barchmin, königlich preußischer Lieutenant zu Berlin, huldigt am 15. Oktober 1865 dem französischen Kaiser mit seiner Broschüre: „Das Kondominat in den Elbherzogthümern," indem er folgenden schmeichlerischen Begleitbrief schreibt:

„Eure kaiserliche Majestät werden wenigstens aus dieser Broschüre die Ueberzeugung schöpfen, daß es Verehrer der Politik und der Weisheit eurer kaiserlichen Majestät auch außerhalb des glücklichen und gesegneten Frankreichs, auch in Deutschland und in Preußen, gibt. Meine unablässigen Bemühungen für Ordnung und Gesetz, meine Fürstenverehrung und Vaterlandsliebe sind allbekannt; indeß mußte es den Werth dieser von einer unbestreitbaren Wahrheit durchdrungenen Schrift erhöhen, wenn ihr Verfasser ein anderer, als der allgemein bekannte, sein konnte: deßhalb beschloß ich ungenannt zu bleiben. Glücklich in dem Bewußtsein, welches wir Deutsche wegen der Ehre empfinden, unsere Sprache von eurer kaiserlichen Majestät sprechen zu hören, wage ich die Schrift in deutscher Sprache zu überreichen; für mich wird es die größte Ehre sein, wenn eure kaiserliche Majestät sie huldvoll in Empfang zu nehmen geruhen wollen."

Hierauf leitet Wilhelm von Barchmin eine bald zum Vorschein kommende Geldbettelei folgendergestalt ein:

„Seit funfzehn Jahren fortwährend von heftigen Krankheiten heimgesucht, die mich nöthigten, bei der Armee meinen Abschied zu nehmen, bin ich, weil mir pekuniäre Mittel fehlen, Literat geworden. Mein unglücklicher Vater hat mir bei seinem Tode nur das nämliche Unglück hinterlassen, welches ihn bei seinen Lebzeiten so hart traf, als es ihn seiner Güter (Trimmau und Cabotkheim) beraubte. Diese Güter lagen zwischen Friedland und Eylau und wurden in den daselbst 1807 stattfindenden Schlachten gänzlich verwüstet . . . ."

Der Kaiser that so, als ob er diese zirpenden Andeutungen eines noch verschämten Bettlers nicht verstanden hätte. Er ließ dem adeligen Herrn, der allbekannt zu sein behauptete, einfach am 2. Dezember des genannten Jahres danken. Nun formulirte dieser ein unverblümtes Unterstützungsgesuch, welchem am 14. Dezember 1865 entsprochen wurde. Indeß scheint er mit der empfangenen milden Gabe nicht zufrieden gewesen zu sein; denn er richtete gleich nachher ein neues Bettelschreiben, dem am 31. Januar 1866 entsprochen wurde, an den französischen Kaiser.

Alf. Waschner zu Karlsruhe, den der Kaiser persönlich kennt, offerirt demselben einen Band Gedichte, indem er mittheilt, daß er erblindet und in eine schwierige Lage gerathen ist, weßhalb er eine Unterstützung recht gut brauchen könnte (1865).

Em. Wassermann zu Bamberg in Baiern wünscht 1865 die Correspondance de Napoléon I. geschenkt zu erhalten.

Der Baron Max Marie von Weber, königlich sächsischer Rath und Sohn des Komponisten von Weber, huldigt dem Kaiser mit seinem Werke über das Leben und die Arbeiten seines Vaters. Er schreibt unterm 26. Februar 1865:

„Ich flehe auf mein Buch die Gunst eurer Majestät herab, indem ich Sie, Sire, bitte, diese Huldigung als einen schwachen Beweis meiner tiefen Verehrung bezüglich Ihrer erhabenen Person und Ihrer ruhmreichen Regierung zu betrachten." — Dank.

Joseph Wessinger, alter Patrimonialrichter zu Passau in Baiern, übersendet 1865 eine Abhandlung über die Brennspiegel des Archimedes.

Josephine Wiesner zu Freiburg in Baden, die Frau eines Lehrers der Telegraphie, möchte gern dem Kaiser ein Bittgesuch vortragen. Sintemal und alldieweil aber ihr das nöthige Geld fehlt, um eine weite Reise zu unternehmen, richtet sie an seine kaiserliche Majestät die doppelte Bitte um Bewilligung einer Audienz und um Gewährung der Kosten für die Reise nach Paris. (1865.) — Sie erhält eine abschlägige Antwort.

Dr. Wildberger zu Bamberg wiederholt 1865 seine Bitte um die Ermächtigung, dem Kaiser mit einem Buche über das orthopädische Heilverfahren huldigen zu dürfen. — Abschlägiger Bescheid.

C. Wilhelm Wisthling, Gelehrter zu Leipzig, theilt dem Kaiser unterm 10. März 1865 mit, daß er an einem Werke über die römischen Alterthümer arbeitet. Indem er auf das Wohlwollen seiner Majestät gegen die Literaten vertraut, stellt er die Bitte, daß in den Quellen und Dokumenten, welche der Kaiser bei der Anfertigung der Geschichte Julius Cäsars benutzt hat, nachgeforscht werden möge: 1) ob die Römer einen Postdienst und militärische Kouriere besaßen, und 2) welche Pflege auf dem Schlachtfelde den Verwundeten zu Theil wurde. — Der Kaiser läßt das Schreiben unberücksichtigt zu den Akten legen.

Bonifaz von Zadora findet sich gleichfalls unter den deutschen Bettlern aus keinem andern Grunde angeführt, als weil er zu Dresden wohnhaft ist.

In Bezug auf ihn heißt es im französischen Texte: Issu d'une puissante famille, française à l'origine, et ruiné par la sequestration de ses biens à la suite de l'insurrection de Pologne, il sollicite la naturalisation française et un emploi en Algérie (1865). Zu deutsch: „Entsprossen aus einer mächtigen, ihrem Ursprung nach französischen Familie und durch die in Folge des polnischen Aufstandes eingetretene Sequestration seiner Güter zu Grunde gerichtet, bittet er um die französische Naturalisation und um eine Anstellung in Algerien (1865).“ — Ein Mann mit weiblichem polnischen Familiennamen, französischen Ursprungs und in Polen begütert, gehört nicht in die deutsche Gallerie!

Zehntes Kapitel.

Der blutige Kampf zwischen dem habsburgisch-lothringischen und dem hohenzollern'schen Hause um die Herrschaft über Deutschland.

(Der deutsche Bundeskrieg von 1866.)

Die im italienischen Kriege 1859 auf die offizielle europäische Tagesordnung gesetzte Nationalitäten-Bewegung, welche in Deutschland Gährung und Zersetzung hervorgerufen hatte, entwickelte sich bis zum Jahre 1866 zum deutschen Bundeskriege. Abgesehen von der Agitation des deutschen National-Vereins, die sich bis zum Jahre 1864 ausgelebt hatte, spann sich die nationale Bewegung hauptsächlich in folgenden drei Kanälen fort: 1) im deutschen Bundestage, wo die Gesandten des österreichischen und preußischen Kabinets einander das Leben sauer machten und wo die Vertreter der kleineren deutschen Herrscher, indem sie sich um die Gesandten der beiden Großmächte gruppirten, ein fortwährendes Intriguenspiel unterhielten; 2) im parlamentarischen Kampfe des preußischen Landtags gegen die absolutistische Politik Bismarck's, weil dieser Deutschland nicht auf dem Wege freisinniger Institutionen erobern, sondern die deutsche Frage im Interesse des preußischen Herrscherhauses mit „Blut und Eisen" lösen und die Vergewaltigung Preußens mit der Vergewaltigung Deutschlands verbinden wollte; 3) in dem Austrag der schleswig-holsteinischen Nationalitäts-Streitigkeit. Während sich Großdeutsche und Kleindeutsche, Partikularisten und Einheitsmänner bekämpften, entstand der größte Phrasen-Mischmasch und die ärgste Begriffsverwirrung. Alle Reaktionäre hüllten sich in ein nationales Gewand. Seitdem der österreichische Kaiser Franz Joseph in Frankfurt am Main während des Sommers 1863 den fehlgeschlagenen

Versuch gemacht hatte, sich mit Hülfe der deutschen Fürsten an die Spitze Deutschlands zu stellen, war die nationale Bewegung offiziell geworden und vollständig in die Hände der Reaktion gerathen. Zugleich war die Lösung der deutschen Frage hiermit offen zu einer Machtfrage zwischen Preußen und Oesterreich geworden. Das Haus Habsburg-Lothringen galt für den Repräsentanten des föderalistischen Prinzips, insoweit die fürstlichen oder partikularistisch-staatlichen Elemente in Betracht kamen, dahingegen Preußen für den Repräsentanten der Zentralisation und der Aufspeisung Deutschlands galt. Daher sympathisirten zuletzt mit Oesterreich fast ohne Ausnahme die sämmtlichen kleinstaatlichen Kabinette. Durch Preußen sahen sich dieselben in ihrer Existenz, wenigstens in ihrer Unabhängigkeit, unmittelbar bedroht.

Schleswig-Holstein war der Tummelplatz, auf dem der Hader der deutschen Kabinette zum Austrag gelangte. Oesterreich und fast alle kleineren Regierungen des deutschen Bundes begünstigten die Erbansprüche des Augustenburgers; denn selbiger hätte, wäre er zur Regierung gelangt, die Kleinstaaterei verstärkt, den fürstlichen Föderalismus gekräftigt und, wenn seine Ansprüche zur Geltung kommen konnten, gewissermaßen den kleinstaatlichen Souveränetäten zur Beruhigung in Betreff der ungeschmälerten Fortexistenz gedient. Das preußische Kabinet jedoch wollte Schleswig-Holstein den Besitzungen des Hohenzollernschen Hauses angliedern. Zunächst (im Dezember 1864) wurden die sächsischen und hannöverschen Truppen, welche die Bundes-Exekution hatten vollziehen helfen, zum Abzuge genöthigt, um — wenn die praktische Entscheidung allein zwischen Oesterreich und Preußen lag, einfacheres Spiel und reinere Arbeit zu haben. Zugleich trat das preußische Herrscherhaus (im November 1864) mit Erbansprüchen an die Elbherzogthümer hervor, nachdem die Lauenburger Deputation, welche um Annexion Lauenburgs an Preußen bat, eine günstige Aufnahme gefunden hatte. Lauenburg wurde mit Zustimmung Oesterreichs von Preußen in Besitz genommen; um Schleswig-Holstein aber entbrannte der Kampf, der entweder Preußen im deutschen Bunde ganz verkleinern oder aber, wenn der Sieg auf die entgegengesetzte Seite fiel, Oesterreich aus Deutschland hinausdrängen mußte.

Zuerst ergriff die preußische Regierung Besitz vom Kieler Hafen. Trotz des Protestes der österreichischen Regierung wurde die preußische Marine-Station von Danzig um Johannis 1865 definitiv nach Kiel verlegt. Der Kampf gegen die demokratische Revolution wurde von Bismarck zum Anlaß genommen, um sich mit dem österreichischen

Kabinet erst zu verbünden und darauf ganz zu verfeinden. Den französischen Kaiser beschwichtigte Bismarck bei einer Audienz, die er von ihm am 27. Oktober 1864 sich ertheilen ließ, und traf dann weitere Verabredung mit ihm im folgenden Jahre zu Gastein, wo er ihm geradezu erklärte, daß er mit Oesterreich Krieg anfangen wollte. Das Königreich Italien wurde am 31. Mai 1865 von der preußischen Regierung anerkannt und hiermit das Schutz- und Trutzbündniß zwischen der preußischen und italienischen Regierung für den bevorstehenden Krieg eingeleitet.

Während der Entscheidungskampf in Deutschland sich vorbereitete, beschäftigte sich Louis Bonaparte mit der Abfassung der „Lebensgeschichte Cäsar's." Anstatt in das wirkliche Leben einzugreifen, hatte er sich auf das theoretische Gebiet des Cäsarismus zurückgezogen. In den diplomatischen Depeschen, welche er nach Berlin und Wien abgehen ließ, rieth er, indem er in der fehlerhaften Stellung, in die er sich gesetzt hatte, verharrte, die Beobachtung des Nationalitäts-Prinzips an. Dieser Standpunkt mußte seine Einmischung in den deutschen Kampf ausschließen. Er wollte temporisiren, bis ein günstiger Augenblick, um die französische Heeresmacht in die Wagschale zu werfen, gekommen wäre. Außerdem erwartete er, daß das preußische Heer von den verbündeten Regierungen Deutschlands und Oesterreichs geschlagen werden würde.

Der französische Kaiser war nicht zu diesem Kriege gestimmt und bereitete sich nicht auf denselben vor. Er war fortwährend unwohl und entbehrte somit jene Lebensfrische, sprudelnde Kraft und geistige Elastizität, welche bei der Aufnahme eines großen Kampfes Lust an demselben erweckt und, insoweit die leitende Persönlichkeit dabei in Betracht kommt, viel zum Gelingen desselben beiträgt. Ferner war der französische Kaiser noch in der mexikanischen Expedition engagirt. Die Verhältnisse in Mexiko gestalteten sich keineswegs für ihn günstig: der Sklavenbesitzeraufstand in der nordamerikanischen Republik ging zu Ende und nöthigte ihn, seine Expeditions-Truppen aus Mexiko zurückzuziehen. Froh mußte er sein, daß er in dem österreichischen Erzherzoge Maximilian einen Lückenbüßer und Strohmann gefunden hatte, weil auf diese Weise es ihm möglich war, wenigstens mit einigem Anstand sich aus der fatalen Angelegenheit herauszuziehen. Zudem hatte die mexikanische Expedition viel Geld gekostet, und die Knappheit der französischen Finanzen ermuthigte ihn nicht zur Aufnahme eines neuen und viel bedeutenderen Krieges. Endlich machte ihn auch die auf das Jahr 1867 in Paris angesetzte Welt-Industrie-Ausstellung zum Frieden ge-

neigt. Hätte er sich durch Partei-Ergreifung in den deutschen Krieg eingemischt, würde er das Gelingen derselben sehr gefährdet und dadurch in Frankreich viele Interessen verletzt haben. Was aber den deutschen Krieg an sich anbetraf, so hielt er jedenfalls gemäß seiner cäsaristischen Denkweise denselben für einen nothwendigen Aderlaß, um im deutschen Volke die nationale Agitation zur Ruhe zu bringen. Wenn Preußen von Oesterreich und dessen Verbündeten geschlagen war, dann konnte und wollte er im entscheidenden Momente eingreifen und Frieden stiften. In diesem Falle wäre er wieder als der oberste Ordner der europäischen Verhältnisse erschienen und hätte hierbei eine kleine Annexion vollziehen können.

Die Abkartungen, welche Napoleon III. mit den mittelstaatlichen Kabinetten Deutschlands getroffen hatte, werden wohl mit der Zeit noch bekannt werden. Unterm 15. Februar 1865 widerlegte das offizielle Dresdener Journal das Gerücht, daß zwischen Sachsen und Frankreich Rheinbundsverhandlungen aus Anlaß der schleswig-holsteinischen Frage stattgefunden hätten, und suchte dieselben auf eine unschuldige Unterredung zwischen Beust und dem zu Dresden akkreditirten französischen Gesandten zu reduziren. Zwischen süddeutschen Staatsleuten und den an ihren Höfen beglaubigten französischen Gesandten mögen ähnliche Unterredungen stattgefunden haben.

In derartige Verhandlungen bietet uns das Buch: „L'Allemagne aux Tuileries“ keinen Einblick. Indeß werden uns zwei Schreiben mitgetheilt, die im Jahre 1866 von Mitgliedern des Hauses Hohenzollern an den französischen Kaiser gerichtet wurden. Da dieselben aus der Zeit stammen, in welcher der deutsche Bundeskrieg ausbrach, sollten sie zweifelsohne auf den französischen Kaiser, indem durch sie seine Eitelkeit angenehm berührt wurde, beschwichtigend wirken. Ehe wir diese interessanten Dokumente mittheilen, wollen wir bemerken, daß 1866 an die Stelle des rumänischen Staatsstreichlers Fürsten Alexander Johann I. der Hohenzollernprinz Karl Eitel Friedrich Zephyrin Ludwig (geboren den 20. April 1839) für den rumänischen Thron gewählt worden war. Dieser hohenzollern-sigmaringische Prinz war damals preußischer Premier-Lieutenant à la suite des zweiten Garde-Dragoner-Regiments. Während des Krieges 1866 kommandirte er an der französischen Gränze und konnte somit leicht, wie im Jahre 1870 sein vier Jahre älterer Bruder Leopold Stephan Karl Anton Gustav Eduard Thassilio that, den Zorn des französischen Kaisers herausfordern.

Seine Mutter, die Fürstin Josephine Friederike Luise (geboren den 21. Oktober 1813), eine Tochter des Großherzogs Karl Ludwig Friedrich von Baden, richtete unterm 18. Juni 1866 an den französischen Kaiser folgendes, wohl zu beherzigendes und denkwürdiges Schreiben:

„Mein theurer Vetter! Lange habe ich zwischen dem Wunsche, Ihnen zu schreiben, und der Furcht, Ihnen lästig zu fallen, wenn ich Ihnen Alles mittheilte, was mich in den letztvergangenen Monaten bewegt, ja sogar beunruhigt hat, hin und her geschwankt. Während ich mich gedrungen fühlte, mich an Sie zu wenden, um meinen Sohn Karl Ihrer wohlwollenden Theilnahme zu empfehlen, mußte ich doch einer zarten Rücksicht nachgeben und mich ins Stillschweigen fügen. Ich begriff, daß Sie aus Prinzip ihn zu dem von ihm gefaßten Entschlusse nicht direkt ermuthigen konnten. Wenn ich aber ihn ohne allzugroße Befürchtungen abreisen lassen konnte, geschah dieses nur, weil mich die innige Zuversicht aufrecht erhielt, daß wir auf Ihr Wohlwollen rechnen konnten, und weil Ihre Sympathie einem Entschlusse sicher war, welcher aus einer edelmüthigen Regung hervorging und welchen der Gedanke an den Schutz, den Sie der Sache Rumäniens stets haben zu Theil werden lassen, aufrecht erhielt und befestigte. Jetzt, da die Garantie-Mächte — Dank diesem erhabenen Schutze — meinem Sohne nicht mehr so feindlich sind, komme ich, um Ihnen zu danken, mein lieber Vetter, und um für ihn Ihre Rathschläge, Ihre Stütze zu erflehen. Geruhen Sie, ihm beizustehen, ihm unter die Arme zu greifen bei der zweifelsohne sehr schwierigen Aufgabe, der er sich mit der ganzen Gluth seines jungen Herzens unterzogen hat. Gestatten Sie mir dieser Bitte die Versicherung hinzuzufügen, daß er niemals diese Entscheidung getroffen hätte, wäre er nicht innig überzeugt gewesen, daß dieselbe Ihnen nicht mißfallen würde. Diese Ueberzeugung hegten auch die Rumänier selber. Dieselben schulden Ihnen viel zu viel Erkenntlichkeit, als daß sie, wie sie gethan haben, auf ihrem Beschlusse beharrt hätten, wenn sie hätten fürchten können, daß er Ihre Mißbilligung erfahren müßte. Lange Zeit hindurch hatte ich mir mit der Hoffnung geschmeichelt, nach Paris zu kommen und meinen guten Karl lebhafter zu empfehlen, als ich dieses schriftlich zu thun vermag. Es war mir so sehr daran gelegen, ihrer Majestät der Kaiserin meine Huldigungen darzubringen und ihr für all' die Güte zu danken, womit sie, gleich Ihnen, geruht hat, Antoinette und Leopold bei deren Aufenthalte in den Tuilerien zu überhäufen. Indem ich Ihnen den Ausdruck meiner

lebhaften, meiner tiefen Erkenntlichkeit dargeboten hätte, hätte ich mit Ihnen von meinen mütterlichen Besorgnissen, von den Hoffnungen, die wir in Sie, in Ihre beständigen Huldbeweise (bontés) setzen, sprechen mögen. Leider muß ich auf Das, was mich so glücklich gemacht haben würde, verzichten! Denn wir befinden uns jetzt mitten in einem Kriege, dessen Dimensionen wir nicht bemessen können. Karl hat die traurige Aufgabe, die Rheinprovinz und die Provinz Westphalen gegen Süddeutschland vertheidigen zu müssen. Er verbindet sich mit mir, um Sie zu bitten, daß Sie in den gegenwärtigen Zeilen die Versicherung all' der Gefühle, welche uns durchdringen, finden und dabei geruhen wollen, ihre Majestät die Kaiserin die Huldigung derselben annehmen zu lassen. Mit der zärtlichsten Zuneigung bin ich auf immer, mein theurer Vetter, Ihre sehr ergebene Muhme Josephine. — Düsseldorf, den 18. Juni 1866."

Das ist gewiß ein Brief, dessen bis an Zärtlichkeit streifende Höflichkeit die Besorgniß zeigt, die man wegen einer etwaigen Einmischung des französischen Kaisers hegte. Dem Prinzen Karl ist zufolge diesem Briefe die „traurige Aufgabe" zugefallen, die Rheinprovinz und Westphalen gegen Süddeutschland, möglicherweise aber auch gegen den französischen Kaiser, vertheidigen zu müssen! Jenes Heer am Rhein war ja noch mehr gegen Frankreich als gegen Süddeutschland aufgestellt! Auch der Hohenzollern-Prinz Leopold, der spätere spanische Thronkandidat, suchte eine Gelegenheit hervor, um sich dem französischen Kaiser gefällig zu zeigen. Derselbe richtete an ihn schon acht Tage, ehe seine Mutter schrieb, das folgende Schreiben:

„Sire! Eure Majestät haben vor einigen Jahren das Werk des Herrn Tahne über „„die westphälischen Dynastien"" anzunehmen geruht und soeben den Verfasser mit einem schmeichelhaften Briefe beehrt, welcher denselben ermächtigt, eurer Majestät das Ergebniß seiner Untersuchungen über die Ausdehnung der römischen Gränzwälle in der Gegend des Niederrheins, wovon er auf der gegenwärtigen Karte der rheinischen Provinzen die Umrisse angegeben hat, zu offeriren.*) Herr Tahne hat mich gebeten, diese Arbeit an eure Majestät gelangen zu

*) Der Huldigungsbrief des Herrn Tahne, sowie das schmeichelhafte Schreiben des französischen Kaisers an ihn, fehlen in unserer Gallerie: ein neuer Beweis von der Lückenhaftigkeit der französischerseits veröffentlichten Dokumente!

lassen. Ich thue es hiermit, indem ich mir die Freiheit nehme, Antoinette und mich, sowie unsere Familie, dem gnädigen und wohlwollenden Andenken Ihrer Majestäten zu empfehlen, und zu verbleiben mit dem tiefsten Respekt, Sire, eurer Majestät allergehorsamster Diener und Neffe Leopold Hohenzollern. (Düsseldorf, den 11. Juni 1866.)

Oben auf Seite 127 haben wir den Karlsruher Professor Dr. Hegewald erwähnt, der, indem er ein Geschenk für das Kind Frankreichs schickte, an den französischen Kaiser schrieb: daß die Auxerrer Rede Befürchtungen rege gemacht hätte, bezüglich deren die deutschen Patrioten beruhigt zu sein wünschten, und daß die Rheinprovinzen deutsch wären und bleiben wollten. Dieses Schreiben ist vom 9. Mai 1866 datirt und zeigt die Besorgnisse der preußischen Partei Süddeutschlands.

Unterm 27. Mai 1866 schrieb der bei Anton Bachmaier in Passau angestellte Lehrer (professeur) Wilhelm Stephanus, daß Bachmaier, durch die Bismarck'sche Politik ruinirt, um eine Anstellung in Frankreich bitte. Er machte dabei für Bachmaier geltend, daß derselbe im Dezember 1861 für eine Stiftung zu Gunsten des kaiserlichen Prinzen einen Vorschlag gemacht hätte: was zum Beweis dient, daß die zwei Lloyd-Aktien im Betrage von 2500 Franken, welche Bachmaier für eine zu Ehren des kaiserlichen Prinzen zu errichtende Stiftung eingesandt hatte, nur dazu hatten dienen sollen, ihm beim Kaiser einen gelegentlich zu verwerthenden Stein ins Brett zu setzen. Gleichwie der Kaiser nun damals die beiden Aktien, weil er die Bedeutung von derartigen Geschenken kannte, zurückgeschickt hatte, ertheilte er jetzt auch auf die durch Stephanus vermittelte Bitte Bachmaier's eine abschlägige Antwort.

Karl Heinrich Müller zu Chemnitz in Sachsen fleht am 1. Juli 1866, als die Preußen Sachsen erobert haben, den französischen Kaiser an, zu Gunsten Sachsens in dem deutschen Bundeskriege einzuschreiten. Derselbe schreibt:

„Man glaubt bei uns, daß auch ohne unsere Bitten eure Majestät, wie es des Adels und der Macht eurer Majestät würdig ist, handeln werden, und dafür werden Sie die Gebete der ganzen Welt einärnten. Doch ich, der ich ein unabhängiger Staatsbürger und allein von Gefühlen für Recht und Ehre beseelt bin, kann nicht ermangeln, mit der Zustimmung meiner Landsleute Das zu thun, was ich für mein armes Vaterland

vermag: nämlich, im Namen unserer Vorfahren, welche für seine Majestät Ihren Oheim starben, eure Majestät anzuflehen, die gegenwärtige Gelegenheit zu benutzen und Ihre Macht zur Aufrechterhaltung der Unabhängigkeit und zur Wiedergutmachung des Unrechts, welches unserem eurer Majestät und allerhöchstdero Hause so zugethanem Vaterlande 1813 geschehen ist, zu gebrauchen."

Der französische Kaiser läßt jedoch das Schreiben des unabhängigen patriotischen Sachsen unbeantwortet zu den Akten legen.

Gahn, Pfarrer zu Tangermünde im preußischen Regierungsbezirke Magdeburg (Kreis Stendal), offerirt am 13. Juli 1866 dem französischen Kaiser, den er als den Wohlthäter Frankreichs und Europa's zu betrachten sich den Anschein gibt, eine in die Politik des Augenblicks unmittelbar eingreifende Broschüre unter dem Titel: „Was wird der Kaiser Napoleon thun?" In dieser Broschüre befürwortet der Diener des Himmelreiches die irdische Allianz Frankreichs und Preußens.

Der Mainzer Buchhändler Joseph Michel schreibt unterm 18. Juli 1866 an den französischen Kaiser um Geldunterstützung. Er erinnert in seinem Schreiben daran, daß er vor wenigen Jahren, nachdem er ein bei ihm verlegtes Werk eingesandt gehabt, vom Kaiser eine goldene Medaille zugestellt erhalten hat. Dieses Werk hatte von der Kriegskunst der alten Römer gehandelt. Der Buchhändler Michel bittet den französischen Kaiser jetzt um Geld, damit er seinem Geschäft, welches durch den Deutschland verheerenden Krieg zerrüttet worden ist, wieder aufhelfen kann. — Vier Tage nachher, nämlich am 22. Juli, benachrichtigt der in Rede stehende Supplikant den französischen Kaiser, daß er, weil ganz unerwartet ein Freund ihm zu Hülfe gekommen ist, nicht mehr der Unterstützung bedarf.

Heinrich Hinsberg und Karl Gräf in Weimar benutzen den deutschen Bundeskrieg, um dem französischen Kaiser ihre neu erfundenen Gewehre anzubieten. Es kümmert sie, wie es scheint, keineswegs, daß der französische Kaiser die neue Waffe möglicherweise gegen Deutschland verwenden kann. Ihnen ist es um den Gelderwerb zu thun, und angesichts dieses obersten leitenden Gesichtspunktes müssen alle sonstigen Rücksichten in den Hintergrund treten. Geld ist die Losung dieser Industriellen! Das betreffende Schreiben von Heinrich Hinsberg und Karl Gräf ist an den Oberkammerherrn Herzog von Bassano gerichtet und lautet in seinen wesentlichen Stellen so:

„ . . . . . Wir möchten die Gewißheit haben, ob wir unter den gegenwärtigen Umständen für unsere Erfindung in Frankreich Interesse und Erfolg finden. Es bleibt uns kein anderes Mittel übrig, als die Mittheilung unseres Wunsches und zugleich die Bitte an Sie, Herr Herzog, uns mit einigen Zeilen hierüber zu erfreuen. Seien Sie überzeugt, Herr Herzog, daß wir die Größe des von uns erbetenen Dienstes wohl zu würdigen verstehen, da wir den Werth Ihrer Zeit recht gut kennen, und daß allein die Gewißheit, auf anderem Wege keinen richtigen Aufschluß zu erhalten, sowie einen Gegenstand, der für Frankreich nicht ohne Wichtigkeit ist, zu behandeln, uns dazu vermocht hat, Ihre Freundlichkeit in Anspruch zu nehmen." — (15. Juli 1866.)

Auch J. F. C. Carle und H. E. Johns aus Hamburg bieten dem französischen Kaiser eine neue Mordwaffe an, indem sie angesichts der ungewissen politischen Lage hoffen, daß dieselbe dem Kaiser willkommen sein werde. Die französische Regierung ist die erste, an die sie sich mit ihrem Angebote wenden. (16. Juni 1866.) — Ebenso bieten im Juni 1866 zwei zu Köln wohnhafte Mordwaffenerfinder der französischen Regierung einen Kriegsartikel an. Sie gebrauchen dabei die Vorsicht, ihre Namen nicht zu nennen, sondern zu bitten, daß ihnen in dem Inseratentheile der „Kölnischen Zeitung" unter der Bezeichnung „C et W" eine Antwort gegeben werde. Diese Klugheit, die Namen nicht zu nennen, dürfte der Furcht des patriotischen Gewissens zuzuschreiben sein.

Adolph Behrens übersendet am 3. Dezember 1866 den Wortlaut der von ihm auf den König von Preußen, auf die Armee und auf den Grafen Bismarck bei der Rückkehr der preußischen Truppen aus dem Feldzuge des Jahres 1866 ausgebrachten Toaste. Sollte sich etwa Louis Bonaparte über diese Toaste freuen oder nur die diplomatisch-rhetorische Kunst des Ausbringers der Toaste bewundern?

Dr. phil. Maximilian Enger, Kenner der morgenländischen Sprachen und Mawerdi-Herausgeber, richtet an den Kaiser ein lateinisches Gedicht unterm 14. Januar 1867 und verbindet damit eine Bettelei um eine Anstellung. Das lateinische Gedicht ist betitelt: Napoleoni tertio invicto Gallorum imperatori (zu Deutsch: An Napoleon III., den unbesieglichen Kaiser der Franzosen). Das Bettelschreiben lautet:

„Sire! Eurer kaiserlichen Majestät wage ich diese wenigen Verse vorzulegen, zu welchen mich eine wahre Bewunderung und eine aufrichtige Ergebenheit begeistert hat. Ich habe Sie stets für den wahr-

haften Regenerator der europäischen Gesellschaft gehalten, und seitdem Sie auf den Thron gelangt sind, hat sich meine Ahnung bestätigt gefunden. In Folge der Ereignisse des verflossenen Jahres kann man kaum noch zweifeln, daß für die Rheinprovinzen Nichts von unserer jetzigen Regierung zu hoffen ist, und ich würde mich glücklich schätzen, wenn eure kaiserliche Majestät mir in Ihren umfangreichen Staaten eine Stelle: sei es nun in einer Bibliothek, oder sei es in einer Lehranstalt, sogar in Algerien, zu verleihen geruhen würden."

Der Kaiser verfügte, diesen Bettelbrief unbeantwortet zu den Akten zu legen.

B. von Werder, Johanniter-Ritter zu Sagisdorf in Preußen, huldigt im März 1867 dem Kaiser mit dem Buche: „Erlebnisse eines Johanniter-Ritters auf dem Kriegsschauplatze in Böhmen." (Halle, Verlag von Mühlmann). -- Ihm wird der Empfang angezeigt.

Hierher gehört auch das oben auf Seite 269 erwähnte Schreiben des Altenburger Gymnasial-Lehrers Rudolph Schulze und dessen Bismarck-Broschüre.

Friedrich Brunck, preußischer Lieutenant zu Haynau*) im preußischen Regierungsbezirke Liegnitz, huldigt am 6. Juni 1867 dem französischen Kaiser mit einer Broschüre, welche betitelt ist: „Drei Monate kriegsrechtliche Haft in Oesterreich während des Sommers 1866." (Schweidnitz, Verlag von Heege.)

Ein sogenannter „Rother" übersendet zu Paris im Juli 1867 dem französischen Kaiser eine telegraphische Depesche, worin er um eine Audienz bittet, damit er eine sogenannte „brillante Lösung" der deutschen Frage vorschlagen kann.

Die Baronin Malwina von Witzleben (Pelet von Witzleben), Mitglied der medizinischen Gesellschaft zu Berlin, huldigt dem französischen Kaiser mit ihrer Schrift: „Andenken an die Schlacht von Königgrätz." Sie setzt ihm in dem Begleitbriefe auseinander, daß sie bei Königgrätz am 3. Juli 1866 die Verwundeten besorgt und daselbst die Bomben so schauderhafte Wunden hat hervorbringen sehen, daß sie um die Abschaffung dieser schrecklichen Geschosse bittet. (4. Dezember 1867.)

(Das Schreiben der Baronin von Witzleben gehört zu den wenigen Tuilerienbriefen, die ihren Verfassern zur Ehre gereichen!)

---

*) Im französischen Texte steht: à Hynau, Silésie. Wir nehmen an, daß unter Hynau der Ort Haynau im Kreise Haynau-Goldberg zu verstehen ist.

Hiermit schließen die auf den deutschen Krieg des Jahres 1866 bezüglichen und unter dem unmittelbaren Eindrucke desselben an den französischen Kaiser gerichteten Zuschriften ab. Ein Paar Zuschriften aus späterer Zeit, die ebenfalls auf diesen Krieg, wenigstens indirekt, Bezug haben, werden wir später kennen zu lernen Gelegenheit haben. Da der französische Kaiser sich nicht in den deutschen Bundeskrieg einzumischen gewagt hatte, war er um einen großen Theil des ihm noch übrig gebliebenen politischen Ansehens in Deutschland gekommen. Indem er die sogenannte „Rache für Sadowa“ auf eine spätere Zeit versparte, ließ er dem preußischen Kabinette die Zeit, sich zu rüsten und die neuen Zustände in Deutschland zu konsolidiren. Während die Macht Preußens wuchs, zersetzte sich zusehens die tyrannische Herrschaft und verlotterte Wirthschaft des französischen Kaiserreichs. Offenbar büßte der französische Kaiser immermehr von seiner früheren Energie ein, bis er endlich bei der traurigen Alternative angekommen war, entweder durch eine neue französische Revolution oder durch äußeren Krieg zu fallen.

Wir verzeichnen nun die übrigen Schreiben aus dem Kriegsjahre 1866.

Bohr, Professor an der Akademie der schönen Künste zu Dresden, bittet im September 1866 um die Ermächtigung, dem Kaiser sein Werk, welches betitelt ist: „Der dynamische Kreis,“ übersenden zu dürfen. Der französische Gesandte in Dresden berichtet über das fragliche Buch, daß dasselbe in der gelehrten Welt Deutschlands „einen großen Wiederhall“ gefunden habe.

Der Baron Leopold von Borch sucht 1866 um die Erlaubniß nach, den Grafentitel annehmen zu dürfen. Er hat seine Güter in Preußen verkauft und ist vor funfzehn Jahren Franzose geworden. Um sein Gesuch zu begründen, reicht er ein geschichtliches Dokument ein, aus welchem hervorgehen soll, daß seine Altvordern im zwölften Jahrhunderte den Grafentitel geführt haben. (Mit dem alten Ursprunge der Geschlechter wird häufig Mystifikation getrieben. Des Namens Borch sind verschiedene adelige Geschlechter, die sich aus Westphalen herleiten. Imbertus von der Borch, der am Hofe des 1440 auf den Kaiserthron gelangten Friedrichs III. polnischer Gesandter gewesen war, wurde von Maximilian I., der 1493 deutscher Kaiser wurde, in den Reichsgrafenstand versetzt. Der Reichsgrafentitel reicht sonach nicht bis ins zwölfte Jahrhundert zurück. Uebrigens ist der Baron von Borch, weil er im Jahre 1851 Franzose geworden war, nicht unter die Deutschen zu zählen: — es müßte denn sein, daß man einen ganz absonderlichen Nationalitäts-Aberglauben besäße!)

Der Berliner Professor Ed. Buschmann offerirt, nachdem er zum Offizier der Ehrenlegion ernannt worden ist, dem Kaiser im Januar 1866 das Manuskript des „Kosmos“ von Alexander von Humboldt. Dieses Manuskript rührt jedoch nicht von der Hand Humboldt's, sondern von derjenigen Buschmann's, der sich also selber beweihräucherte, her. Nur die Korrekturen und verschiedene Anmerkungen sind darin von Humboldt geschrieben. — Das Manuskript wird vom Kaiser angenommen und in der großen Pariser Bibliothek niedergelegt. Zugleich läßt der Kaiser dem Professor Buschmann bestens danken.

Wilhelm von Cölln, Lieutenant im Garde-Grenadier-Regiment zu Berlin, schreibt dem Kaiser, daß er den letzten Willen seines verstorbenen Vaters, eines alten Offiziers des ersten französischen Kaiserreichs, erfüllt, wenn er jetzt an seine Majestät das Kreuz der Ehrenlegion schickt, welches Napoleon I. dem Vater des preußischen Lieutenants in Folge des bei Willeika 1812 stattgefundenen Kampfes verliehen hat. (18. März 1866.) — Hierauf geht dem betreffenden Lieutenant die nachstehende Antwort seitens des Kabinets zu: „.... Seine Majestät haben sich nicht entschließen können, Sie einer Reliquie zu berauben, welche Ihnen sehr kostbar sein muß. Ich bin beauftragt, sie Ihnen zurückzuschicken und Sie zu bitten, daß Sie dieselbe zum Andenken an die von Ihrem Familienoberhaupte Frankreich geleisteten Dienste aufbewahren mögen.“ (25. Mai 1866.) — Nachdem der Lieutenant von Cölln aus dem böhmischen Feldzuge zurückgekehrt ist, dankt er für die Zusendung. Da er sich aber gern mit dem Kreuze der Ehrenlegion aufputzen möchte, fügt er seinem Dankesschreiben folgende Worte hinzu: „Weil es aber uns Preußen nicht gestattet ist, ohne die Erlaubniß unseres Königs eine solche Dekoration zu tragen, habe ich die Ehre, Sie zu bitten, daß Sie mir doch ein Zeugniß übersenden mögen, welches ich der Regierung vorlegen kann, damit ich die besagte Erlaubniß erhalte.“ (15. Oktober 1866.) — Dieses Schreiben wird unberücksichtigt zu den Akten gelegt. — Die Kanzlei der Ehrenlegion spricht sich über diesen Fall so aus: „Herr von Cölln ist der Sohn eines alten, im Jahre 1824 zum Ritter ernannten Offiziers. Es ist in Frankreich nicht gebräuchlich, den Familien die Dekorationen abzuverlangen, deren Inhaber ausländische Ordensmitglieder waren; dieß ist Herrn von Cölln durch unsern Gesandten mitgetheilt worden, und Herr Benedetti hat der Großkanzlei die Gegenstände, um die es sich handelt, nur überschickt auf das inständige Bitten dieses Offiziers, daß er den letzten Willen seines Vaters gern erfüllen wolle.“ (19. April 1866.)

Joseph Damian, Advokat zu Wien, schreibt unterm 19. Oktober 1866 an den Kabinet-Chef:

„Am 18. Februar 1866 starb zu Wien der Fr. Kolb, Kammerdiener des Herzogs von Reichstadt, Königs von Rom, und im Besitz des Dahingeschiedenen befand sich, noch ganz gut erhalten, der türkische Schlafrock des Herzogs von Reichstadt, welchen der Letztere bis zum Tode getragen und alsdann dem besagten Kammerdiener zum Andenken gegeben hatte.*) Dieses Kleidungsstück ist durch den Fr. Kolb wie eine sehr kostbare Reliquie aufbewahrt worden. Durch einen glücklichen Zufall befinde ich mich jetzt im Besitz dieser kostbaren Reliquie und würde mich ebenso glücklich wie geehrt fühlen, wenn ich damit seiner Majestät dem Kaiser von Frankreich**) ein Geschenk machen dürfte, um auf diese Art zu verhindern, daß sie eines Tages nicht in unwürdige Hände fällt.... Obschon die Antiquitäten-Geschäfte nicht meines Amts sind, halte ich mich dennoch für verpflichtet, dieses Andenken an eine Persönlichkeit, welche für die Geschichte Frankreichs immer von dem höchsten Interesse bleiben wird, vor dem Untergange zu bewahren."

Unter Dank wird das Geschenk vom französischen Kaiser abgelehnt Somit blieb auch das erhoffte Gegengeschenk aus.

Friedrich Dubner erhält im Namen des Kaisers am 22. Mai 1866 eine Pension von 1800 Franken bewilligt. Derselbe schreibt darauf an Herrn Conti, den Kabinet-Chef:

„Mein Herr! Ich sehne mich nach der Ehre, Sie zu besuchen und Ihnen die Huldigungen eines innig und ewig dankbaren Herzens darzubringen. Sie haben die edle Generosität besessen, die Sache eines Unbekannten, der stets nur auf seinen Geschmack des λαθὴ βιώσας geachtet hatte, zu befürworten, ja sie warm zu befürworten. Wollen Sie nun, mein Herr, demselben erlauben, Ihnen mündlich zu sagen, daß er Ihrer großmüthigen Theilnahme Alles schuldet, was er als die schönste und ehrenhafteste Belohnung für sein Bemühen, sich seinem theuren Adoptiv-Vaterlande nützlich zu machen, betrachtet. Auch, mein

---

*) Diese ungenaue Redeweise, wonach der Herzog von Reichstadt, als er bereits todt war, noch eine Handlung verrichtete, steht im französischen Texte: que ce dernier avait portée, jusqu'à son décès et ensuite donnée en souvenir audit valet de chambre.

**) Im französischen Texte: à S. M. l'Empereur de France. Der Wiener Advokat kennt nicht den Unterschied zwischen dem bürgerlich-revolutionären Titel: „Kaiser der Franzosen," und dem feudalen Ausdrucke: „Kaiser von Frankreich."

Herr, möchte ich wissen, ob es sich jetzt schickt, um einen Augenblick Audienz bei seiner Majestät dem Kaiser zu bitten...." (5. Juni 1866.)

Da Friedrich Dubner, wie er selbst sagt, von Frankreich adoptirt worden ist und er dasselbe zu seinem Vaterlande gemacht hat, kann er nicht mehr als Deutscher betrachtet werden. Er ist ein französisch gesinnter Kaiserlicher.

Ferdinand Eggmann zu Ravensburg, der alten welfischen Rauenburg, im Würtembergischen, ist vom Könige von Würtemberg mit der goldenen Medaille für Wissenschaft und Kunst gekennzeichnet und bittet um die Ermächtigung, seine „Geschichte der Welfen" dem französischen Kaiser übersenden zu dürfen.

J. A. Eissenhardt zu Mannheim übermacht dem Kaiser einen Plan zur Tilgung der Staatsschuld (Dezember 1866).

Ottilie von Buttlar, eine Enkelin des verstorbenen Barons Petnum von Essen, welcher 1807 Bataillons-Chef im preußischen Infanterie-Regimente des Fürsten von Isenburg gewesen ist, übersendet dem französischen Kaiser das Brevet und Kreuz der Ehrenlegion, welches ihrem Großvater verliehen worden war, und bettelt bei dieser Gelegenheit um Unterstützung. Ihr Schreiben ist datirt: Königsberg, November 1866; doch ist nicht angegeben, welches Königsberg gemeint ist. Aus der Baronen-Familie der Herren von Buttlar gibt es mehrere Tuilerien-Klienten. Am 14. Januar hatte den Kaiser ein Baron von Buttlar, wohnhaft zu Festenberg bei Breslau, der der Sohn eines Präfekten des Königs von Westphalen war, angebettelt, und weiter unten werden wir die Bekanntschaft der Henriette von Buttlar aus Meiningen machen.

A. Essenwein, Direktor des germanischen National-Museums zu Nürnberg, setzt im Dezember 1866 dem Kaiser auseinander, daß seine Anstalt den Zweck hat, alle Arten von Dokumenten, welche die Geschichte Deutschlands betreffen, zu sammeln. Aus diesem Grunde bittet er seine bonapartistische Majestät: 1) daß auf kaiserlichen Befehl ein Katalog von den deutschen oder lateinischen Manuskripten deutschen oder fränkisch-germanischen Ursprungs, die in den öffentlichen Bibliotheken Frankreichs vorhanden sind, angefertigt werden möge, und 2) ebenso ein Katalog der auf Deutschland bezüglichen oder die Beziehungen zwischen Deutschland und Frankreich vor dem Jahre 1650 betreffenden Dokumente u. s. w. Drittens bittet Essenwein — wenn dieses nämlich nicht zu viel verlangt sei — noch um einige Reproduktionen

von solchen Kunstgegenständen deutschen Ursprungs, welche sich in den französischen Museen u. s. w. aufbewahrt finden.

Madame A. Frielinghaus bei Witten in Westphalen klagt dem Kaiser vor, daß ihr Bruder ihr gemeinschaftliches Vermögen aufs Spiel gesetzt hat, um einen Freund zu retten. Da nun ihr Schwager, der Pfarrer Richter, keinen genügenden Preis für die in seinem Besitz befindlichen Bergwerksgruben, von denen sie seiner Majestät eine Beschreibung liefert, erzielen kann, ruft sie die kaiserliche Freigebigkeit an, um aus ihrer Nothlage gerettet zu werden. (Januar 1866.) — Die Bettelei wird unter Bedauern abgewiesen.

Wilhelm A. Gensch, Hutmacher in Berlin, hatte im Jahre 1865 mit dem französischen Kaiser ein Käppi-Geschäft zu machen im Begriff gestanden, aber sofort Gegenbefehl erhalten, daß er die bei ihm bestellten 100 Stück Käppi's nicht machen sollte. Für die beiden Käppi's, welche er als Probe eingesandt hatte, erhielt er 100 Franken. Im Jahre 1866 bettelt er, daß der Kaiser ihm den Preis der nicht gelieferten 100 Stück Käppi's im Gnadenwege auszahlen möge. Mit andern Worten bettelt er um die Summe von 325 Thalern; sein Bettelbrief wird jedoch unberücksichtigt zu den Akten gelegt.

Der Literat Gustav Gerstel, damals zu München wohnhaft, bittet 1866 den französischen Kaiser, ihm seine neuesten Gedichte widmen zu dürfen, erhält aber unter dem Achselzucken heuchlerischen Bedauerns einen allerhöchsten Fußtritt und Korb.

Donatus Gerstens zu Freiburg im Breisgau richtet einen ganz eigenthümlichen Brief an die „Hochlöbliche Kaiserliche Hofkasse“. Zufolge diesem Briefe hat er sieben Monate in einem Narrenhause zugebracht und zwar unter außergewöhnlichen Umständen, die dem Kaiser bekannt sind. Seine Pension ist von 1000 auf 650 Gulden herabgesetzt worden. Er bettelt daher um Unterstützung. (Februar 1866.)

J. Gilbert zu Lampertheim, einem Flecken in der großherzoglich hessischen Provinz Starkenburg (Kreis Heppenheim) will, daß der Kaiser bei ihm zu Gevatter stehen soll, weil Gilbert's Frau das zwölfte Kind (den sechsten Knaben) geboren hat. Außerdem bittet er um die Erlaubniß, diesem Kinde den Namen Louis ertheilen zu dürfen. Gewisse Leute glaubten, daß der französische Kaiser, oder besser gesagt: das vom französischen Kaiser ausgeplünderte französische Volk, ihnen die vielen Kinder, die sie erzeugten, ernähren müßte. (23. März 1866). — Im vorliegenden Falle schlug der französische Kaiser unter Bedauern die Bitte ab.

Junius Goldstein aus Breslau offerirt ein Paar Strümpfe, welche Napoleon I. gehört haben und in den Besitz eines gewissen Müller, welcher der Großvater eines bei Goldstein angestellten Vormanns ist, gekommen sind. Goldstein denkt, daß dieses Souvenir recht gut im Louvre figuriren könnte. (Dezember 1866.) — Er wird an den Ober-Intendanten (Surintendant) der schönen Künste, Senator de Nieuwerkerke, verwiesen. (Wir glauben, daß dieses Geschäftchen mit dem französischen Kaiser weniger vom Vormann Müller, der sich hat bereden lassen, als vielmehr von Junius Goldstein, welcher zugleich die Seele und ausführende Hand bei diesem Geschäftchen ist, ausgeht. Der Arbeiter Müller ist in diesem Falle der Benutzte, der einem Manne aus der Bourgeoisie dazu dient, mit dem „großen" Kaiser Napoleon III. in Verbindung zu treten. Das Schreiben Goldstein's kann daher nicht dem deutschen Arbeiterstande zur Last gelegt werden, wie denn auch Goldstein selber kein Arbeiter, sondern ein Arbeiter-Ausbeuter ist.)

Gundlack, Bücher-Antiquar zu Neustrelitz, sendet an den Kaiser den ersten Band von einem Exemplar des Werkes: „Tausend und eine Nacht." Er hat diesen Band, welcher den Namenstempel vom Kabinet Napoleon's I. enthält, auf einer Auktion gekauft und glaubt, daß es seiner Majestät angenehm sein kann, in den Besitz dieses Buches zu kommen (Februar 1866). — Ihm wird im Namen des Kaisers der Empfang angezeigt.

Dr. J. Hamburger, ein Rabbiner zu Strelitz, huldigt 1866 dem Kaiser mit dem ersten Hefte einer Enkyklopädie, welche er zum Zwecke des Studiums der Bibel und des Talmuds veröffentlicht. Er bettelt beim Kaiser, derselbe möge so freundlich sein, für die Bibliotheken Frankreichs Exemplare kaufen zu lassen.

Der Baron A. von Haxthausen im Schlosse Thienhausen (in Westphalen) legt dem Kaiser ein Werk zu Füßen, welches er über die Emanzipation der russischen Leibeigenen und der nordamerikanischen Negersklaven geschrieben hat. Er bemerkt, daß er sich mit diesem Gegenstand beinahe ein halbes Jahrhundert lang beschäftigt hat (9. Mai 1866). — (August Franz Ludwig Maria, Senior der weißen, Abbenburger Linie der alten westphälischen reichsritterschaftlichen Familie Haxthausen, ist 1792 geboren und Besitzer der Rittergüter Thienhausen, Bökendorf, Abbenburg und Hellersen, ferner Erbhofmeister des Erb-Fürstenthums Paderborn, columna nobilis et villicus ecclesiae cathedralis, ingleichen Rechtsritter des Maltheser-Ordens und endlich auch noch königlich preußischer Geheimer Regierungsrath außer Dienst.)

Franz Heber, Kapellmeister im Heidelberger Schlosse, erhält im August 1866 eine goldene Medaille für die Widmung einer dramatischen Ouverture.

E. Hirschberg zu Forst in Preußen sendet im September 1866 ein Gedicht ein, worin der französische Kaiser als Wohlthäter Europa's besungen wird, weil derselbe den italienischen Krieg und die Wiederherstellung Italiens unternommen hat.

Hisserich zu Hamberg in Hessen hat vergebens eine Belohnung für Dienste, die er unter dem ersten Kaiserreich verrichtet haben will, verlangt. Er bittet nun, daß der Kaiser ihm wenigstens die sich auf 15 Franken (4 Thaler) belaufenden Kosten, die die Uebersetzung seines Gesuchs ins Französische gekostet hat, vergüten wolle. – Sein Gesuch wird nicht berücksichtigt.

Bernhard Hopffer, Komponist in Berlin, übersendet ein Musikstück, indem er von sich schreibt:

„Von Kindheit auf enthusiasmirt für die unsterblichen Thaten Napoleon's des Großen, hat er immer den Wunsch gehegt, die Verse des Barons von Zedlitz: „„Die nächtliche Revue,““ in Musik zu setzen. Der einhellige Erfolg und die stürmischen Beifallsbezeigungen, welche seine Komposition in den ersten Kreisen Berlins errungen hat, lassen ihn hoffen, daß sie verdient, zu den Ohren seiner kaiserlichen Majestät zu gelangen, welche mit so viel Theilnahme und Gastfreundschaft die Vertreter der preußischen Musik aufgenommen haben.“ (21. Juni 1866.)

Luise Hübsch, Witwe des Dr. Hübsch, gewesenen badischen Baudirektors, huldigt dem Kaiser mit dem Werke ihres verstorbenen Mannes, welches die Baudenkmäler der ersten christlichen Zeit enthält. Sie bittet um Protektion für dieses Werk und empfängt eine goldene Medaille. (1866.)

Jakob Jacobson, Landschaftsmaler zu Schwerin, ist, wie er im Dezember 1866 schreibt, vom Könige und der Königin von Preußen beauftragt worden, für sie verschiedene Oelgemälde anzufertigen. Er übersendet nun dem französischen Kaiser vier Albums mit nach der Natur aufgenommenen Skizzen zur Ansicht, indem er um eine Bestellung und um die Zurücksendung seiner Albums bittet.

Der Graf Kalckreuth zu Weimar bittet 1866 den französischen Kaiser ebenfalls um Bestellung eines Gemäldes und wird an den Ober-Intendanten der schönen Künste verwiesen. — (Das Geschlecht Kalckreuth leitet sich von Volpert de Calrute her, welchen 1292 der Thüringer Landgraf Dietrich III. belehnt hat. Zufolge dieser etwas ge-

wagten Ableitung wechselt der Familienname: er heißt im vierzehnten Jahrhunderte Kalckrüter, im funfzehnten Kalckreuter und im sechszehnten endlich Kalckreuth. Am 31. August 1678 wurde Karl Friedrich von Kalckreuth in den böhmischen Freiherrenstand versetzt und am 15. Oktober 1786 die Brüder Hans Emil und Friedrich Adolph von Kalckreuth zu Saugerhausen durch den König Friedrich Wilhelm II. zu preußischen Grafen ernannt. — Der hier in Betracht kommende Graf Kalckreuth heißt Stanislaus Friedrich Ludwig und ist am 25. Dezember 1820 geboren. Er ist großherzoglich sächsischer Kammerherr, königlich preußischer Lieutenant außer Dienst, sowie Professor der Landschafts-Malerei und Direktor der Kunstschule zu Weimar. Er ist mit Anna Eleonore geborenen Cauer aus Weimar verheirathet.)

Der Kunsttischler Karl Kamitz zu Breslau fleht 1866 um die Erlaubniß, dem Kaiser ein kunstvolles Möbel seiner Mache, aus amerikanischem Holz angefertigt, übersenden zu dürfen. Das beabsichtigte Geschäft gelingt jedoch nicht, da er, weit davon entfernt ein Möbel dem Kaiser schicken zu können, seinerseits von diesem einen höflichen Korb erhält.

Die Gebrüder Keiling, musizirende deutsche Nationalkünstler und Besitzer des famosen Apollo-Saales zu Hamburg, bitten um die Erlaubniß, ihrem gnädigen Herrn, nämlich „seiner kaiserlichen Hoheit dem kaiserlichen Prinzen“ (à S. A. I. Mgr. le prince impérial) *), die Photographie der jungen Kaisergarde zustellen zu dürfen. Diese junge Kaisergarde, bestehend aus zwanzig sechsjährigen Kindern, ist am Weihnachtsfeste im Apollo-Saale unter dem rauschenden Beifall des hauptsächlich aus Prostituirten gebildeten Publikums aufgeführt worden. (2. Januar 1866.) — Die Huldigung der Gebrüder Keiling wird angenommen, und es wird ihnen der Dank der kaiserlichen Familie übermittelt. — Wie wir weiter unten sehen werden, hatten die Gebrüder Keiling als Blasensteinärzte beim französischen Kaiser nicht so viel Glück.

Friedrich von Kobbe, Finanzkammer-Rath zu Oldenburg, bittet um die Erlaubniß, dem Kaiser die Uebersetzung von Schiller's Gedichten in französische Verse widmen zu dürfen. Er beruft sich darauf, daß die Revue des Deux Mondes am 15. April 1866 geschrieben hat: „Wir bekommen in Frankreich keine Verse mehr zu lesen; denn die Poesie ist aus der französischen Literatur verschwunden.“ Er kündigt

*) Dieser gnädige Herr prince impérial war jetzt eine junge Hoheit von noch nicht ganz zehn Jahren! Solche Hoheiten nennt man bisweilen Rotznasen!

an, daß er auch eine Uebersetzung der Aeneide vorbereitet, um die von Delille gelieferte, welche das Latein des Virgil nicht genau genug wiedergibt, zu verdrängen. Er fügt einen Abriß seiner eignen Lebensgeschichte bei, indem er erzählt, daß er die französische Sprache schon als Kind gelernt hat, da die Gräfin von Rantzau, eine geborene Französin (Valentin de Claparède) seine Großmutter ist. Zufolge dieser Selbstbiographie hat er sich im Französischen vervollkommnet, als er von 1813 an in der dänischen Armee unter französischen Generälen und dann von 1815 bis 1818 in der verbündeten Armee, welche Frankreich besetzt hielt, diente. Er schließt mit den Worten: „Nicht nur wird die Erlaubniß eurer Majestät, allerhöchstdenselben eines meiner Werke widmen zu dürfen, für mich und meine Familie ein großes Glück sein, sondern das ganze Deutschland wird sich auch darüber freuen, wenn es einen Schriftsteller, der ein geborener Deutscher ist, durch die Protektion eurer Majestät geehrt sieht.“ (14. September 1866.) — Kraft der bestehenden allgemeinen Bestimmung, durch welche das zudringliche Bettelbriefvolk abgehalten werden soll, wird Friedrich von Kobbe abschlägig beschieden. — Trotz des abschlägigen Bescheids schickt er vier Bruchstücke seiner Uebersetzung, indem er anführt, daß er nicht zu den Schriftstellern gehört, „welche vielleicht eine Belohnung oder ein Geschenk zu haben wünschen und deren beträchtliche Zahl allerdings große Ausgaben verursachen würde, sondern daß einzig und allein der Wunsch vorliegt, die Franzosen des schönen literarischen Eigenthums, welches Schiller seinen Landsleuten hinterlassen hat, theilhaftig zu machen.“ — Friedrich von Kobbe fügt seiner Sendung eine Widmungs-Epistel an den Kaiser der Franzosen bei, welche so beginnt:

> Oh! noble Souverain! c'est la belle gratitude
> Qui m'entraine à vous dire que, dans ma solitude,
> Rien ne soit comparable à ce charme bienfaisant
> Qui prend sa source dans Votre coeur doux et bienveillant.

Zu Deutsch:

> Ach, edler Fürst, es ist die schöne Dankbarkeit,
> Die mich zu sagen drängt in meiner Einsamkeit:
> Wohlthuend ist Dein Reiz und Nichts ihm zu vergleichen,
> Der aus dem Herzen stammt, dem sanften, liebereichen.

Das klang nun freilich geradeso, als ob der Herr Finanzrath Friedrich von Kobbe den französischen Kaiser anbettelte. Ihm wurde in Folge hiervon die nachstehende unmißverständliche Antwort zu Theil:

„Mein Herr! Der Kaiser, zu stark beschäftigt, kann keine Einsicht in die Schiller'schen Uebersetzungen nehmen, welche Sie ihm geschickt haben. Seine Majestät beauftragt mich, Ihnen dieselben zurückzusenden, und Sie erhalten sie anliegend." (22. Oktober 1866.)

Koltz, Generalaufseher der Gewässer und Forsten zu Mersch, einem Dorfe bei Luxemburg, am Zusammenfluß der Mamer und Alzette, bittet im Juli 1866 um die Ermächtigung, dem Kaiser mit zwei von Koltz selber verfaßten Werken über die Fischzucht und die Wiederbeholzung des Bodens, über zwei Gegenstände, welche „unter den zahlreichen, die Regierung seiner Majestät illustrirenden Arbeiten sich einer ganz besonderen Protektion erfreuen," huldigen zu dürfen. — Das Schicksal dieser Bitte wird uns nicht mitgetheilt.

Wilhelm Korn in Berlin bietet dem Kaiser 1866 einen neuen Atlas an und bittet um die Zulassung seines Systemes in den Unterrichtsanstalten Frankreichs.

Franz Kreit bittet den Kaiser um die Summe von 1000 Franken und hofft, dieselbe binnen zwei bis drei Jahren zurückzahlen zu können. (1866.) Als Wohnort desselben ist Bardie in Baden bezeichnet, ein uns unbekannter Ort, der in Ritter's Geographisch-statistischem Lexikon nicht verzeichnet ist. — Kreit wird vom Kaiser abschlägig beschieden.

Anton Kuchenreuter, Hofmaler zu München, sieht sich wegen Geldmangels gehindert, seine Glasmalerei fortzusetzen, und ersucht deßhalb den Kaiser, ihm die Summe von 4000 Franken vorzustrecken, welche er in dem Maße abzahlen will, wie die Ausführung seiner Aufträge es ihm erlaubt. (1866.)

Dr. Julius Kugelmann und der Professor der Philosophie S. Bechhof in Göttingen richten unterm 7. Janur 1866 an den Kaiser ein Bittschreiben, welches folgendermaßen lautet:

„Eure sehr erlauchte kaiserliche Majestät wird von den Unterzeichneten unterthänigst angefleht, ihnen einen Autograph von Ihrer sehr mächtigen Hand zukommen zu lassen. Eurer Majestät unterthänigste Diener und Knechte (serviteurs et valets)."

Den „deutschen" Ingenieur Kunkel, einen Erfinder, versparen wir auf das Kapitel der Erfindungen.

Der Reichsfreiherr Löffelholz von Kolberg*) bittet

*) Im französischen Texte steht: Le baron von Löffelholx-Colberg, garde-forêt du roi de Bavière.

im Mai 1866 um die Erlaubniß, dem Kaiser eine gedrängte Uebersicht der Forstverhältnisse aller europäischen Länder und speziell des großen französischen Kaiserreichs (du grand empire de France) überreichen zu dürfen. Er sagt: „Unter der Herrschaft seiner Majestät des Kaisers Napoleon III. hat Frankreich ungeheure Fortschritte in allen Zweigen der Wissenschaft und Industrie gemacht, es ist sogar mit Riesenschritten in den Verbesserungen und Vervollkommnungen der Forstwirthschaft, welche seine Majestät selber hervorgebracht und überwacht haben, vorgegangen." — Die Familie der Barone Löffelholz von Kolberg hat ihren Adel 1515 bestätigt erhalten und ist 1808 in Baiern bei der Freiherrenklasse immatrikulirt worden. Der hier in Rede stehende Reichsfreiherr Sigmund **Friedrich** Eberhard Wilhelm ist am 27. August 1807 geboren und bairischer Revierförster zu Colmberg, einem Flecken in Mittelfranken, in der Nähe von Ansbach. Er hat sich am 5. Februar 1833 mit Katharina Antonie **Barbara** Sibylla geborenen Freiin von Horig verheirathet.

Fr. J. **Menz**, Dr. philosophiae und Pfarrer zu Wachendorf, einem Pfarrdorfe im würtembergischen Schwarzwaldkreise; **Waldmann**, Bürgermeister, **Walz**, Gemeindevorsteher, und elf begüterte Leute*), sämmtlich im genannten Dorfe wohnhaft: richten an den Kaiser ein Dankschreiben, weil er ihnen die Bezahlung der Kosten erlassen hat, welche im Pariser Hospitale de la Salpêtrière durch die Gemeindeangehörige Sophie Fais (?) entstanden waren.

Theodor Mommsen, der bekannte Universitätsprofessor, übersendet im Juni 1866 dem französischen Kaiser ein Exemplar von seiner neuen Pandekten-Ausgabe, indem er für die außerordentliche Begünstigung dankt, deren er sich in Bezug auf die Manuskripte der großen Pariser Bibliothek zu erfreuen gehabt hat. Er setzt hinzu:

„Wenn die Wissenschaften und die Literatur im Allgemeinen einen internationalen Charakter besitzen und wenn der ganze Fortschritt des Menschengeschlechts sich in der Entwickelung dieser schönen Internationalität zusammenfaßt, welche die Nationen zwar nicht einander gleich stellt, aber sie einander begreifen, das heißt: sich respektiren und lieben

---

*) Im Französischen ist Walz als maire (Schulze) bezeichnet. Die ungenannten 11 Leute, welche das Schreiben mitunterzeichnet haben, werden bourgeois genannt. Bourgeois heißt in Frankreich Jeder, der Arbeiter in Lohn oder Kost hält. Daher sind die Bauern, welche Knechte und Mägde haben, gleichfalls Bourgeois. Ursprünglich bedeutet Bourgeoisie den vom Weichbild begränzten Grund und Boden, die Gemeindeländerei einer Stadt.

lehrt: so trägt Alles, was sich an das römische Volk, die gemeinsame Quelle der gegenwärtigen Zivilisation, knüpft, diesen internationalen Charakter in hohem Grade."

Johannes Müller, Arzt in Berlin, erinnert daran, daß er vor einiger Zeit dem kaiserlichen Prinzen mit einem Werke über die Insel Java gehuldigt hat und bittet um eine Belohnung dafür. (1866.)

Agnes Roper zu Blankenberg in Preußen bittet den Kaiser um seine Verwendung bei dem Könige von Preußen, damit sie die Befreiung ihres im Gefängnisse zu Köln sitzenden Vaters erlangt (1866). — Das Bittschreiben wird unberücksichtigt gelassen. — Wahrscheinlich ist hier die Stadt Blankenberg im Regierungsbezirke Köln, im Kreise Sieg an der Sieg, gemeint. Sonst liegen Dörfer dieses Namens im Regierungsbezirke Erfurt und im Regierungsbezirke Königsberg.

Frau Peters, geborene Heinzen, wohnhaft zu Chemnitz im Königreiche Sachsen, bittet den französischen Kaiser im Dezember 1866 um 6000 Franken (1600 Thaler). Sie will diese Summe zur Tilgung von Hypotheken, womit ein von ihr angekauftes Grundstück belastet ist, verwenden, um ihre alten Tage in Ruhe zubringen zu können. Sie verspricht die Bezahlung der Interessen. — Unter Bedauern abschlägige Antwort.

Dr. A. Pflicke, Rektor in Hechingen, der mit seiner für den kaiserlichen Prinzen übersandten „Französischen Grammatik ohne Worte" so unberücksichtigt blieb, daß er nicht einmal eine Antwort erhielt, ist schon oben auf Seite 123 erwähnt. Doch steht daselbst der Druckfehler Pelicke.

J. H. Reinkens, Rektor der Universität Breslau, huldigt dem Kaiser mit mehreren seiner Schriften über christliche Geschichte. Er überschickt folgende Werke: 1) Religiöse Parabeln; 2) St. Hilarius von Poitiers; 3) St. Martin von Tours; 4) Geschichte der Universität Breslau.

Dr. Richter zu Wien übersendet im Oktober 1866 dem französischen Kaiser den zweiten Band seines Werkes über die französische Revolution. Im französischen Texte steht ausdrücklich, daß dieser Richter vielleicht der nämliche Dr. Karl Richter sei, welcher im Jahre 1865 von Berlin aus den französischen Kaiser um die Erlaubniß angefleht hatte, ihm mit dem Werke: „Das politische und soziale Recht der französischen Revolution von 1789 bis 1804," huldigen zu dürfen. — Dr. Karl Th. Richter war in Wien bei der Donauschifffahrt-Gesellschaft als Sekretär angestellt, besuchte 1867 die Pariser Industrie-Ausstellung

als Kommissär der österreichischen Regierung und wurde bald nachher als Professor der politischen Oekonomie an der Universität Prag unter die Hände gebracht. Er verstand, wie man sagt, den Rummel, Carrière zu machen. Er hat mehrere soziale Schriften geschrieben. Seine Verbindung mit dem französischen Kaiser läßt errathen, weß' Geistes Kind er ist. (S. o. Seite 316.)

Im Juni 1866 bittet Simon Sander, ein Magdeburger Kaufmann, den Kaiser um die Summe von 25000 Franken (6666 Thlr.). Er wünscht dieselbe auf fünf Jahre vorgestreckt zu erhalten, um sein zerrüttetes Geschäft, in welchem ein Kapital von 100,000 Franken (circa 25000 Thaler) steckt, wieder in Ordnung zu bringen. — Ihm wird die unbescheidene Bitte abgeschlagen.

Pankraz Schlafer zu Weißenhorn im bairischen Schwaben, im Bezirksamte Illertissen, erinnert daran, daß er einstmals im Schlosse Arenenberg beschäftigt gewesen ist, und bittet um das geringste Geschenk als Andenken. Er hat sich als Sattler zu Weißenhorn etablirt und besitzt eine Familie mit einer Frau und drei Kindern. (April 1866.)

Moritz Schlesinger aus Baden-Baden im badischen Schwarzwalde erhält durch die Vermittelung der Kaiserin eine Audienz, um dem Kaiser den Plan einer neuen Anleihe von anderthalb Milliarden auseinander zu setzen. Die Ausführung dieses Plans soll nach seiner Versicherung der französischen Regierung einen Gewinn von einer halben Milliarde (133 Millionen Thaler) abwerfen. Er reklamirt mehrmals (vom April 1866 bis zum Mai 1867), um die Lösung seines Projekts zuwege zu bringen; aber vergebens. Somit bleibt auch für ihn der etwa erhoffte Gewinn aus.

Eduard Schwarzmann, königlich preußischer Archivar für die hohenzollern-sigmaringischen Lande, Ritter des 1812 gestifteten badischen Ordens vom Zähringer Löwen, Inhaber der goldenen Medaille des preußischen Königs für die Wissenschaften, sowie Besitzer der goldenen Medaille Bene merenti des Fürsten Karl Anton von Hohenzollern-Sigmaringen: — dieser seine Orden sorgfältig aufzählende Mann meldet, daß er bisher ein sehr seltenes Werk im Besitz hatte, welches die kostbarste Zierde seines kleinen Antiquitäten-Kabinets bildete. Es ist dieses eine in Papier ausgeschnittene, von der Königin Hortense angefertigte Landschaft. Da er nicht will, daß nach seinem Tode dieser Kunstgegenstand in andere Hände, als in die des Kaises übergeht, bittet er diesen, denselben von ihm annehmen zu wollen. (Dezember

1866.) — Der Kaiser verfügt: „Unter Dank den Gegenstand ihm zurückschicken!“

Simson Eugen Schwabe zu Wildeshausen, einer an der Hunte liegenden Stadt im Großherzogthume Oldenburg, übersendet im Oktober 1866 dem Kaiser seine Photographie, um zu zeigen, daß er ihm ganz ähnlich sieht. Im französischen Text steht die Anmerkung: Elle est très-réelle (die Aehnlichkeit ist ganz und gar vorhanden). Schwabe, der wegen dieser Aehnlichkeit auf vertraulichem Fuße mit dem Kaiser zu stehen glaubt, bittet sich dafür die Photographie des Kaisers aus. Er schreibt, daß ihn schon längst die Sehnsucht getrieben habe, diese Mittheilung zu machen und diese Bitte vorzutragen. In seiner Vaterstadt Wildeshausen und im ganzen Großherzogthume nenne man ihn nicht anders als: „Napoleon III.“, und er sei sehr stolz auf eine solche Ehre. — Dem französischen Kaiser jedoch machte die Aehnlichkeit mit Schwabe keine so große Freude. Vielleicht befürchtete er auch, daß sein Doppelgänger in der Folge, wenn er sich mit ihm einließe, noch mehr verlangen würde, als die bloße Photographie. Er verfügte daher: „Unbeantwortet zu den Akten zu legen!“

Sigmund Soltan, Verlagsbuchhändler zu Nürnberg, theilt im März 1866 dem Kaiser mit, daß nach einem Gemälde des Malers Menzel eine große Photographie angefertigt worden ist, welche die Königsberger Krönung des Königs Wilhelm aus dem Jahre 1861 (18. Oktober) darstellt und die Abbildung einer Menge erlauchter Personen enthält. Er bietet diese Photographie zu dem Preise von 12 Thalern an.

Friedrich Stache, Vorsitzender des Komitee's für die Errichtung des „Künstlerhauses“ zu Wien, bittet den Kaiser, die Beschreibung dieses Hauses annehmen zu wollen. Besagtes Haus werde es ermöglichen, daß in Wien fortan internationale Ausstellungen stattfinden könnten. Zu gleicher Zeit setzt er dem Kabinet-Chef auf das Eindringlichste zu, um zu bewirken, daß seiner Huldigung „ein wohlwollender Empfang“ zu Theil werde. Mit andern Worten: er wollte eine Belohnung für seine Huldigung haben. (April 1866.)

G. Eduard Stehle zu Kanzach, einem Pfarrdorfe im würtembergischen Donaukreise, im Oberamt Riedlingen, offerirt dem Kaiser ein Musikstück, bestehend in „Großen Konzert-Variationen über das Thema: Partant pour la Syrie.“ (Juli 1866.) — Zu den Akten gelegt!

Joseph Stuers, Damm-Ingenieur zu Priesen, einer böhmischen

Stadt im Kreise Saaz, bittet 1866 um eine Anleihe von 400 Thalern. — Seine Bitte wird keiner Antwort gewürdigt.

M. Sturm, Lehrer in der würtembergischen Oberamts-Stadt Tettnang am Schussenthal im Donaukreise, offerirt dem Kaiser die Abschrift von einem in einem Kloster befindlichen Manuskripte Roger Bacon's über die Kunst, das Leben zu verlängern (Oktober 1866). — Dank mit abschlägiger Antwort.

Wilhelm von Barchmin, königlich preußischer Lieutenant zu Berlin, der vom Kaiser bereits Unterstützung empfangen hat, sendet an denselben unterm 23. Mai 1866 eine neue Broschüre.

Leopold Wentz, Thierarzt zu Mühlburg, einem im badischen Mittelrhein-Kreise liegenden Städtchen, huldigt dem Kaiser mit seinem Buche: „Das Pferd." (1866.) — Im wird gedankt.

Der Major Karl von Willinger, Direktor des Arsenals von Germersheim, bettelt schon wieder um Unterstützung am 3. November 1866. — Seine Bitte wird erhört.

Maximilian Wucherer zu Allensbach, einem badischen Flecken, welcher am Zellersee im Seekreise liegt, stellt dem Kaiser einige neue Photographien zu, indem er schreibt, daß derselbe, als er nach Arenenberg gereist ist, Bestellungen versprochen hat, ohne daß bisher ein Resultat dieses Versprechens zu Tage getreten ist. (Dezember 1866.) — Antwort: „Er soll seine Ansichten von Arenenberg schicken und den Preis dafür angeben."

In Bezug auf den Grafen von Würtemberg schreibt Jemand, dessen Namensunterschrift unleserlich ist, an den Kabinet-Chef Conti folgenden Brief:

„Mein Herr! Mit Vergnügen liefere ich Ihnen die gewünschten Aufschlüsse in Betreff der Angelegenheit des Herrn Wall gegen den Herrn Grafen von Würtemberg, in welcher seine Majestät intervenirt haben. In zwei Worten gebe ich an, was passirt ist. Der Herr Graf von Würtemberg, verhaftet wegen einer Summe von 1675 Franken ($446^2/_3$ Thaler) *), hatte den guten Einfall, sich an den Kaiser mit der Bitte zu wenden, ihm diese Summe vorzustrecken. Seine Majestät geruhten, die an allerhöchstdieselben gerichtete Bitte zu gewähren, und beehrten den Grafen von Würtemberg mit dem Briefe, welchen von Neuem zu unterbreiten ich die Ehre habe. Einmal im Besitz dieses kostbaren Briefes und den ganzen Vortheil begreifend, welchen er daraus ziehen

*) Auf Requisition Wall's, seines Schneiders.

konnte, ließ sich der Herr Graf von Würtemberg zu seinem Gläubiger führen und bat ihn, er möge ihn freilassen, damit er selber gehen könne, um seiner Majestät zu danken, und um namentlich die erbetene und so großmüthig zugestandene Anleihe in Empfang zu nehmen. Herr Wall willigte ein und hörte darauf Nichts mehr von seinem wenig ehrbaren Schuldner, den er seitdem immer erwartete. Da er nun endlich gar keine Hoffnung mehr hat, vom Herrn Grafen von Würtemberg bezahlt zu werden, hat Herr Wall die Ehre, sich an seine Majestät zu wenden und allersthöchstihnen auseinander zu setzen: daß er weniger generös gewesen wäre und nicht in die Freilassung des Herrn Grafen von Würtemberg gewilligt hätte; hätte sich Letzterer beeilt, seine Majestät zu bitten, das allerhöchste wohlwollende Versprechen auszuführen, würden sowohl seine Majestät es zu thun nicht ermangelt haben, als auch wäre dann Herr Wall abgefunden gewesen. In dieser Situation wendet sich Herr Wall an die ehrenhafte Gesinnung, welche den Kaiser beseelt, indem er bittet, daß seine Majestät thun mögen, was allerhöchstdieselben gethan haben würden, wenn Herr Wall nicht in die Freilassung seines Schuldners gewilligt haben würde." (23. März 1866.)

Antwort: „Die Schuld geht den Kaiser, der die Zahlung derselben verweigert, Nichts an."

Hierauf erhält der Kabinet-Chef Conti nachstehendes Schreiben, d. d. 12. April:

„Mein Herr! Herr Wall wünscht seine Angelegenheit gegen den Herrn Grafen von Würtemberg zu Ende zu bringen, und wenn seine Majestät dieser Angelegenheit fremd bleiben zu müssen glauben, bitte ich Sie von Neuem, mir den Brief, welchen Ihnen anzuvertrauen ich die Ehre hatte, zurück zu schicken. Herr Wall wird sich nach Preußen wenden."

Der Kaiser verfügt hierauf: Rendre l'autographe (das eigenhändige Schreiben zurückgeben).

Elftes Kapitel.

Die Pariser Industrie-Ausstellung und die Reise nach Salzburg.

Die Pariser Industrie-Ausstellung des Jahres 1867 hat in den uns vorliegenden Zuschriften an den französischen Kaiser wenige Spuren hinterlassen. Dagegen finden sich von der Reise nach Salzburg eine ziemlich große Anzahl Unterstützungen aufgezeichnet. Die Zusammenkunft mit dem Kaiser von Oesterreich wurde durch den unglücklichen Ausgang der mexikanischen Expedition herbeigeführt. Den Plan, einen österreichischen Prinzen nach Mexiko zu setzen, hatte schon Napoleon I. gehegt. Napoleon III. hatte diesen Plan ausgeführt, als seine mexikanische Expedition ihm Verlegenheiten bereitete. Der Erzherzog Maximilian, der Lieblingssohn der Erzherzogin Sophie, diente ihm als Lückenbüßer. Die republikanische Partei Mexiko's raffte sich im Dezember 1864 auf; ein Sieg derselben über die Franzosen bei der Stadt Culiacan Ende Dezember 1864 und die Proklamation des Präsidenten Benito Juarez an das mexikanische Volk, datirt „Nationalpalast zu Chihuahua, 1. Januar 1865," bildeten den Wendepunkt des Kriegsglücks. Als nun in der großen nordamerikanischen Republik der Vereinigten Staaten im Jahre 1866 der Sklavenbesitzer-Aufstand niedergeschlagen worden war, sahen sich die französischen Truppen unter Bazaine zum Rückzuge nach Europa genöthigt. Maximilian, der neue Kaiser, der durch sein Dekret vom 27. Dezember 1864 bezüglich der verkauften Kirchengüter und der in todter Hand befindlichen Güter auch die Pfaffenpartei gegen sich aufgebracht hatte, wurde seinem Schicksale überlassen und schließlich auf Anordnung eines republikanischen

Kriegsgerichts als Hochverräther erschossen. So ereilte die Nemesis die nämliche Erzherzogin Sophie, die in den Jahren 1848 und 1849 zu Wien und Arad viele Aufständische hatte vom Leben zum Tode bringen lassen. Am österreichischen kaiserlichen Hofe herrschte in Folge hiervon eine nicht geringe Verstimmung. Louis Bonaparte hatte das österreichische Heer 1859 in Italien geschlagen, ihm 1866 gegen das Hohenzollernsche Kriegsheer nicht beigestanden und zuletzt noch den Bruder des österreichischen Kaisers in Mexiko im Stiche gelassen. Um die üble Stimmung etwas zu verbessern, veranstaltete er die Zusammenkunft mit Franz Joseph in Salzburg; denn er konnte den Beistand der österreichischen Heeresmacht in einem Kriege gegen Preußen nöthig haben. Die unter der Form eines Kondolenz-Besuches stattfindende Konferenz des französischen und österreichischen Kaisers währte mehrere Tage Leider sind die Aufzeichnungen über die Salzburger Reise und Konferenz bezüglich der den französischen Kaiser anflehenden Supplikanten äußerst mangelhaft. So z. B. fehlt die in schlechtem Französisch vom Salzburger Bürgermeister gehaltene Ansprache. Auch sind nur wenige Personen verzeichnet, welche den französischen Kaiser in Salzburg selber anbettelten. Ebenso wenig sind uns diejenigen Leute namhaft gemacht, welche in Salzburg um Audienz baten und zur Audienz vorgelassen wurden. Es ist zum Beispiel nicht erwähnt, daß das Wiener Reichsrathsmitglied Advokat Schindler in Salzburg zur Audienz zugelassen wurde. Im Artikel 716 des französischen Textes ist folgender Fall erwähnt:

„Karl Hugo, Wiener Gelehrter, huldigt dem Kaiser mit einem Gedicht zum Feste des 15. August 1867. — Hat am 20. August vom Kaiser zu Salzburg 1000 Franken ($266^2/_3$ Thaler oder 400 österreichische Gulden) empfangen."

Wenzel Hebenstein, Polizei-Sekretär in Salzburg, bat am 25. August 1867 den zu Wien residirenden französischen Gesandten, ihn dem Wohlwollen des Kaisers zu empfehlen. Er machte für sich geltend, daß er drei von seiner Majestät im Salzburger Museum ausgewählte antike Lanzen übersandt, bei der Ankunft und Abreise ihrer Majestäten jede öffentliche Unordnung verhütet, sowie auch den Kaiser und die Kaiserin auf allen ihren Exkursionen begleitet habe. — In Folge dieser Bettelei erhielt er eine prächtige Schnupftabaksdose, welche mit einer Chiffre in Diamanten verziert war.

Joseph August Lang zu Wien huldigte dem Kaiser 1867 mit einem „Bouquet elysäischer Blumen," einer Gedichtsammlung zur

Verherrlichung der Kaiser und Kaiserinnen von Frankreich und Oesterreich gelegentlich der Salzburger Begegnung. Das Futtergeld, welches diese Gedichte werth befunden wurden, ist nicht namhaft gemacht.

Joseph Merkl in Augsburg, alter Gärtner der Königin Hortense, offerirt am 17. August der Kaiserin ein Blumen-Bouquet. — Der Kaiser läßt ihm eine goldene Medaille schicken.

Adelheid Müller geborene Ritter und Maria Ritter, beide zu Augsburg wohnhaft, richten unterm 17. August 1867 an den Kaiser folgendes Schreiben:

„. . . . Die Unterzeichneten sind im Besitz eines ridicule (Frauen-Arbeitsbeutels), den die verblichene Mutter eurer Majestät, die Königin Hortense, unserm seligen Oheim als Andenken hinterlassen hat . . . . . Wir bitten eure Majestät um die überaus große Gnade, allerhöchstselber Ihren Namen auf diesen Beutel zu setzen, um den historischen Werth desselben zu erhöhen; denn wir bewahren ihn wie ein kostbares Erbe auf."

Valentin Nagel, Böttcher zu Karlsruhe, bietet dem Kaiser zum Napoleonsfeste am 15. August 1867 eine Vexir-Schnupftabaksdose (eine doppelte Dose, die sich nur von Demjenigen, der das Geheimniß kennt, öffnen läßt,) an. — Da Louis Bonaparte sowohl im Allgemeinen wenig Anlage zum Spaßmachen, als auch besonders nur äußerst geringe Neigung zu Böttcher-Späßen hatte, wies er das wahrscheinlich in gewinnsüchtiger Absicht dargebotene Geschenk von der Hand.

Fritz Schweiger, Kunstzögling zu München, ist am 5. August 1867 glücklich zu erfahren, daß der Kaiser demnächst Deutschland besuchen will. Er hat zum Andenken an dieses Ereigniß ein Werk in Angriff genommen, welches er dem Kaiser widmen will und welches anzunehmen er denselben anfleht. Er schickt einstweilen nur ein Gedicht mit Illuminationen. — Unbeantwortet zu den Akten zu legen!

Sonst sind von der Salzburger Reise her folgende Unterstützungen verzeichnet:

Georg Hoffmann aus Frankfurt am Main erhielt 30 Gulden;
Luis Blanck, ein Würtemberger, erhielt . . . 30 „
Jakob Frick*), als Würtemberger bezeichnet, erhielt 40 „

*) Ein J. Frick zu Karlsruhe hatte am 30. Mai 1854 dem Kaiser mit einem Marsche gehuldigt.

Die bairischen Landeskinder

Name	Betrag	
Byerle	30	Gulden;
Josepha Anstatt	50	„
Anton und Franz Bruno	50	„
Bulach	30	„
G. Bayer	40	„
Daumling	30	„
Eckhardt *)	60	„
Anna Finck	30	„
Geiger **)	30	„
Graß	40	„
Gundelfinger	50	„
Hahn	50	„
Hepperberger ***)	40	„
Hermann †)	40	„
Witwe Hirsch	40	„
Jaspis	40	„
Krum	40	„
Lacher ††)	30	„
Blasius und Karl Mayer †††)	80	„
Oswald	40	„
De Pigenot *†)	50	„
Rauch **†)	30	„
Schöchen	30	„
Stahl	30	„
Walter	30	„
Zusammen	1110	Gulden.

(Ob es rheinische oder österreichische Gulden sind, ist nicht angegeben.)

*) Ein Eckhardt zu Berkersheim, einem Dorfe in der kurhessischen Provinz Hanau, hatte dem Kaiser mit Wünschen gehuldigt am 1. Dezember 1855.

**) Ein Philipp Geiger, als dessen Wohnort Niedersteinach in Baiern angegeben war, hatte im Februar 1853 dem Kaiser zu dessen Heirath gratulirt. Wahrscheinlich ist Niedersteinach, das im Oberamte Gerabronn im würtembergischen Jaxtkreise liegt, eine falsche Lesart für Niedersteinbach, ein Dorf im bairisch unterfränkischen Bezirksamte Alzenau.

***) Ein Joseph Hepperberger aus München, ein alter Augsburger Mitschüler des Kaisers, hatte am 6. Januar 1853 und am 3. August 1856 um Unterstützung gebettelt.

†) Ein alter Mitschüler des Kaisers, Namens Hermann, war Sekretär oder Präsident des Augsburger Unterstützungsvereins für Gelehrte, für Schriftsteller und deren Hinterbliebene.

††) Ein P. Lacher, wohnhaft in dem uns unbekannten Orte Garrisberg, hatte am 4. Mai 1856 für Lulu eine Bibel geschickt.

†††) Ein Karl Mayer in München hatte am 1. Februar 1853 gebeten, dem Kaiser eine musikalische Komposition widmen zu dürfen.

*†) Dieser Name klingt ganz französisch.

**†) Der alte Augsburger Schuster des Kaisers, der ihn 1856 und 1857 anbettelte, hieß Rauh und ist vielleicht die nämliche Person.

G. Drentwett, Graveur in Augsburg, wurde durch die Anwesenheit Napoleon's III. in Augsburg auf den Gedanken gebracht, eine goldene Medaille zu graviren. Die eine Seite derselben stellte das Augsburger Gymnasium vor, die andere enthielt die an der Thür des Gymnasiums stehende lateinische Inschrift. Drentwett überschickte diese Medaille dem Grafen von Fleury, dem General-Adjutanten des Kaisers, indem er Folgendes schrieb:

„Weil ich speziell zu dem Zwecke nach Salzburg gekommen bin, um seiner Majestät diese Medaille zu überreichen, bitte ich Sie, mein Herr, höflichst, seiner Majestät meine Arbeit durch Ihre gütige Vermittelung zukommen zu lassen, und zwar mit dem Hinzufügen, daß sie von keinem Bittgesuche begleitet sein wird. Indem ich auf eine günstige Antwort hoffe, bin ich 2c." (August 1867.)

Hierauf erhielt Drentwett als Gegengeschenk eine Medaille mit dem Bildnisse des Kaisers.

Katharina Rattensperg, Witwe eines Salzburger Malers, dankt dem Kaiser für eine Unterstützung, welche sie erhalten hat, nachdem sie ihm eine von ihrem Manne gemalte Ansicht des Badeortes Wildbadgastein zugesandt gehabt (Januar 1868). — Ihr wird unter Dank das Gemälde zurückgestellt, und sie bettelt am 15. Mai 1868 von Neuem um ein kaiserliches Almosen.

Wahrscheinlich fällt in die Zeit der Salzburger Reise das Gesuch der Frau Fanny von Merz in Baiern. Selbige ist die Witwe eines Offiziers, der unter Napoleon I. gedient hat, und bittet um eine Audienz in der Absicht, das Wohlwollen des Kaisers auf ihre dürftige Lage zu lenken. (1867.)

Der Musiker Georg Waltenberg, ein alter Tambour im elften bairischen Regimente, gratulirte zum Napoleonsfeste zwei Jahre später, indem er schrieb: er sei ganz untröstlich darüber gewesen, daß er im Jahre 1867 bei der Reise des Kaisers durch Baiern gerade krank gewesen sei und ihn folglich nicht habe sehen können. Doch habe er ein schönes Porträt von ihm in seiner Wohnung, sowie auch die französischen Nationalfarben (8. August 1869).

Auf die Pariser Industrie-Ausstellung beziehen sich nur drei Briefe, wovon der eine in das Jahr 1868 hinüberreicht.

A. J. Jacobi aus Königsberg schreibt in Bezug auf die Ausstellung im November 1867: er habe auf die Weltausstellung den mit Geweihen versehenen Kopf eines Elennthieres, eine Gruppe Elennthiere und verschiedene ähnliche Gegenstände geschickt, welche ihm sehr theuer

zu stehen kommen (1300 Franken oder $346^2/_3$ Thaler), ohne daß sie ihm einen Profit gebracht haben; er bitte daher den Kaiser, ihm diese Gegenstände abzukaufen. — Abschlägige Antwort. (Was für ein Königsberg gemeint ist, können wir nicht wissen. Es gibt ein Königsberg in Böhmen, in Schlesien, in Ungarn, im Hessendarmstädtischen, im preußischen Regierungsbezirke Potsdam (Dorf), im preußischen Regierungsbezirke Königsberg, in der Neumark und in Sachsen-Koburg.)

Monsieur Bölsche, „geheimer Legationsrath des regierenden Herzogs von Braunschweig, ist zur Weltausstellung als spezieller Kommissar delegirt worden und Mitglied der internationalen Jury für die 46. Klasse gewesen. Herr Leplay hatte ihn in erster Linie zu wiederholten Malen zur Dekorirung mit dem kaiserlichen Orden der Ehrenlegion vorgeschlagen. In Folge bedauerlicher Vermengungen mit den Vorschlägen des preußischen Kommissariats ist Herr Bölsche dieser Auszeichnung, auf welche er den höchsten Werth legte, verlustig gegangen. Er erfleht dieselbe nun von der Huld des Kaisers und versichert, daß sein Herr und Gebieter, welcher ihn mit seinem Zutrauen beehrt, das Wohlwollen seiner Majestät gegen ihn vermerken würde." (1867.)

Im Januar 1868 bieten die Breslauer Photographen Louis Sobotta und Peter Schlösser dem Kaiser eine Photographie an, welche für die Pariser Weltausstellung zu spät angekommen ist. Sie schreiben —

„durchdrungen von der tiefsten Verehrung gegen eure Majestät, den erklärten Beschützer der Wissenschaft und Kunst, und indem sie (die Unterzeichneten) einen schwachen Beweis von dieser Bewunderung ablegen wollen, die in ihnen durch tausend Kunstdenkmäler, welche aller Orten die Großthaten eurer Majestät verherrlichen, rege gemacht worden ist . . . ."

Den beiden Photographen wird für die schmeichelhafte Huldigung gedankt.

Wir behandeln nun die übrigen Schreiben des Jahres 1867.

Den Anfang machen drei Leute aus dem Fürstenthume Reuß-Schleiz. Dr. Amthor nebst dem Buchhändler Ißleib und Rietzchell zu Gera bieten dem Kaiser einen „Volks-Atlas" an, indem sie um die kaiserliche Protektion flehen, damit derselbe in Frankreich verbreitet wird. (1867—1869). — Der hier in Rede stehende Amthor ist als Dr. Ed. Amthor bezeichnet. Ein Dr. F. Amthor hatte dem Kaiser beim Mißlingen des Orsini'schen Attentates gratulirt. (Siehe oben auf Seite 157.)

Der Baron Pergler, außerordentlicher bairischer Gesandter und bevollmächtigter Minister am Tuilerien-Hofe, richtet unterm 2. April 1867 an den Oberkammerherrn nachstehendes Schreiben:

„Herr Herzog! Die Regierung des Königs würde Etwas darauf geben, wenn ihr nebst den damit zusammenhängenden Einzelheiten Aufschluß über die Frage gegeben würde, bis zu welchen Kategorien der französischen Angestellten und Beamten der Zivil- und Militär-Ordnung und deren Gemahlinnen die Hoffähigkeit reicht, und welches namentlich die Regeln sind, die hinwiederum hinsichtlich der Kategorien die Einladungen zu Hoffesten bestimmen und beschränken."

Unterm 13. Juli 1867 wiederholt der bairische Gesandte seine Bitte. Man stellt ihm dann die Liste der Kategorien von den auf die Hoffeste Eingeladenen zu. — (Die Herren Pergler von Perglas sind 1790 zu Reichsfreiherren ernannt worden. Maximilian Joseph Karl Ernst Anton Konstantin Reichsfreiherr Pergler von Perglas, geboren am 20. Mai 1817, war bis zum Jahre 1866 bairischer Minister-Resident am hannöverischen Hofe. Er hatte sich mit einer Reichsfreiin von Gise verheirathet. Seine Schwester Karoline hatte sich 1838 mit Karl Grafen Tascher de la Pagerie, dem späteren ersten Kammerherrn der Kaiserin Eugenie, verehelicht.) Aus der wiederholt an den Oberkammerherrn des französischen Kaisers, Herzogs von Bassano, gestellten Bitte des bairischen Gesandten ersieht man, mit welchen Läppischkeiten sich deutsche Gesandte am französischen Hofe zu befassen hatten.

Dr. Beck, Haupt-Militärarzt des Großherzogthums Baden, bietet durch die Vermittelung des Barons Larrey dem Kaiser eine Abhandlung über Armee-Chirurgie an. (Juni 1867.)

Adolph Behrens, Präsident der Friedrich-Wilhelm-Viktoria-Stiftung (s. oben Seite 209 und Seite 297), glückwünscht und dankt wegen des gut abgelaufenen Attentats, womit wohl das von einem jungen Polen auf den russischen Kaiser in Paris versuchte Attentat gemeint ist. (11. Juni 1867.)

Dr. Behrnauer zu Dresden bittet 1867 den französischen Kaiser, auf hundert Exemplare seines photographischen orientalischen Albums zu subskribiren; — mit anderen Worten: er bettelt um Subvention..

Dr. Theodor Bernhardt, Professor in Bonn, huldigt 1867 mit dem ersten Bande seiner „Geschichte der römischen Kaiser." (Siehe oben S. 263.)

Dr. phil. Paul Bötticher, der Herausgeber syrischer Texte und angeblicher Großneffe des Barons Theodor von Neuhof, gewesenen Königs

von Korsika (s. oben Seiten 24—26), taucht zu Schleusingen, einem drei Stunden von Suhl auf dem Thüringer Walde liegenden Städtchen, unter dem adeligen französischen Namen seiner Mutter auf, indem er sich vornehm Paul de Lagarde nennt. Er bittet unterm 6. November 1867 um die Intervention des Kaisers, damit ihm aus der großen Pariser Bibliothek alle Manuskripte des griechischen Pentateuch (der fünf Bücher Mosis) geliehen und auf Einmal — nicht etwa einzeln nach einander — nach Schleusingen zur Benutzung geschickt werden. — Seine Bitte wird abgeschlagen in Gemäßheit der Bestimmung, welche verbietet, eine ganze Serie der Bibliothek Gefahren aller Art auszusetzen und den Bedürfnissen eines Einzelnen die gleichen Ansprüche und Zukömmlichkeiten Aller zu opfern.

Karl Brauns zu Berlin offerirt am 9. Juni 1867 dem Kaiser eine musikalische Komposition unter dem Titel: „Friedensmarsch."

Der aus Braunschweig im Jahre 1830 vertriebene Herzog Karl, der unterm 2. Dezember genannten Jahres durch den deutschen Bundestag für regierungsunfähig erklärt worden ist, hat an Louis Bonaparte viele komplimentarische Briefe geschrieben. Der eine Brief, datirt vom 1. Januar 1867, lautet:

„Sire! Wiederum schreibe ich, um eurer Majestät meine aufrichtigsten und heißesten Wünsche, daß Gott eurer Majestät ein langes Leben und eine vollkommene Gesundheit, fortwährend wachsende Macht und gloire verleihen möge, auszudrücken. Niemand versteht besser, als ich, das Genie, den Muth und die Weisheit zu schätzen, welche aus Ihnen, Sire, den Schiedsrichter der bekannten Welt machen. Wollen Sie, Sire, hiermit meine respektvollen Huldigungen empfangen" u. s. w.

Ein anderer, am Tage des Napoleonsfestes im nämlichen Jahre geschriebener Brief lautet:

„Sire! Ich habe das Fest eurer Majestät abgewartet, um Ihnen zu melden, daß ich im Haag bin, wo ich Paris, dessen Aufenthalt mir durch die Ungerechtigkeit der Richter unmöglich geworden ist, sehr vermisse. Folglich geschieht es leider im Exil, daß ich meine Stimme erhebe, um auf die Person und Herrschaft eurer Majestät die Segnungen des Himmels herabzurufen. Geruhen Sie, Sire, meine ehrfurchtsvollen Huldigungen entgegenzunehmen." (15. August 1867.)

Die Fürstenhäuser von Braunschweig, Hannover, Großbritannien und Liechtenstein datiren ihren Ursprung vom Markgrafen Azo I. von Este, dessen Urenkel Azo II. eine Erbtochter Welf's II. (1050) heirathete und mit ihr Welf IV., dessen Nachkommen das Haus Braunschweig-

Lüneburg gründeten, erzeugte. — Napoleon I. dekretirte, daß das Haus Braunschweig aufgehört habe zu regieren. Der Herzog Friedrich Wilhelm fiel am 16. Juni 1815 in der Schlacht bei Quatrebras. Von seinen beiden während ihrer Unmündigkeit unter der Vormundschaft des englischen Prinzregenten, späteren hannöverischen Königs Georg IV. gestellten Söhnen gelangte Karl Friedrich August Wilhelm (geboren am 30. Oktober 1804) im Jahre 1823 zur Regierung und überließ durch Vergleich vom 13. Januar 1824 seinem Bruder August Ludwig Wilhelm Maximilian Friedrich (geboren am 25. April 1806) das schlesische Fürstenthum Oels. Herzog Karl, der sich besonders bei dem Adel durch willkürliche Handlungen unbeliebt machte, wurde durch einen Aufstand am 7. September 1830 aus dem braunschweigischen Lande vertrieben, worauf sein jüngerer Bruder Wilhelm, anfangs kraft einer vom Herzog Karl selbst ausgestellten Vollmacht, dann aber mit Zustimmung seines Onkels, des englischen Königs Wilhelm IV., und auf Ersuchen des deutschen Bundes, die Regierung provisorisch übernahm und sie dann definitiv seit dem 25. April 1831 weiterführte. Herzog Karl plante von England aus, wohin er sich geflüchtet hatte, vergebliche Versuche, wieder in den Besitz des Herzogthums Braunschweig zu gelangen. In London machte er die Bekanntschaft des ebenfalls exilirten Prinzen Louis Bonaparte. Nachdem er in London in Kollision mit den Gerichten gerathen und zum out-law (vogelfreien Menschen) geworden war, lebte er in Paris und lieh hier Louis Bonaparte Geld zur Veranstaltung des Staatsstreichs vom 2. Dezember 1851. Sein Freund Louis Bonaparte, mit welchem er manche Orgie gefeiert hatte, ließ in der Nacht des Staatsstreichs bei ihm Haussuchung halten, um sich in den Besitz der Quittungen über das empfangene Geld zu setzen; aber der Herzog Karl war vorsichtig gewesen und hatte die betreffenden Papiere bereits in Sicherheit gebracht. Trotz der Heimtücke, welche Louis Bonaparte in der Nacht des Staatsstreichs ihm bewiesen hatte, schrieb er an denselben dennoch die obigen Briefe. Gegenwärtig lebt Herzog Karl in Genf.

H. Bühler, Lithograph zu Ludwigsburg in Würtemberg, bietet dem Kaiser den Stadtplan von Ludwigsburg an und bittet um ein Almosen. Er fügt seinem Briefe ein offizielles Schreiben bei, um zu beweisen, daß ihm der Kaiser von Rußland für diesen Plan 50 Gulden hat auszahlen lassen. (1867.) — Er wird abschlägig beschieden.

Hans von Bülow, Kapellmeister des Königs von Baiern, bittet um die Ermächtigung, dem Kaiser eine Ouverture und einen mit großem Orchester arrangirten Marsch zum „Julius Cäsar" des Shakespeare

widmen zu dürfen. (15. Mai 1867.) — Die Grafen von Bülow sind wendischen Ursprungs und beginnen ihre Stammreihe mit dem um 1231 lebenden Ritter Gottfried von Bülow. Der Kaiser Joseph I. versetzte am 16. Dezember 1705 fünf Brüder aus der plieschkower Linie, von der die heutigen Grafen Bülow herstammen, in den Reichsfreiherrenstand. Friedrich Wilhelm von Bülow wurde am 3. Juni 1814 durch den preußischen König Friedrich Wilhelm III. zum Grafen Bülow von Dennewitz ernannt und darauf am 17. Januar 1816 aus der Linie zu Groß-Siemen auch Friedrich Ludwig Viktor Hans, welcher preußischer Finanzminister war, zum preußischen Grafen gemacht. Der hier in Betracht kommende Graf Hans Gottfried Georg ist ein Enkel des Letzteren und am 29. August 1839 geboren. Derselbe war mit Ferdinand Lassalle befreundet, wohnte am 23. Mai 1863 der Gründung des Allgemeinen Deutschen Arbeitervereins zu Leipzig bei, ohne jedoch in besagten Verein einzutreten, und komponirte für vierstimmigen Gesang unter dem Pseudonym Solinger das von Georg Herwegh gedichtete Arbeiterlied: „Bet' und arbeit', ruft die Welt." Er war damals Klavierspieler am preußischen Hofe. Er folgte Richard Wagner an den bairischen Hof nach, wo seine Frau, eine Tochter des Abt Listz, sich von der Zukunftsmusik Wagner's unwiderstehlich angezogen fühlte, und von wo Hans von Bülow an Louis Bonaparte schrieb, um demselben die in Frage stehende Huldigung darzubringen.

Karl Chr. G. Dorner, bairischer Landrichter zu Rosenheim (am Einfluß der Mangfall in den Inn), offerirt dem Kaiser eine Broschüre über die Rechtsfrage: „Wer ist der Eigenthümer der Kirchengüter?" (November 1867.) — Louis Bonaparte wußte, daß die Kirchengüter dem Staate gehören, sobald sie der Beherrscher des Staates zu konfiszíren den Willen und die Macht hat. Er ließ die auf dem historischen Rechtsstandpunkte herumreitende Broschüre Dorner's unbeantwortet zu den Akten legen.

Gotthold Elßner zu Löbau*) an der Löbau-Zittauer Eisenbahn in der sächsischen Amtshauptmannschaft Löbau huldigt dem Kaiser mit seinem 1867 zu Löbau erschienenen, in 16 Lieferungen bestehenden Buche: „Naturgeschichtliches Bilderbuch." **) Ihm wird der Empfang angezeigt.

---

*) Im französischen Texte steht irrthümlich: Lobau.

**) Im Französischen steht: Ouvrage sur les Principaux arbres de l'Allemagne au point de vue du feuillage et du dessin.

Frau Fresez, Witwe eines Lehrers des Zeichnens und der Malerei am Athenäum zu Luxemburg, huldigt im April 1867 mit einem Album, welches ihr Mann bei seinen Lebzeiten hat „dem größten unter den Monarchen" offeriren wollen. — Ihr wird eine goldene Medaille geschickt.

Luise von Friedrich, Witwe eines badischen Geheimrathes zu Freiburg im Breisgau, bittet im Juli 1867 um die Erlaubniß, dem Kaiser einen ovalen, mit sechs Diamanten besetzten Ring, der zufolge der Versicherung des Goldschmieds Napoleon I. gehört hat, offeriren zu dürfen. Napoleon

„trug ihn am Halse mit einem Porträt von seiner Frau Gemahlin Josephine, und das Porträt war auf eine solche Weise angebracht, daß ihm dieser Ring als Henkel diente."

Die Bittstellerin versichert, daß die Gewährung dieser Bitte für sie, die gleich ihrem verstorbenen Manne jederzeit eine lebhafte Theilnahme am Geschicke der „erlauchten Familie der Napoleoniden" empfunden habe, eine unschätzbare fürstliche Herablassung bilden werde. — Der Kaiser ließ sich jedoch nicht dazu herab, ein Geschäft mit ihr zu machen. Unter Dank empfing sie eine abschlägige Antwort.

Den Hamburger Erfinder J. H. Grell versparen wir auf später.

Georg Großberger, Kaufmann in München, theilt dem Kaiser im August 1867 mit, daß er von seinem Onkel, dem verstorbenen Doctor Ludwig Willhalm, einem alten Mitschüler des Prinzen Louis, zwei kostbare Reliquien empfangen hat, nämlich: 1) eine Haarlocke des Prinzen und 2) ein von dessen erlauchter Hand beschriebenes Stammbuchblatt. Der vortreffliche Onkel hat in seiner letzten Stunde ihm diese theuren Erinnerungszeichen gegeben. Der Verfasser des Briefes bittet um die Erlaubniß, dieselben behalten zu dürfen. — Kabinet-Note: „Er soll sie behalten." —

(Der im vorstehenden Artikel erwähnte Ludwig Willhalm hatte von Nürnberg aus im Februar 1853 um eine Stelle für seinen Neffen Georg Großberger und von Würzburg aus am 17. Februar 1857 um eine Unterstützung für sich selber gebeten. Im französischen Texte sind unter Nr. 1749, Nr. 1750 und 509 aus den Bittschreiben des Onkels und des Neffen drei gesonderte Artikel gemacht, obschon dieselben zusammengehören!)

Karl Grünholz, alter Gardehauptmann*) zu Wien, bittet um das Offizierkreuz der Ehrenlegion, welches er verdient zu haben glaubt, weil er 1848, als Wien bombardirt wurde, zwei und zwanzig Franzosen Gastfreundschaft erwiesen hat. (Oktober 1867.) — Zufolge den Erkundigungen, welche die französische Gesandtschaft in Wien eingezogen hat, ist der Bittsteller 1848 wirklich Lieutenant in der Wiener Stadt-Garde (garde urbaine viennoise) gewesen, allein er übertreibt die geleisteten Dienste; außerdem ist er mehrmals als Kaffeewirth und Konzert-Unternehmer bankerott geworden. — Sein Bittgesuch bleibt in Folge dieser Aufschlüsse unberücksichtigt und unbeantwortet.

Hermens zu Düsseldorf huldigt dem Kaiser mit seinem Werke über den Orden des heiligen Grabes (Oktober 1867). — Dank. — (Der Orden des heiligen Grabes wurde 1099 vom Kreuzfahrer Gottfried von Bouillon gegründet und 1496 vom Papste Alexander VI. erneuert. Jetzt wird dieser Orden durch den Patriarchen von Jerusalem, den Großmeister des fraglichen Ordens, verliehen.)

Werner Herx, Dr. philosophiae aus Köln, Dirigent von Musikfesten und seit 25 Jahren in verschiedenen französischen Städten unentgeltlicher Preisrichter bei musikalischen Wettstreiten und Bewerbungen, obendrein auch noch alter Mitschüler des Kaisers, offerirt seiner Majestät eine von ihm komponirte Operette, betitelt: „Das Orakel.“ (15. August 1867.)

Th. Friedrich Hoffmann, Drechsler zu Chemnitz in Sachsen, bittet 1867 um Unterstützung.

Dr. von Honigsberg, Arzt im berühmten Badeorte Gastein, im österreichischen Herzogthume Salzburg**), offerirt dem Kaiser 1867 zwei Bände, welche von der wunderbaren Verjüngungskraft des Wassers von Wildbad-Gastein handeln. — Ihm wird für die Huldigung gedankt. — Unterm 13. Dezember 1869 sendet er wieder zwei Bände über das

*) Ancien capitaine de la garde. Vielleicht ist unter garde die Bürgerwehr zu verstehen. Es kann aber auch die Munizipal-Garde, d. h. die alte Wiener Polizei-Soldateska, gemeint sein. Siehe über Letztere das Buch: „Die Reaktion in Deutschland gegen die Revolution von 1848, beleuchtet in sozialer, nationaler und staatlicher Beziehung von Bernhard Becker.“ (3. Auflage, Braunschweig, Verlag von W. Bracke jr., Seite 92.)

**) Im französischen Texte steht irrthümlich: Médecin des eaux de Wildbad-Gastein (Tyrol). Gastein ist ein kleines Dorf im Thale der Salza, am nördlichen Abhange der Salzburger Alpen. Eine Meile davon entfernt liegt der Flecken Gastein, ebenfalls ein Badeort. Gastein liegt somit nicht in Tyrol.

nämliche Bad. Er erhält keine Belohnung und schreibt am 18. Juni 1870 einen dringenden Brief, um angeblich zu erfahren, ob die beiden Bände angenommen worden sind.

Horn, Feldvermesser zu Aachen, huldigt mit seinem Werke über die Versorgung der Städte mit Wasser. (1867.) — Ihm wird der Empfang des Buches angezeigt.

Xaverius Hougerbaum, Uhrmacher in Aachen, bettelt 1867 ganz gemüthlich den Kaiser um „einige Hundert Thaler" an, damit er sich ein ordentliches Geschäft einrichten kann. — Sein Bettelbrief wird ohne Antwort gelassen.

Der Apotheker Friedrich Jütting zu Münster in Westphalen überschickt dem Kabinet-Chef Conti eine Abschrift von dem Briefe, d. d. Oktober 1862, welchen sein Bruder Dr. Wilhelm Jütting an Mocquard gerichtet und worin derselbe gebeten hatte, daß das von Dr. Wilhelm Jütting angefertigte historisch-romantische Drama: Sir William Penn, ins Französische auf kaiserliche Unkosten übersetzt und auf Befehl des Kaisers in den Haupttheatern Frankreichs aufgeführt werde. (4. November 1867.) — (Konstantin Mocquard, Senator und Kabinet-Chef des Kaisers, der Vorgänger Conti's, war am 9. Dezember 1864 gestorben.)

Madame von Kleiht, Witwe von Treskow, geborene von Manteuffel, wohnhaft zu Belgard, einer am Zusammenfluß des Leitznitz mit der Persante im preußischen Regierungsbezirke Köslin liegenden Stadt, schreibt an den Sekretär des Kaisers, um zu bewirken, daß seine Majestät der Kaiser ein goldenes oder silbernes Toilette-Necessaire, welches ihr Schwiegervater, der selig entschlafene General von Treskow, in der Kutsche Napoleon's I. nach der Schlacht bei Ligny gefunden und annektirt hat, um den Preis von 15000 Franken (4000 Thaler) ankauft. (22. Juli 1867.) — Sie erhält abschlägige Antwort. — (Die Manteuffel stammen aus dem Kassubenlande und leiten sich von Ritter Georg von Manteuffel aus dem Hause Poltzin und Arnhausen in Pommern her. Eine Versetzung von Gliedern dieser Familie in den Reichsgrafenstand erfolgte am 27. April 1759 und eine andere am 25. August 1790.)

Karl Kreibich zu Baireuth, der Hauptstadt des bairischen Regierungsbezirks Oberfranken, übersendet dem Kaiser ein Gedicht, indem er denselben bittet, sich bei dem österreichischen Kaiser für die Freigebung seines (Kreibich's) Vaters aus dem Militärdienst zu verwenden. (1867.) — Der Kaiser läßt das Gedicht und das Bittschreiben unbeantwortet zu den Akten legen.

Laura Schörken, geborene Baronin von Krokau, erinnert den Kabinet-Chef daran, daß sie schon einmal ein Unterstützungsgesuch eingereicht und daß man ihr durch die preußische Gesandtschaft zur Antwort gegeben hat: erst, sie möge sich an den Doktor Conneau, der in Rom ist, dann, sie solle sich an den Sekretär, dem sie sieben Besuche vergeblich abgestattet hat, wenden. Sie schreibt mit Bettel-Humor:

„Ich flehe Sie an, mich durch einige an den Arzt seiner Majestät, den Doktor Conneau, gerichtete Zeilen der Empfehlung zu retten. Vielleicht würde es ihm möglich sein, meine auf den Tod erkrankte Börse zu kuriren. Ich bin dessen würdig; denn meine Vorfahren waren französische Emigranten.“ (24. August 1867.)

Weil diese Bittstellerin französischen Ursprungs ist, gehört sie zufolge der Nationalitäten-Lehre nicht in die Gallerie deutscher Tuilerien-Klienten. Ihr Wohnort ist nicht angegeben.

Julius Kuhno, ein nicht sehr blöder Zeitungsschreiber in Wien, übersendet 1867 dem Kaiser ein Gedicht mit den Worten:

„Eure Majestät! Ein mit Vermögen nicht sehr gesegneter Journalist wagt eurer Majestät seine unterthänigste Huldigung darzubringen, indem er allerhöchstihnen das beifolgende Gedicht widmet....“ (1867.)

Rudolph Landauer zu München bittet um eine Anstellung oder um eine Geldunterstützung in einem Briefe, welcher abhanden gekommen ist. Er erhält folgende Antwort: „Der Kaiser hat sich von den Gesinnungen, die Sie ihm in Ihrem Briefe vom letztverflossenen 27. August ausgedrückt haben, gerührt gefühlt und mich beauftragt, Ihnen in seinem Namen zu danken. Seine Majestät bedauern lebhaft, Ihnen nicht Ihrem Wunsche gemäß eine Stelle bei allerhöchstihrer Person geben zu können; haben jedoch geruht, die Absicht kundzugeben, Ihnen zu Hülfe zu kommen. (6. September 1867.)

Martin Lichler zu Rosenheim in Oberbaiern bittet um eine Pension. Sein Bettelbrief ist nicht mehr vorhanden. — Ihm werden im September 1867 aus der kaiserlichen Kassette 300 Franken Pension bewilligt.

F. Anton Maurer, alter Rath des Fürsten von Thurn und Taxis zu Regensburg in der bairischen Oberpfalz, schreibt, daß er eine Sammlung von Briefen Napoleon's I. besitzt, die aus der Sukzession des Fürsten Primat, des Großherzogs von Frankfurt, herrühren, und daß er glücklich sein würde, wenn der Kaiser diese Sammlung von ihm annähme. Er will sie nicht verkaufen, hofft aber, daß seine Majestät geruhen werden, ihm dafür irgend ein Erinnerungszeichen zu geben. (März

1867.) — Maurer schickt hierauf die fragliche Sammlung; selbige enthält: 23 autographische Briefe Napoleon's I., 19 Briefe von unterschiedlichen Mitgliedern der kaiserlichen Familie, 2 andere Briefe und ein silbernes Messerheft, das von einem Messer herrührt, mit welchem Napoleon I. in Regensburg gefrühstückt hat. „Eure kaiserliche Majestät," sagt der Spender, „haben durch die huldvolle Annahme der beifolgenden kostbaren Papiere den treuesten Bewunderer des großen unsterblichen Kaisers Napoleon's I. mit einer Gnade beehrt, welche ihn bis zu seinem Tode mit gerechtem Stolze erfüllen wird...." (April 1867.) — Der Kaiser schickt als Gegengeschenk zwei Vasen aus Sevres-Porzellan.

Leopold Mosbrugger, Neffe eines Lehrers gleichen Namens, der dem Kaiser zu Konstanz Unterricht in der Mathematik gegeben hat, ist mit einer Sopranstimme ausgestattet, welche sich noch nicht gemausert hat, obschon er bereits 24 Jahre zählt. Da er ein Uebereinkommen getroffen hat, in den Kirchen St. Roch und St. Clotilde zu singen, bittet er gelegentlich um die Erlaubniß, seiner Majestät einige „Lieder unserer deutschen Meister" vortragen zu dürfen. Zugleich möchte er sich eines Auftrags seines verstorbenen Onkels entledigen, der ihn auf seinem Todtenbette gebeten hat, sein Porträt dem Kaiser zuzustellen. (Juni 1867.) — Der Kaiser läßt dem Sopransänger eine abschlägige Antwort ertheilen. — (Die beiden genannten Kirchen stehen in Paris. Die Kirche St. Roch steht in der Straße St. Honoré; sie besitzt eine reiche Gemäldesammlung. Die Kirche Sainte-Clotilde steht in der Bellechasse-Straße.)

August von Müntz zu Wiesbaden, der Hauptstadt von Nassau, ist ein Sprosse aus einer Regierungsbeamten-Familie des Herzogthums Kleve, und diese Familie hat sich 1792, als Preußen von den französischen Truppen überzogen und das Departement de la Roer*) gebildet wurde, in eine französische Beamtenfamilie verwandelt. Er übersendet dem Kaiser ein autographisches Schreiben des französischen Generals de la Marlière an den Rath von Müntz, seinen Großvater, sowie zwei dem Letzteren ertheilte Bestallungsurkunden. August von Müntz klagt, daß ihn seine unglückliche Lage zwingt, sich von Allem, woraus er Nutzen ziehen könnte, loszusagen. Er betrachtete Frankreich wie sein Vaterland, aber seine Familie nöthigte ihn, in Preußen zu bleiben. (Juni 1867.) — Der Kaiser verweigert die Annahme der Autographen und überweist

---

*) Das von Napoleon I. gebildete Département de la Roer umfaßte beinahe das ganze Herzogthum Jülich und nahezu das ganze Roer-Gebiet. Das Wort Roer wird Ruhr ausgesprochen; bei den Alten hieß der betreffende Fluß Rura.

den Brief des August von Müntz, indem er den Sinn desselben richtig zu erfassen weiß, dem Direktor der Gaben und Unterstützungen.

Gottlob Nier, Geschworener, Rathsmitglied, Kreisinspektor (inspecteur départemental) und Handelsmann zu Mergentheim, der im jetzigen würtembergischen Jaxtkreise liegenden ehemaligen Residenz des Deutschmeisterthums, ist „ganz expreß von Deutschland hergekommen," um „wegen einer sehr ernsthaften, seine Majestät den Kaiser betreffenden Angelegenheit" sich eine Audienz bei dem Oberkammerherrn zu verschaffen. (April 1867.)

Der Oberst Noell, der einen ganz französisch klingenden Namen hat, ist ein alter Offizier des ersten französischen Kaiserreichs, der in der Schlacht bei Leipzig gefangen genommen worden ist. Er erhält 1867 das Kreuz der Ehrenlegion. Als sein Wohnsitz ist Birkenfeld, ein Flecken im gleichnamigen oldenburgischen Fürstenthume, benannt.

Karl Obermayer, Oberst eines bairischen Landwehr-Regiments, Ritter mehrerer Orden und alter Mitschüler des Kaisers, ist im Oktober 1867 nach Paris gekommen, um in unmittelbarer Nähe die Organisation der dortigen Nationalgarde zu studiren. Er bittet um eine Audienz.

Paulus, würtembergischer Finanzrath, huldigt von Neuem dem Kaiser mit Schriften 1867 und 1868. (S. o. Seite 227.)

Philipona Nikolaus zu Tuttlingen, der Hauptstadt des Oberamtes Tuttlingen im würtembergischen Schwarzwaldkreise *), bittet um die Kleinigkeit von 15000 Franken (4000 Thaler) und wird an die Direktion der Gaben und Unterstützungen verwiesen (1867).

Dr. Pietraczewski, Professor der morgenländischen Sprachen zu Berlin **), fleht um die huldvolle Bewilligung, dem Kaiser seine vielsprachige Uebersetzung Zoroaster's mit dem durchlaufenden Texte der Zenda-Vesta in drei Bänden (Quart-Format), und ferner seine bloß deutsche Uebersetzung (in Oktav-Format) zustellen zu dürfen. Er erwartet die Entscheidung seiner Majestät über dieses Werk, dem er die eine Hälfte seines Lebens gewidmet und das ihm bis jetzt mehr Feinde als Nutzen gebracht hat (sic!). Seiner Zusendung an den Kaiser liegt folgender Brief an den Kabinet-Chef bei:

„Exzellenz! Nachdem ich die Hälfte meiner Lebenszeit (ich bin 1797 geboren) damit zugebracht habe, die heiligen Bücher des göttlichen Zo-

*) Im französischen Texte steht irrthümlich: à Tuttlingen (Baden).

**) Pietraczewski ist ein polnischer Eigenname, den unter die deutschen zu setzen inkonsequent ist.

waster zu übersetzen, wünsche ich sehr, daß seine Majestät der Kaiser, der Mann, der gegenwärtig das ganze Weltall regiert, einen Blick in dieselben werfen möge. Exzellenz! Geruhen Sie, mir diese Gnade zu verschaffen, dann wird Gott der Allmächtige, der allein den Gebeten der Unterdrückten zugänglich ist, Sie segnen; denn oftmals bin ich hiermit und zwar selbst beim bloßen Versuche gescheitert." (Berlin, 15. April 1867.) — Der Kaiser verfügt: „Annehmen!"

Die Geldbettelei des J. C. Pönicke aus Leipzig in Betreff des im Manuskripte übersandten „Epos auf Napoleon I." ist oben auf Seite 31 erwähnt worden. (September 1867.)

Max. Rob. Preßler, Dekan unter den Professoren der Forst- und Landwirthschaft-Akademie zu Tharand in Sachsen, offerirt im Namen dieser Akademie dem Kaiser ein von ihr veröffentlichtes Werk über Forst- und Landwirthschaft. (März 1867.) — Somit huldigten dem Kaiser die sämmtlichen Professoren von Tharand! — Er ließ den braven Patrioten seinen Dank ausdrücken.

Die Gräfin von Sandizell zu München, einst Ehrendame der Fürstin von Neufchatel*), hat den Prinzen Louis zu Augsburg gekannt. Sie jammert, daß sie gegenwärtig ruinirt und 88 Jahre alt ist, und begründet auf dieses Gejammer eine Bettelei, indem sie die Freigebigkeit des Kaisers anruft. (10. Mai 1867.) — Die Reichsgrafen von und zu Sandizell leiten sich von einem der ältesten Ministerialen-Geschlechter der scheyer'schen Pfalzgrafen her. Ihr Stammschloß Sandizell steht bei Neuburg am Donaumoos im früheren Fürstenthum Neuburg. Die Familie will schon im elften Jahrhundert unter den Namen Lintach und Sattelperg „geblüht" haben. Sie erlangte die Freiherrenwürde 1640 und wurde den 26. April 1790 in den Reichsgrafenstand aufgenommen. Seit dem 26. Mai 1818 gehören die Grafen von Sandizell zum erblichen Reichsrath der Krone Baiern. — Die hier in Rede stehende Bettelbriefschreiberin ist Elisabeth Auguste geborene Gräfin von Törring-Gutenzell, geboren am 29. April 1781. Sie stand also erst in ihrem 87. Lebensjahre, als sie den französischen Kaiser anbettelte, nicht aber im 88. Sie war königlich bairische Palast-Dame, Sternkreuz-Ordens-Dame zu St. Anna, sowie Theresien- und Elisabethen-Ordens-Dame. Sie hatte sich am 10. Mai 1804 mit dem erblichen Reichsrathe

---

*) Im Französischen steht: La princesse de Neufchatel. Napoleon Bonaparte schenkte 1805 das Fürstenthum Neuenburg (in der Schweiz) seinem Marschall Berthier, der es bis 1814 behielt, worauf es wieder an Preußen kam.

und königlich bairischen Oberhofmeister Cajetan Grafen von und zu Sandizell verheirathet.

Kreszenzia Schmid zu Augsburg, alte Magd der Königin Hortense zu Petershausen, zu einer Zeit, als der Prinz Louis sieben Jahre alt war und sie mit ihm spielte, bittet den Kaiser um sein Porträt. (Oktober 1867.) — Bewilligt. — Es ist nicht angegeben, welches Petershausen gemeint ist. Wahrscheinlich ist hier die Vorstadt von Konstanz zu verstehen. Sonst liegt ein Dorf dieses Namens im Bezirksamte Dachau in Oberbaiern.

Theodor Schneider, seines Zeichens ein Augsburger Haarkräusler, beruft sich auf die alte schöne Zeit, wo er der Mitschüler des Kaisers auf dem Augsburger Gymnasium war, und fleht dabei seine Majestät an, ihm beizustehen und ihm irgend eine Anstellung zu geben. Er ist vierundfunfzig Jahre alt und steht in gutem Leumund (September 1867). — Er wiederholt seine Bitte mehrmals bis zum Jahre 1869; denn Louis Napoleon hält diesem alten Kameraden gegenüber die Ohren steif.

Johann Schötter, Geschichtsprofessor am Athenäum zu Luxemburg, gekennzeichnet vom preußischen Könige mit dem Kronenorden vierter Klasse, bittet um die Erlaubniß, dem Kaiser die beiden Bände seines Geschichtswerks: „Johann, Graf von Luxemburg und König von Böhmen," widmen zu dürfen. Er sagt:

„Dieses Geschichtswerk enthält die ins Einzelne gehende authentische Schilderung der Thaten des berühmten Fürsten von Luxemburg, welcher, am Pariser Hofe erzogen und mit dem königlichen Hause von Frankreich durch die doppelten Bande des Blutes und der Freundschaft verknüpft, nur für Frankreich zu leben schien. Er verwandte seine ungeheuern Hülfsquellen und entfaltete seine unermüdliche Thätigkeit zu Gunsten der Größe und Blüthe des französischen Volks...." (27. April 1867.) — Mit Dank angenommen. — Als hierauf Professor Schötter des Guten zu viel thut, indem er im November des nämlichen Jahres auch sein Lehrbuch der Weltgeschichte übersendet, wird die Annahme verweigert und das Werk an die niederländische Legation zurückgeschickt.

Schrader zu Stuttgart überschickt im April 1867 Proben eines „indischen Pflasters" für den kaiserlichen Prinzen.

Der Graf*) von Seebach, wirklicher Geheimrath, Kammer-

---

*) Der Graf (comte) von Seebach. Im Artikel 435, der sich aufs Jahr 1863 bezieht, heißt er noch le baron de Seebach.

herr, sowie außerordentlicher Gesandter und bevollmächtigter Minister für das Königreich Sachsen zu Paris, schreibt im Januar 1867 an den Oberkammerherrn folgenden Brief:

„Der deutsche Wohlthätigkeitsverein, welchem sein gnädiges Interesse zu bezeigen der Kaiser nicht aufgehört hat, hegt die Absicht, von Neuem im Grand-Hôtel einen Ball zu geben .... Ich nehme mir die Freiheit, Ihre freundliche Vermittelung anzurufen, um zu den Füßen seiner Majestät das ehrfurchtsvolle Gesuch niederzulegen, daß allerhöchstdieselben, gleichwie in den verflossenen Jahren, auch jetzt wieder den unabläßigen Bemühungen der Gesellschaft, das Elend der deutschen Armen in Paris zu lindern, zu Hülfe kommen mögen." (Januar 1867.) — 1000 Franken geschickt!

Gustav Seyler, Kommis der Buchhandlung Löhe zu Nürnberg, setzt mit dem tiefsten Respekt und, um die kostbare Zeit seiner Majestät zu schonen, in möglichster Kürze auseinander, daß seine kleine Sammlung von Wappensiegeln leider eine Lücke enthält und zwar gerade in der Sektion Frankreich, und daß ihm im Auslande die Verbindungen fehlen, um jene Lücke auszufüllen. Er wählt daher den direkten Weg, welcher darin besteht, sich an seine Majestät zu wenden in der Ueberzeugung, daß es für allerhöchstsie Nichts ausmacht. Er ersucht folglich um die Abdrücke von den Petschaften des Kaisers, der Kaiserin und des übrigen Theils der kaiserlichen Familie, von denen Heinrich's IV. und der übrigen Bourbonen, von denen der Republik, Louis Philipp's, der Dauphins*), aller Prinzen aus dem Blute des Königreichs Navarra, endlich auch des Grafen von Chambord (18. Oktober 1867). — Wenn der Kaiser, was wir jedoch nicht wissen, dem Bittsteller willfahrte, erhielt dieser ein werthvolles Geschenk, das er gut verkaufen konnte.

Wilhelm Siebenkras, Musik-Chef des ersten bairischen Infanterie-Regiments, empfohlen durch den bairischen Gesandten Baron von Perglas, den Bruder der Herzogin von Tascher de la Pagerie, schreibt im Juli 1867 folgendermaßen:

„Sire! Die sympathische Aufnahme, welche wir in Frankreich gefunden haben und die lange in unserer Erinnerung fortleben wird, der Erfolg, den unsere Musik in dem von eurer Majestät zu Paris veranstalteten

---

*) Dauphin (Delphin) hieß der älteste Sohn der Könige von Frankreich; unter Ludwig XIV. gab es einen großen Dauphin, den Sohn Ludwig's XIV., und einen kleinen Dauphin, den vorhergehenden Kronprinzen. Die Provinz Dauphiné umfaßte die Departements Isère, Drôme und Hochalpen.

internationalen Wettstreit der Militär-Musik davon getragen hat: gibt mir den Muth, eure Majestät um die Gnade zu bitten, daß ich eurer Majestät möge drei Militär-Märsche widmen dürfen, welche ich zu diesem Behufe komponirt habe. Geruhen Sie, Sire, in meiner Bitte einen schwachen Ausdruck meiner tiefen Erkenntlichkeit für die generöse Gastfreundschaft, welche Frankreich uns erwiesen hat, zu erblicken."

Angenommen und eine goldene Medaille geschickt.

Emil Siebert, Kammermusikus des Prinzen Maximilian von Baiern und Regisseur des Nürnberger Theaters, bittet um die Ermächtigung, dem Kaiser eine durch die Friedenshoffnungen inspirirte musikalische Komposition unter dem Titel: „Die Friedensglocke," widmen zu dürfen. Der Bittsteller versichert, daß ihn nicht Geldgier treibt. Er hält seine Gestalt für so einnehmend, daß er dem Kaiser sein photographisches Porträt schickt. (April*) 1867.) — Abschlägige Antwort.

Peter Simon, Gymnasial-Lehrer zu Klausenburg, huldigt mit einem von ihm verfaßten Romane, der in deutscher Sprache geschrieben ist und den Titel führt: „Liebe und Rache." (1867.) — Dank. — Klausenburg ist die Hauptstadt von Siebenbürgen und heißt auf Magyarisch Kolosvar. Da Siebenbürgen ein Theil Ungarns ist, gehört streng genommen Peter Simon, obschon sein Roman deutsch geschrieben ist, nicht in die Gallerie deutscher Tuilerien-Klienten, sondern in die der ungarischen.

Heinrich von Sybel, Professor an der Universität Bonn, Mitglied des norddeutschen Reichstages, schreibt unterm 19. Mai 1867 an den Oberkammerherrn:

„Herr Herzog! Seine Majestät der Kaiser haben geruht, mich im letztverflossenen Jahre mit so viel Güte zu empfangen, und ich bin dafür, daß man mich zum Quellenstudium in den verschiedenen Archiven des Kaiserreichs zugelassen hat, dermaßen erkenntlich, daß ich heiß darnach verlange, meinen Aufenthalt in Paris dazu zu benutzen, um meine Huldigungen seiner Majestät darzubringen. Ich werde also eurer Exzellenz unendlich verpflichtet sein, wenn Sie die Gefälligkeit (gracieuseté) besitzen, mir beim Kaiser eine Audienz auszuwirken."

Ferner schreibt Herr von Sybel an den nämlichen Oberkammerherrn von Bassano:

„Herr Herzog! Ich habe in den Archiven des Kaiserreichs einen

*) Im französischen Texte steht der Druckfehler: 38. April.

bis jetzt unveröffentlicht gebliebenen Brief des Generals Bonaparte gefunden; Alles, was von dem großen Kaiser herrührt, ist für die Geschichte Frankreichs wichtig: ich wage daher eure Exzellenz um die Freundlichkeit zu bitten, seiner Majestät dem Kaiser von mir die beigeschlossene Abschrift dieses Briefes vorlegen zu wollen. Genehmigen Sie" u. s. w. (Bonn, den 18. Juli 1867.)

Unsere Professoren sind, wie männiglich bekannt, mit Freiheitssinn und Mannesstolz dermaßen erfüllt, daß sie als Vorbilder der politischen Tugend betrachtet werden könnten, wofern bei ihnen nicht die Ausnahme zur Regel würde. Herr von Sybel konnte sich nicht beruhigen angesichts des wichtigen Briefes, den er in den Archiven aufgestöbert hatte. Er schrieb an den Kaiser selber folgendermaßen:

„Sire! Bei den historischen Nachforschungen, die ich Dank dem hohen Wohlwollen eurer Majestät in Paris anstellen konnte, hatte ich das Glück, einen meines Wissens bis jetzt unbekannten und sicherlich noch nicht herausgegebenen Brief des Generals Bonaparte aufzufinden. Ich stieß auf ihn in den Archiven des Kaiserreichs beim Durchsuchen der Korrespondenz des Generals Clarke. Einige Tage vor der Unterzeichnung der Präliminarien von Leoben *) geschrieben, ist er wegen einiger hervorspringender und besonders charakteristischer Züge sehr merkwürdig. Eure Majestät sind es, die mich in den Stand gesetzt haben, diesen interessanten Fund zu machen: ich wage daher, Ihnen davon eine Abschrift zu überreichen als ein schwaches Zeugniß der tiefen Erkenntlichkeit, mit welcher ich bin" u. s. w. (Bonn, 18. Juli 1867.)

„Danken. N(apoleon). Mir diesen Brief geben, auf den ich selber antworten werde."

Eugen A. Traitteur, Privatlehrer in München und dem Namen nach ein Franzose, bittet um die Erlaubniß, dem Kaiser die neue Ausgabe (16 Seiten in Oktav) seiner Abhandlung über die deutsche Rechtschreibung widmen zu dürfen. (Juli 1867.) — Unter Bedauern abschlägige Antwort.

Karl Wilhelm Vogt zu München huldigt dem Kaiser mit mehrern Gedichten auf Napoleon I., auf die Kaiserin Josephine u. s. w. Er schreibt:

---

*) Die Friedenspräliminarien zwischen Frankreich und Oesterreich wurden nicht in Leoben selbst, sondern im benachbarten Schlosse Eckwald den 18. April 1797 abgeschlossen. Leoben ist in industrieller Hinsicht die wichtigste Stadt von Obersteiermark.

„Bloß der Mangel an Geldmitteln, während zugleich der Unterzeichnete halb blind ist und den rechten Arm nicht gebrauchen kann, ist daran schuld, daß er seiner hohen kaiserlichen Majestät nicht alle seine gedruckten Werke übersenden kann.“

Vogt bittet um Unterstützung (1867), erhält aber eine abschlägige Antwort.

C. Waagen, königlich preußischer Rath, offerirt dem Kaiser eine von ihm soeben über das ökumenische Konzil veröffentlichte Broschüre (München, Dezember 1867).

A. Hohmann, Pfarrer an der katholischen Kirche zu Weimar, schreibt an den Kaiser und die Kaiserin der Franzosen:

„Sire, Madame! Geruhen Sie, dem Pastor einer armen und interessanten katholischen Gemeinde, die eines passenden Lokals zur Feier ihres Gottesdienstes ermangelt, zu gestatten, das hohe Wohlwollen eurer kaiserlichen Majestäten anzurufen und um eine Subvention für den projektirten Bau einer Kirche in Weimar zu flehen. Der Bittsteller, welcher zu diesem Behufe Gaben von seiner Heiligkeit dem Papste und von seiner Majestät dem Kaiser von Oesterreich empfangen hat, wagt zu hoffen, daß die Herrscher Frankreichs, der ältesten Tochter der Kirche, gern ihre mächtige Beihülfe zum Wiederaufbau eines katholischen Tempels gerade im Herzen desjenigen Landes herleihen werden, wo die Ketzerei Luther's entsprungen ist und dessen gegenwärtiger Fürst, obschon er protestantisch ist, doch die Generosität besitzt, zu dem nämlichen Zwecke ein Areal, sowie eine Unterstützung an Geld herzugeben. Wünsche für euere Majestäten werden den ersten Gebeten beigegeben sein, welche der Pfarrer und die Gläubigen in der zukünftigen Kirche Weimar's verrichten werden .... (April 1867.)

Randbemerkung: „Der Minister seiner Majestät am großherzoglich sächsischen Hofe ist in der Lage zu bescheinigen, daß die Unterhaltung der Gottesverehrung in der armen Gemeinde der weimarischen Katholiken ebenfalls theilweise der Wohlthat des Kaisers Napoleon I., die derselbe nach der Schlacht bei Jena ihnen erwies, zu verdanken ist.“ — Höfliche abschlägige Antwort.

Wir wollen bei dieser Gelegenheit eine ähnliche katholische Bettelei nachtragen, die wir oben übergangen haben.

Joseph Lingens, Advokat zu Aachen, theilt nämlich dem französischen Kaiser unterm 30. Mai 1863 mit, daß „die 58000 Katholiken

dieser Stadt im Jahre 1855 beschlossen hätten, daselbst eine gothische Kirche zu Ehren der Definition des Dogma's von der unbefleckten Empfängniß der heiligsten Jungfrau Maria zu errichten...., aber daß sie das nöthige Kapital (600,000 Franken = 160,000 Thaler) nur durch Almosen und Sammlungen aufbringen könnten." Lingens bemerkt, er habe zu diesem Behufe bereits eine bedeutende Summe von seiner Heiligkeit dem Papste erhalten. Er fügt hinzu: „Eine gleiche Gunst wage ich zu erflehen von eurer Majestät als katholischem Herrscher und in Erinnerung an Ihre erlauchte, liebreiche Großmutter Josephine, welcher die Stadt Aachen aus dem Schatze Karl's des Großen eine ihrer kostbarsten Reliquien überreichte." — Unter Bedauern schlägt Napoleon III. diese geistliche Bettelei ebenfalls ab. — (Karl der Große ist seit der Zeit Friedrich Barbarossa's der Aachener Lokal- und National-Heilige. In dem vom fränkischen Kaiser Karl erbauten Münster steht auf den Treppen-Thürmen ein Aufbau, die Heiligthumskammer genannt, wo sich die großen und kleinen Heiligthümer befinden. Zu denselben gehören die Jesus-Windeln, ein Jesus-Hüftentuch, ein baumwollenes Kleid der Mutter Gottes und dergleichen abgesetzte Kleidungsstücke von Personen der christlichen Sage mehr.)

Siegfried Weiß aus Danzig, Doctor der Rechte, Ritter des französischen Ordens des heiligen Lazarus, wird sonderbarerweise als ein politischer Schriftsteller und deutscher Demokrat bezeichnet, der wegen seiner französischen Sympathien in seiner Heimath verfolgt worden sei. Ein Demokrat mit dem Orden des heiligen Lazarus auf der Brust ist gewiß etwas Neues! Wir in Deutschland kennen keinen solchen Gesinnungsgenossen, der noch dazu wegen seiner französischen Sympathien verfolgt worden sein soll! Siegfried Weiß scheint seit langer Zeit seinen Wohnsitz in Paris aufgeschlagen gehabt zu haben. Denn

„für zwanzigjährige Arbeit und geleistete große Dienste"

bettelt er am 8. August 1867 um das Kreuz der Ehrenlegion. Diese Dienste hat er nicht der Demokratie, sondern dem Bonapartismus geleistet. Er ist folglich kein deutscher Demokrat, sondern ein französisch gewordener Imperialist. Zur Unterstützung seiner Bitte um das Kreuz der Ehrenlegion produzirt er einen Brief von A. Acker, einem Pensionäre des Kaisers, gewesenem Präsidenten der napoleonischen Gesellschaft. Dieser Brief lautet:

„Lieber Herr Weiß! Ich bin erstaunt, daß die Regierung des Kaisers Sie in einer so prekären Lage läßt, Sie, der Sie seit 1848

für den Kaiser so viel Hingebung und zwar auch in den Zusammenkünften, welchen ich präsidirte, bewiesen haben: Sie, der Sie mit mir 1851 in den Dezembertagen für die Vertheidigung der kaiserlichen Sache einstanden. Ich kann das Alles nicht begreifen; aber verlieren Sie den Muth nicht, sondern bleiben Sie fest bei Ihrem Glauben und lassen Sie uns bessere Tage hoffen! Ihr alter Freund E. Acker. (25. Juli 1867).

Wir möchten wissen, mit welchem Rechte man einen solchen Menschen einen deutschen Demokraten nennen kann! Uebrigens ist zu bemerken, daß der Präsident der napoleonischen Gesellschaft im französischen Texte bald A. Acker, bald E. Acker heißt. Welche Lesart ist denn die richtige?

Dr. Adalbert Wenzel, ein in Zurückgezogenheit lebender Arzt, offerirt dem Kaiser ein deutsches Gedicht, welches betitelt ist: „Die glücklichste Stunde Napoleon's," und bittet ihn, davon Kenntniß nehmen zu wollen (August 1867.) — Es ist im französischen Texte gesagt, daß dieser Arzt bei Bude wohnt.*)

August Karl Wintersperger, Schriftsteller zu Regensburg, wiederholt seine im letztverflossenen Jahre gethane Bitte um Unterstützung:

„Geruhen Sie also, Sire, ich beschwöre Sie, Sich durch ein Gefühl des Mitleids mit mir rühren zu lassen!...." (Januar 1867.)

Karoline von Wocher-Schäffer, Witwe eines Stuttgarter Staatsraths, ist oben Seite 65 erwähnt.

Joseph Wory zu Freising**), einer an der Isar liegenden Be-

---

*) Vielleicht ist im Französischen der Name verstümmelt. Er heißt vielleicht nicht Bude, sondern Buda. Vier Dörfer des Namens Buda liegen in Böhmen; außerdem wird Ofen von den Magyaren Buda genannt. Wahrscheinlich wurde dem französischen Kaiser das betreffende Gedicht zur Salzburger Zusammenkunft geschickt. — In England liegt allerdings ein Dorf, nämlich ein Badeort, Namens Bude in der Grafschaft Cornwallis; ist dieses gemeint, dann ist schwerlich unter dem fraglichen Arzte ein Deutscher zu verstehen.

**) Im französischen Texte steht: à Treising (Bavière). Einen Ort, Namens Treising, gibt es nicht. Höchst wahrscheinlich hat man Freising falsch gelesen. Wir haben daher Freising gesetzt. Ob der Name Wory richtig ist, muß dahin gestellt bleiben; derselbe klingt dem deutschen Ohr völlig fremdländisch.

zirksamtsstadt in Oberbaiern, bittet den Kaiser um Geld, damit er Bäder nehmen kann (1867). *)

---

*) Im französischen Texte ist unter Nr. 1787 ein L. Wüssenberg, Telegraphen-Direktor bei Danzig, behandelt, der am 16. August 1867 zum Napoleons-Feste gratulirt. L. Wüssenberg ist eine falsche Lesart für Louis Wüstenberg, den Post-Direktor zu Zoppot bei Danzig, der ein von ihm errichtetes Napoleonsdenkmal dazu benutzte, vierzehn Jahre lang Bettelbriefe an den französischen Kaiser zu schreiben. Dieser Wüstenberg, im Französischen falsch Wüstemberg geschrieben, ist im französischen Texte unter Nummer 1788 behandelt und von uns oben auf Seiten 91—93 erwähnt. Das französische Original hat folglich dem Einen Manne zwei Artikel gewidmet.

Zwölftes Kapitel.

Der Untergang des napoleonischen Sternes.

(1868—1869.)

Nachdem der französische Kaiser viel von seinem politischen Ansehen eingebüßt hatte, mußte sich im Verhältniß zu dieser Einbuße die Zahl der an ihn gerichteten politischen Schreiben vermindern. Nur die Partei der von dem preußischen Herrscherhause depossedirten deutschen Fürsten richtete noch ihre Hoffnung auf ihn, und zwar waren es vorzüglich Hannoveraner, die durch ihn wieder unter die altkönigliche Zuchtruthe gebracht zu werden wünschten. Aber auch die Zahl der Schreiben der verstockten Partikularisten ist äußerst gering, ja verschwindend klein. Sonst sandten dem Kaiser einige deutsche Spießbürger politische Rathschläge zu: Kannegießereien, die wir nicht immer näher kennen lernen, weil nicht immer das französische Original genaue Aufschlüsse über dieselben gibt. Der Stern der Napoleoniden war im Erbleichen begriffen. In Frankreich selber mehrten sich die Zeichen vom Untergange desselben. Gleichwohl waren verschiedene Deutsche sofort bei der Hand, als es galt, die Säkularfeier des Napoleonismus zu verherrlichen, nachdem mit dem 15. August 1869 der hundertjährige Geburtstag Napoleon Bonaparte's (Napoleon's I.) herangekommen war. Auch wird uns berichtet, daß im Jahre 1868 fünf deutsche Zeitungen sich von dem französischen Kaiser kaufen ließen.

Unterm 21. Mai 1868 theilt ein gewisser Curtis zu Paris dem Kaiser mit, daß er soeben im Auftrage desselben verschiedene Käufe abgeschlossen hat, kraft deren mehrere deutsche Zeitungen sich seiner Majestät zur Disposition stellen, nämlich: das

„Mainzer Journal“ und die „Speier'sche Zeitung“, redigirt von Dr. Saasen, für 8- bis 9000 Franken per Jahr; die „Koblenzer Zeitung“ um 4000 Franken jährlich; das „Echo der Gegenwart“ zu Aachen um 5000 Franken, und die „Rheinische Zeitung“, ein bedeutenderes Blatt (feuille plus importante), redigirt von H. Bürgers*) für die jährliche Summe von 22- bis 23,000 Franken (ungefähr 6000 Thaler). — (Wenn der französische Kaiser jetzt die genannten Zeitungen, die sämmtlich in westdeutschen Städten erschienen, kaufte, konnte er dabei doch wohl keinen andern Zweck verfolgen, als die in Aussicht genommene Eroberung der deutschen Westgränze. Nicht vom französischen Volke, sondern vom französischen Kaiser und der durch die Republikaner in die Enge getriebenen bonapartistischen Partei ging, insoweit Frankreich in Betracht kommt, 1870 der Krieg aus!)

Albert Beckmann zu Paris bittet um ein Geschenk der Kaiserin für seine Provinz (die Gegend von Osnabrück), die neuerdings an Preußen angegliedert worden ist und worin Typhus und Hungersnoth wüthen. Die Osnabrücker „Damen“ haben ihn beauftragt, seine Majestät um die Annahme eines Looses zu bitten; was, wie er sagt, die Bedeutung und den Ertrag der von denselben veranstalteten Lotterie verhundertfachen wird. (2. März 1868.) — Hierauf drückt unterm 23. September 1868 Albert Beckmann (dem Dr. Conneau, dem Direktor der Gaben und Unterstützungen) die lebhafte Dankbarkeit des Königs und der Königin von Hannover für die Freundlichkeit aus, womit Dr. Conneau als Direktor des Unterstützungsamtes sich mit der Osnabrücker Lotterie beschäftigt hat, bittet um eine Unterredung mit ihm und schickt ihm eine vom Geheimrath Onno Klopp verfaßte Broschüre, welche den Titel führt: „Wer ist der wahre Feind Deutschlands?“ In dieser Broschüre ist rundweg gesagt: Nicht Frankreich, sondern Preußen ist der wahre Feind Deutschlands!

F. Xaver Caspar zu Waldsee, einer im würtembergischen Donaukreise liegenden Oberamtsstadt, bittet im März 1868 um eine Audienz. Am 27. Oktober des nämlichen Jahres bittet er nochmals

---

*) Im Französischen steht H. Burgers. Hiermit kann bloß der Sozialistenfeind Bürgers gemeint sein. Im französischen Texte ist Journal de Mayence, Journal de Spire, Journal de Coblenz gesagt. Das Wort Journal bedeutet eigentlich „Tagblatt“ und wird dann im weiteren Sinne für jede Zeitung und Zeitschrift gebraucht.

um eine geheime Audienz, in welcher er dem Kaiser die Mittel zur Vollziehung einer großen politischen Aktion offenbaren will. Nachdem ihm unterm 23. Januar 1869 eine abweisende Antwort zu Theil geworden ist, besteht er nichtsdestoweniger darauf, daß er seiner Majestät mündlich die Mittel angeben muß, wodurch die augenblicklichen politischen Gefahren beseitigt werden können. — Sein desfallsiges Schreiben wird unbeantwortet zu den Akten gelegt. — Hierauf schickt er im November 1869 einen Brief voll von politischen Erwägungen und von Rathschlägen für die kaiserliche Gesundheit. (Somit wirft er sich zum politischen und leiblichen Arzte des Kaisers auf, obschon dieser Nichts von seiner Weisheit wissen will.)

Th. Hilgard aus Heidelberg huldigt dem französischen Kaiser mit einem deutschen Gedichte, betitelt: „Die hundert Tage." Beim Zusenden desselben schreibt er im Oktober 1869:

„.... Als ich diese Epopöe dichtete, fühlte ich mich nicht allein begeistert durch die unvergleichliche Größe des Gegenstandes, welchen ich als den erhabensten und tragischsten, den die Geschichte für die epische Poesie darbieten kann, betrachte, sondern auch durch den Wunsch, allen schönen Zügen des Genie's und des Herzens von Napoleon I. volle Gerechtigkeit widerfahren zu lassen und auf diese Weise die ebenso ungerechten, wie stark eingewurzelten Vorurtheile zu bekämpfen, die der größte Theil meiner Landsleute gegen diesen großen Mann und dessen berühmte Dynastie hegt; denn meinem Herzen thut es wehe, eine so unbegründete und zugleich für den Weltfrieden so gefährliche Antipathie zu erblicken ...."

Karl Obermayer, der schon auf Seite 312 erwähnte bairische Ritter des Verdienstordens erster Klasse der bairischen Krone, des Verdienstordens vom heiligen Michael und des königlich preußischen Kronenordens dritter Klasse, huldigt in den Jahren 1868 und 1869 mit Arbeiten über die deutsche Militärverfassung. Dieselben scheinen die Fortsetzung seiner früheren Untersuchungen über die Nationalgarden oder Bürgerwehren gebildet zu haben.

Friedrich Krupp, Gußstahlfabrikant zu Essen im Kreise Duisburg des preußischen Regierungsbezirks Düsseldorf, schreibt bei seiner Anwesenheit in Paris unterm 29. April 1868 folgenden Brief:

„Sire! Ermuthigt durch das Interesse, welches eure erhabene Majestät (sa Hauteur Votre Majesté) für einen einfachen Industriellen und die glücklichen Ergebnisse seiner Bemühungen und seiner unerhörten Opfer bewiesen haben, wage ich von Neuem, mich allerhöchstderselben

mit der Bitte zu nahen, geruhen zu wollen, den beifolgenden Atlas anzunehmen. Er enthält eine Sammlung von Zeichnungen verschiedener, in meinen Werkstätten ausgeführter Gegenstände. Ich gebe mich der Hoffnung hin, daß besonders die vier letzten Seiten, welche die Gußstahlkanonen darstellen, die ich für verschiedene hohe Regierungen Europa's angefertigt habe, einen Augenblick die Aufmerksamkeit eurer Majestät auf sich lenken dürften und meine Kühnheit entschuldigen werden. Mit dem tiefsten Respekt, mit der größten Bewunderung bin ich eurer Majestät unterthänigster und ergebenster Diener."

Auf diesen Brief, der nicht bloß industrielle Bedeutung, sondern unter den damaligen Umständen auch seine politische Seite hatte, erhielt der Patriot Friedrich Krupp am 21. Mai 1868 die nachstehende Antwort:

„Der Kaiser hat mit vielem Interesse den Atlas empfangen, den Sie ihm zugestellt haben, und seine Majestät hat den Befehl gegeben, Ihnen für diese Mittheilung zu danken und Ihnen zu wissen zu thun, daß seine Majestät lebhaft den Erfolg und die Ausdehnung einer Industrie wünscht, welche die Bestimmung hat, der Menschheit beträchtliche Dienste zu erweisen."

Der bei Anton Bachmaier in Passau (Niederbaiern) angestellte „Professor" Wilhelm Stephanus, der angebliche Nachkomme der Estienne, übersendet im Januar 1869 einen politischen Artikel eines Wiener Journals, worin er die Allianz Frankreichs mit Oesterreich befürwortet.

Albert Andermatt, wohnhaft zu Paris, übersendet im Februar 1869 dem Kaiser seine Broschüre: „Mission des französischen Kaiserreichs in Deutschland," und bietet seine schriftstellerischen Dienste an. — Ihm wird der Empfang der Schrift angezeigt. — Im September des nämlichen Jahres verlangt er für die Broschüre ein Gnadengeschenk, um eine ähnliche Schrift anfertigen und der Oeffentlichkeit übergeben zu können; erhält jedoch abschlägige Antwort.

Karl Rettich, ein Würtemberger, dessen Geburts- und Wohnort nicht genannt ist, bietet gleichfalls 1869 dem französischen Kaiser seine Dienste an.

Der Baron Wilhelm von Lüttwitz zu Gorkau bei Zobten im preußischen Regierungsbezirke Breslau schreibt im März 1869 an den Kaiser einen Brief mit politischen Erwägungen, der sich um die Worte dreht, daß „das Kaiserreich der Frieden" ist. — (Die Herren [*späteren* Freiherren] von Lüttwitz, die sich früher auch „von Littwitz"

schrieben, sind slawischen Ursprungs, und als ihre Ahnherren werden Hinco und Schmilo von Lettowitz, die 1342 zu Liegnitz am Hofe des Herzogs Wenzel I. lebten, genannt. Sie besitzen in Schlesien die Güter Dockern, Krumpbach und Lossen bei Trebnitz, Gorkau bei Zobten, Hartlieb bei Breslau, Bartsch bei Steinau, die Herrschaft Simmenau bei Constadt und Mittelsteine bei Glatz. In Westpreußen besitzen sie Skludzewo bei Dombrovken und in Galizien die Herrschaft Lodygowitz, sowie Wilkowitz bei Biala. Sie zerfallen in zwei Linien, wovon die eine ihren Freiherrenstand vom 6. November 1741, die andere vom 1. August 1737 datirt. Zu der ersteren gehört der hier in Betracht kommende Freiherr Wilhelm von Lüttwitz, Erbherr auf Gorkau, der am 19. Januar 1809 geboren wurde und sich am 2. Oktober 1839 mit Franziska, einer geborenen Stephani, verheirathete.)

Backhaus, F. Bernstorff, Blumberg nebst siebenundzwanzig anderen hannöverischen Flüchtlingen übermitteln dem Kaiser ihre Komplimente zum Napoleonsfeste, indem sie unter Anderm sagen: „Wenn wir in unser Vaterland zurückgekommen sein werden, werden wir die edle Gastfreundschaft Frankreichs und die hohe Antheilnahme eurer Majestät an allen edlen Mißgeschicken niemals vergessen und sie laut verkünden." — (Alençon, 15. August 1869.) — (Republikanische Flüchtlinge sind vom Kaiser in Frankreich oft genug getückt und geschoren, gemaßregelt, gefangen gesetzt und ausgewiesen, ja sogar aus Belgien und der Schweiz vertrieben worden. Unter edlen Mißgeschicken, an denen der Kaiser innigen Antheil nimmt, sind offenbar nur die von Stockreaktionären zu verstehen!)

Leo Maximilian Billerbeck zu Dortmund in Westphalen (preußischer Regierungsbezirk Arnsberg) schickt zum Napoleons-Jubiläum ein deutsches Gedicht in 224 Versen, welches betitelt ist: „Napoleon I. der Große an seinen Neffen Louis Napoleon III." — (August 1869.)

Eduard Hehz*) zu Hamburg richtet an den Kaiser eine Lobeserhebung auf das hundertjährige Jubiläum der Geburt Napoleon's I. (Mai 1869.) — (Ob Louis Bonaparte diese Anwedelung mit Geld belohnte, ist nicht berichtet.)

Dr. philosophiae Karl Wilhelm Kirsch zu Wiesbaden, der Hauptstadt Nassau's, übersendet dem Kaiser zwölf Exemplare eines gedruckten Gedichts, welches den Titel führt: „Eine Epheuranke zur

*) Möglicherweise heißt dieser Name Heß, da das lange lateinische s in Hehz vielleicht für ein h genommen worden ist.

Säkularfeier Napoleon's, gewidmet der französischen Nation," und welches angeblich ein Zeichen der Verehrung bilden soll. (26. Juli 1869.) — Die Uebersendung von einem ganzen Dutzend Exemplaren hatte jedenfalls den Zweck, die erwartete Belohnung sicherer und größer zu machen. Die Ausbeutung der französischen Nation vermittelst ihres Zwingherrn trat heuchlerisch in der Widmung zu Tage.

G. Perger, Photograph zu Elberfeld, überschickt noch im Oktober 1869 seine Glückwünsche zur Säkularfeier des Geburtstags von Napoleon I. Er theilt mit, daß sein Großvater ein Soldat des ersten Kaiserreichs gewesen ist. Indem er seine bonapartistische Gesinnung, seine Bewunderung der napoleonischen Dynastie, versichert, hebt er hervor, daß er ganz arm ist. Die Bettelei des spät kommenden Glückwunsches zeigt sich also ziemlich unverhüllt.

Dr. Coremanz überschickt im Oktober und November 1869 zwei Briefe, in welchen er politische Rathschläge ertheilt. Als sein Wohnort ist im französischen Texte Elsene genannt, womit entweder Elsen im Kreise Grevenbroich (preußischer Regierungsbezirk Düsseldorf), oder das Dorf Elsenz im badischen Unterrheinkreise, oder auch das österreichische Dorf Elsern (bei Drosendorf in Oesterreich unter der Enns) gemeint sein kann.

Martin Lehmann*) zu Berlin schreibt dem Kaiser unterm 22. Oktober 1869 folgenden „patriotischen" Brief:

„Majestät! Wenngleich ich ein Bewohner Deutschlands bin, reichen meine patriotischen Sympathien doch über den Rhein in Ihr schönes Land, in Frankreich, hinein. Frankreich muß sich glücklich fühlen, durch Ihr Szepter beherrscht und von Ihnen regiert zu werden. Mein sehnlichster Wunsch, Majestät, geht dahin, mich Ihnen und Ihrer verehrungswürdigen Gemahlin zu Füßen zu werfen, um Ihnen persönlich meine Sympathien**) für Frankreich auszudrücken...."

An diese japanesische Bauchrutscherei knüpft der Patriot Lehmann die Bitte um ein Geschenk von 4000 Franken (ungefähr 1000 Thaler) und um die Erlaubniß, sein ganzes Leben in Frankreich im Dienste des Kaisers zubringen zu dürfen. — Letzterer fand jedoch dieses Bettelschreiben keiner Antwort werth und verfügte: Classer.

---

*) Im französischen Texte steht Lehman.

**) Im Französischen steht: mes sympathies personelles (meine persönlichen Sympathien).

J. Weissert, ein Würtemberger, dessen Wohnort nicht angegeben ist, schreibt im November 1869 an den Kaiser als Bote der göttlichen Weisheit, um demselben die Rathschläge und Absichten der Vorsehung zu offenbaren.

Mathes Schmidt, wohnhaft zu Paris, sendet dem Kaiser im Oktober 1869 einen verwirrten Brief, in welchem er weissagt, daß Napoleon IV. bezüglich der Verbesserung des Menschengeschlechts in die Schuhe seines Vaters treten wird.

Mit dem Namen Egeria nennt sich geheimnißvoll eine deutsche Göttin, welche dem Kaiser einen klugen Brief schreibt, worin es heißt:

„Ew. Majestät! Mit dem größten Interesse folge ich den Ereignissen, die in Frankreich geschehen. Unter*) allen Parteigängern eurer Majestät halte ich Persigny für den weisesten. Es kömmt eurer Majestät zu, in der Erneuerung eines Plebiszits eine Kraft zu schöpfen ꝛc." (Dezember 1869.) — Der Kaiser befolgte den Rath der deutschen Egeria im folgenden Mai und verwandte die geschöpfte Kraft zum Kriege.

Frau A. Adam, eine Sängerin zu Frankfurt (am Main?), ertheilt im Juni 1869 dem französischen Kaiser politische Rathschläge in mystischer Sprache, indem sie ihrem Briefe freimaurerische Schriftzeichen einflicht.

Von den Schreiben unterschiedlichen Inhalts, die in dieser Periode an den französischen Kaiser gelangten, geben wir zuerst diejenigen aus dem Jahre 1868.

Im Juli 1868 bringt Ed. Baurath aus Leipzig dem französischen Kaiser in Erinnerung, daß er ihn früher gebeten hat, ihm 50,000 Franken (13,333 Thaler) unverzinslich vorzustrecken oder ihm jährlich eine Summe von 20,000 Franken (5333 Thaler) zu zahlen, damit Petent eine periodisch erscheinende Sammlung von religiösen Liedern veröffentlichen kann. Da er keine Antwort erhalten hat, wiederholt er seine Bitte, setzt jedoch die erbetene Anleihe auf 20,000 Franken, die er mit vier Prozent verzinsen will, oder auf eine Jahres-Subvention von 1600 bis 1800 Franken (ohngefähr 500 Thaler) herab. Er versichert, daß er dieses Geld auf den Ankauf einer Druckerei und auf die Ausführung seines Projektes verwenden will. — Darauf erneuert er im November 1868 seine Bitte: „um im Stande zu sein, der religiösen

*) Die Göttin, welche ein göttliches Französisch schreibt, bedient sich des Ausdrucks: Entre tous les partisans de V. M.

Poesie Opfer zu bringen," indem er an den Kabinet-Chef die Worte schreibt:

„Mein Herr! Ich frage: ist es möglich, daß der Kaiser für die Sache des Herrn jährlich nicht eine Summe von 1600 bis 1800 Franken hat?..." So versteckte sich die industrielle Bettelei, um anständig zu erscheinen, hinter die sogenannte Sache eines Opfers für den alten bekannten Herrn Zebaoth.

Frau Beck-Weizelbaum zu Augsburg bettelt den Kaiser im Januar 1868 um Geld zur Reise nach Paris an. Sie sehnt sich, wie sie sagt, danach, Ihre Majestäten zu besuchen, Malmaison in Augenschein zu nehmen und Blumen auf das Grab Napoleon's I. niederzulegen.

M. Belgard zu Berlin bittet 1868 und 1869 mehrmals, daß der Kaiser die vom Bittsteller angefertigte Lebensbeschreibung und Photographie Meyerbeer's anzunehmen geruhen möge.

Georg Brkitz zu Wien reklamirt im Januar 1868 eine Summe, welche er aus einer vom Kaiser bewilligten Pension der Fürstin Darnika Cawilowa vorgestreckt hat. — (Es ist sehr fraglich, ob Brkitz ein Deutscher ist.)

Dethleff, Photograph zu Rostock im Großherzogthume Mecklenburg-Schwerin, bittet im November 1868 um die Subskription des Kaisers auf die photographische Wiedergabe des 1498 zu Lübeck erschienenen Werkes „Reinecke der Fuchs", wovon nur noch ein einziges Exemplar vorhanden ist.

Moritz Deutsch, Herausgeber und Journalist in Wien, huldigt dem französischen Kaiser mit einem Album, welches die Zeremonien der Krönung des österreichischen Kaisers zum Könige von Ungarn enthält (1868). — Er erhält für seine Huldigung eine goldene Medaille. — (Vielleicht ist dieser Moritz Deutsch identisch mit dem oben auf Seite 211 angeführten.)

Julius Fänkel, ein Kohlengrubenbesitzer in Baiern, bietet dem Kaiser eine Anzahl Kohlengruben-Aktien an (1868.) — Abschlägige Antwort.

Der Ritter von Friedland, Aufseher der Museen zu Wien, ist ein Freund der Witwe Heinrich Heine's gewesen und bietet der französischen Regierung durch die Vermittelung des Herzogs von Gramont, des seit dem 4. November 1861 zu Wien akkreditirten französischen Gesandten, verschiedene Papiere Heinrich Heine's an. Anton Alfred Agenor Herzog von Gramont schreibt darüber Folgendes:

„Das Paket enthält ein noch nicht herausgegebenes Manuskript, betitelt: Napoleon III., welches in einem schlechten Geiste abgefaßt zu sein scheinen könnte, ferner siebenundsechzig Gedichte gegen den König von Preußen, und endlich einen großen Briefwechsel zwischen Heine und den Herren Thiers, Guizot, Michel Chevalier, Michelet, der Fürstin Belgiojoso, Mignet u. s. w. Es steht zu glauben, daß dieses Alles mit feindlichen Gesinnungen gegen die Regierung des Kaisers geschrieben ist." — Der für die Heine'schen Papiere geforderte Preis beträgt 30,000 Franken (8000 Thaler).

Julius Fuchs in Berlin huldigt im Januar 1868 dem französischen Kaiser mit einer Hymne, welche er für das anderthalbhundertjährige Jubiläum des preußischen Kadetten-Korps angefertigt und von der der König von Preußen die Widmung angenommen hat. — *Annahme und Dank.*

Maximilian Geiger, ein Orgelbauer, als dessen Wohnort Fraunstein in Baiern*) angegeben ist, dankt 1868 für eine empfangen. Unterstützung. — Nachdem er angeblich taub geworden ist, bittet er den Kaiser um eine neue Unterstützung, um nach München zu gehen, wo er geheilt werden könnte. (September 1869.) — *Abschlägige Antwort.* Der Kabinet-Sekretär hat sich nicht enthalten können, dazu die Bemerkung zu schreiben: „Er soll sich doch an die Legation seines eignen Landes wenden! Er ist in seinem Lande!"

Die *Gräfin B...... von G....., geborene C..... von .....*, schreibt aus dem Kloster N....... in Baiern an den französischen Kaiser folgenden Brief:

„Sire! Eure kaiserliche Majestät! Es geschieht, indem ich die Kniee beuge und Ihnen die Hände küsse, Sire, daß ich eure Majestät um Verzeihung bitte wegen der Kühnheit, die ich begehe, wenn ich der erhabenen Person eurer Majestät direkt ein Bittgesuch einreiche; allein

---

*) In Ritter's geographisch-statistischem Lexikon ist kein Ort dieses Namens verzeichnet. Im bairischen Schwaben liegt ein Dorf, welches *Frauenstetten* heißt. Eine Stadt *Frauenstein* liegt im Königreiche Sachsen, ein Dorf *Frauenstein* im Nassauischen. Wenn ein Ort Fraunstein in Baiern liegt, muß er sehr unbedeutend sein. Aber jedenfalls ist die bairische Bezirksamtsstadt *Traunstein* (in Oberbaiern links an der Traun liegend) gemeint! — Ein *Philipp Geiger* aus Niedersteinach (wohl Niedersteinbach?) in Baiern hat 1853 dem französischen Kaiser zu dessen Verheirathung gratulirt, und ein Baier, schlechthin Geiger genannt, befindet sich unter den Schnurranten der Salzburger Reise des Jahres 1867.

eine innere Stimme sagt mir, daß der Kaiser der Franzosen auch ein mit den Unglücksfällen und den traurigen Prüfungen einer jungen deutschen Frau mitfühlendes Herz besitzt, und ich zögere nicht, die Gnade eurer Majestät anzuflehen. Geruhen Sie daher, Sire, mir zu erlauben, daß ich eurer Majestät mich als die Schwester der Herzogin von ...., welche die Ehre hat, von eurer Majestät gekannt (connue) zu sein, vorstelle. Getrennt vom Grafen von G....., meinem Manne, schon seit drei Jahren, habe ich mich aus einem Wohlthätigkeitshause in das andere begeben, aber ohne daselbst für meinen Geist und meinen Geschmack, noch für das Heil meiner Seele Befriedigung zu finden. Während des Krieges von 1866 arbeitete ich in einem Hospital und fand Vergnügen, ja sogar Reiz darin, die armen verwundeten Oesterreicher und Preußen zu besorgen und zu trösten; aber nach einem viermonatlichen unausgesetzten Dienste versagten mir die Kräfte, da ich einen schwachen Körper besitze; ich widerstand den großen Beschwerlichkeiten nur durch meine moralische Willenskraft, mußte aber endlich doch unterliegen und habe seitdem nicht mehr die Kräfte gefunden, um den Pflichten einer Wohlthätigkeitsschwester zu genügen. Nachdem ich einige Monate bei meiner Familie zugebracht hatte, fühlte sich mein Herz dergestalt von den peinlichen Erinnerungen überwältigt, daß ich nach dem Kloster N...... in Baiern abreiste, wo ich mich gegenwärtig noch befinde und wo ich den guten Willen hatte, mich in der Anstalt für die Blödsinnigen oder auch in der Krankenanstalt mehr als Aufseherin denn als Wärterin zu beschäftigen. Allein mich hat eine unüberwindliche Entmuthigung ergriffen; ich kann mich nicht in die Sitten dieses Platzes finden, der hier herrschende kalte Ton thut meinem Herzen wehe; ich begreife nicht, wie Einrichtungen, welche auf die christliche Barmherzigkeit gegründet sind, ohne Liebe gedeihen können; das Elend verlangt mehr als sein tägliches Brot das Mitleid und die Liebe. Aber ich wage nicht, mir zu erlauben, eine ins Einzelne gehende Darlegung von dem Platze und von meiner peinlichen Lage zu geben: ich würde sonst die Nachsicht eurer Majestät mißbrauchen. Sire! Ich komme, Ihre Huld anzuflehen; eure Majestät können mich aus meinem Exil befreien, können mich dem Leben zurückgeben; geruhen Sie, mich zu erhören, Sire; bewilligen Sie mir irgend einen Posten; das geringste Amt im Dienste eurer Majestät wird von mir für die größte Ehre gehalten werden und ich würde meiner Pflicht mit ebenso viel Eifer und Ergebung, wie alle Unterthanen eurer Majestät, zu genügen suchen. Ich verlange nicht nach einem Dienste bei dem kaiserlichen Hofhalte,

welcher mich der Welt zurückgibt; nein, Sire, ich verlange eurer Majestät wohlgefällig in irgend einem Amte, wo ich arbeiten kann, sei es nun als Aufseherin (Intendantin) in einem der Schlösser eurer Majestät oder sei es in einem Wohlthätigkeitshause, wo ich unabhängig sein kann, zu dienen; ich würde auch gern als Kammerfrau bei ihrer Majestät der Kaiserin dienen, allein ich zweifle, ob ihre Majestät mich annimmt. Sire, die Unglücksfälle, die Entsagungen der letzten Lebensjahre haben mich demüthig gemacht; ich vergesse meinen Rang, meinen Titel, wenn ich ins Leben zurückzukehren wage; ich bin mit achtundzwanzig Jahren noch jung; ich liebte die Welt und habe mich zu der Lebensweise, die ich jetzt führe, nur mit Widerstreben bequemt; allein ich mußte mich in den Willen meines Vaters fügen. Haben Sie die Gnade, Sire, mir die Unbedachtsamkeit, daß ich schriftlich mit eurer Majestät verkehre, zu verzeihen; ich zittere, wenn ich denke, daß ich gegen die Etikette des französischen Hofes verstoßen habe und eurer kaiserlichen Majestät habe mißfallen können. Sire, verzeihen Sie nicht der Gräfin von G...., sondern einer armen jungen Frau, welche sich sehr unglücklich fühlt und ihre Lebenshoffnung in die Hände eurer Majestät legt. Retten Sie mich, Sire; lassen Sie mich Ihnen dienen, Sire; die Macht ist eurer Majestät gegeben, und der liebe Gott wird das Herz eurer Majestät lenken. Wenn der Wille des Kaisers es verlangt, mich bei einer persönlichen Audienz zu sehen (à me voir en audience personnelle), werde ich die Mittel zu finden suchen, um nach Paris zu kommen, und ich würde allzu glücklich sein, meine Huldigungen zu den Füßen eurer Majestät niederzulegen. Ich beuge die Kniee vor der Person eurer erhabenen Majestät und küsse Ihnen die Hände, Sire, indem ich mit tiefer Unterwürfigkeit bin eurer Majestät demüthige Dienerin.“ (20. März 1868.)*)

---

*) Im französischen Texte steht der Name der Gräfin nicht ausgeschrieben. Doch hat der französische Text unter dem Buchstaben A die Gräfin von Alten gesetzt und auf die sonst nirgends vorkommende Gräfin von Grote verwiesen. Das gibt uns allerdings einen sichern Fingerzeig. Ferner steht der Artikel G.... in der alphabetischen Reihenfolge zwischen den Namen Großhauser und Grube, sodaß auch hieraus mit Wahrscheinlichkeit zu entnehmen ist, G..... bedeute Grote. Nur der Taufname C., welcher G. heißen müßte, stimmt nicht, aber dieß kann auf Rechnung der französischen Redaktion gesetzt werden. – Guidobaldine Viktoria von Alten ist eine Tochter des Grafen Karl Franz Viktor zu Wilkenburg, Stelle und Warmbüchen, der königlich hannöverischer Geheimrath war. Ihre Mutter hieß Hermine Luise Auguste geborene von Schminke, und war die Tochter eines kurfürstlich hessischen Staatsministers. Guidobaldine ist am 2. November 1838 geboren und hat sich am 4. Januar 1859 mit August Grafen von Grote verheirathet. Dieser Graf Grote, geboren am 27. Januar 1828, ist Majoratsherr auf Breese, Wrestedt, Göddenstedt und Breselenz, war hannöverischer Kammer-

Der Ritter von Hackländer zu Stuttgart übersendet am 12. Juli 1868 eins seiner Werke: Das Soldatenleben in Preußen, indem er den Großkammerherrn, den Herzog von Bassano, bittet, dasselbe an den Stufen des Thrones seiner Majestät niederlegen zu wollen. Zugleich bittet er den Oberkammerherrn, selber ein Exemplar dieses Werkes von ihm annehmen zu wollen und dasselbe sowohl als eine den hohen Verdiensten des Herzogs dargebrachte Huldigung wie auch als ein Zeichen von Hackländer's ehrfurchtsvollen Gesinnungen zu betrachten. — Am 21. Juli schreibt der französische Uebersetzer des Werkes an den Oberkammerherrn, daß Herr von Hackländer, den er für einen der ersten Schriftsteller Deutschlands erklärt, Ritter aller europäischen Orden ist und daß demselben nur noch der Orden der Ehrenlegion, nach welchem das Verlangen seines Ehrgeizes steht, fehlt: weßhalb er darum bittet. — Zugleich fleht Friedrich Wilhelm Hackländer, der Mann von „Ueber Land und Meer," seinerseits direkt in einem eignen Schreiben (Juli 1868) um das Kreuz der Ehrenlegion und treibt sich auf diese Weise unter dem ganz gemeinen Bettelvolke, den schamlosen Gatterklopfern der Tuilerien, herum. Ob wohl der Unterhaltungsschriftsteller, der einst den Feldmarschall Radetzky in den piemontesischen Feldzug und den Prinzen von Preußen in den badischen Reichsverfassungsfeldzug begleitete, seine übrigen Orden und seinen Adelstitel auf ähnliche Weise erobert haben mag?

Der Vikar Konrad Häring und Max Berger, Mitglieder des katholischen Gesellenvereins zu Konstanz, betteln 1868 den französischen Kaiser um eine Beisteuer zur Erlangung eines eignen Lokals für den Gottesdienst der dortigen Katholiken an. Unter Bedauern wird ihnen mitgetheilt, daß sie kraft allgemeiner Verfügung abschlägig beschieden werden müssen.

Rudolph Hauser, ein Fabrikarbeiter zu Bietigheim im würtembergischen Neckarkreise, ersucht den Kaiser, der Pathe seines Söhnchens zu werden und ihn zu ermächtigen, daß er dasselbe Napoleon nennen dürfe. (Dezember 1868.) — Das Gesuch wird unbeantwortet gelassen.

Die Gräfin Wanda Henckel auf dem Schlosse Siemianowitz*)

herr und erbliches Mitglied der I. Kammer der hannöverischen Ständeversammlung, und er vermählte sich in erster Ehe am 20. September 1853 mit Doraline geborenen Reichsgräfin von Schwicheldt, die am 12. Mai 1855 starb. Guidobaldine wurde seine zweite Frau und selbige gebar ihm am 8. Oktober 1859 eine Tochter. — Die Schwester Guidobaldinens ist eine englische Herzogin. Selbige heißt Luise Auguste Friederike, ist am 14. Januar 1832 geboren, wurde Oberhofmeisterin der englischen Königin Viktoria und verheirathete sich den 22. Juli 1852 mit William Drogo Montague, Herzog von Manchester.]

*) Im französischen Texte steht irrthümlich: Siemanowitz.

im preußischen Oberschlesien bittet im November 1868 den Kaiser um Photographien und Autographen von der kaiserlichen Familie. — Die Gräfin Wanda Malwina Henckel von Donnersberg ist eine geborene Reichsgräfin von Gaschin, Freiin von und zu Rosenberg, geboren am 7. Dezember 1837. Ihr Gatte Hugo Henckel von Donnersberg, geboren den 31. Juli 1832, ist Erbherr der Herrschaft Bielschowitz in Oberschlesien und gehört zur älteren Linie der Herren Henckel von Donnersmarck. Selbige sind am 29. Juli 1651 Reichsgrafen und am 9. August 1699 freie Standesherren von Ober-Beuthen getauft geworden. Seit dem 12. Oktober 1854 ist der jedesmalige Standesherr erbliches Mitglied des preußischen Herrenhauses.

Witwe Susanne Hochreiter zu Haidhausen, einem Pfarrdorfe, welches zur Münchener Vorstadt Au gehört, bittet um eine alte Kanone, aus welcher eine Glocke für die dortige Kirche gegossen werden soll. (September 1868.)

Franz von Hofmann zu Landshut in Oberbaiern übersendet 1868 dem Kaiser eine Elegie auf den Tod des bairischen Königs Ludwig I., indem er zu verstehen gibt, daß er Geld nöthig hat. — Seine Bettelei wird unbeantwortet gelassen.

Hopp zu Paris bittet 1868 um eine Audienz und erhält abschlägige Antwort.

R. Hotz, Goldschmied und Photograph zu Konstanz, schlägt dem Kaiser den Ankauf von der photographischen Wiedergabe eines Manuskripts vor, welches sich auf die Vorgänge des Konstanzer Konzils bezieht. Die Kaufsumme soll 1500 bis 2000 Franken betragen. Der Kaiser schlägt das Angebot aus. (1868.)

Dr. Hermann Hüffer, Professor an der Bonner Universität, huldigt dem französischen Kaiser mit seinem Geschichtswerke, welches betitelt ist: „Oesterreich und Preußen gegenüber der französischen Revolution bis zum Abschluß des Friedens von Campo-Formio, vornehmlich nach ungedruckten Urkunden der Archive in Berlin, Wien und Paris.“ Auch schickt er die Abschrift von einigen Briefen Napoleon's I., welche er in Wiener Archiven gefunden hat. Er sagt:

„Ich hoffe, daß seine Majestät mit einigem Interesse die Geschichte der berühmten Verhandlungen von Leoben und von Campo-Formio, die von Ihrem großen Vorgänger von Anfang bis zu Ende geführt wurden, lesen werden. In Allem, was ich von demselben sage, habe ich nur nach geschichtlicher Wahrheit gestrebt. Ich bin sicher, daß die Gesammtvorgänge ihn in einem sehr günstigen Lichte erscheinen lassen, und hoffe,

daß meine Darstellung recht die Bewunderung zeigt, welche man seinem staunenswerthen Genie schuldet. Jeder die Wissenschaften liebende Mann, Sire, ist Ihnen in so vielfacher Beziehung zu Dank verbunden, daß er sich glücklich schätzen muß, wenn sein Werk eurer Majestät einen angenehmen Augenblick bereiten kann. Möchte doch mein Buch, Sire, Ihnen mindestens meine lebhafte Erkenntlichkeit beweisen.“ (Juli 1868.)

Hermann Jüngling in Berlin bietet im Januar 1868 dem Kaiser verschiedene zu Berlin und in Ungarn liegende Grundstücke an.

Dr. D. Klein, Rabbiner zu Pleschen im preußischen Regierungsbezirke Posen, übersendet dem Kaiser eine neue Lieferung seiner Blumenlese aus dem Talmud und bettelt um Geld, welches er angeblich auf die Vollendung seiner Arbeit verwenden will. (Januar 1868.) — Ihm wird der Empfang angezeigt.

Edm. Kretzschmer, Hoforganist in Dresden, bittet im Dezember 1868 um die Ermächtigung, dem Kaiser eine Meßmusik, für welche Kretzschmer bei der letzten Brüsseler Preisbewerbung die große goldene Medaille erhalten hat, widmen zu dürfen. — In sehr höflicher Form wird er abgewiesen.

Die Gräfin von Lasberg, Tochter eines pensionirten österreichischen Obersten, bittet im Dezember 1868 um eine Anstellung als Gesellschaftsdame bei der Kaiserin oder bei der Prinzessin Mathilde oder auch bei der Prinzessin Clotilde. Sie sagt von sich, daß sie „einer der ältesten Familien Oesterreichs angehört.“ — Das alte aus Oberösterreich stammende Geschlecht Lasberg, das seinen Namen von seinem früheren Stammsitz bei Freiberg im Mühlkreise führt, kommt urkundlich zuerst im Jahre 1326 vor; doch beginnt die regelmäßige Stammreihe erst mit Ritter Ulrich von Laßberg, welcher 1385 den Hof und die Veste Laßberg zu Lehen empfing. Zu Reichsfreiherren wurden die Herren von Laßberg am 16. November 1664, zu Reichsgrafen am 18. September 1705 gemacht. — Georg Rudolph Reichsgraf von Lasberg, Oberst-Lieutenant und Platzkommandant zu Padua, geboren 1806, hat zwei Töchter: Bertha, geboren am 27. Januar 1840, und Emilie, geboren den 17. Mai 1842. Sonst hat er eine Schwester, Namens Emilie, die 1808 geboren ist. Das Alter des „Geschlechts“ hindert die Gräfin von Lasberg nicht, eine Stelle als Gesellschaftsdame bei der bonapartistischen Demi-monde einnehmen zu wollen!

Wilhelmine Lindner, geborene von der Kühle, Frau eines Metallgießers zu Duderstadt in der hannöverischen Landdrostei Hildesheim, schreibt dem Kaiser, daß sie dreimal hinter einander

den gleichen industrie-ritterlichen Traum gehabt hat. Sie schildert diesen Traum so:

„Ich begegnete eurer Majestät, als allerhöchstdieselben auf einem arabischen Pferde plankerten, und lenkte, indem ich Ihren Hut aufhob, Ihre Aufmerksamkeit auf mich. Der Kaiser fragte mich, ob ich Nichts zu wünschen hätte. Ich antwortete ihm: Möge der Kaiser der Franzosen geruhen, sich nach Vincenz zu begeben und dort den Waffen- und Kanonenproben Lindner's beizuwohnen; ich würde glücklich sein, wenn der Kaiser die von Lindner angefertigten Kanonen und Waffen kennen lernte. Jetzt flehe ich um die Gunst, daß mein Traum wahr wird..., indem ich eine arme gliederlahme Frau bin, deren einziges Glück darin besteht, ihren vielgeliebten Mann zu unterstützen.“ (April 1868.)

Freiherr von Manteuffel, Großmeister der sächsischen Forsten, bietet im Januar 1868 dem französischen Kaiser durch die Vermittelung des sächsischen Gesandten die französische Uebersetzung von seinem Werke über die Wiederbeholzung des Bodens, respektive über die Wiederbeholzung der Berge, an.

Heinrich Martin zu Dresden sendet dem Kaiser 1868 ein Werk, indem er sich für ruinirt erklärt und hieran eine Bettelei um Unterstützung knüpft.

Mauk zu Ellwangen im würtembergischen Jaxtkreise übersendet eine ungereimte Dichtung (une composition poétique en prose) zu Ehren des würtembergischen Königs Karl. (1868.) — Das Machwerk wird unbeantwortet zu den Akten gelegt.

L. M. Michelup zu Wien erinnert den französischen Kaiser daran, daß er (Michelup) ihm von einem über Münzen, Maße und Gewichte handelnden Werke fünf Exemplare zugeschickt hat. (1868.) — Ob Petent hierauf Geld erhielt, wird uns nicht berichtet.

Der Schriftsteller Otfried Mylius zu Stuttgart, Verfasser der „Neuen Geheimnisse von Paris,“ fleht im Oktober 1868 den französischen Kaiser um die Ermächtigung an, ihm seinen neuesten geschichtlichen Roman, betitelt: „Das Testament von St. Helena,“ widmen zu dürfen. Selbiger handelt, wie Mylius berichtet, von der Jugend seiner Majestät und von den letzten Lebensjahren der Königin Hortense. — Kraft allgemeiner Verfügung wird Petent abgewiesen.

Der Reichsfreiherr Ferdinand von Obenaus*), ein österreichischer Hauptmann, welcher vom französischen Kaiser 8000 Franken

*) Im französischen Texte steht irrthümlich: Obenhaus.

(2133 Thaler) als Bezahlung für Gegenstände erhalten hat, die dem Herzoge von Reichstadt gehört haben, hat während eines siebenmonatlichen Aufenthalts in Paris 2000 Franken über diese Summe hinaus verzehrt. Er bittet im Mai 1866 um einen Beweis kaiserlicher Freigebigkeit zu Gunsten seines Bruders, der vor Kurzem dem Kaiser die ganze Bibliothek des Prinzen, bestehend in 123 Bänden, sowie eine Büste und einen Himmels-Globus von demselben überschickt hat. Er wiederholt vergebens seine Bitte mehrmals (1869) und ersucht im Falle der Nichtgewährung derselben, daß wenigstens die von seinem Bruder übersandten Gegenstände, die im Museum der Souveräne (im Louvre) aufgestellt worden sind, zurückerstattet werden mögen. — Sein Bittgesuch wird unbeantwortet gelassen. — Das österreichische Geschlecht Obenaus hat seinen Wappenbrief 1610, den Reichsadel nebst Wappenvermehrung am 5. Juni 1666 empfangen und ist am 16. August 1827 in den österreichischen Freiherrenstand versetzt worden. — Der österreichische Hauptmann Ferdinand August von Obenaus wurde am 20. Juni 1821 geboren und war zu Prag stationirt. Sein Bruder, der Freiherr Franz Seraph Karl von Obenaus, geboren am 18. September 1818, war Statthalterei-Konzipist und hatte sich am 24. Februar 1852 zum zweiten Male verheirathet.)

Dr. Hermann Peters, Badearzt im Dorfe Elster (in der sächsischen Amtshauptmannschaft Plauen) möchte gern ein Werk über die Bäder der südlichen Gegenden schreiben und zu diesem Behufe im nächsten Winter eine Reise machen. Weil aber eine solche Reise viel Geld kostet und Peters dasselbe nicht aus seiner eignen Tasche bezahlen möchte, bettelt er beim französischen Kaiser darum, indem er anführt, daß die Reise im allgemeinen Interesse geschehen soll. (Juli 1868.)

Der Apotheker F. Pielke zu Wartenburg im preußischen Regierungsbezirke Königsberg ist von uns auf Seiten 140—141 behandelt worden.

Der Kreisgerichts-Sekretär Pohl zu Falkenberg im preußischen Regierungsbezirke Oppeln schickt dem französischen Kaiser unterm 29. Oktober 1868 seine Photographie. Man habe, schreibt er, ihm oft gesagt, er sehe dem Kaiser der Franzosen ganz ähnlich. Obschon nun eine solche Aehnlichkeit auf bloßem Zufall beruhe, habe er sich doch darüber gefreut, einem so großen Fürsten, einem so großen Geiste wenigstens im Gesicht ähnlich zu sehen. Er schicke daher sein photographisches Bild, indem er die unterthänigste Hoffnung ausspreche, daß der Kaiser ihm das seinige dafür zustellen wolle. — (Pohl hat eine Glatze,

trägt eine Brille und zeigt mit Napoleon III. nicht die mindeste Aehnlichkeit.) — Sein Schreiben und sein Porträt werden unberücksichtigt zu den Akten gelegt.

Die Schriftstellerin Elise Polko aus Preußisch-Minden schreibt unterm 6. Oktober 1868 an den französischen Kaiser, daß sie als Schwester des im Dienste der Wissenschaft in Afrika umgekommenen Eduard Vogel gern das Andenken ihres Bruders verewigen möchte und mit dem Plane umgehe, ein Kapital zusammen zu bringen, dessen Interessen kühnen Forschungsreisenden zu Hülfe kommen könnten. – Sie wird auf höfliche Weise abgewiesen. — Hierauf bettelt sie am 15. November 1869 nochmals, aber jetzt nicht aus Pietät gegen das Andenken ihres Bruders, sondern aus schriftstellerischer Industrie-Ritterlichkeit. Sie gibt nämlich an, daß sie eine Biographie der Kaiserin Josephine und der Königin Hortense verfassen und zu diesem Zwecke Arenenberg und Malmaison besuchen will. Sie ersucht, um diese Reise machen zu können, den französischen Kaiser um 1000 Franken. — Ihr wird die Bitte wieder abgeschlagen, aber jetzt nicht wieder auf höfliche Weise.

Oskar Rickel, Sekretär im bairischen Kriegsministerium, theilt unterm 9. Januar 1868 mit, daß ihn vor einigen Tagen seine Frau mit einem Sohne beschenkt hat. Weil der Großvater dieses Sohnes in der großen Armee Napoleon's I. gestanden und das Kreuz erhalten habe, bittet Rickel den Kaiser, geruhen zu wollen, die Pathenstelle anzunehmen. — Nachdem Rickel eine abschlägige Antwort empfangen hat, schreibt er unterm 3. Februar über den gleichen Gegenstand: er habe in der Zuversicht, daß seine Bitte erfüllt werde, seinen Sohn auf den Namen Louis taufen lassen, und bitte nun um die Ermächtigung, daß er demselben diesen Namen lassen könne. — Sein neues Schreiben wird unbeantwortet gelassen.

Mathilde Rochholz, Tochter eines Nürnberger Assessors, fleht das Wohlwollen des Kaisers an zu Gunsten Dr. Flammhorst's, eines alten Freundes von ihr. Sie sagt von demselben, daß er seit einem halben Jahrhundert den Kreis der menschlichen Kenntnisse erweitert habe, für den Kaiser Napoleon I. eine enthusiastische Bewunderung hege, mit dem jetzigen Kaiser Napoleon III. auf einer Schweizer Reise 1838 zu sprechen die Ehre gehabt, merkwürdige Gedichte verfaßt, aber nun im Alter von neunundsechzig Jahren nicht zum Gebrauche von Bädern behufs Herstellung seiner Gesundheit die nöthigen Hülfsquellen habe. Sie fügt ihrem Briefe zwei lange Gedichte ihres Freundes bei. (Mai 1868.) — Ihr Schreiben wird resultatlos zu den Akten gelegt.

Jules Rothschild, ein zu Paris etablirter Buchhändler, der für Sachsen-Meiningen Konsul ist, beruft sich auf zahlreiche Publikationen, welche entweder Prachtwerke sind oder in das Gebiet der Volksliteratur gehören, sowie auf von ihm verfaßte wissenschaftliche Uebersetzungen: Werke, „die der Garten- und Ackerwirthschaft einen großen Impuls gegeben haben," — um für sich das Kreuz der Ehrenlegion zu betteln. (August 1868.) — Er wird an den Minister der äußeren Angelegenheiten verwiesen.

Ferdinand Moritz Schalz, „Aeltester der löblichen Barbier-Innung" zu Zittau in Sachsen, bringt dem Kaiser zu dessen sechzigstem Geburtstage (am 20. April 1868) die Wünsche eines unterthänigsten Dieners dar, indem er ihm meldet, daß es der göttlichen allgütigen Vorsehung gefallen hat, den Aeltesten der Zittauer löblichen Barbier-Innung auf den nämlichen Tag, wie den französischen Kaiser, das Licht der Welt erblicken zu lassen. Mit andern Worten: er hält den Barbierbeutel auf.

Th. Scheerer, Bergrath und Professor an der Berg-Akademie zu Freiberg in Sachsen, huldigt dem Kaiser mit drei Abhandlungen, welche Scheerer bei Gelegenheit des Jubiläums der Freiberger Berg-Akademie veröffentlicht hat.*) Es ist in der That höchst widerlich zu sehen, wozu ein bedientenhafter Professor fähig ist, um einem in der Gewalt befindlichen Fürsten zu gefallen. Scheerer läßt sich folgendermaßen aus:

„Kaiserliche Majestät! Die Wissenschaft war immer ein Attribut der Napoleoniden. Die tief durchdringende Macht der Naturwissenschaften und die irdische Gewalt des Napoleonismus schreiten gleichzeitig in der Geschichte vor. Es gibt keinen Zufall; es gibt eine dem Gesetz immaterieller Entwickelung gehorchende Reihe.... Diese beiden Meister, der Materialismus und der Republikanismus, begegnen sich im Irrthume und marschiren auf dem Wege der Täuschung zusammen. Um sie zurück zur wirklichen Wahrheit zu bringen, war die ganze Fülle des menschlichen Genie's nöthig. Dem Napoleonismus ist es beschieden gewesen, die Republik zu besiegen; den Naturwissenschaften kommt es zu, den Materialismus zu zähmen.... (15. April 1868.)

Der Herr Professor nennt hier, was schwarz ist, weiß und was Lüge ist, „wirkliche" Wahrheit. Für ihn mit seiner wirklichen Wahrheit, die einen Katzenbuckel vor dem Throne macht, gibt es schon eine

*) Die Freiberger Berg-Akademie ist am 4. Dezember 1765 gegründet worden.

lange Reihe von Napoleoniden und das Attribut derselben ist „immer“ die Wissenschaft gewesen, nämlich eine solche Wissenschaft, die den Leuten Sand in die Augen streut. Glücklicherweise hat endlich der Republikanismus den Erzschurken Napoleon III. ins Exil getrieben, nachdem dieser durch unredliche Politik, durch Gewaltthat, Lüge und Meineid, sich auf den Thron geschwungen hatte. Wenn die Freiberger Wissenschaft mit dem Napoleonismus Hand in Hand geht: um so schlimmer für sie! — Uebrigens wurde dem Freiberger Professor für seine Huldigung nur gedankt und der Bundesgenosse des Bonapartismus erhielt für seine gefällige Rede weder Geld, noch einen Orden.

Pankraz Schlafer, Sattler zu Weißenhorn im bairischen Schwaben, wünscht als Andenken das Porträt des Kaisers. (Januar 1868.)

Martin Schmidt, Kommissionär zu Kempten in Baiern, schickt in den Jahren 1868 und 1869 bei Fest- und Geburtstagen verschiedene Gratulationen.

Heinrich Schmidt, Konditor zu Bremerhaven, bietet dem Kaiser Bonbons und Chokolade an, indem er um den Titel: Lieferant seiner Majestät, bettelt. (17. Januar 1868.)

Der „Oekonomie-Kommissär“ Schott zu Berlin offerirt unterm 24. Januar 1868 zwei Erfindungen und ein Sympathie-Geheimniß.

Theodor Schwarze aus Arensberg*) erneuert im Februar 1868 seine frühere Bitte um eine Leierorgel.

Der Erfinder Hermann Spiehr bittet 1868 um die Erlaubniß, dem Kaiser und der Kaiserin auf seinem „elektrischen Piano“ vorspielen zu dürfen, wird aber abgewiesen.

A. Vogelmann zu Karlsruhe überschickt 1868 verschiedene Schriften über die Fortpflanzung und Abrichtung der Pferde und über die Gestüte. — Ihm wird der Empfang angezeigt.

Der Hauptmann Winckler zu Leinzell, einem würtembergischen Pfarrdorfe an der Lein im Jaxtkreise (Oberamt Gmünd), fordert Antwort auf ein früher von ihm eingereichtes Gesuch, betreffend die Belohnung für geleistete Dienste (24. Januar 1868.)

Georg und Ernst Wüstendörfer, zwei Brüder, wohnhaft zu Bremen in Preußen**), erbitten sich, wie sie sich ausdrücken, „ein

---

*) Nach dem französischen Texte liegt dieses Arensberg im Großherzogthume Oldenburg: wodurch die Richtigkeit des Namens fraglich wird.

**) Ein Dorf, Namens Bremen, liegt im Kreise Soest des preußischen Regierungsbezirks Arnsberg und ein anderes im Kreise Lennep des preußischen Regierungsbezirks Düsseldorf.

kleines Andenken“ von seiner Majestät auf Grund folgenden Vorfalls: Als der Kaiser einstmals eine Nacht zu Köln in einem Hôtel zugebracht hatte, reiste er um fünf Uhr des Morgens auf einem Dampfboote ab; er war schon auf dem Boote, als er gewahr wurde, daß er seine Uhr vergessen hatte; der Kellner des Hôtels (der Vater der beiden bettelnden Brüder) holte dieselbe herbei und empfing vom Kaiser 25 Franken, ließ aber das Geld aus Unachtsamkeit in das Loch des Triebwerkes fallen, und während er nun hinablief, um es zu suchen, ging das Boot ab, so daß er zwei Stunden verlieren mußte und wider Willen mit bis zur nächsten Station gefahren wurde. (20. Mai 1868.) — Das Bittschreiben wird unbeantwortet zu den Akten gelegt.

Max Zwerger zu Tramsen (?) in Baiern schickt ein Gedicht und bittet um Unterstützung (1868).

Dr. phil. Bernhard Graser zu Berlin sendet drei Schriften über Schiffsalterthumskunde (1868).

Der Graf von Lippe-Weißenfeld zu Gratz, der Hauptstadt des österreichischen Herzogthums Steiermark, schreibt an den Oberkammerherrn:

„Herr Herzog! Meine Gemahlin hat soeben eine Erbschaft bei ihrer Tante, der Witwe des russischen Gesandten am Wiener Hofe Fürsten Rasumoffsky, gemacht. Unter dieser Erbschaft ist das zweibändige Buch: Commentaires de César par le C. Turpin, 1785 (Bibliot. de la Malmaison), gefunden worden. Auf der ersten Seite dieses Buches steht von der Hand der Schwester der Fürstin die folgende Inschrift: „„Dieses Buch ist nach St. Helena vom Kaiser Napoleon mitgenommen worden, der darin einen Papierzettel mit einigen von ihm geschriebenen Zeilen gelassen hatte. Es wurde durch Herrn de Las-Case dem Herzoge von Reichstadt geschickt, langte aber erst nach dem Tode dieses Prinzen in Oesterreich an.““ — Es liegt kein Grund vor, an der Richtigkeit dieser Angabe zu zweifeln. Der Autograph, wovon darin die Rede ist, ist freilich in andere Hände gegeben worden, könnte jedoch vielleicht gefunden werden. Obschon ich dieser Reliquie eine große Wichtigkeit beilege, denke ich dennoch, daß der berühmte Verfasser des Lebens Cäsar's dieselbe mit größerem Rechte verlangen könnte, und wofern ich dazu ermächtigt werde, bin ich bereit, sie zu den Füßen seiner Majestät niederzulegen. Empfangen Sie u. s. w.“ — (Gratz, 16. Juli 1868.)

Dem Grafen von Lippe-Weißenfeld wird gedankt und er erhält zur Antwort, daß der Kaiser bedauern würde, ihn dieses Souvenir's zu be-

rauben. — (Die Herren von der Lippe, ursprünglich ein westphälisches, urkundlich schon im dreizehnten Jahrhunderte erwähntes Geschlecht, kommen jetzt nur noch in Oesterreich vor. Sie sind die Abkömmlinge von Klemens August Freiherrn von der Lippe, welcher 1756 zu Gratz starb.)

Wir veröffentlichen nun die unterschiedlichen Schreiben des Jahres 1869.

Wir stoßen da zuerst auf einen Mann des Meyer'schen Bibliographischen Instituts. Plato Ahrens nämlich, Zeichner und Graveur zu Hildburghausen, wünscht ein Etablissement zu gründen, wo er seine Kenntnisse und seine Thätigkeit nützlich verwerthen, zugleich aber auch die Zukunft seiner Familie sicher stellen könnte. Er ist der Sohn eines Augsburger Lehrers, welcher Louis Napoleon Unterricht in der Mathematik ertheilt hat, und bettelt um einen Vorschuß von 8000 Franken (2133 Thaler). (November 1869.)

Anton Bachmann, Händler zu Passau in Baiern, überschickt ein Werk, betitelt: „Die Pasigraphie," indem er schreibt:

„Millionen Menschen auf allen Theilen der Erde sind durch das mächtige Szepter eurer Majestät vertheidigt, welches überall hin seinen Schutz ausdehnt. In meiner Zuversicht auf das kaiserliche Wohlwollen komme ich und lege zu den Füßen eurer Majestät" u. s. w. (München, 9. Februar 1869.)

Dr. Max Bauer, Präsident der Mansfelder Agrikulturgesellschaft, wohnhaft zu Abendorf bei Gerbstädt im preußischen Regierungsbezirke Merseburg*), offerirt im August 1869 ein landwirthschaftliches Werk.

Dr. phil. Wilhelm Becher zu Dresden huldigt dem Kaiser mit seiner „Geschichte und Beschreibung der Residenz und ehemaligen Kapelle Moritzburg." **) Er schreibt am 22. Februar bei dieser Gelegenheit dem Kaiser einen lateinischen Brief, worin es heißt: Quia hoc temporis momento legatus suae majestatis Dresdae non adest, coactus sum, Tibi, Caesar invictissime! hunc librum hac via immediate transmittere (Zu Deutsch: Weil gerade jetzt der Gesandte seiner Majestät in Dresden

---

*) Im französischen Texte steht: à Adendorf, près Gerbstädt, Saxe. Abendorf liegt nicht im Königreiche Sachsen, sondern in der preußischen Provinz Sachsen, im Mansfelder Seekreise.

**) Das in der Amtshauptmannschaft Dresden liegende Jagdschloß Moritzburg ist 1543—1589 auf der Insel eines großen Teiches erbaut und enthält 220 Zimmer.

nicht anwesend ist, sehe ich mich genöthigt, Dir, sehr unbesieglicher Cäsar, gegenwärtiges Buch auf diesem Wege unmittelbar zuzustellen).

Louis Bieler zu Altstadt, einem Dorfe bei Waldenburg in der sächsischen Kreisdirektion Zwickau, schickt die Medaille von St. Helena, welche bis vor zwei Jahren seinem Vater gehört hat, ein und bettelt dafür um eine Unterstützung. — Die Bettelei wird abgeschlagen und die Medaille ihm wieder zugestellt.

Dr. jur. Birckenstadt in Berlin schlägt dem Kaiser 1869 die Erwerbung von Grundstücken in den Hauptstraßen Berlin's vor.

Anna Bößl, Witwe eines Thierarztes, wohnhaft im Dorfe Bernbeuern, welches im bairischen Schwaben liegt und zum Landgerichte Füssen gehört, zeigt schriftlich an, daß sie Gegenstände übersendet, welche Napoleon I. gehört haben, nämlich ein Buch nebst Futteral, das Napoleon bei einem Dorfpfarrer vergessen hat. Sie läßt in ihrem Schreiben durchblicken, daß eine Unterstützung ihr willkommen sein würde. (Juni 1869.)

Henriette von Buttlar geborene von Bosse zu Meiningen huldigt mit ihrem Buche: „Der König Jerome und seine Familie.“ Sie erklärt, daß sie es nicht thut, weil dieses Buch „durch seinen Inhalt sich an das berühmte Haus der Napoleoniden knüpft“, sondern weil es „die innigen Erinnerungen eines langen kriegerischen und häuslichen, im Dienste seiner verstorbenen Majestät des Königs Jerome, Fürsten von Montfort, zugebrachten Lebens enthält.“ (13. Oktober 1869.) — Ihr wird für ihre Huldigung gedankt.

Franz Czihall zu Wien sendet im September 1869 eine Dissertation über die medizinischen Eigenschaften der Pflanzen.

Arnold Dregen, Eisenbahnbeamter zu Stettin, ist ein bedrängter Familienvater und bettelt am 27. Januar 1869 um eine Unterstützung, nachdem ihm der Storch ein neues Kind gebracht hat. Nach seiner Ansicht ist er berechtigt, auf Kosten des französischen Volkes Kinder zu erzeugen. — Er erhält eine abschlägige Antwort.

Dr. Karl Eichholz zu Wiesbaden, der Hauptstadt Nassau's, schreibt vom 24. Dezember 1864 bis zum 22. April 1870 ungefähr zwanzig Briefe, um seine Hingabe an die bonapartistische Dynastie zu versichern, daran zu erinnern, daß er derselben lange Zeit hindurch mit Schriften und Worten gedient hat, und eine Belohnung zu fordern. Bloß ein einziger dieser Briefe ist in französischer Sprache geschrieben; selbiger stammt vom 18. Febr. 1869 und lautet in deutscher Uebersetzung:

„Sire! Wenn ich noch einmal mich direkt an eure Majestät zu wenden wage, so geschieht es, weil ich nur zu allerhöchstihnen Vertrauen habe, und weil ich eure Majestät nicht so grausam und so undankbar glauben kann, daß Sie die ehrenhaften und freien Dienste eines ergebenen und treuen Mannes vergessen oder ihn zwingen, seine Dienste durch andere Mittel oder auf einem andern Wege geltend zu machen. Sire! Ich bitte daher allerunterthänigst eure Majestät, belieben zu wollen, daß ich allerhöchstdieselben an mich erinnere und zugleich noch einmal Ihnen sage, daß ich Ihnen nun schon über ein und dreißig Jahre mit ziemlichem Eifer und mit Opfern gedient habe, sodaß ich augenblicklich einige Huldbezeigungen verdiene. Erlauben Sie mir, Sire, in Anbetracht meiner Dienste, Ihnen zu wiederholen, worum ich binnen zwei Monaten schon siebenmal gefleht habe, und auf Ihre Güte und auf Ihre Generosität zu hoffen. Sire, ich verdiene Ihre Güte, weil ich weitaus*) ebenso sehr ein besonderes Anrecht habe, wie der erkenntlichste von allen Denen, welche von eurer Majestät mit Gnaden überhäuft worden sind: nämlich unendlicher Eifer, Respekt und Bewunderung für Ihre Person. Und ich bin zur nämlichen Zeit der älteste, der erstgeborene unter Ihren Getreuen. Ich rechne auch auf Ihre Weisheit und bitte wegen jedes Fehlers und Verstoßes um Nachsicht. Sire, ich bin mit allem erdenkbaren Respekt" u. s. w.

Alle diese Bettelbriefe des Dr. Eichholz werden unbeantwortet zu den Akten gelegt. Nun sucht er dem Kaiser von der Seite der Krankheit beizukommen, indem er sich erbietet, ihn vom Rheumatismus zu befreien.

Dr. F. Esmach (Esmarch?) zu Kiel huldigt dem Kaiser mit der Schrift: Der erste Verband auf dem Schlachtfelde (Mai 1869). — Ihm wird der Empfang angezeigt.

Wilhelm Fließ, ein Plänemacher, sucht mehrmals um eine Audienz nach (Juli 1869). Er will dem Kaiser zwei Projekte enthüllen, wovon das eine allein der Stadt Paris ein jährliches Einkommen von 500,000 Franken zuführen würde. Dasselbe könnte auch auf die übrigen großen Städte Frankreichs ausgedehnt werden.

Joseph Fluhr zu Börrstadt, einem bairischen Dorfe, welches in der Pfalz liegt und zum Landgericht Winnweiler gehört, beschreibt dem französischen Kaiser brieflich die Visionen, womit er behaftet ist. Er hält seine prophetischen Gesichte nicht für eine Krankheit, sondern für

*) Eichholz hat kein ausgezeichnetes Französisch geschrieben. Hier steht in seinem Briefe: en dehors. Vielleicht soll es „außerdem" bedeuten.

eine Bevorzugung, die ihm der Himmel vor den übrigen Menschen gewährt. Er erzählt unter Anderm dem Kaiser: „Ende 1869 war er (Ruhr) in der Kirche und man sang, als er eine Stimme sagen hörte: Wie viel Uhr ist es? — Eine andere Stimme antwortete: 5 Uhr Nachmittags; — und die erste Stimme sagte: Der Kaiser Napoleon ist todt.“ — Das Schreiben dieses Kranken wird unbeantwortet zu den Akten gelegt.

Nikolaus Gieg, dessen verstorbener Vater Hieronymus Gieg 1812 an das Haus Napoleon's I. attachirt gewesen ist, drückt dem Kaiser im September 1869 seine große Freude darüber aus, daß er in den Zeitungen die Wiederherstellung der Gesundheit seiner Majestät gemeldet gefunden hat. Nikolaus Gieg ist wohnhaft zu Höchst in Hessen und lebt somit entweder in dem hessen-darmstädtischen Flecken dieses Namens im Kreise Neustadt oder in dem oberhessischen Dorfe Höchst im Kreise Vilbel.

Franz Goluch, Geschäfts-Agent zu Linz in Oesterreich*), telegraphirt an den Kaiser: „Als ehrfurchtsvoller Bewunderer Ihrer sehr weisen Regierung und der Tugenden eurer Majestät wagt der Unterzeichnete um die Gunst zu bitten, seine Enkelin auf den Namen ihrer allerchristlichsten katholischen Majestät der Kaiserin Eugenie taufen und Letztere als Pathe in das Kirchenbuch eintragen lassen zu dürfen.“ (4. Dezember 1869.) — Telegraphische abschlägige Antwort.

J. Th. Grünewald, Klempner zu Lechenich, einer Stadt im preußischen Regierungsbezirke Köln, bettelt um eine Unterstützung, indem er sich auf seinen Vater beruft, der unter Napoleon I. gedient hat und von dem er eine bronzene Medaille nebst zwei Assignaten (letztere im Nominalwerthe von 500 Franken jede) einschickt. Er bezeichnet sich als hülfsbedürftig (1869).

Der Baron Emil von Günther, wohnhaft zu Wien, bittet im Juni 1869 um die Ermächtigung, dem Kaiser drei Werke über Militär-Wissenschaft einsenden zu dürfen.

Dr. Wilhelm Hamm, Rath im landwirthschaftlichen Ministerium zu Wien, läßt durch die Vermittelung des französischen Gesandten dem Kaiser seinen „Bericht über den Zustand der Landwirthschaft in Oesterreich für das Jahr 1868“ anbieten. Der Gesandte fügt hinzu:

---

*) Wahrscheinlich ist nicht das böhmische Dorf Linz, sondern die Hauptstadt des Landes ob der Enns gemeint.

„Uebrigens überreicht der Verfasser diesen Band dem Kaiser ohne irgend einen Hintergedanken auf Belohnung.“ (August 1869.)

Frau Rosalie Havard, wohnhaft zu Paris, schreibt an den Oberkammerherrn Herzog von Bassano:

„.... Der Herr Herzog hat mir seine Unterstützung versprochen, wofern ich nicht Etwas verlange, was unmöglich bewilligt werden kann. — Ich bitte um einen kleinen Briefmarken- und Stempelladen (bureau des timbres)! Ich habe dem Kaiser Freude bereitet, als ich ihm das Porträt seines erhabenen Onkels, dieses theure und kostbare Souvenir, schenkte! Ist diese Freude nicht ein kleines Briefmarken- und Stempelamt werth? Ich hoffe auf eure Hoheit — wie auf Gott — und bin für mein ganzes Leben“ 2c. (20. April 1869.) — „... Herr Herzog! Glauben Sie nur, daß unter allen jenen Herzen, welche für den Kaiser Napoleon schlagen, es zwei gibt, die ihn anbeten! Ich bete täglich für ihn; mein Sohn, Deutscher von Geburt, mit einem französischen Herzen — wird französisch sein! und er hat seine Liebe zum Kaiser, seine Sympathie, bewiesen, als er vorigen Donnerstag unter jener Menge Undankbarer aus vollem Halse rief: „Es lebe der Kaiser, es lebe Napoleon III.!“ und eine von jenen wilden Bestien mit den Worten: „Blödsinniger, willst du still sein?“ — ihn durch einen Schlag zu Boden streckte! — Wenn ich diese Szene dem Herrn Herzog berichte, geschieht es, um Ihnen sowohl unsere Liebe wie auch unsere Sympathie für den Kaiser, welche erst mit unserm Leben aufhören wird, zu zeigen. Wenn also seine Majestät Etwas für uns thun wollen, werden Sie Ihre Huld sicherlich nicht Undankbaren erweisen....“ (14. Juni 1869.)

W. Heins im Schlosse Gottorf bei Schleswig huldigt im Mai 1869 mit einem Buche. Da, wie er versichert, das Wohlwollen männiglich bekannt ist, womit der Kaiser jede nützliche Veröffentlichung aufnimmt, fühlt er sich ermuthigt, ihn um die Annahme seiner literarischen Studien über den Fischfang, welche in fünf Sprachen übersetzt worden sind, zu bitten.

Leo von Hillebrand, wohnhaft zu Neapel, ist ein durch unglückliche Spekulationen ruinirter Großgrundbesitzer. Er bettelt im Dezember 1869 um einen Platz: zum Beispiel möchte er im Preßbureau mit der Durchsicht der deutschen Zeitungen betraut sein, um seine umfangreichen Kenntnisse in den Sprachen und der Agrikultur zu seinem Lebensunterhalte verwerthen zu können. — Ob der Kaiser dieses Gesuch um Anstellung bei der Preßpolizei einer Berücksichtigung würdigte, wird uns nicht mitgetheilt.

Der Hauptmann von Hoppenfels zu Mainz, einstiger Offizier der sächsischen Armee unter dem Kaiserreiche, und vom Kaiser Napoleon I. selber während des russischen Feldzuges dekorirt, reklamirt die Bezahlung der Rückstände und die Wiederherstellung seiner Pension, auf die er als Legionär Anspruch hat und die nicht mehr bezahlt worden ist, als „die Bourbonen diese Pension den Sachsen entzogen, trotzdem daß zur nämlichen Zeit die Legionäre der deutschen Südstaaten regelmäßig bezahlt wurden.“ (Juni 1869.) — Das Gesuch wird an den Kanzler der Ehrenlegion verwiesen.

Dr. C. Humbert zu Bielefeld im preußischen Regierungsbezirke Minden huldigt dem Kaiser mit dem Buche, welches er über Molière veröffentlicht hat und welches nach seiner Ansicht nicht verfehlen kann, seine Majestät zu interessiren „als Schriftsteller, als Napoleonide und als Kaiser,“ weil selbiges den Ruhm des großen Dichters zu erhöhen bestimmt ist. (14. August 1869.) — Dank.

Bernhard Jansen, Kaufmann zu Aachen, übersendet dem Kaiser als Geschenk ein Gebetbuch und eine Medaille der sogenannten heiligen „Jungfrau.“ Die beiden Gegenstände haben Jansen's verstorbenem Vater angehört, welcher unter dem ersten Kaiserreiche im 121. französischen Regimente Grenadier gewesen ist. (13. August 1869.) — Die Bettelei wird gemäß der in Kraft stehenden allgemeinen Verfügung zurückgewiesen.

Die Erfinder Emil Gallenkamp aus Duisburg und Aloys Wilh. Josten aus Aachen werden wir später behandeln.

August Kampe zu Magdeburg übersendet zu der Taufe seines Sohnes dem französischen Kaiser eine Einladungskarte. (Februar 1869.)

Lehfeldt, Apotheker zu Berun, einem Flecken im Kreise Pleß des preußischen Regierungsbezirks Oppeln, fleht den Kaiser um eine Entschädigung an für den Verlust, den sein Vater 1813 als verwundeter Ulanen-Offizier zu Paris erlitten hat. (Januar 1869.)

Friedrich Lurssen, Korkfabrikant zu Delmenhorst im Großherzogthume Oldenburg, bittet um eine Anleihe von 100,000 bis 150,000 Franken (26—40,000 Thaler), damit er seinen zerrütteten Vermögensverhältnissen aufhelfen kann. (1869.) — Sein Schreiben bleibt unbeantwortet.

Martin Mack zu Langenau, einer Stadt im würtembergischen Donaukreise, bietet um den Preis von 2400 Franken (1000 rheinische Gulden) ein außergewöhnliches Geweih an, welches von einem in Tyrol

geschossenen Rehbock stammt. (Mai 1869.) — Das Angebot wird unberücksichtigt gelassen.

Friedrich Joseph Maier, Musikmeister zu Sontheim im Würtembergischen, bietet einen von ihm komponirten Marsch an, den er dem Kaiser gewidmet hat, und fügt hinzu, daß „vielleicht sich für ihn ein Platz in Frankreich findet." (1869.) — In Würtemberg gibt es mehrere Orte des Namens Sontheim. Ein Dorf dieses Namens liegt im Neckarkreise und gehört zum Oberamt Heilbronn; ein anderes Dorf Sontheim liegt im Donaukreise und gehört zum Oberamt Münsingen; Sontheim an der Brenz liegt im Jaxtkreise dicht an der bairischen Gränze; endlich gibt es einen Flecken Sontheim im Stubenthal.

Johann Mayer, Student zu Innsbruck, der Hauptstadt von Tyrol, bettelt 1869 um Geld zur Beendigung seiner medizinischen Studien.

Johann Müller, Krankenwärter zu Augsburg, einstiger Spielgenosse des Kaisers, bettelt von Neuem im Oktober 1869.

Frau Auguste Nettelbeck, geborene Felgentreu, wohnhaft in Anhalt-Bernburg*), schickt unterm 6. Dezember 1869 dem Kaiser als Geschenk zwei religiöse Kupferstiche, die ein Offizier wegen eines in einer Schlacht ihm geleisteten Dienstes einem Onkel von ihr gegeben hat. — Sie sucht im folgenden Jahre für ihr Geschenk auf ziemlich unverblümte Weise Geld zu erhalten.

Betty Païta, Erzieherin zu Klein-Veronitz, einem böhmischen Dorfe im Kreise Gitschin, möchte vom französischen Kaiser Geld haben, um unter die Haube kommen zu können. „Der Ruf von der Seelengröße und vom generösen Herzen des Kaisers ist bis zu den Ohren eines armen Mädchens gedrungen, das der ärgsten Verzweiflung anheimgefallen ist." Da sie zu arm ist, um einen jungen Landmann, den sie liebt, heirathen zu können, bittet sie für ihren Verlobten um eine Anstellung oder für sich um ein Geschenk von 10,000 Gulden als Heirathsmitgift. (Dezember 1869.)**)

Herr von Poggenpohl, ein Journalist, dessen Wohnort nicht angegeben ist, ist schon vor drei Jahren vom Kaiser unterstützt worden. Nachdem jetzt (im Januar 1869) er seine Schulden in Folge einer

*) Es ist nicht angegeben, ob sie in der Stadt Bernburg wohnt, oder ob sie nur eine Anhalterin ist.

**) Vielleicht ist Betty Païta keine Deutsche.

langen Krankheit auf 4000 Franken angewachsen sieht, ruft er nochmals die Freigebigkeit des Kaisers an, erhält aber abweisende Antwort.

Pankraz Porzelt, Musikmeister zu München, huldigt dem Kaiser mit einem großen Marsche, den er ihm gewidmet hat. (1869.) — Er wird abgewiesen.

J. B. Rath zu Gratz, der Hauptstadt Steiermarks, verlangt beim Kaiser die Restitution (Kapital und Interessen) des Werthes einer Domäne, die im Jahre 1862 um 700,000 Franken (oder 186,666 Thaler) an Heinrich Carion für die jetzt im fraudulösen Bankerotte begriffene Kirchspiel-Kredit-Gesellschaft angekauft worden ist. (Januar 1869.)

Heinrich Rudolph, Diener zu Dresden, appellirt an die Gerechtigkeit des Kaisers gegen den beim sächsischen Hofe akkreditirten französischen Gesandten, welcher, nachdem er ihn zu einem Monatslohn von 10 Thalern in Dienst genommen hat, sich weigert, einem armen und ehrbaren Vater von fünf Kindern, die noch im Kindesalter stehen, dreißig Thaler, welche er ihm schuldet, auszuzahlen. Er fügt seinem Briefe seine Photographie bei. (September 1869.) — Antwort: „Es ist dem Departement der äußeren Angelegenheiten zur Kenntniß gekommen, daß der Unterzeichner dieses Briefes wegen flagranter Trunkenhaftigkeit und Untreue aus dem Dienste entlassen worden ist."

Henry Schlippe, lyrischer Künstler (Bänkelsänger) zu Leipzig, rühmt sich, daß er wegen seiner Aehnlichkeit mit seiner Majestät unter dem Namen Napoleon bekannt ist. Er schickt drei Exemplare von seiner Photographie und bittet zugleich um die Ermächtigung, dem Sohne, der ihm soeben geboren worden ist und der schon Oskar heißt, den Namen Napoleon geben zu dürfen. (1869.) — Ihm wird geantwortet, daß er keine besondere Ermächtigung nöthig hat.

Otto Schneider zu Dresden schreibt an den Kaiser:

„Sire! Eure Majestät wollen geruhen, es nicht für ungehörig und unpassend anzusehen*), wenn ich zu allerhöchstdero Füßen ein Exemplar des letzten Buches, welches ich soeben über Algier und Algerien veröffentlicht habe, niederlege. Ich habe in einem Winteraufenthalt fünf Jahre hinter einander, der theils in den südlichen Departements Ihres schönen Frankreichs, theils in den Ihrem Szepter unterworfenen nördlichen Provinzen Afrika's zugebracht wurde, meine schwer angegriffene Gesundheit herzustellen gesucht und wiedererlangt. Wenn ich alsdann die absolute Abwesenheit jeder Sicherheit in Spanien und Italien, wo ich mehrmals

*) Das Französisch dieses Briefes ist nicht das beste.

mich aufgehalten habe, mit der Ruhe und Sicherheit verglich, deren man in den Ihrem Szepter unterworfenen Ländern genießt, namentlich in Algerien, wo erst noch unlängst die Barbarei und Willkür herrschten und wo man jetzt so frei athmet: dann konnte ich recht den heilsamen Einfluß ermessen, der durch die Kultur und Zivilisation hervorgebracht ist, welche von Ihrer tapferen und generösen Nation dorthin eingeführt worden sind! In der That, Sire, kommt es so recht von der Umwandlung der Ideen, die von eurer Majestät hervorgebracht worden ist, daß die nützliche Ausbeutung dieses schönen Landes jetzt allen Nationen offen steht, und Diejenigen, die, wie ich und mit mir, das Glück gehabt haben, die französische Gastfreundschaft zu genießen und die den wohlthätigen Einfluß haben beobachten können, welchen dieses wunderbare Klima auf ihre Gesundheit ausübt, gefallen sich nach der Rückkehr in ihre Heimath darin, aufrichtig und laut anzuerkennen, daß sie dafür Frankreich und dessen erhabenem Monarchen zu Dank verbunden sind.... (Dresden, 23. März 1869.) — Dem Huldiger wird gedankt.

Schneidewind zu Aschaffenburg bittet am 2. Dezember 1869 um die Ermächtigung, dem Kaiser seine Werke zustellen zu dürfen.

Otto von Schön zu Blumberg im preußischen Regierungsbezirk Gumbinnen schickt im Februar 1869 dem Kaiser nachstehendes Schreiben:

„Kaiserliche Majestät! Ich zähle unter meine köstlichsten Besitzthümer ein Buch, welches mein Großvater einst mit seiner eignen Hand aus der Kutsche des Kaisers, Ihres berühmten Oheims, genommen*), welches er seitdem immer wie eine heilige Reliquie betrachtet und mir vermacht hat. Ich wage eurer kaiserlichen Majestät dieses Buch zum Zeichen meines Respekts zu offeriren; denn ich fühle tief die mir obliegende Verpflichtung, ein persönliches Gut dem kaiserlichen Neffen des größten Mannes aller Jahrhunderte, welcher Neffe die deutsche Nationalität respektirt, zum Opfer zu bringen. Dieses Buch schließt das Zeugniß in sich von der Sorgsamkeit, womit der Kaiser inmitten der Donner von Waterloo für seine Völker erfüllt war; es ist ein „„Handelsgesetzbuch““....“

Jürg Simani zu Karlsbad in Böhmen huldigt im Mai 1869 dem Kaiser mit seinem Werke, betitelt: „Schöpfungsstudie.“ — Nachdem ihm der Empfang angezeigt worden ist, erinnert er im November 1869

*) Bekanntlich plünderten die preußischen Soldaten nach der Schlacht bei Waterloo den Wagen Napoleon's, aus dem dieser, um nicht gefangen genommen zu werden, sich auf ein Pferd gerettetet hatte.

an seine frühere Huldigung und fügt hinzu, daß ihn der Druck seines Buchs in eine große Geldklemme gebracht hat: weßhalb er auf eine Gunstbezeigung der kaiserlichen Freigebigkeit rechnet. — Sein Bettelbrief wird unbeantwortet gelassen.

Albert Spach zu Klagenfurt, der Hauptstadt Kärnten's, bittet um die Verwendung des Kaisers der Franzosen beim Kaiser von Oesterreich, um die Zahlung einer ihm geschuldeten Summe zu erlangen (1869). — Sein Gesuch wird unberücksichtigt zu den Akten gelegt.

Johann Joseph Stauer zu Augsburg, ein alter Soldat des bairischen und griechischen Heeres, hat im Jahre 1867 durch die Vermittelung der französischen Gesandtschaft zu München eine Summe von 179 Franken 10 Centimes (83 rheinische Gulden 35 Kreuzer = 49 Thaler) an Unterstützung als alter Jugendgespiele des Kaisers erhalten. Unterm 28. Juli 1869 bittet er seine kaiserliche Majestät, Pathenstelle bei seinem neugeborenen Sohne einnehmen zu wollen, erhält aber eine abschlägige Antwort, die durch Bedauern gemildert ist.

Gustav Stein zu ......? in Sachsen bittet um die Gunst, auf Kosten des Kaisers in einer Schule erzogen zu werden, welche ihm gestattet, die militärische Laufbahn zu beschreiten und daselbst zu avanciren. Wenn es möglich ist, will er ins französische Heer eintreten. (Februar 1869.)

Eduard Töpfer aus Dresden, Kunstgärtner in der Nähe von Ekaterinoslaw (?), wünscht auf ein Jahr die Summe vorgestreckt zu erhalten, welche nöthig ist, um aus Rußland nach Dresden zurückkehren zu können. Er begründet seine Bitte darauf, daß die erste Frau seines Großvaters eine de Lafont, eine nahe Verwandte der ersten Frau Napoleon's I., gewesen ist und daß die älteste der Schwestern seiner Mutter einen „Sekretär Otto,“ welcher — wie man ihm gesagt hat — mit der Mutter Napoleon's I. heirathsverwandt gewesen, geheirathet hat. (März 1868.) — Er wird an's Ministerium der äußeren Angelegenheiten verwiesen. — Er tritt im Jahre 1869 als Erfinder auf.

Bezüglich des Grafen von Usedom, des preußischen Gesandten in Italien, schreibt der dortige französische Gesandte de Malaret an den Kabinet-Chef:

„Mein Herr! Der Herr Graf von Usedom, welcher lange preußischer Gesandter in Italien gewesen ist*), besitzt eine Marmorbüste von

*) Der wirkliche Geheimrath und Kammerherr Karl Georg Graf von Usedom war als außerordentlicher Gesandter und bevollmächtigter Minister am 22. Februar 1863 akkreditirt worden.

der Fürstin Elisa Bacciocchi. Diese Büste verbindet mit einem gewissen artistischen Werthe (weil sie Bartolini zugeschrieben wird) das Verdienst der Aehnlichkeit, und mein alter Kollege ersucht mich um meine Verwendung, um wissen zu lassen, wie sehr er sich glücklich schätzen würde, wenn seine Majestät geruhten, die Huldigung von ihm anzunehmen. In Folge hiervon bitte ich Sie, freundlichst zur Kenntniß seiner Majestät den Wunsch bringen zu wollen, welcher mir durch Herrn von Usedom ausgedrückt worden ist und dessen Uebermittelung zu übernehmen ich nicht ausschlagen zu dürfen geglaubt habe." (Florenz, 11. Juli 1869.) — Abschlägige Antwort und freundlicher Dank ward auf die beabsichtigte Huldigung Herrn von Usedom zu Theil.

Greg. C. Bittig oder Wittig, Privatgelehrter zu Breslau, bietet dem französischen Kaiser seine Uebersetzung des autobiographischen Werkes des Amerikaners A. J. Davis: „Der Zauberstab," an und möchte eine Geldbewilligung haben, um die Studien, die er über diesen Gegenstand angestellt hat, fortsetzen zu können. (Juli 1869.) — Sein Bettelgesuch bleibt unbeantwortet.

Prinz **Erich** Georg Hermann Konstantin zu Waldeck und Pyrmont*) schreibt von der Stadt Kleve im preußichen Regierungsbezirke Düsseldorf aus an den französischen Kaiser:

„Sire! Es geschicht mit voller Zuversicht, wenn ich mir die Freiheit nehme, an eure kaiserliche Majestät die Bitte zu richten, mir die Huld gewähren zu wollen, daß ich das lebhafte Verlangen mitzutheilen wagen darf, das mich in diesem Augenblicke beschäftigt und welches sich nach meinen Wünschen verwirklichen könnte, wenn eure kaiserliche Majestät geruhen würde, meine Vorsätze zu billigen. Ich habe soeben die Bekanntschaft der jungen Baronin Konstanze von Falkener, der ältesten Tochter des 1861 zu Nancy unter dem Namen: Baron von Falkener, verstorbenen Fürsten Franz von Hessen-Philippsthal**) gemacht, und die junge Dame hat auf mich einen so angenehmen Eindruck hervorgebracht, daß ich es wie ein großes Glück für mich und von einer hohen Wichtigkeit betrachten würde, wenn eure kaiserliche Majestät in Gnaden zu befehlen geruhten, daß, da der verstorbene Fürst so lange in Frankreich gelebt hat, der Name des Barons und der Baronin von Falkener authentisch

*) Prinz Erich ist geboren am 20. Dezember 1842.

**) Im Französischen steht: Philippstahl.

festgestellt würden, damit mein Vetter, der regierende Fürst zu Waldeck und Pyrmont, seine Zustimmung zu meiner Ehe geben kann." (15. April 1869.)

Hierauf wird verfügt: „Er muß auf dem Wege des Gesuches an den Staatsrath gehen. Der Kaiser kann nicht von den Regeln abweichen."

Ludwig Wenzel, Kapellmeister in einem österreichischen Regimente, bittet im November 1869 um die Erlaubniß, dem Kaiser sechs von ihm komponirte Märsche einreichen zu dürfen. — Kraft allgemeiner Maßregel wird er abgewiesen.

Emil Winter zu Buchholz in Mecklenburg*) bittet um Anstellung und Unterstützung. (Dezember 1869.) — Er wird an die Direktion der Gaben und Unterstützungen verwiesen.

Frau von Witzleben hat 1867 in der Hinterlassenschaft ihres verstorbenen Mannes ein Exemplar vom Manuel de l'artillerie (Lehr- oder Handbuch der Artillerie) gefunden, welches der Kaiser im Jahre 1835 ihrem Schwiegervater dem General von Witzleben, früherem Kriegsminister und Adjutanten des Königs Friedrich Wilhelm III. von Preußen, geschenkt hat. Besagtes Werk, von dem man behauptet hat, daß der eigentliche Verfasser desselben nicht Louis Napoleon, sondern der schweizerische General Dufour sei, wird von Frau von Witzleben als ein Buch bezeichnet, „welches immer als eine kostbare Reliquie in der Familie aufbewahrt worden ist," und „sie bittet um die ausnehmende Huld, daß seine Majestät die Gnade haben wollen, seine Unterschrift als Kaiser auf die Widmung, welche seine Majestät früher gemacht haben, setzen zu wollen." (März 1869.) — Bewilligt.

Die Baronin Zollner von Brand (?) zu Kulm im preußischen Regierungsbezirk Marienwerder bettelt 1869 beim französischen Kaiser um eine Anleihe, welche sie retten soll. Sie ist eine Wittwe mit drei Kindern, welche auf dem Punkte steht, Alles, was sie besitzt, zur Tilgung von Schulden, die ihr eine Krankheit zugezogen hat, verkauft zu sehen.

Professor A. W. Zumpt in Berlin huldigt 1869 dem Kaiser mit einem Werke über römische Geschichte, welches, wie er sagt, seiner

---

*) Im statistisch-geographischen Lexikon von Ritter sind 22 Orte des Namens Buchholz verzeichnet, aber keiner derselben liegt in Mecklenburg.

Majestät „dem gelehrten Kenner (!) des Verfalls der römischen Republik," einiges Interesse darbieten wird.*)

*) Im französischen Texte ist ein gewisser Wright angeführt, der ohne Zweifel ein Engländer ist. Selbiger bettelt unterm 11. September 1869 von Nürnberg aus um eine Unterstützung. Dann reklamirt er unterm 11. Oktober 1869 von Linz in Oesterreich aus eine Summe von 20 Franken, welche er einst dem Kaiser in London geliehen hat. Wright, ein gewöhnlicher englischer Name, heißt auf Deutsch etwa so viel wie Wagner oder Zimmermann.

Dreizehntes Kapitel.

Der Todeskampf des Bonapartismus.

(1870.)

Unablässig mehrten sich in Frankreich die Symptome, aus welchen sich der nahe bevorstehende Sturz des Kaiserthrones erkennen ließ. Die Bonapartisten griffen zu dem verzweifelten, ganz abscheulichen Mittel, Verschwörungen zu erfinden, um willkürliche Verhaftungen und Hausdurchsuchungen vornehmen zu können. Noch abscheulicher waren die sogenannten Barrikaden-Fallen, durch welche die Revolutionäre von Paris geschröpft werden sollten. Etwa 4000 in weiße Blousen gekleidete Mouchards mußten hin und wieder die Revolutionäre spielen, Zertrümmerungen anrichten und Aufstandsversuche zum Scheine unternehmen, während die Polizei und sonstige bewaffnete Macht bereit gehalten wurde, um ohne Unterschied alle Leute, welche zufällig sich in der Nähe der Unruhe-Szenen befanden, ins Gefängniß zu werfen. Dieses Schröpfungsmittel wurde im Jahre 1870 sehr ausgiebig angewandt. Indeß konnte sich hierdurch der Bonapartismus nicht retten. Zwischen den Demokraten und den Polizisten gab es fortwährend Kämpfe in den Volksversammlungen und in den Straßen. Die revolutionäre Presse ließ sich nicht einschüchtern. Sie spottete der kaiserlichen Gewalt, sie spottete der feilen verächtlichen Richter. Weder die häufigen Konfiskationen, noch die hohen Geldstrafen richteten sie zu Grunde. Sobald ein kleines revolutionäres Blättchen unterdrückt war, erschien dafür ein neues. Unter den größeren Pariser Blättern thaten sich durch furchtlose Sprache der „Rappel“, der „Réveil“, die „Réforme“, vor allen aber die „Marseillaise“ hervor, die kurze Zeit nach ihrem ersten Erscheinen täglich 80,000 Exemplare ab-

setzte. Der Hauptredakteur des politischen Theiles der „Marseillaise" war Rochefort, welcher durch seine scharfe Satire das Kaiserreich in der öffentlichen Meinung vernichtete; die Oberleitung des sozialen Theiles besorgte Millière, der Ausstreuer neuer sozialer Ideen, der Entwerfer revolutionärer sozialer Einrichtungen. Die „Marseillaise", das für das Kaiserreich gefährlichste Blatt, aus der Welt zu schaffen, schien die Hauptaufgabe der Bonapartisten zu sein. Zunächst rieb sich in den ersten Tagen des Januar 1870 Peter Bonaparte an Rochefort und suchte denselben nach seiner Wohnung zu verlocken; als aber statt Rochefort's dessen Kartellträger erschienen, ermordete Peter Bonaparte den einen derselben, Viktor Noir, durch einen Revolverschuß. Das Begräbniß Viktor Noir's, an dem gegen 200,000 Menschen theilnahmen, hätte leicht zu einer Pariser Revolution führen können, wenn Rochefort und Delescluze nicht hiergegen ihre Bedenken gehabt hätten. Hierauf wurde am 7. Februar Abends Rochefort verhaftet und es wurden jetzt wirklich von ungestümen Revolutionären Barrikaden in Belleville und im Faubourg du Temple aufgeworfen, aber selbige fielen nach einem sehr schwachen Widerstande in die Hände der bewaffneten Macht. Am folgenden Tage verhaftete die Polizei alle Mitarbeiter des gefährlichen Blattes, deren sie habhaft werden konnte. Doch ging durch diesen Gewaltstreich die „Marseillaise" nicht zu Grunde; sie mußte erst durch Suspension unterdrückt werden. Unterm 11. Februar 1870 erklärten zehn Vertreter der Internationale und der Pariser Gewerkschaften, daß der Augenblick für entscheidendes und unmittelbares Handeln noch nicht gekommen sei, und sie forderten die Pariser Revolutionäre auf, nicht durch Ueberstürzung zu schaden. Paris, dessen Bewohner von den kaiserlichen Schergen den Provinz-Bewohnern als Brandstifter, Räuber und Mörder geschildert worden waren, würde vereinzelt geblieben sein, hätte es Revolution gemacht.*) Indeß hofften die Pariser Revolutionäre, daß ihre Presse binnen sechs bis acht Monaten die Provinz genug auf die bevorstehende Revolution vorbereitet haben würde. Mittlerweile suchte sich Louis Bonaparte durch ein neues Plebiszit zu stärken; in selbigem erlangte er eine ungeheure Mehrheit, weil die Pariser revolutionären Blätter, so-

*) In manchen Provinzen mußten die kaiserlichen Mouchards Feuer anlegen und die bonapartistischen Schergen erklärten dann die Pariser Republikaner für die Brandstifter, um die Pariser Revolutionäre bei den Provinzbewohnern verhaßt zu machen. Durch dergleichen schändliche Mittel brachte man das dem Kaiser günstige Ergebniß des Plebiszits zu Stande.

lange bis das Plebiszit vorüber war, von der Post nicht in die Provinz befördert wurden und die Unwissenheit der Landbevölkerung bei der Abstimmung nun den Ausschlag gab. Der vermittelst friedlicher Abstimmung erlangte Sieg sollte durch einen vom Zaune gebrochenen Krieg ausgebeutet werden. Gegen diesen Krieg, der Frankreich abkühlen und es auf andere Gedanken bringen sollte, sprachen sich die sämmtlichen republikanischen Blätter, ja sogar von den Präfekten, bei denen die Regierung angefragt, nicht weniger als siebenzig aus. Nur sechszehn Präfekten erklärten sich für die Opportunität des Krieges. Gleichwohl wurde Frankreich durch die Regierung, welche durch die gekaufte Presse, durch ihre Puppen im Gesetzgebenden Körper und durch ihre Mouchards die öffentliche Meinung umstimmte, in den Krieg hineingerissen. Dieser Krieg führte zum Sturze des Kaiserthrones und zur Einführung der Republik. Louis Bonaparte endete seine Herrschaft wie er sie begonnen, mit einem Verrath am französischen Volke. Als er sich nicht mehr halten konnte, brachte er die preußische Eroberungs-Armee ins Land. Die Absetzung Bonaparte's und die Flucht Eugenien's förderte die Schreiben, die wir im gegenwärtigen Werke veröffentlichen, zu Tage.

Zwei dieser Schreiben handeln über die Ermordung Viktor Noir's durch Peter Bonaparte. — Theodora H., deren Wohnsitz nicht angegeben ist, aber Paris sein dürfte, überschickt am 10. Januar 1870*) einen an den Kaiser gerichteten Brief, unterschrieben: „Ein junges, todtkrankes Mädchen." In diesem Briefe heißt es: „Wissen Sie, daß die ganze Erde von der Sache Noir in Aufregung gebracht ist.... Seien Sie Lucius Brutus, oder aber es wird sich für Sie ein Marcus Brutus finden. Verfahren Sie milder mit Rochefort..." — Das junge Mädchen starb am folgenden Tage, nachdem sie diesen Brief geschrieben hatte, und zwar zufolge der Ansicht des hinzugezogenen Arztes an moralischem Ueberreiz. Aus den angeführten Worten ersieht man, daß sie mit dem Kaiser unzufrieden war, ihn tadelte und warnte, ja ihm drohte.

Ganz entgegengesetzt beurtheilt den nämlichen Gegenstand ein würtembergischer Kannegießer, der eine Schänkwirthschaft bei Stuttgart besitzt. Selbiger hat den unschönen Namen Martin Söffler. Indem er sich für berufen hält, dem französischen Kaiser politische Rathschläge zu ertheilen, räth er ihm vorzüglich an, Peter Bonaparte, den Mörder Viktor Noir's, unbedingt sofort in Freiheit setzen zu lassen. (27. Ja-

*) Im französischen Texte steht irrthümlich: 1869.

nuar 1870.) — Der Kannegießer begnügt sich nicht damit, daß Louis Bonaparte seinen Vetter Peter durch ein Ausnahmegericht freisprechen läßt: nein, er will, daß der Kaiser ohne alle und jede Rechtsfarçe den Mörder Noir's sofort auf freien Fuß setzt — par ordre de mufti!

Was das Plebiszit anbetrifft, so sendet in einem Telegramm, d. d. Hannover, 15. Mai 1870, „wegen des brillanten Resultates" desselben Andree, ein Lieutenant in der preußischen Artillerie, seine Beglückwünschung.

Dr. L. Hochmuth zu Dresden beglückwünscht den Kaiser wegen des für ihn prächtigen Ergebnisses des Plebiszits schon am 12. Mai; doch scheint seine Beglückwünschung wie eine lästige Bettelei angesehen worden zu sein, weil verfügt wurde, daß diese Gratulation auf sich beruhen sollte (classer).

Albert Spitzmüller, ein zurückgetretener Lehrer zu Riedern, einem Dorfe in Baden (entweder in Riedern am Sand im Oberrheinkreise, oder aber in Riedern am Wald im Seekreise), beglückwünscht unterm 19. Mai 1870 den französischen Kaiser wegen des glänzenden Ergebnisses des Plebiszits und gründet auf dieses für das französische Volk traurige Resultat eine ganz gewöhnliche Bettelei, indem er seiner Gratulation hinzufügt, daß er acht Kinder hat, kein Vermögen besitzt, von einer ganz geringen Pension leben muß, arbeitsunfähig ist und im höchsten Grade Unterstützung braucht.

Konrad Shelkes zu Oedt, einem Dorfe des Kreises Kempen im preußischen Regierungsbezirk Düsseldorf, gratulirt unterm 2. Juni 1870, „obschon er ein treuer preußischer Unterthan" ist, dem Kaiser wegen des glücklichen Verlaufes des Attentats*) und wegen des guten Ergebnisses des Plebiszits. Da er „nicht die Ehre hat," vom Kaiser gekannt zu sein, gibt er weitläufige Auseinandersetzungen über seine Familie. Er schließt seinen faden Brief damit, daß er den Kaiser anbettelt. „Freund vom Prisen und Rauchen," sagt er, „würde es mir die größte Freude bereiten," ein kleines Andenken zu erhalten, welches geschmückt wäre mit treffenden Bildnissen der theuren kaiserlichen Familie. Weil er Nichts dafür zu bezahlen haben würde, kommt es ihm, wie er versichert, auf den Preis dabei nicht an!

---

*) Dieses Attentat stand mit dem Plebiszit in Verbindung. Die kaiserliche Polizei setzte dasselbe in Szene, um die einfältige Provinzbevölkerung zu erschrecken und sie zur Abstimmung zu Gunsten des Kaisers einzuschüchtern.

Die unwesentlichen Veränderungen, welche, um in einem Plebiszite neue Stärke zu finden, Louis Bonaparte mit der Verfassung des Kaiserreichs vornahm, boten dem preußischen Oberst-Lieutenant Heinrich Blankenburg eine erwünschte Gelegenheit, einen von ihm für die bei Brockhaus in Leipzig erschienene Revüe „Unsere Zeit" geschriebenen Artikel zu übersenden. Dieser Artikel war betitelt: „Die politischen Prinzipien Napoleon's III. und die Konstitution von 1852." — In dem betreffenden Huldigungsschreiben sagt Oberst-Lieutenant Blankenburg:

„Sire! Ich bitte eure kaiserliche Majestät allerunterthänigst, in dem beifolgenden Versuche den Ausdruck aufrichtiger Bewunderung für den erhabenen Monarchen erblicken zu wollen, dem das Werk gelungen ist, Frankreich eine Konstitution zu geben, die alle Bürgschaften der Dauer in sich trägt..." (Breslau, 15. Januar 1870.)

Dem Zusender wird der Empfang angezeigt. Drei Vierteljahre nachher war es mit der kaiserlichen Konstitution zu Ende.

Außer den soeben angeführten sind keine politischen Schreiben des Jahres 1870 vorhanden.

R. Apitzsch, Herausgeber zu Leipzig, bettelt um ein Abonnement auf sein Journal: Das Kavallerie-Pferd. (Februar 1870.)

Der Oberst von Burckhardt, Kommandant des vierten Infanterie-Regiments von Miller zu Ulm, theilt seiner kaiserlichen Hoheit (dem Prinzen Napoleon Jerome, vulgo Plonplon, oder dem Kinde von Frankreich, vulgo Lulu?) mit, daß dieses Regiment ein großes Album besitzt, welches eine vollständige Sammlung von den Porträts aller derjenigen Offiziere enthält, die darin dienen oder gedient haben, und da es „die Ehre hat, auch seine kaiserliche Hoheit unter die Offiziere rechnen zu können," bittet es unterthänigst um dero Photographie. (4. Mai 1870.)

Johann Becker, Lehrer zu Gonnesweiler, einem oldenburgischen Dorfe im Fürstenthume Birkenfeld, sendet dem Kaiser eine 34 Oktavdruckseiten starke Broschüre, welche betitelt ist: „Kampf zwischen dem Materialismus und dem Christenthume beim Unterrichte." (30. März 1870.)

E. Bittmann zu Mannheim im Großherzogthume Baden*) bettelt

*) Im französischen Texte steht: à Manheim, grand-duché de Bade. Manheim ist ein Dorf im preußischen Regierungsbezirke Köln, im Kreise Bergheim. Die bekannte badische Stadt wird Mannheim geschrieben.

um Unterstützung, um angeblich sich dem Studium der Wissenschaften widmen zu können.

Herr von Carlowitz, wohnhaft zu Ortrand, einer Stadt des Kreises Liebenwerda im preußischen Regierungsbezirke Merseburg, erscheint mit dem Bettelsack und ruft die kaiserliche Wohlthätigkeit an, indem er hervorhebt, daß sein Vater, ein sächsischer Unterthan, 1812 durch die Schlacht von Bautzen ruinirt worden ist. Er wird auf das Lebhafteste durch Alexander Fürst zu Lynar, den preußischen Legations-Sekretär ad interim zu Paris, der sich persönlich für den Erfolg des Unterstützungsgesuches interessirt, empfohlen. (Mai 1870.) Am folgenden 10. Juni dankt Herr von Carlowitz für die ihm vom Kaiser geschenkten 500 Franken.

In Bezug auf den würtembergischen Diplomaten Eisendecher verweisen wir auf das oben Gesagte.

Karl Heinzelmann zu Eidkuhnen, einem Dorfe des Kreises Stallupöhnen im Regierungsbezirke Gumbinnen*), offerirt dem Kaiser zwei Gedichtsammlungen. Die eine derselben feiert das neue Jahr 1870, die andere den 73. Geburtstag des preußischen Königs Wilhelm („Meinem Könige" und so fort, lala, tralala: Zum höchsten Geburtstage seiner königlichen Hoheit des Prinzen Friedrich Karl von Preußen; — Mein Schlafzimmer und dergleichen mehr). Aus der Schlafzimmer-Poesie wird im französischen Texte folgendes Pröbchen eines Matratzengesangs preußischer Unterthanen mitgetheilt:

„Ich ruh' in meinem Stübchen klein,...
Da tritt hervor Graf Bismarck kühn,...
Ihm steht der Kriegsminister Roon,...
Mit ihm Freiherr von Moltke fest,
In seinem Geiste groß u. s. w.

Der Verfasser dieser Schlafzimmer-Poesie gibt dem französischen Kaiser zu verstehen, daß er durch eine Feuersbrunst ruinirt worden ist. (24. März 1870.) Doch werden seine schönen Reime ad acta gelegt, ohne daß er einer Antwort gewürdigt wird.

F. Ant. Hochmuth, Notariats-Kandidat zu Stift-Kylburg in Baiern**), übersendet dem französischen Kaiser

*) Im französischen Texte steht: à Eydtkuhnen, près Berlin (Eydtkuhnen bei Berlin).

**) Wir kennen nur den Flecken Kyllburg im preußischen Regierungsbezirke Trier.

„als Zeichen eines Respekts ohne Gränzen"
ein Manuskript in Prosa, betitelt: „Hortense, die Mutter des Kaisers Napoleon III." (Mai 1870.) — Ihm wird der Empfang angezeigt.

Friedrich Joseph Klingsohr zu Hänichen, einem Dorfe des Gerichtsamts Dippoldiswalde in der sächsischen Amtshauptmannschaft Dresden, ersucht den Kaiser um ein Darlehn von 500 Thalern, womit er eine im Schilde geführte Handelsausbeutung zu realisiren gedenkt. (April 1870.) — Er erhält eine abschlägige Antwort.

Die Herren Liebmann und Liepe, die 1870 an den Kaiser der Franzosen schrieben, sind von uns oben erwähnt worden.

Der Berghauptmann a. D. Professor Dr. Noeggerath*), Präsident der rheinischen archäologischen Gesellschaft zu Bonn am Rhein, dankt 1870 für das Kreuz der Ehrenlegion, womit er vom Ehrenmitgliede Louis Bonaparte beschenkt worden ist.

Minna Mannheimer war nach Paris gekommen, um ihren ihr seit drei Monaten durchgegangenen Mann zu suchen. Nachdem sie ihn nicht hat auffinden können und ihre Geldmittel bis auf den letzten Heller erschöpft sind, bettelt sie beim Kaiser ums Geld zur Heimreise. (1870.) Ihre Heimath ist im französischen Text nicht angegeben.

Der Hauptmann A. von der Marwitz in Wundisow, einem Dorfe des preußischen Regierungsbezirks Köslin, will dem Kaiser mit einem Porträt des Generals Fajac, eines Offiziers aus der Zeit des ersten Kaiserreichs, huldigen. Er sagt, daß er dieses Souvenir seinen Erben nicht hinterlassen will, weil dieselben unfähig seien, den Werth desselben zu verstehen. (27. Mai 1870.)

Dr. Müller zu Lundenburg in Mähren offerirt dem Kaiser sein Werk: „Ueber die Erziehung und die Kunst, die Jugend zu bilden; mit Hinweisen auf die großen Pädagogen und Philosophen." (Februar 1870.) — Dr. Müller nennt sich Ritter des königlich italienischen Ordens St. Moritz und St. Lazarus, und er rühmt von sich, daß er mit der österreichischen goldenen Medaille, sowie mit der goldenen hohenzollernschen Medaille bene merenti verziert ist. Ferner theilt er mit, daß er Mitglied der orientalisch-deutschen Gesellschaft von Halle und Leipzig ist.

Frau E. F. A. Müller aus Augsburg schreibt noch an den Kaiser nach den ersten großen Schlachten, nämlich am 9. August 1870, als er sich bereits mit der Armee auf dem Rückzuge befand. Sie

*) Im französischen Texte steht: Maeggerath (Le docteur) ou Weggerath (?).

meldet, daß sie sich zu Paris in augenblicklicher Geldverlegenheit befindet und daß sie nach der französischen Hauptstadt gekommen ist, um dort einen Prozeß zu verfolgen. Sie bettelt beim Kaiser um Unterstützung und möchte gern, wenn dieß möglich wäre, bei seiner Majestät eine sehr kurze Audienz haben: „bei welcher allerhöchstdieselben sich vielleicht mit der bekannten Güte an den Aufenthalt in Augsburg, sowie an ihre beiderseitigen Verknüpfungen und Kinderspiele, welche allerhöchstsie so amüsirten, erinnern würden.*)

Dr. Reatz (?)**), Advokat zu Gießen in Hessen, huldigt dem Kaiser mit einem Werke, welches er den folgenden Monat der Oeffentlichkeit übergeben will und das bei der Abfassung eines Gesetzbuchs über internationales Seehandelsrecht benutzt werden könnte. (29. Juni 1870.)

Robert Reyher, Kunststecher in Berlin, bittet den Kaiser als den Beschützer der schönen Künste und der Künstler, zwei Kupferstiche von ihm zu kaufen, von denen er hofft, daß „sie bald unter die Meisterwerke werden gerechnet werden und von denen der eine (im Preise von 20 Franken) den Grafen Bismarck, der andere (im Preise von 115 Franken) Maria Mancini darstellt.“ (Berlin, 1. März 1870.)

Anton Theodor Rohrer zu Stollberg in Sachsen, seines Zeichens ein Posamentirer, ist als Posamentir-Geselle seiner Zeit in Paris gewesen und er behauptet, daß ihn im Jahre 1854 der Kaiser in einem Café der Champs-Elysées (der elysäischen Gefilde) angeredet und ihn nebst seinen zwei Mitgesellen Pietzold und Ch. Flath ersucht habe, sich im Falle der Noth an ihn zu wenden. Auf Grund Dessen verlangt Rohrer jetzt, um sein zerrüttetes Geschäft wieder in guten Gang

---

*) Im französischen Texte ist mit Unrecht ein polnischer Edelmann unter den deutschen Bittstellern des Jahres 1870 angeführt. Unter Nr. 1254 nämlich steht folgender Artikel: „Rawicz de Zdebinsky aus dem Großherzogthum Posen (Preußen), Sohn eines polnischen Edelmanns, der als Freiwilliger im Alter von sechszehn Jahren in den Heeren Napoleon's gedient hat, Hauptmann gewesen, dekorirt und 1815 schwer verwundet worden, im Jahre 1848 aber mit den nämlichen Gesinnungen der Liebe gegen Frankreich gestorben ist; da Petent die Gesinnungen seines Vaters geerbt und ohne irgend einen Fehler begangen zu haben, sein Vermögen verloren hat, fleht er um irgend ein Amt beim kaiserlichen Hofe. (April 1870.) — „„Höfliche Abweisung.““ — Ein offenbarer Pole, der wahrscheinlich noch dazu in Paris lebte, sollte doch nicht, wenn man sonst der Nationalitätenlehre huldigt, unter die Deutschen gerechnet werden!

**) Sollte dieser Eigenname nicht falsch gelesen sein und etwa Schatz oder ähnlich lauten?

zu bringen, vom Kaiser 2000 Franken. Er legt sein Wander- oder Arbeitsbuch bei, um den Beweis zu liefern, daß er von 1853 bis 1855 als Posamentir-Geselle zu Paris gearbeitet hat. (8. Juli 1870.) — „In Anbetracht Dessen, wie die Sachen stehen," wird das Gesuch des Stollberger Posamentir-Meisters ad acta gelegt: d. h., man glaubt, daß derselbe einen „verwunschenen" Vogel im Kopfe sitzen hat.

Die Gräfin von Rothstein, deren Wohnort wir nicht kennen lernen, schreibt im Juli 1870 an den Oberkammerherrn: ..... „Ich schreibe an den Kaiser, um eine Bewilligung von 500 Franken zu erhalten; ich bin überzeugt, daß dieselbe Ihnen überwiesen wird, wenn Sie mir die Gunst gewähren für mich thätig zu sein...."

Heinrich Schmidt, Kanditor zu Bremerhaven, übersendet unterm 6. März 1870 Glückwünsche und Rathschläge, indem er den Gelehrten spielt und von Jupiter, von Sokrates, von Hieron, dem Tyrannen von Syrakus, von Antigonus, von der schwedischen Königin Christine, vom Kaiser Karl V., von Julius Cäsar und von Salomo spricht.

Ph. P. Schneider, Maurermeister zu Edenknoben in Preußen*) spricht im April 1870 (wahrscheinlich zum kaiserlichen Geburtstage) die glühendsten Glückwünsche für die Gesundheit des Kaisers und der kaiserlichen Familie aus.

Der Baron von Sidow, Präsident des preußischen Zentral-Komitee's des Vereins zur Unterstützung von Militärpersonen des Land- und Seeheeres, reicht durch die Vermittelung des Generals von Goyon zwei französisch geschriebene Exemplare des Protokolls der vom besagten Verein 1869 zu Berlin abgehaltenen internationalen Konferenz ein. Diese Exemplare sind für den Kaiser und die Kaiserin als Beschützer des Unterstützungswerkes bestimmt. — Der General von Goyon hat folgende Note beigefügt:

„Ihre Majestäten der König und die Königin von Preußen haben die Berliner Konferenz, zu welcher das französische Komitee unter Ermächtigung der französischen Regierung vier seiner Mitglieder entsandt hatte, mit ihrer Gegenwart beehrt. Den Vorsitz führte seine Exzellenz Baron von Sidow, welchen der Kaiser zum Kommandeur des Ordens

*) Im französischen Text: à Edenknoben (Prusse). Wir kennen bloß die *ähnlich klingende* Stadt Edenkoben in der bairischen Rheinpfalz.

der Ehrenlegion zu ernennen geruht hat und welcher die französischen Gesandten, von denen zwei als Bureau-Mitglieder der Versammlung fungirten, in vollkommener Weise aufnahm." (4. Januar 1870.)

Der preußische Hauptmann von Stückerads hält durch Vermittelung des preußischen Gesandten um die Ehre an, dem Kaiser und der Kaiserin vorgestellt und zu dem Tuilerien-Empfange zugelassen zu werden. (20. Januar 1870.)

Vierzehntes Kapitel.

Die Krankheits-Spekulanten.

Im Jahre 1854 setzte die Akademie der Wissenschaften, indem sie sich an die Aerzte der ganzen Welt wandte, einen Preis, bestehend in 100,000 Franken, für den Auffinder eines sicheren Cholera-Mittels aus. Ungefähr um die nämliche Zeit wurde von der Akademie der Medizin ein geringerer Preis ausgesetzt. Eine Anzahl deutscher Preisbewerber, anstatt sich direkt an die eine der genannten beiden gelehrten Körperschaften zu wenden, schickte ihre Preisbewerbung an den Kaiser ein, wahrscheinlich um durch dessen Einfluß den Preis zu erlangen.

Bereits unterm 24. Juli 1854 schlugen Amthor und Blau, welche als zwei Aerzte in Langenberg bezeichnet sind, ein Mittel gegen die Cholera vor. In Deutschland liegen acht Orte, welche Langenberg heißen; unter ihnen ist ein Flecken bei Gera und eine Stadt im Regierungsbezirke Düsseldorf, Kreis Mettmann.

Bergmann zu Sorgau (einem Dorfe entweder im preußischen Regierungsbezirke Breslau oder auch im preußischen Regierungsbezirke Oppeln, oder aber in der sächsischen Amtshauptmannschaft Zwickau) schlug gleichfalls im Juli 1854 ein Mittel gegen die Cholera vor.

Ferdinand Döring & Kompagnie zu Kleinwittenberg im preußischen Regierungsbezirke Marienwerder übersandte noch im Juli 1863 eine Flasche Magenliqueur, welcher gegen die Cholera, sowie gegen Unterleibsbeschwerden und das Fieber helfen sollte. Der Kaiser verweigerte die Annahme der Flasche und überwies dieselbe an die Akademie der Wissenschaften. Als hierauf unterm 12. November Döring von Neuem schrieb, um sich über das Ergebniß der mit seinem Cholera-Liqueure angestellten Prüfung zu erkundigen, wurde sein Schreiben unbeantwortet gelassen.

Dr. Friedrichs zu Sternberg, einer Stadt am gleichnamigen See in Mecklenburg-Schwerin, übersendet im Juni 1855 ein Rezept,

weil er in den Zeitungen gelesen hat, daß die Cholera unter den Krimtruppen wüthet. Er sagt, daß er dieses Mittel mit bestem Erfolge im Jahre 1850 angewandt habe. Im Oktober 1855 fragt er an, wie sich sein Mittel bewährt habe. Ihm wird geantwortet, daß die meisten Medikamente, welche er vorgeschlagen hat, schon bei Epidemien gebräuchlich sind und daß von ihrer Wirksamkeit nichts Besonderes, was nicht schon bekannt wäre, zu sagen ist. (November 1855.)

Grunnwald zu Frankfurt am Main schlägt unterm 15. Januar 1854 den Gebrauch von Kohlensäure gegen die Cholera vor.

Haill zu Wertheim im badischen Unterrheinkreise schickt unterm 19. August 1854 ein Rezept gegen Cholera und Degenwunden ein.

Dr. Ernst Haller, Professor zu Jena, offerirt dem französischen Kaiser seine Schrift über den Ursprung und die Behandlung der Cholera, indem er den für das beste Werk über diesen Gegenstand ausgesetzten Preis von 50,000 Franken reklamirt. (1867.)

Hartmann aus Mainz bietet ein Mittel gegen die Cholera unterm 12. Mai 1855, Hubenthal aus Köthen unterm 6. September 1854 an.

Ernst Kuhn meldet sich als Cholera-Doktor am 21. August 1854. Als sein Wohnort ist Gröben angegeben. Vier Dörfer dieses Namens liegen in Preußen und eins bei Roda im Herzogthume Altenburg.

Friedrich Lampe, Direktor des Krankenhauses zu Goslar am Harze, übersendet 1865 dem Kaiser ein Cholera-Elixir. Er schreibt dabei, daß er Nichts weiter verlangt, als die Anstellung eines Versuchs mit dem übersandten Mittel.

August Pauli aus Berlin huldigt unterm 18. September 1854 dem Kaiser mit einem Buche über die Cholera und verlangt als Belohnung für seine Arbeiten das Kreuz der Ehrenlegion.

Petsch zu Berlin schlägt unterm 26. Juni 1855 ein Mittel gegen die Cholera vor. — Uebrigens wird durch Al. Ferd. von Necke aus Berlin ein Gothaer Heilkünstler, Namens Petsch, dem französischen Kaiser 1863 warm empfohlen. (Siehe unten.)

A. Schubert zu Leipzig huldigt mit einer Broschüre, betreffend die Behandlung der Cholera, am 26. Oktober 1854.

J. Schutz (Schütz?) aus Berlin beantragt eine neue Behandlung dieser Krankheit im August 1854.

Stapelmann zu Köln offerirt 1865 dem Kaiser eine Kiste voll Flaschen mit Cholera-Essig.

Endlich findet sich unter den Mitbewerbern um den Cholera-Preis auch L. Wundram aus Braunschweig, der ein neues Mittel gegen die Cholera unterm 3. Oktober 1854 vorschlägt.*)

Außer den genannten Heilkünstlern wandten sich an den französischen Kaiser noch verschiedene andere Personen, um sich für ihre medizinischen Vorschläge Geld oder sonstige Belohnung zu verschaffen. So wird von einem gewissen Ulrich Beck, der in dem unbekannten Orte Sunniswald (?) wohnen soll, uns erzählt, daß er dem französischen Kaiser am 25. Februar 1853 eine Universal-Medizin vorgeschlagen habe. — Carl zu Bruchweiler, einem Dorfe in der Pfalz an der Lauter im Landgericht Dahn, schickt dem französischen Kaiser unterm 28. Dezember 1856 ein Mittel gegen die Krätze zu. — Rudolph Griß in Wien empfiehlt im Januar 1853 ein Mittel gegen die Hundswuth. — Hartogs, wohnhaft zu Paris, bittet 1855 den Kaiser, daß derselbe Versuche mit einer durch einen deutschen Apotheker hergestellten Flüssigkeit, welche erfrorene Gliedmaßen heilen soll, anordnen möge. — Knop zu Koblenz bringt am 29. April 1861 ein Mittel gegen die Seekrankheit in Vorschlag. — Franz Knoll, der zu Kambruch, einem unbekannten Orte, wohnen soll**), will 1862 bis 1863 ein Mittel gegen das gelbe Fieber bei der mexikanischen Expedition anbringen. — Müller zu Wittmund, einem Flecken in der hannöverischen Landdrostei Aurich, überschickt am 20. Mai 1858 dem französischen Kaiser ein Rezept wider die häutige Bräune. — Rosalie Oehl, eine Bonne zu Frankfurt am Main, sucht im Juni 1861 beim Oberkammerherrn ihren Balsam für alle Wunden abzusetzen. — A. Rettich, wohnhaft zu Zusmarshausen, einer bairischen Stadt an der Zusam, bietet 1853 ein Mittel gegen Seekrankheit an. — J. Salomon aus Hamburg hat ein Mittel gegen die Impotenz der Männer, sowie gegen eine ähnliche Krankheit der Frauen entdeckt und fleht die Protektion des Kaisers an, um bei der Akademie der Medizin mit demselben zu reüssiren. — Dr. Benno Seelmair in München

*) Das französische Original enthält noch einen gewissen Anton Stroka aus Dabrowa, der ein Mittel gegen Cholera, Gliederlähmung und Auszehrung in Vorschlag bringt. Der französische Text besagt ausdrücklich, daß Dabrowa in Schlesien liegt. Jedoch liegt dieser Ort nicht in Schlesien, sondern zwei Dörfer dieses Namens liegen in Galizien in den Kreisen Rzeszow und Sandoc. Folglich ist Stroka kein Deutscher und gehört nicht in unsere Gallerie.

**) Im Französischen steht: à Kambruch (Prusse). Soll etwa hiermit Kamberg *an der Saale* in Sachsen-Meiningen gemeint sein?

verlangt 1863—6 eine Belohnung in klingender Münze oder aber das Kreuz der Ehrenlegion für übersandte Rezepte und beschwert sich beim Kaiser darüber, daß die Akademie der Medizin noch nicht über die fraglichen Rezepte entschieden hat. — Tromm in Berlin erbietet sich den 8. August 1854, eine Pflanze, welche alle Krankheiten heilt, zu offenbaren.

Sehr erheiternd wirkt die Gruppe der Spekulanten, welche den Kaiser kuriren wollen. Die in dieser Hinsicht geschriebenen Briefe erstrecken sich über den Zeitraum von 1861 bis 1870. Auf bloße Zeitungs-Notizen hin und folglich ohne genaue Kenntniß der kaiserlichen Körperbeschaffenheit, ja häufig ohne Kenntniß der Krankheit überhaupt, schlagen die Spekulanten dem Patienten allerlei Mittel vor. Viele dieser Spekulanten wünschen auf kaiserliche Unkosten nach Paris zu kommen und den Kaiser dort in ärztliche Behandlung zu nehmen. Manche deutsche Hausknechte zeigen sich ebenfalls für das Wölfchen Lulu besorgt. Hätte Louis Bonaparte die sämmtlichen ihm angerathenen Mittel gebraucht, würde er viel früher gestorben sein. Er befand sich in einem embarras de richesse. Viele Köche verderben den Brei, viele Aerzte den Kranken. Die Zahl der Briefe, welche sich mit der Krankheit des „hohen" und „allerhöchsten" Patienten beschäftigen, ist sehr beträchtlich, und die Briefschreiber sind keineswegs immer Aerzte von Profession, sondern theilweise Quacksalber, Magnetiseure, Sympathie-Künstler, sogenannte „kluge" Männer und „kluge" Frauen.

Alberti, Pastor zu Kremkau bei Bismarck im Kreise Stendal des preußischen Regierungsbezirks Magdeburg, räth als ein vortreffliches Mittel gegen die Blasenkrankheit dem französischen Kaiser den Gebrauch des in den Sümpfen der preußischen Provinz Magdeburg wild wachsenden Meerrettigs an. (13. August 1869.)

Albert August Anders, Chausseegeld-Einnehmer zu Ebersbach bei Leipzig und als alter Zuave bezeichnet, erbietet sich im September 1869, den Kaiser zu heilen, wenn man ihm das nöthige Geld zur Reise nach Paris schicken will.

Augustein zu Frankfurt am Main theilt im August 1869 dem Kaiser ein Mittel gegen den Blasenstein mit.

Wilhelm Bärmann, Rentier zu Breslau, räth ihm unterm 1. September 1867 an, daß er, wenn er am Stein leidet, die Körner der Hagebutten röstet lassen und als Aufguß trinken oder als Einspritzung (en infusion) gebrauchen soll. Bärmann erbietet sich, dem Kaiser Hagebutten zuzuschicken, wenn es in Paris keine gibt, und preist im September 1869 dieses Mittel von Neuem auch für den kaiserlichen

Prinzen an. — (Wir wollen bemerken, daß das Bärmann'sche specificum sehr alt ist und sich schon in sogenannten ägyptischen Zauberbüchern angegeben findet.)

M. Bauduin, Chirurg und Geburtshelfer in Köln, übersendet verschiedene Rezepte und spricht den Wunsch aus, daß seine Majestät die Diät nach den übersandten Vorschriften regeln mögen. Das Datum dieses Schreibens ist nicht angegeben.

Franz Beine, Schlossermeister zu Minden (womit wahrscheinlich die Hauptstadt des gleichnamigen preußischen Regierungsbezirkes und Kreises gemeint ist), erbietet sich, den Kaiser zu behandeln und zu kuriren. Er ist so herzlos, den erbärmlichen Rath zu geben, daß der Kaiser, wenn derselbe kein Zutrauen zu ihm hat, leicht eine andere Person, an der man Experimente anstellen wird, ausfindig machen kann. Dem Kaiser kann es somit einerlei sein, wenn eine Canaille aus dem Volke durch dergleichen Experimente umkommt. Schließlich entwickelt Beine seine Theorie über die Gicht und den Rheumatismus. (20. September 1869.)

Samuel Beran, Buchhalter zu Boskowitz, einer Stadt im mährischen Kreise Brünn, hat mit Kummer das Unwohlsein seiner Majestät vernommen und erlaubt sich verschiedene Heilmittel zu empfehlen indem er den Wunsch ausspricht: „daß der allgütige Gott den großen Kaiser noch während langer Jahre des Glücks und des Friedens erhalten möge. Amen!" — Beran räth sechs Heilmittel an, worunter sich auch das folgende befindet: „Man lasse einen Pferdezahn durch die Wirkung des Feuers verkalken, pulverisire ihn mit Sorgfalt und trinke davon in warmem Wasser eine Messerspitze voll." Probatum!

Dr. Berg, ein zu Dublin wohnhafter Deutscher, gibt 1869 dem Kaiser ein probates Mittel gegen den Rheumatismus an.

Dr. Julius Berg und der Administrator von Griscelwitz, die Direktoren des Badeorts Königsdorf-Jastrzemb im preußischen Regierungsbezirke Oppeln, schreiben unterm 12. Juni 1867:

„Sire! Unsere innigste Ueberzeugung, unser festes Vertrauen auf die Heilkräfte der Mineralquelle von Königsdorf*), besonders bei skrophulösen Uebeln, veranlaßt uns, eine Probe von der Mutterlauge der Quelle zu den Füßen eurer Majestät niederzulegen.... Wir wagen den Wunsch auszudrücken, daß seine kaiserliche Hoheit, der vielgeliebte Sohn eurer Majestät, sich dem Heilverfahren dieser Quelle unterziehen wollen möge." — (Das Schreiben wird unberücksichtigt zu den Akten gelegt.)

---

*) Im Französischen steht: Königsdorff.

Georg Bielefeld, der in einem nicht aufzufindenden Orte bei Göttingen*) wohnen soll, räth dem Kaiser im Dezember 1869, nachdem er durch die deutschen Zeitungen über die Krankheit desselben benachrichtigt worden ist, Aufgüsse, resp. Einspritzungen von einer in der Gegend von Göttingen wachsenden Pflanze an.

Dr. A. Biermann empfiehlt im August 1869 dem Kaiser den Arzt Stilling senior in Kassel. Er nennt denselben „gegenwärtig die erste europäische Fach-Autorität bei Krankheiten, die sich auf Zeugung und Urinabsonderung erstrecken."

C. J. F. Bischof, Arzt zu Ivenack, einem Flecken am gleichnamigen See in Mecklenburg-Schwerin**), räth unterm 9. September 1869 dem Kaiser den Gebrauch eines Mittels gegen den Rheumatismus und Urinverhaltung an.

L. von Böhm zu Bunzlau im preußischen Regierungsbezirke Liegnitz (Schlesien) empfiehlt im September 1869 Brombeer-Aufgüsse. Sein Schreiben wird unbeachtet gelassen.***)

Bralmann zu Hamburg schreibt an Conti, den kaiserlichen Sekretär:

„.... Ich nehme mir die Freiheit, Ihnen beifolgend zwei Meteorsteine zu schicken. Ich habe die Ehre, dieselben zu den Füßen seiner Majestät niederzulegen, welche sie bloß in der allerhöchsten Westen- oder Hosentasche zu tragen haben werden, ohne sich von ihnen zu trennen. Nach einigen Wochen werden seine Majestät die Wohlthaten davon empfinden. Ich würde der glücklichste der Menschen sein, wenn seine Majestät geruhten, sich ihrer zu bedienen; denn nur wegen ihrer Wirksamkeit wage ich es, daß ich mir erlaube, sie Ihnen zu schicken. Nachdem ich mehrere Jahre gelitten hatte, ohne meine Herstellung zu erlangen, erhielt ich diesen Schatz, und seit zwei Jahren, seit welchen ich mich nicht von ihnen getrennt habe, fühle ich nicht den geringsten rheumatischen Schmerz mehr." (20. September 1869.)

Dem Spender dieses sympathetischen Mittels wird im Namen des Kaisers gedankt. Folglich steckt der Kaiser gläubig die angeblichen Meteore in die allerhöchste, respektive allertiefste und allerweiteste Hosentasche.

---

*) Im Französischen steht das Wort: Groslehnun.

**) Im französischen Texte steht irrthümlich: Juenack.

***) Der französische Text führt noch einen gewissen Louis Bossany aus Ristrona (?) an, der im Oktober 1869 kalte Fußbäder vor Schlafengehen anräth. Bossany ist kein Deutscher.

J. H. Brandt, Abschätzungs-Kommissär zu Halle, überschickt im September 1869 ein Rezept seines Arztes, welchem er seine eigne Genesung von der Steinkrankheit zuschreibt. Er spricht die Hoffnung aus, daß seine Majestät die nämlichen wohlthätigen Wirkungen verspüren werden. — Wir wissen nicht, ob unter Halle die bekannte preußische Stadt an der Saale mit ihren Hallensern, Halloren und Hallunken zu verstehen ist. Eine Kreisstadt Halle liegt noch im preußischen Regierungsbezirke Minden, und in der hannöverischen Landdrostei Lüneburg gibt es eine Bauernschaft, Namens Halle. Ein Dorf Halle liegt auch im Herzogthume Braunschweig, im Kreise Holzminden. Sonst existiren Orte dieses Namens in Belgien.

J. G. Brannegger, Geschäfts-Agent zu München, erbietet sich, ein medizinisches Verfahren, dessen Erfinder noch lebt, mitzutheilen. Selbiges besteht hauptsächlich in der Anwendung gewisser blutreinigender Pflanzen. Obschon seinem Könige ergeben, ist er doch darauf bedacht, zur Kräftigung der Gesundheit des Kaisers beizutragen, und übrigens würde er gern diese Mittheilung machen, ohne Reisekosten oder andere Vergütigung zu verlangen. (Juli 1864.)*)

C. J. Brocke, Chemiker zu Köln dagegen, der für den Kaiser ebenfalls ganz unfehlbare Mittel weiß, erbietet sich, die Behandlung in eigner Person zu leiten, wenn ihm zweihundert Franken zur Bestreitung der Reisekosten gezahlt werden. (September 1869.)

Der hessenkassel'sche Titularrath Friedrich Wilhelm Daniel Buhse gibt im September 1869 dem Kaiser ein Mittel gegen Blasenkrankheiten an.

Burgheim aus Hamburg hatte einen Talisman bereits unterm 28. Januar 1853 übersandt.

Karl Gottfried Burckhardt, ein Schneider zu Freiberg, der das Magnetisiren für einträglicher hält, als das Flickhandwerk, bietet im September 1869 seine Dienste an. — Außer der Bergstadt Freiberg gibt es in Sachsen ein Dorf Freiberg. Letzteres liegt im Gerichtsamte Adorf und steht unter der Kreisdirektion Zwickau.

*) Albertine Brillich aus Kaschau schreibt im September 1869 an die Kaiserin: „Nachdem die Unterzeichnete erfahren hat, daß der große und erhabene Monarch an einem den gewöhnlichen Mitteln widerstehenden Uebel leidet, ... ist sie vom Mitleid ergriffen worden" — und räth den täglichen Gebrauch von zwei aromatisirten Bädern an. — Kaschau liegt im ungarischen Komitate Abauj: weßhalb die mitleidige Albertine nicht unter die Deutschen, sondern unter die Ungarn zu rechnen ist.

Fanny Bux zu Olmütz in Mähren theilt dem französischen Kaiser im Juli 1870 ein Mittel gegen die Gicht mit.

D. Cohn in Berlin schickt im August 1869 zwei Büchsen mit einer Salbe, welche der Uebersender auf seinen afrikanischen Reisen erprobt hat und welche auf unfehlbare Weise allen rheumatischen Schmerz vertreiben soll.

Ernst zu Halle (an der Saale?) meldet sich als Facharzt für Harnfluß und Zuckerkrankheit. (25. August 1861.)

Dr. Georg Debring zu Fallersleben, einem Flecken in der hannöverischen Landdrostei Lüneburg (bei Giffhorn), richtet unterm 16. Dezember 1864 an den französischen Kaiser nachstehendes Schreiben:

„Sire! Eure Majestät wollen zu entschuldigen geruhen, wenn ich eurer Majestät zu nahen wage, um Ihren Augen eine Bitte in allerunterthänigster Ergebenheit vorzulegen. Wenn eure Majestät ein hohes Alter zu erreichen und von der Arthritis (Gicht) befreit zu werden wünschen, ist der Unterzeichnete wahrscheinlich der Einzige in Europa der das Geheimmittel besitzt, dessen Wissenschaft das hohe Alter und die Heilung von der Arthritis oder von jeder andern heilbaren Krankheit verspricht. Der Preis der Geheimmittel ist 500 Napoleonsd'or. Um diesen Preis erbiete ich mich, eurer Majestät die Geheimmittel zu notifiziren und in eigner Person als Leibarzt eurer Majestät bis zu erfolgter Genesung zu dienen. Im Falle der Annahme erwarte ich die Zusendung des festgesetzten Preises und den Befehl, vor eurer Majestät zu erscheinen, um die Geheimmittel kundzuthun und um eure Majestät zu heilen. Ich verharre mit der größten Devotion eurer Majestät u. s. w."

Martin Dempf, Chirurg zu Krumbach, einem Flecken im bairischen Schwaben, unterbreitet im März 1864 dem Kaiser mehrere medizinische Projekte, die Frucht einer dreißigjährigen Erfahrung, welche von Dempf wie „ein wissenschaftliches Evangelium" betrachtet wird. Er wünscht, daß sein System geprüft wird. Uebrigens ist seine Erfahrung das einzige von ihm besessene Vermögen. — Der Kaiser läßt diesen Bettelbrief ad acta legen.

Dommerque zu Ahrweiler oder Aarweiler, einer Stadt im preußischen Regierungsbezirke Koblenz, behauptet, daß für die Gesundheit des Kaisers der Ahrwein am Zuträglichsten ist. (November 1869.)

Wilhelm Eckey zu Dortmund in Westphalen empfiehlt für die Gesundheit des Kaisers ein Heilmittel, von dem die besten Wirkungen

erwartet werden können. Selbiges hat den schwindelhaften Namen: medicamentum gratia probatum. (September 1869.)

Eckhardt aus Hamburg gibt dem Kaiser im März 1867 ein nicht näher namhaft gemachtes Gesundheitsmittel an.

Dr. Ehrlich zu Berlin will den kaiserlichen Rheumatismus im November 1866 durch eine Behandlung heilen, welche auf die Erneuerung des Blutes hinausläuft.

Dr. Karl Eichholz zu Wiesbaden verspricht, den Kaiser vom Rheumatismus zu heilen durch ein Mittel, von Eichholz selbst erfunden und welches er kundthun wird, sobald man ihm schreibt, daß er kommen soll. (August 1869.)

Albert Wilhelm Ertel, Schuster zu Bonn, empfiehlt wider die Blasenkrankheit den Gebrauch der Harlemer Tropfen. Er fügt einem Schreiben die wahrscheinlich von ihm anders, als von andern Menschenkindern, aufgefaßten Worte bei: „Bitte um Diskretion." (September 1869.)

Als Dr. Ewich zu Köln erfahren hat, daß der Kaiser leidend ist, bietet er ihm schriftlich Mineralwasser an, für deren Wirksamkeit er bürgt. Dieser Sendung will er dann sein Lehrbuch über die rationelle Badekunde hinzufügen. (August 1866.) — Sein Schreiben wird keiner Antwort gewürdigt.

Folk zu Aachen empfiehlt dem Kaiser gegen das Gliederreißen und Podagra das Burtscheider Wasser in der Nähe von Aachen. (September 1869.) — Unbeantwortet zu den Akten!

Johann Förster zu Williamsburg in Nordamerika übersendet eine lange Reihe von Auszügen aus deutschen Zeitungen, betreffend die kaiserliche Krankheit, und gibt verschiedene Heilmittel an. (Oktober 1869.) — In den Vereinigten Staaten liegen acht Orte, welche Williamsburg heißen, in Kanada einer.

Friedrich Francsc, Oberkellner im Hôtel-Royal zu Dresden, überschickt im September 1869 dem Kaiser ein Rezept, indem er versichert, daß ihn die in den Zeitungen gelesenen Nachrichten über die kaiserliche Krankheit tief betrübt haben.

Wilhelm Friedrich, Kaufmann und Kommunalgarde-Kommandant zu Chemnitz in Sachsen, sendet die Abschrift eines Rezeptes im August 1869.

Emilie Fritsche zu Leipzig empfiehlt ein Rezept, welches ihren Mann von einer Blasenkrankheit geheilt hat. Sie hofft, daß dieses

Rezept beim Kaiser der Franzosen die nämliche wohlthätige Wirkung haben werde. (September 1869.)

J. Geeger, Geometer zu Neuwedel*) in Preußen, schlägt Petroleum-Einreibungen gegen den Rheumatismus vor. (Sept. 1869.) — Eine Stadt Neuwedel liegt im preußischen Regierungsbezirke Frankfurt an der Oder, im Kreise Arnswalde an der Drage; ein Dorf dieses Namens im preußischen Regierungsbezirke und Kreise Oppeln, bei Konstadt.

Gerstner, alter Hägereiter oder Waldhüter in Nassau, empfiehlt dem Kaiser drei ausgezeichnete Fachärzte zur Abhülfe bei Blasenkrankheiten. Sie sind: Dr. Pingler von Königstein, welcher die Herzogin von Nassau kurirt hat, Dr. Genth von Wiesbaden und Dr. Schindler von Gräfenberg. (1. September 1869.) — Drei Wochen nachher preist Gerstner dem Kaiser den Gebrauch kalten Wassers an.

Gustav Geßler, Handelsmann in Berlin, schlägt als unübertreffliches, ganz unfehlbares Mittel die Einreibung einer besonderen Salbe auf den kranken, rheumatischem Schmerze ausgesetzten Theil des Körpers vor. (August 1869.)

Theodor Getler zu Heidelberg, ein alter sächsischer Soldat, der bei Leipzig und später (?) in Spanien mitgekämpft hat, empfiehlt dem Kaiser zur Herstellung seiner Gesundheit den Gebrauch einer Wunderpflanze, die in einem Werke des sechszehnten Jahrhunderts angegeben ist. (November 1869.)

H. F. A. Goos, Zollbeamter in Schleswig, empfiehlt 1867 für die Heilung des kaiserlichen Prinzen das Schrot'sche Verfahren, dessen wohlthätigen Wirkungen der Rathgeber an sich selber erprobt hat.

August Grallert zu Lehngut (?) in Preußen bietet gegen die Blasenkrankheit im August 1864 eine vortreffliche Arznei an. Sie besteht im Gebrauche von Pflanzen, welche er sammeln und einschicken könnte. Er hofft eine Antwort zu erhalten, wird jedoch ohne solche gelassen.

Wilhelm Grube, Direktor der Schwefelbäder von Senkelteich (?) in Westphalen, empfiehlt dem Kaiser sein Etablissement als ganz vorzüglich zur Hebung von rheumatischen Schmerzen. (September 1869.)

August Gruner zu Chemnitz in Sachsen übersendet dem Kaiser im September 1869 ein Rezept, dessen Anwendung die Heilung seiner Majestät sicher bewirken soll. Zugleich bittet er, gleich als ob er Etwas ergattern will, um die Rücksendung des betreffenden Rezeptes.

---

*) Im französischen Texte steht: Neuwedell, Prusse.

Joseph Friedrich Guibe, Schulmeister zu Schönstein, einem Flecken in Steiermark, empfiehlt ein Mittel gegen Magenleiden. (April 1868.)

Ernst Haas, Eigenthümer des Hôtels zu den drei Königen in Hüningen, kündigt dem Kaiser an, daß bei ihm Karl Dittmann, der größte Arzt unserer Zeit, welcher in Berlin mehrere Krankenhäuser besitzt, logirt, daß derselbe wunderbare Kuren gemacht hat und daß von ihm namentlich der Graf von der Goltz behandelt worden ist, welcher noch heute leben würde, wenn er an Dittmann das Honorar bezahlt hätte. (September 1869.) — Eine Stadt Hüningen liegt im Elsaß, ein Dorf (Klein-Hüningen) gehört zum Schweizer Kanton Basel-Stadt, und ein weiteres Dorf Hüningen befindet sich im Kreise Soest des preußischen Regierungsbezirkes Arnsberg.

Johann Hanak in Wien, Verfasser einer Broschüre über die Cholera, empfiehlt dem Kaiser den Gebrauch von Bädern. (September 1869.)

Gottlieb Harras, Handelsmann in Suhl auf dem Thüringer Walde, preist dem Kaiser zur nämlichen Zeit ein Mittel an, das nicht näher bezeichnet ist. (September 1869.)

Joseph Heller, Schreiber bei einem Notar zu Reichenhall, einer Stadt in Oberbaiern, hat in den Zeitungen gelesen, daß der Kaiser an morbus brichthy leidet, an einer Krankheit, welche die Aerzte nicht heilen können. Er schlägt deßhalb ein Mittel vor, welches aus gewissen, von Heller aufgezählten Pflanzen gebraut wird. (November 1863.)

Eduard Hennings, Kaufmann in Berlin, gibt dem Kaiser ein Mittel gegen den Rheumatismus an und bittet seine Majestät, wenn etwa allerhöchstdieselben noch an einer andern Krankheit leiden sollten, dem Schreiber gegenwärtigen Briefes Solches mittheilen zu wollen in der Hoffnung, das derselbe eine Erleichterung schaffen kann.

Christian Friedrich Hoffmann zu Brieg in Schlesien rühmt sich, der Zahnarzt der Gräfin von Hardenberg zu sein, und empfiehlt dem Kaiser die Anwendung von Kräuterkißchen, welche mit Schwefelblüthe gefüllt sind. (Oktober 1869.)

Eduard Huberth zu Wien kündigt dem Kaiser an, daß er ein sicheres Rezept besitzt, um denselben zu heilen und ihm außergewöhnliche Kräfte zu geben; nur bittet er, daß man ihm die Reisekosten vorstrecken möge. (September 1869.)

Emilie Hulfpap zu Berlin besitzt das Geheimniß unübertrefflicher Heilmittel und erbietet sich, den Kaiser in die Kur zu nehmen und seine Gesundheit wiederherzustellen. (September 1869.)

Karl Kamitz, Kunsttischler zu Breslau, preist als zuverlässiges Mittel gegen den Stein gekochte Wachholderbeeren an. (September 1869.)

Julius Kaßtan zu Wien empfiehlt dem Kaiser gegen den Rheumatismus das Heilmittel des Professors Hodan in Breslau. (August 1869.)

Die Gebrüder Keiling zu Hamburg übersenden ein Rezept zur Heilung der Blasenkrankheiten. (September 1869.) — Ihnen wird geantwortet, daß der Kaiser es nicht nöthig hat.

Adolph Keller zu Elberfeld übersendet ein wunderbares Mittel, welches er an dem Grafen von der Goltz — leider zu spät — erprobt hat. (September 1869.)

Fritz Knoblauch, deutscher Zinngießer zu Paris, schreibt dem Kaiser, daß dieser, um sich den Stein zu vertreiben, früh nüchtern schwarze Rettiche ohne Salz essen soll. Wenn das Mittel gut anschlägt, sagt er, so wird das die Art sein, in welcher er bei den bevorstehenden Wahlen als guter Deutscher seine Stimme abgibt. (Dezember 1869.)

Friedrich Kock zu Unna, einer Stadt im Kreise Hamm des preußischen Regierungsbezirks Arnsberg, räth ein Mittel gegen die Gicht an. (März 1869.)

Joseph Kranick zu Steinitz erbietet sich, dem Kaiser das Geheimniß zu verrathen, wie man den Rheumatismus kurirt. (September 1869.) — Ein Flecken Steinitz liegt in Mähren und gehört dem Fürsten Liechtenstein; ein Dorf Steinitz gehört zum preußischen Regierungsbezirke Liegnitz, ein anderes solches Dorf zum preußischen Regierungsbezirke Frankfurt a. O.; endlich liegt auch noch ein Dorf, Namens Steinitz, bei Jerichow im preußischen Regierungsbezirke Magdeburg. — Das Wort Kranick ist vielleicht durch die Franzosen aus Kranich hervorgekauderwälscht.

Joseph Krickler, Advokat zu Neusiedl in Oesterreich, übersendet dem Kabinet-Chef des Kaisers ein Rezept nebst eingehenden Vorschriften behufs Heilung der Nierenkrankheiten und der rheumatischen Uebel. (September 1869.) — In Oesterreich liegen 11 Orte, welche Neusiedl heißen.

Christian Kunzel zu Prag gibt dem Kaiser ein ausgezeichnetes Mittel gegen die Lendengicht an. (August 1869.)

C. L. Kuster, Fabrikant in Hannover, und Doktor Lessing, sein Arzt, übersenden (nebst einem Briefe an den Sekretär des Kaisers und einem Briefe an den ersten Kammerdiener) ein Fläschchen Essenz, deren Anwendung sofort dem Kaiser die Gesundheit zurückgeben wird. (September 1869.)

L. Lewandowski, königlich preußischer Musikdirektor zu Berlin, zeigt dem Kaiser an, daß er für ihn ein Heilmittel habe, dessen Geheimniß er ihm zu offenbaren sich erbietet. (September 1869.)

Wilhelm Liebhaber zu Laubach in Würtemberg betitelt sich bald Naturarzt und Magnetiseur, bald Gastwirth. Er verlangt mehrmals eine Audienz, um dem Kaiser ein Mittel gegen den Rheumatismus mittheilen zu können. (Dezember 1856, August und Dezember 869.) — Des Namens Laubach gibt es in Würtemberg zwei Dörfer: das eine, im Jaxtkreise liegend, gehört ins Oberamt Aalen und wird von der Lein bespült; das andere liegt im Donaukreise und steht unter dem Oberamte Biberach.

Friedrich Lippold, Mechaniker zu Güstrow*) an der Nebel in Mecklenburg-Schwerin, setzt voraus, daß der Kaiser an der nämlichen Krankheit leidet, an der auch Lippold gelitten hat. Deßhalb schickt ihm dieser einen Bericht über seine Genesung. Als Lippold noch krank war, entdeckte er durch einen Zufall, daß — was auch sonst die Aerzte dagegen sagen mögen — das beste Mittel darin besteht, fleißig Grog und Branntwein zu trinken. (Mai 1868.)

A. Löffler zu Gambach, einem Dorfe bei Wetzlar in Oberhessen, theilt dem Kaiser ein Mittel gegen die Hämorrhoiden mit. (November 1869.)

Arthur Lutze, als Arzt und Doctor bezeichnet, bittet um eine Audienz, deren Zweck angeblich in der Empfehlung von Lutze's Köthener Heilanstalt besteht. (1867.) — Der Spekulant wird abgewiesen.

Maier, ein alter Soldat zu Radkersburg, einer Stadt auf einer Insel der Mur in Steiermark, sendet im September 1869 folgendes Telegramm:

„Ich heile die Samendrüse wenn die Krankheit nicht die Symptome des Krebses zeigt . . .; ich bitte, mir die Befehle seiner Majestät zu ertheilen.**)

---

*) Im Französischen steht Gustrow.

**) Der französische Text führt noch einen Fall an, von dem es sehr fraglich erscheint, ob er in die deutsche Gallerie gehört: Dr. J. E. Maucher, wohnhaft

Friedrich Ad. Meyer zu Goslar im Hannöverischen bringt dem Kaiser ein Mittel gegen die Gicht in Vorschlag, wird aber nicht berücksichtigt. (1868.)

Frau R. Michaëlis zu Berlin schreibt, ohne daß ihr die mindeste Beachtung geschenkt worden wäre, im Jahre 1864:

„... Nachdem sie (die Unterzeichnete) aus den Zeitungen erfahren hat, daß seine Majestät an den Beinen leiden, beeilt sie sich, allerhöchstihnen mitzutheilen, daß sie ein ganz unschädliches und bisher unbekanntes Mittel besitzt, um diese qualvollen Schmerzen zu vertreiben. Dieses Mittel besteht in einem Stoffe, den man sich bloß in Amerika verschaffen kann und den ein aus diesem Lande kommender Herr ihr zu ihrer eignen Heilung zu geben die Freundlichkeit gehabt hat...“

Das Schreiben der Frau Michaëlis wird in die Akten eingereiht.

Joseph Miller, ein Deutscher zu Bloomington, empfiehlt Fußbäder von Ameiseneiern. (Juni 1870.) — Die nähere Lage von Bloomington ist nicht angegeben. Ein Dorf dieses Namens liegt in der Grafschaft M'Lean des nordamerikanischen Staates Illinois, ein anderes in der Grafschaft Monron des Staates Indiana und ein drittes in der Grafschaft Buchanan des Staates Missouri.

J. J. Müller, Chemiker zu Breslau, erlaubt sich „aus christlicher Pflicht,“ sein sogenanntes „Arum-Harz-Fluidum“ dem Kaiser gegen den Rheumatismus zu empfehlen. (Januar 1870.)

C. Müller, Pastor zu Fürstenwalde in Preußen und trotz der christlichen Demuth seines geistlichen Standes ein Ritter des königlich hohenzollern'schen Ordens, hat mit großem Schmerz aus den Zeitungen die in Deutschland verbreitete Nachricht gelesen, daß seine Majestät an einer Herz- oder Magenkrankheit (maladie de coeur) leiden, und übersendet ein Werk über den Gesundbrunnen von Wildungen (an der Wilde) in Waldeck*), dessen Gebrauch er anempfiehlt. (24. April 1870.)

G. Nast, Böttcher zu Göppingen, einer Stadt im würtembergischen Donaukreise, erbietet sich dem Kaiser — wie er versichert, aus purer Sympathie für die kaiserliche Familie — ihn mit einem Manne bekannt zu machen, der zwar kein Arzt ist, aber den kaiserlichen Prinzen binnen

---

zu Carrollton (Corrolltown) in der Grafschaft Cambria in Pensylvanien (Vereinigte Staaten von Nordamerika) schickt unterm 13. Mai 1870 dem Kaiser ein Mittel gegen den Stein und versichert, daß es ihm selber geholfen hat.

*) Im französischen Texte steht: un ouvrage sur les bains de Wildungen près Cassel (ein Werk über die Bäder von Wildungen bei Kassel).

18 bis 20 Tagen heilen könnte, ohne ein Geheimniß aus seinen Mitteln zu machen und ohne irgendwelches Geld zu fordern. (Mai 1868.)

Al. Ferd. von Recke, alias Denecke, je nach Umständen Doktor, Redakteur u. s. w., denkt mit Schaudern an das Unglück, das entstehen könnte, wenn die Krankheit des Kaisers nicht geheilt würde. „Ich wage," sagt er, „diesen schmerzlichen und qualvollen Gedanken nicht auszudenken. Aber in jedem Falle halte ich es für meine absolute Pflicht, die Aufmerksamkeit eurer kaiserlichen Majestät auf einen außergewöhnlichen Mann zu lenken: auf einen hervorragenden Naturarzt, welcher von Gott dem Herrn selber die Fülle der Gnade empfangen zu haben scheint. Ich gestehe offen, ich war eher (plutôt) einer der größten Widersacher dieses seltenen Mannes, indem ich ihn für einen Windbeutel hielt. Dieser ehrenhafte Charakter, M. F. C. G. Petsch, Besitzer und Direktor einer Klinik zu Gotha, die von dem regierenden Herzoge von Sachsen-Koburg privilegirt worden ist, hat Tausende von wahrhaft wunderbaren Heilungen durch ein eigenthümliches, ganz einfaches Verfahren verrichtet. Er bändigt selbst die schwersten Krankheiten (zum Beispiel diabetis, tabes dorsalis, phthysis u. s. w.), die bisher für unheilbar galten. Vor wenigen Tagen war ich in Gotha; ich sagte Herrn Petsch, daß ich die Absicht hegte, bezüglich seiner Heilmethode einige Zeilen an eure kaiserliche Majestät zu senden; er versicherte mir mit großer Freude, daß er Tag und Nacht, wo und wann eure kaiserliche Majestät es befählen, zur Verfügung stehen würde. Das Heilverfahren des Herrn Petsch ist von Oertlichkeit und Zeit unabhängig. Nehmen Sie, Sire, diesen Brief für den Ausfluß meiner größten Verehrung und wollen Sie über mich und Herrn Petsch jederzeit verfügen!" (Berlin 27. Januar 1863.)

Elisabeth Otto, Kuchenhändlerin zu Berlin, schreibt dem Kaiser einen langen Brief und schickt ihm in einer Flasche eine Substanz, womit seine Majestät sich einreiben sollen. Sie versichert, daß allerhöchstsie nach sechswöchentlicher Einreibung vollständig genesen sein, werden. (August 1869.)

A. Pelchrzine, königlich preußischer Lehrer der Reitkunst zu Sohrau (Zyory) in Schlesien (Regierungsbezirk Oppeln), empfiehlt dem Kaiser die Methode des Doktor Ackmann, bestehend im Gebrauch von zwei Servietten, wovon die eine trocken und die andere naß ist. (November 1869.)

J. H. Pantell zu Stralsund in Neuvorpommern nimmt sich die Freiheit, dem Kaiser zur Herstellung von dessen Gesundheit ein Werk

zu schicken, welches über die Heilmethode von Le Roi handelt. Selbige beruht auf dem Gebrauche von Pflanzen und wird durch Pantell dem Kaiser bestens anempfohlen. (1863.)

Hermann Penhert zu Danzig hat durch die Zeitungen erfahren, daß der Kaiser an einer Herz- oder Magenkrankheit*) leidet. Er bietet daher eine Medizin an, welche ihm selber geholfen hat. Er würde gern verschiedene Details hinzufügen, kann dieselben aber nicht schreiben, sondern muß sie seiner Majestät mündlich mittheilen. (1864.) — Der Kaiser verfügt: „Unbeantwortet ad acta zu legen!"

Dr. E. Peschau zu Bremen empfiehlt zur Herstellung der kaiserlichen Gesundheit den Gebrauch von Morphin (Extrakt aus dem Opium), eine Arznei, deren vortreffliche Eigenschaften er beschreibt und hochpreist. (September 1869.)

Karl Petzold zu Breslau besitzt das Geheimniß eines Mittels, wodurch der Kaiser geheilt werden kann, und stellt sich seiner Majestät zur Verfügung. (September 1869.)

Joseph Pflanz, Lehrer (professeur) der Mathematik und Naturgeschichte zu Riedlingen, einer Stadt im würtembergischen Donaukreise, erbietet sich, nach Paris zu kommen und den Kaiser vermittelst des Elektro-Magnetismus zu heilen. (August 1869.)

Rudolph Pohlmann, alter Handelsmann zu Schönberg in Preußen, erklärt sich für bereit, den Kaiser von den rheumatischen Schmerzen zu heilen. Haben doch diese auch ihm einst die Gesundheit — und leider das Vermögen! — ruinirt. Er kann dem Kaiser ein Mittel kundthun, durch welches derselbe binnen zwei Tagen wieder hergestellt sein wird. Jedoch will Pohlmann für den Dienst, den er seiner Majestät leistet, im Falle des glücklichen Erfolges eine Erleichterung seiner mißlichen Lage. Eine Hand wäscht die andere. (November 1864.) — Unbeantwortet zu den Akten zu legen. — (Der Ort Schönberg ist im französischen Texte nicht genau genug bezeichnet. Eine Stadt Schönberg liegt im preußischen Regierungsbezirke Liegnitz, Kreis Lauban, am rothen Wasser. Ein Dorf Schönberg liegt im Regierungsbezirke Königsberg, Kreis Preuß.-Holland. Ein gleichnamiges Dorf befindet sich im Regierungsbezirke Aachen, Kreis Malmedy. Ein anderes Dorf dieses Namens ist im Regierungsbezirke Marienwerder,

*) Maladie de coeur heißt eigentlich Herzkrankheit. Mißbräuchlich wird jedoch, wenn man von Krankheiten spricht, in der französischen Sprache das Wort coeur (Herz) für Magen (estomac) gesetzt.

Kreis Rosenberg. Ferner liegen solche Dörfer im Kreise Schlochau, im Kreise Karthaus (Danzig), im Kreise Westpriegnitz (Potsdam), im Kreise Ruppin, im Kreise Berncastel (Trier). Endlich liegt ein Schönberg im Kreise Osterburg im Regierungsbezirke Magdeburg.

Herr von Puttkammer, bezeichnet als erster preußischer Präsident in einem Orte Westphalens*), empfiehlt ein Mittel gegen rheumatische Schmerzen und gegen die Krankheiten der Blase. (September 1869.)

J. P. Pütz, Goldschmied in Köln, hat ebenfalls an der Blasenkrankheit gelitten, ist geheilt worden und hat des Abends und des Morgens eine Medizin eingenommen, deren Rezept er dem Kaiser überschickt. (September 1869.)

C. J. F. Reichardt zu Wismar in Mecklenburg-Schwerin ist der Ansicht, daß zur Herstellung der kaiserlichen Gesundheit eine besondere Nahrung nothwendig ist. Um dieselbe zu bereiten, will er nach Paris kommen, „wofern die Damen, welche gewöhnlich mit diesem Geschäft betraut sind, es ihm erlauben". (September 1869.)

F. Ad. Richter zu Duisburg kennt verschiedene Rheumatismus-Medizinen, die er, sei es in Deutschland, sei es in Amerika, mit dem besten Erfolg angewandt hat, wie die seinem Briefe beigefügten Zertifikate darthun. (September 1869.)

David Richter zu Radaun**) in Böhmen hat in den Zeitungen gelesen, daß der Kaiser an Hämorrhoïdal-Beschwerden leidet und übersendet deßhalb einige vortreffliche Rezepte. (September 1869.)

Hildegarde Rixinger zu Baden-Baden im badischen Mittelrheinkreise besitzt die besondere Gabe, daß sie einen Kräutertrank brauen kann, welcher dem Kaiser eine sofortige Linderung verschaffen wird. Sie erbietet sich, nach Paris zu kommen. (September 1869.)

Dr. Karl Rörig zu Wildungen im Fürstenthume Waldeck hat dem Kaiser zwei seiner Bücher über das Bad von Wildungen zuge-

---

*) Im französischen Texte steht: Puttkamer (von), premier président prussien à Plouth (Westphalie). Einen Ort Plouth gibt es nicht. Die Präsidenten der Provinz Westphalen haben ihre Sitze in Münster, in Minden, in Paderborn, in Hamm und in Arensberg.

**) Im französischen Texte steht: Radaum (Bohême). In Böhmen liegen zwei Dörfer, Namens Radaun: das eine im Kreise Leitmeritz, im Bezirke Wegstadl; das andere im Kreise Tabor, im Bezirke Kamenitz.

schickt. Er empfiehlt ihm die Mineralquellen von Salzbrunn*), welche er für die heilsamsten hält, und er hofft, gestützt auf vielfache Erfahrung, daß das Salzbrunner Bad bestimmt sein wird: „die allerhöchste Gesundheit der kaiserlichen Familie, dem Kaiserreiche und der Menschheit zu erhalten." (25. Juli 1868.)

A. Rößler zu Blankenburg empfiehlt unterm 18. Juni 1853 (1863?) die Fichtennadelbäder. Es gibt in Deutschland acht Orte, Namens Blankenburg. Vielleicht ist hier Blankenburg in Schwarzburg-Rudolstadt, wo sich eine Wasserheilanstalt befindet, gemeint.

Wilhelm Rudolph, Stukator zu Breslau, meldet dem Kaiser, daß in der Rudolph'schen Familie die Blasenkrankheiten erblich sind. Aber diese Familie ist im Besitze eines Geheimnisses, um dieselben zu bändigen. Er erbietet sich, eine Flasche, angefüllt mit der unübertrefflichen Medizin, nach Paris zu schicken, und rechnet dafür auf die Erkenntlichkeit des Patienten. (September 1869.)

Joseph Ruhatschek zu Aussig**), einer Stadt im böhmischen Kreise Leitmeritz, empfiehlt dem Kaiser die balsamischen Pillen von Seehofer gegen die Magenkrankheiten. (Oktober 1869.) — Ruhatschek ist vielleicht ein Czeche.

Runge, Organist zu Zempow, einer Kolonie bei Zechlin im Kreise Ostpriegnitz des preußischen Regierungsbezirkes Potsdam, bietet dem Kaiser ein Mittel gegen die Gicht an. (Oktober 1869.)

Johannes Scheller, wohnhaft zu Lenzburg, schickt Rezepte. (September 1869.)***)

Dr. Schiltz zu Köln offerirt seine Schrift über die Harnröhrenverengerung und die Mittel zur Heilung dieser Krankheit. (November 1866.)

Schimmelpfenning, ein Artillerie-Hauptmann a. D. zu Neuwied bei Koblenz, gibt dem Kaiser ein Rezept gegen Rheumatismus und Gicht an. (1865.)

Schindler zu Görlitz im preußischen Regierungsbezirke Liegnitz schickt dem Kaiser ein Rezept, welches denselben heilen soll, und sagt

*) Im französischen Texte: la source de Salzbrunnen. Salzbrunn ist ein berühmtes Bad im Kreise Waldenburg (im preußischen Regierungsbezirke Breslau). Außer den Mineralquellen gibt es daselbst eine Molkenanstalt. Man hat ein Neu-, Nieder- und Obersalzbrunn.

**) Im französischen Texte steht irrthümlich: Ausig.

***) Lenzburg ist eine Stadt im Kanton Aargau. Johannes Scheller, ein Uhrmacher und Soldat, ist folglich ein Schweizer.

ausdrücklich, daß er auf ein kleines Geschenk rechnet, wenn der Gebrauch des Rezeptes von einigem Erfolge begleitet sein wird. (September 1869.)

Der Oberst Freiherr von Schleinitz zu Goslar am Harze schickt nicht nur ein Rezept, sondern auch eine Salbe. Diese beiden Sachen werden, wie er versichert, ganz zuverlässig die Heilung vollbringen. (September 1869.) — Die Herren von Schleinitz sind von einem alten rittermäßigen Adel und als Freiherren 1530 bestätigt. Es gibt eine ältere preußische, eine jüngere preußische und eine braunschweigische oder jüngste Linie.

Heinrich Schmidt, Kanditor zu Bremerhaven, der die Gewohnheit hat, dem Kaiser wie ein Bedienter oder Nachtwächter jedes Jahr zum neuen Jahre zu gratuliren, erlaubt sich unterm 8. Februar 1869 einige Bemerkungen über die Gicht. Er beklagt keineswegs die vom Podagra Befallenen, in Anbetracht, daß diese Krankheit nur Folge der Ausschweifung ist. Er vergleicht die Natur, welche dieses Uebel schickt, mit dem lakedämonischen Tyrannen Nabis, der unter der Gestalt seiner Frau eine Figur hatte anfertigen lassen, deren mit Eisenspitzen versehenen Arme Solche, von denen er kein Geld hatte herausziehen können, umarmten. Er schließt sein gelehrt sein sollendes Schreiben, indem er Weingeist-Einreibungen, Mäßigkeit und Abführungsmittel empfiehlt, wenn seine Majestät nicht aus einem Herrn zu einem Sklaven werden wollen. — Schon 1866 hatte Schmidt ein Rezept gegen den Rheumatismus geschickt.

L. Schmidt zu Dresden überschickt ein Rezept gegen den Stein. (September 1869.) — J. W. Schmidt zu Köln preist die Methode des Professors Wieler an.

Frau Auguste Schönpflug zu Berlin erbietet sich, den Kaiser mit einem Heilverfahren bekannt zu machen, durch dessen Wirkung er schleunig gesunden würde. (1864.)

Eduard Schreiner zu Böhmisch-Leipa, einer böhmischen Bezirksstadt im Kreise Leitmeritz, gibt ein Mittel an, durch welches er kurirt worden ist: ein wollener Gurt, keine Mehlspeisen und keine Spirituosen (une ceinture de laine avec aucun farineux dans les aliments ni aucun spiritueux). — (Februar 1870.)

Schumacher, Kaufmann in Berlin, nimmt sich die Freiheit, zwei Fläschchen voll Elixir zu übersenden. (Oktober 1866.)

Gustav Schwatz zu Berlin ist seit zehn Jahren mit einer Samendrüsenkrankheit und mit Steinchen in der Blase geplagt gewesen. Gestützt auf die Zeitungen, analysirt er die Krankheit des Kaisers, gibt

die Periode an, in welcher sie sich befindet, und ertheilt Rathschläge. (Oktober 1869.)

V. Sierazowski, Major, Kämmerer und Hofstallmeister zu Pleß, einer Kreisstadt im preußischen Regierungsbezirke Oppeln, gibt ein Mittel an, dessen wohlthätige Wirkung er selber erprobt hat. Es besteht in Kamillen und weißer Seife. (September 1869.)

Karl Sigerick, Schlosser zu Berlin, bezeichnet eine Medizin, die ihn vom Rheumatismus geheilt hat. (August 1869.)

Adolph Simon zu Halle in Preußen gibt ein Mittel an, welches seinen achtundsechszigjährigen Vater geheilt hat und denselben das Alter von 78 Jahren hat erreichen lassen. Dieses Mittel empfiehlt er dem Kaiser. (September 1869.) *)

Hugo Freiherr von Skeyde zu Neusohl im ungarischen Komitate Sohl schickt dem Kaiser einen gedruckten Prospekt von einem Mittel, welches er ihm anpreist. — Es ist sehr fraglich, ob dieser Baron als Deutscher betrachtet werden kann.

Dr. Spengel, Advokat zu München, empfiehlt lebhaft einem seiner Freunde (?) für die Gesundheit des Kaisers Napoleon, „dessen Gesundheitszustand je nach den Umständen entweder ein Heil oder ein Uebel für Europa ist," den Gebrauch von eisenhaltigen, in Baiern zu findenden Wassern, deren Wirkungen wunderbar sind. Es hat ihm genügt, zwei Flaschen davon zu trinken, um das Gesicht wieder zu erlangen und ohne Brille zu lesen; ohne Zweifel wird der Kaiser, wenn er sich dieser Wasser bedient, von allen seinen Krankheiten genesen. Schließlich zeigt Dr. Spengel den Pferdefuß, indem er mittheilt, daß er Eigenthümer dieser Wasser ist.

A. Springborn, Aufseher an der Stargarder Eisenbahn (Pommern), empfiehlt ein Mittel gegen die Urinverhaltung. (17. September 1869.)

Stahn, Arzt zu Gradik im Kreise Torgau des preußischen Regierungsbezirks Merseburg, offerirt dem Kaiser ein Mittel, welches vermittelst eines sehr einfachen Verfahrens ihn binnen drei Wochen von der Gicht heilen soll. (August 1869.)

*) Georg Sirbul, Kaufmann zu Suczawa, einer Stadt in der Bukowina, ist offenbar kein Deutscher. Er räth dem Kaiser als probates Mittel gegen den Stein an, Schnecken in einem irdenen Topfe zu trocknen, sie zu pulverisiren und sie dann einzunehmen. Der französische Text hat den Irrthum begangen, Sucrawa statt Suczawa zu setzen.

Stahnke zu Stettin räth ein nicht näher bezeichnetes Mittel an. (September 1869.)

Alban Stiegler zu Schloß-Chemnitz (nördlich von Chemnitz) in Sachsen überschickt dem französischen Kaiser vier Flaschen seines sogenannten Antirheuma, eines Mittels, welches gegen Rheumatismus angeblich vortrefflich wirkt. (September 1869.)*)

Ignaz Strakosch, ein Industrieller zu Groß-Seelowitz im Kreise Brünn in Mähren, bittet den Kaiser um die Erlaubniß, ihm einige Fläschchen Franzensberger Mineral-Wasser, ein unfehlbares Mittel gegen den Stein, schicken zu dürfen. (September 1869.)

M. Sturm, Lehrer zu Tettnang in Würtemberg, bietet ein Mittel gegen Blasenübel an. (Oktober 1866.) — Abweis mit Dank.

Hans H. Tiedemann, Kaufmann zu Möldorf, einem Flecken im Holsteinischen, schickt auf Grund Dessen, was er in den Zeitungen über die Krankheit des französischen Kaisers gelesen hat, ein Rezept gegen die Hämorrhoiden. (April 1865.) — Unberücksichtigt ad acta zu legen!

Daniel Vogel in Kleinrückerswalde**), einem Dorfe bei Annaberg in Sachsen,

> „nimmt sich die Freiheit, seine Majestät davon zu unterrichten, daß er einen merkwürdigen Traum gehabt hat, welcher ihm zum gegenwärtigen Schreiben Veranlassung gibt, um sein Gewissen zu beruhigen."

In diesem Traume hat man ihn durch Triumphbögen und Paläste bis zum Zimmer des Monarchen geführt. Ein Freund, welchem er davon Mittheilung machte, erblickte darin einen Wink des Himmels und sagte zu ihm: „Dich, den Mann der Zauberkunst und der Sympathie,

*) Der französische Text führt Hermann Steiger von Amstein, Gendarmerie-Lieutenant zu Oldenburg in Ungarn, an. Selbiger schickt 1866 ein Mittel gegen den Stein. Da Ungarn nicht zu Deutschland gehört, darf er in unserer Gallerie nicht mit aufgezählt werden. — Ebenso wird mit Unrecht im französischen Texte Herr von Stoff, ein Assessor im Kolleg zu Mitau, aufgezählt. Er meldet dem Kaiser, daß er im Alter von 70 Jahren durch Löwenzahn-Infusion vom Blasen-Katarrh geheilt worden ist. Weil Mitau die Hauptstadt von Kurland ist, muß Herr von Stoff unter die Russen bis auf Weiteres gezählt werden.

**) *Im Französischen* steht: à Kleinrückerswalt (Saxe).

hat Gott offenbar zur Heilung der unheilbaren Krankheiten auserſehen, und da die Zeitungen ſoeben melden, daß der Kaiſer Napoleon krank iſt, biſt Du es zweifelsohne, der ihn heilen ſoll.“ — Daher dieſer Brief, welcher folgende Vorſchriften enthält:

„1) Eure Majeſtät wollen geruhen, den Namen Ihres verſtorbenen Vaters aufzuſchreiben; 2) Ihren eigenen; 3) ein von Ihnen getragenes ſchmutziges Hemd zu ſchicken; 4) Abſchnitzel von den ſämmtlichen Haupt- und Körperhaaren und von den ſämmtlichen Nägeln zuſammenzuthun und das Ganze in weiße Leinwand, welche einen Umfang von drei Quadratzollen hat, zu ſchlagen und daraus eine Art Wurſt zu machen; 5) einen Chirurg kommen und durch ihn aus dem Fuße etwa drei bis vier Tropfen Blut zapfen zu laſſen und damit die beſagte Leinwand zu tränken; 6) alsbald hierauf den erſten Urin, ohne daß davon Etwas verloren geht, aufzubewahren, ihn auf das Sorgfältigſte in die Blaſe eines friſch geſchlachteten Schweines zu füllen und ihn alſo zwei Monate lang in einem Schornſteine aufzuhängen, und zuletzt Alles zuſammen in Miſt zu vergraben. Dieſes Mittel iſt unfehlbar.“ (26. September 1869.)

J. Völlner in Hamburg verlangt nach Paris zu kommen, um gegen den Rheumatismus des Kaiſers ein Mittel anzuwenden, das er allein kennt und das mit unglaublicher Geſchwindigkeit wirkt. (Februar 1870.)

Barbara Karoline Wagner zu Baden-Baden ſchickt dem Kaiſer die Adreſſe einer klugen Frau, welche ſchon viele Kranke, darunter auch einen Arzt, der ſie wegen unbefugten Ausübens der Arzneikunſt hatte ins Gefängniß ſetzen laſſen, geheilt hat. (Oktober 1869.)

Dr. Wehrmann zu Leipzig räth dem Kaiſer ein Mittel gegen den Rheumatismus an. (September 1869.)

Moritz Weil zu München empfiehlt als Mittel gegen Rheumatismus den Gebrauch von Rettig. (September 1869.)

P. Wenzel-Uhl, Lehrer zu Kaaden, einer Stadt an der Eger im böhmiſchen Kreiſe Saaz, preiſt dem Kaiſer die Heilkraft des Marienbader Waſſers an. (September 1869.)

Guſtav Zeh, alter Schulmeiſter zu Birnbaum, einer Stadt im preußiſchen Regierungsbezirke Poſen, erbietet ſich, den Kaiſer in Kur zu nehmen, indem er verſichert, ein untrügliches Verfahren gegen die Blaſenkrankheiten entdeckt zu haben. (September 1869.)

Friedrich Ziegler, Grundeigenthümer zu Auras bei Drebkau (Drebkow) im preußiſchen Regierungsbezirke Frankfurt a. O., kennt ein

untrügliches, Mittel, durch welches Blasenkrankheiten binnen vierzehn Tagen geheilt werden. Er wird dasselbe dem Kaiser mittheilen, wofern dieser die Mittheilung wünscht. (September 1869.)

Baron von Ziegler zu Würzburg in Baiern schreibt an den Kaiser, um ihm eine Arznei gegen den Stein mitzutheilen. (1868.) — Das schlesische Inkolat der Familie Ziegler stammt aus dem Jahre 1765, in den Freiherrenstand mit dem Prädikate „Klipphausen-Dambrau" wurden sie 1840 aufgenommen, in welchem Jahre eine Wappenvermehrung stattfand.

Wilhelm Fischer, Kavallerie-Offizier, wohnhaft im Kloster Lichtenthal bei Baden-Baden, überschickt dem Kaiser, um denselben zu heilen, ein wunderthätiges Kreuz, welches eine Reliquie von so außerordentlicher Kraft ist, daß man schon geheilt wird, wenn man es drei Tage lang bei sich trägt, und es jeden Morgen beim Aufstehen in die beiden Hände nimmt, indem man dabei andächtig drei Vater-Unser betet. (Oktober 1866.) — Zu den Akten zu legen! Unter folgendem 23. Oktober und 28. November fordert Fischer seine kostbare Reliquie zurück.

Zum Schluß dieses Kapitels tragen wir mit Bezug auf die oben angeführten Cholera-Doktoren einen gewissen E. E. Willig, der unterm 6. Dezember 1853 ein Mittel gegen die Cholera vorschlägt, nach.

Fünfzehntes Kapitel.

Die Erfinder-Familie.

Die Familie der Erfinder enthält ein ganz eigenthümlich geartetes Völkchen. Man könnte sie in verschiedene Arten und Abarten theilen. Der eigentliche Erfinder, der sich eine Sache fest in den Kopf gesetzt hat, befindet sich häufig in ungeheurer Selbsttäuschung und ist manchmal schwer vom Verrückten oder Wahnsinnigen zu unterscheiden. Einer leidet an Größenwahn, ein Anderer lechzt nach Reichthum oder Ehre, ein Dritter will aufrichtig der Menschheit nützen. Dabei gibt es Erfinder, die im Grunde unter die Schwindler und Industrie-Ritter gezählt werden müssen. Das Plänemachen (von den Engländern scheming genannt) dient Manchen als Broterwerb, als anständiger Schleier für Bettelei und Prellerei. Der aufrichtige Erfinder verschmäht es in der Regel, die Protektion und Generosität der Mächtigen anzuflehen. Die Reihe Erfinder, welche wir im Folgenden aufführen werden, ist dadurch kenntlich, daß die ihr angehörigen Individuen mit dem Kaiser Napoleon III. Geschäfte machen wollen. Dieselben lassen sich in die Erfinder des Krieges oder der Mordwerkzeuge und in die des Friedens oder der Arbeitsinstrumente, der Maschinen und nützlichen Ein- oder Vorrichtungen, eintheilen. Leider überwiegt die Kriegs-Phalanx bei Weitem die Phalanx des Friedens. Man darf hierbei nicht unbeachtet lassen, daß die Angebote neuer Waffen und kriegerischer Verbesserungen meist zu einer Zeit geschahen, in welcher die Patrioten auf einen Krieg zwischen Deutschland und dem französischen Kaiserreiche gefaßt und bedacht waren. Unter den Plänemachern zählen wir auch die Erfinder von Finanz- und politischen

Projekten mit auf. Wir beginnen mit den Leuten des Krieges, die theilweise aus Militärs bestehen.

Adler aus Wien, den Erfinder einer tragbaren Militär-Küche, haben wir oben auf Seite 177 erwähnt.

Nikolaus Backe zu Stuttgart bietet unterm 3. September 1867 einen neuen Hinterlader an. Er ist bereit, denselben dem Kaiser vorzulegen, wenn man ihm die Reisekosten vergüten und ein Erfindungs-Patent zusichern will. — Eine durch Leboeuf unterzeichnete Note des Artillerie-Komitee's, d. d. 12. Oktober 1867, spricht sich darüber so aus: „Der Erfinder liefert keine Beschreibung seiner Waffe, und ohne einen Versuch mit ihr angestellt zu haben" ist es unmöglich, ihm eine Belohnung zuzusichern."

G. A. Behrens zu Berlin schlägt Verbesserungen in der Konstruktion der Dampfmaschinen der Marine vor. (17. August 1864.)

Böckel zu Ludwigshafen, einem Dorfe im badischen Seekreise, bietet ein neues System der Schiffskonstruktion an. (6. Oktober 1856.)

E. von Borcke, Infanterie-Lieutenant zu Hanau in der gleichnamigen kurhessischen Provinz, offerirt dem Kaiser ein von ihm ausgedachtes Instrument, womit man auf jede beliebige Weite die Entfernung des Feindes genau messen kann. (1863.)

Boschau in Wien offerirt seine Erfindung eines neuen Hohlgeschosses. (2. Februar 1860.)

Adolph Bracklon in Holstein erneuert sein Audienzgesuch, damit er dem Kaiser ein neues Verfahren bezüglich der Distanz-Ausmessung unterbreiten kann. (1868.)

Braun und Söhne, Gußstahl-Fabrikanten zu Schöndorf, einem Dorfe unfern Vöcklabruck in Oesterreich ob der Enns, überschicken dem Kaiser einen Brustharnisch aus Silberstahl, eine Visière-Blendung für Hinterlader-Kanonen und verschiedene Details über ihre Fabrikation, wobei sie lebhaft auf Bestellungen seitens der französischen Regierung rechnen. (1861—1866.)

R. Brück und L. Schleg zu Meißen in Sachsen empfehlen dem Kaiser eine durch merkwürdige Leichtigkeit ausgezeichnete Kanone. April 1864.

J. F. C. Carle und H. E. Johns in Hamburg bieten ihr neues Hinterladergewehr an. (26. Juni 1866.) — Siehe oben Seite 332.

C. und W., anonyme Erfinder, wohnhaft zu Köln, offeriren eine neue Zündmasse für Zündnadelgewehre. (Juni 1866.) — Siehe ebendas.

Clauer zu Morschheim, einem Dorfe bei Kirchheimbolanden in der Rheinpfalz, ist Erfinder einer neuen Kanone. — Siehe oben S. 80.

Darapsky, Artillerie-Hauptmann zu Kassel, bringt ein Kanonen-Teleskop in Vorschlag. (Juni 1864.) — An den Kriegsminister verwiesen.

Der Graf von Dienheim unterbreitet im Jahre 1870 mehrere Kriegserfindungen, wird aber abgewiesen.

L. Dörsch, Waffenschmied in Luxemburg, tritt im Januar 1855 mit einem neuen Hinterlader auf und wird wegen der großen Menge ähnlicher Anerbietungen rundweg abgewiesen. — Dörsch-Baumgarten schlagen ein neues Zündnadelgewehr am 12. Juni 1860 vor.

Dudek offerirt von Wien und Berlin aus im September 1859 sein unterseeisches Fahrzeug.

Edelmann zu Berlin bringt ein von ihm erfundenes Zündnadelgewehr in Vorschlag. (21. März 1860.)

Christian Eißbrückner zu Geestemünde*), dem bekannten hannöverischen Hafendorfe in der Landdrostei Stade, bietet dem Kaiser verschiedene Verbesserungen an, welche er in Betreff der Zündnadelgewehr-Patronen gemacht hat und die besonders gegen Nässe schützen sollen. (1864.) — Abweisender Bescheid.

Em. Engl, Zoll-Kontroleur in Ziegenhals, einer preußischen Stadt an der Biela im Regierungsbezirke Oppeln, schlägt dem Kaiser ein neues Verfahren für die Anfertigung der Zündung des Zündnadelgewehres vor, ein Verfahren, das dem geheim gehaltenen preußischen analog sein soll. Er fragt nach dem Preise, den man für diese Entdeckung, resp. Erfindung, zahlen würde. (Juni 1864.) — Abweisende Antwort.

Wilhelm Fischer, Artillerie-Offizier, wohnhaft im Kloster Lichtenthal bei Baden-Baden, hat für die schwere Kavallerie eine Feuerlanze erfunden, welche der Kavallerie ihren alten Werth bei Feldoperationen, angesichts der Gewehrverbesserungen in der Infanterie und Kavallerie, wiedergeben soll. (3. August 1868.) — Unbeantwortet ad acta zu legen.

Kaspar Fricker, Genie-Offizier zu München, bietet eine Maschine an behufs Anfertigung der Geschosse für die tragbaren Feuerwaffen, besonders für die Minié-Karabiner. Mit dieser Maschine würde man binnen zehn Stunden 36,000 Geschosse liefern können. (1864.)

Friedrich, Stadtrath zu Stettin, der am 28. Juli 1856 dem Kaiser schon eine Pistole angeboten hat, bittet im Februar 1858 um

---

*) Im französischen Texte steht: à Giestemünde, Hanovre.

eine Audienz, um demselben einen von ihm verbesserten Karabiner vorzulegen. — Unterm 30. November 1858 fleht er den Kaiser um den Kauf seines Patents an und unterm 8. März 1859 bettelt er um Almosen.

Wilhelm A. Gentsch, Hutmacher zu Berlin, hat 1865 neue Käppi's erfunden und bettelt 1866 um 325 Thaler. — Unbeantwortet zu den Akten zu legen. (Siehe oben.)

Der Freiherr von Göler im Schlosse Ravensburg (Baden) hat eine Monstre-Kanone erfunden; ebenso eine neue Bombe, welche bei dem geringsten Stoße, selbst beim Auffallen auf die Oberfläche des Wassers, zerplatzt und eine so ungeheuere Wirkung hervorbringt, wie mehrere Hundert Kilogramme Pulver. Der Erfinder hofft durch eine Huldbezeigung belohnt zu werden. (1862.)

Otto von Grahl, österreichischer Artillerie-Offizier, wohnhaft zu Wulfsdorf, einem zu Lübeck gehörigen Dorfe im Kirchspiele Gleschendorf*), präsentirt dem Kaiser ein Buch, von welchem Otto von Grahl theilweise der Verfasser ist und worin eine nach Lenk'schem Systeme angefertigte Kanone, die mit Schieß-Baumwolle zu laden ist, vorgeschlagen wird. (1862.) — Augenblicklich in Schulden gerathen, weil er Freunden geholfen hat, fleht Otto von Grahl den Kaiser an, ihm eine Unterstützung von 4000 Franken zu bewilligen. (März 1863.) — Durch die seiner Arbeit zu Theil gewordene Aufnahme ermuthigt, bettelt er um eine Unterstützung, damit er sich nach Frankreich und nach England begeben und daselbst seine Erfindung verkaufen kann. Er ist ganz und gar außer Stande, die Reise aus eignen Mitteln zu machen. Indem er den Kaiser um Hülfe anruft, erinnert er daran, daß sein (Grahl's) Vater Ritter der Ehrenlegion gewesen ist und die Medaille von St. Helena besessen hat. (November 1863.) — Unter Bedauern abschlägiger Bescheid.

Greveling zu Trier offerirt eine von ihm erfundene Maschine zum Schleudern von Congrève'schen Raketen. (1853.)

August Grimmer, Graveur zu Pforzheim in Baden, hat einen modernen Sichelwagen erfunden, will Audienz und Geld haben. (1855 und 1863.) Siehe oben Seiten 79 und 214.

Eduard Groß zu Breslau erbietet sich darzuthun, wie sich der schwarze Lack bei den Monturen verwenden läßt. (28. Juli 1854.)

---

*) Das französische Original gibt an, daß Wulfsdorf in Holstein liegt; wir *finden aber nur* ein gleichnamiges Dorf bei Lübeck.

Louis G . . . . zu G . . . . ist Erfinder eines Zündnadelgewehrs, welches das preußische übertrifft. Siehe oben Seite 77.

A. Hadra reicht ein Gesuch ein von Mohr und Speger, Ausrüstungs-Fabrikanten zu Berlin, welche „lebhaft wünschen, ein Doppel-Exemplar der von ihnen erfundenen neuen tragbaren Waffe (des Feuersäbels) seiner Majestät dem Kaiser der Franzosen zu Füßen zu legen.“ (Februar 1866.)

Der Chemiker Dr. Hahn, dessen Wohnort nicht angegeben ist, bringt ein von ihm erfundenes Schießpulver in Vorschlag. (1868.) — Er drückt sein schmerzliches Erstaunen darüber aus, daß er nach den gemachten Erfahrungen seine Erfindung verworfen sieht: „. . . Da ich ein Ausländer bin, würde ich verloren sein, Sire, wenn das edle und wohlwollende Herz eurer Majestät mir nicht den Muth einflößte, Ihre Huld anzuflehen und allerunterthänigst zu bitten, daß eure Majestät mir zur Weiterverfolgung meines Zieles eine Unterstützung zu bewilligen geruhen möchten.“ (Juni 1869.) — Gleiche Bitte zum Zwecke, in die Heimath zurückzukehren. — 200 Franken bewilligt. (5. Juli 1869.)

Georg von Haunen zu Köln bietet dem Kaiser verschiedene Erfindungen und Kriegsmaschinen an, indem er um einen Vorschuß von 1000 Franken bittet. (1864—70.) — Der gewünschte „Vorschuß“ wird abgeschlagen.

Franz Helmerle, Lieutenant im dreißigsten österreichischen Infanterie-Regimente, offerirt dem Kaiser ein neues System: zwei perdikulär auf einander stehende Schrauben zum Richten der Kanonen. (Februar 1865.) — Ihm wird gedankt unter dem Bemerken, daß seine Erfindung schon bekannt ist.

Heinrich Hinsberg und Karl Graf zu Weimar bieten während des deutschen Krieges von 1866 dem Kaiser ein neues Gewehr an. Siehe oben Seite 331.

A. Hohendorf zu Breslau schreibt an den Kaiser, daß er ein Instrument erfunden hat, womit sich die Entfernung eines Gegenstandes genau bis auf eine Weite von 3000 Fuß messen läßt. Er bittet darum, daß ihm entweder zum Beweise seiner Entdeckung eine Gelegenheit geboten wird oder daß er einen Vorschuß von 500 Thalern erhält, damit er sein Instrument konstruiren und übersenden kann. (1861.)

Der Baron von Hügel, Oberst im Dienste des Königs von Würtemberg, bittet um eine Audienz, damit er sich mit dem Kaiser über eine von ihm erfundene Verbesserung der Militär-Bewaffnung unterhalten kann. (1865.) — Abschlägige Antwort. — Soviel wir uns erinnern,

kommt der Baron von Hügel auch in den Protokollen der deutschen Bundesversammlung unter den Erfindern vor.

Th. Hundt zu Münster bietet für die Artillerie einen von ihm erfundenen Distanz-Messer an. (16. Juli 1854.) — Es gibt 22 Orte, welche Münster heißen, darunter 3 in der Schweiz.

J. Kalkofer zu Hochstadt (Hochstädt?)*) bietet ein Geheimniß, betreffend die Zündmasse des Zündnadel-Gewehrs, an. (1865.) — Abschlägiger Bescheid.

Jakob Karg, alter Lieutenant in der bairischen Artillerie, hat seiner Zeit Napoleon I. gesehen und denselben bewundert; dann ist er gerade zu Augsburg in Garnison gewesen, als die Königin Hortense daselbst verweilte. Ermuthigt durch die Theilnahme, welche der Kaiser immer den alten Artilleristen geschenkt hat, schickt er den Plan einer von ihm erfundenen Laffette ein, indem er um die Mittel zur Ausführung desselben bittet. (1857.) — Abschlägiger Bescheid, versüßt durch Dank.

Kaseler zu Bonn in der preußischen Rheinprovinz offerirt seine Militär-Küche. (31. Januar 1860.)

Louis Kirchweger, Sachwalter am Gericht zu Frankenthal**), unterbreitet dem Kaiser die Beschreibung mehrerer Waffen-Modelle, die er heimlich in Holz ausgeführt hat, und er bittet, man möge ihm einen mit dem fraglichen Gegenstande und der deutschen Sprache wohlvertrauten Sachverständigen schicken, damit man sich von dem Verdienste seiner Erfindungen überzeugen könne. (1864.)

Emil Knispel, Buchbinder zu Berlin, ist der Erfinder von einer undurchdringlichen Patrone für Zündnadelgewehre und erbietet sich, an

---

*) Im französischen Texte steht: à Hochstadt (Prusse) — zu Hochstadt in Preußen. Hochstadt ist ein Flecken in Oesterreich, im böhmischen Kreise Gitschin; ferner ein Dorf im bairischen Oberfranken bei Lichtenfels am Main; sodann ein Dorf in Oberbaiern, an der Isar im Bezirksamt München; dann ein Flecken in der kurhessischen Provinz Hanau, und endlich liegen noch ein Ober- und Nieder-Hochstadt in der Pfalz. — Dagegen gibt es $^3/_4$ Meilen von Nordhausen im Regierungsbezirke Erfurt ein preußisches Dorf des Namens Hochstädt.

**) Der französische Text besagt: à Frankenthal (Bade) — zu Frankenthal in Baden. In Baden liegt jedoch kein Frankenthal. Die einzige Stadt dieses Namens ist in der Pfalz zu finden; sie liegt an der Isenach und einem in den Rhein führenden Kanal. Dörfer, welche Frankenthal heißen, liegen in Preußen, in Reuß und in Sachsen.

den Kaiser sein Geheimniß abzutreten unter der Bedingung, daß der Kaiser ihn in den Stand setzt, sich geschäftlich einzurichten. (1864.)

Philipp Krüger, alter preußischer Premier-Lieutenant, ist aus Schlesien nach Paris gekommen, um hier eine von ihm erfundene optische Erfindung (eine augenblicklich die Distanz eines fernen Gegenstandes anzeigende Lünette) vorzuschlagen. Dieses Fernglas, welches A. von Humboldt und durch denselben der Professor Encke 1857 günstig beurtheilt haben, ist vom preußischen Kriegsminister aus dem alleinigen Grunde verworfen worden, daß derselbe die Spiegel-Instrumente als ungeeignet für das Kriegswesen erklärt hat. Nachdem Philipp Krüger seit sieben Monaken, welche er in Paris ist, vergeblich versucht hat, seine Erfindung durch die kompetenten Behörden prüfen zu lassen, wendet er sich an den Kabinet-Chef des Kaisers und bittet in einem sehr langen Briefe, daß jener seiner Majestät eine Abhandlung über seine Lünette unterbreiten möge. Weil er krank ist, befindet er sich in der Unmöglichkeit, sich in Person vorzustellen. Doch fügt er sein photographisches Porträt bei. Er schreibt wie folgt:

„Herr Kabinet-Chef! Hilf dir, dann wird dir der Himmel helfen! Das sind die Worte, welche den Unterzeichneten zwingen, Sie mit den folgenden Zeilen zu attakiren. Natürlich ist das kühn. Aber wäre ich so glücklich, daß ich klar meine Lage schildern könnte, dann hätte ich schon einen Vorsprung. Sie werden mir verzeihen; Sie werden mir helfen, weil Sie mich bedauernswerth finden werden. Schwere Aufgabe, meine Lage zu schildern! Es ist nicht schicklich, lang an hohe Personen — im schlechten Französisch viel zu schreiben. Es handelt sich um eine Erfindung.... — Auf einen so langen Aufenthalt in Paris war ich nicht vorbereitet und zum ersten Male in meinem Leben hungerte ich einige Tage. Die Opfer meiner edlen Schwester haben mich bisher gerettet. Trotz des Unglücks sage ich Ihnen: ich finde die Sache natürlich. Auch muß man gerecht sein: das französische Ministerium ist nicht verpflichtet, eine unvollkommene Erfindung vollkommen zu machen, namentlich bei einem Fremden. Es ist eine Gnadensache des Kaisers, welcher diese Gnade haben wird, weil es eine Erfindung von allgemeinem Interesse ist. Wenn ich mich an Sie wende, geschieht es, weil ich weiß, daß Sie ein Mann von Geist sind, der nicht allein für sein Vergnügen lebt. Auch habe ich an Ihrer Person eine Eroberung gemacht, was ich frei heraussage, und man hat mir von zwei Seiten her die nämlichen Worte gesagt: Es ist ein braver Mann! Weil wir auch im Deutschen den

Ausdruck „braver Mann" haben.*) Ich darf glauben, daß das die Sache ist, welche ich brauche. Man hatte mir gesagt, ich sollte mich direkt an den Herrn Herzog von Bassano wenden und ihn um eine Audienz ersuchen. Aber es ist eine Erfindung, die ich gemacht habe, Sie zu stören, weil, wie ich glaube, dieser andere Weg zu offiziell ist**), und es ist bescheidener, seine Majestät den Kaiser durch Sie zu bitten, die beifolgende Denkschrift zu betrachten geruhen zu wollen. Er wird es thun, ich weiß es. Ich richte mich an Ihren erhabenen Herrn, weil ich glaube, daß er ebensowenig für sein Vergnügen lebt, sondern für das Wohlsein seiner Franzosen, daß er auch für die Wissenschaften lebt, das heißt, für das Wohlergehen des Menschengeschlechts. Möge er lange leben!" (11. März 1862.)

Wenngleich Philipp Krüger in seinem Briefe aus vollem Halse geschrien hatte: Lang' lebe der Kaiser! — erhielt er doch keine Subvention; denn die kaiserliche Kassette, aus der er zu schöpfen suchte, war verschuldet. Ihm wird unterm 22. März mitgetheilt, daß ihm keine Unterstützung zur Herstellung seiner Erfinder-Maschinerie gewährt werden kann. — Er schreibt nun viel verständlicher, indem er sich in einem acht Seiten langen Briefe einen Bettler nennt. In diesem Briefe heißt es:

„Herr Kabinet-Chef! Wenn ich Sie noch einmal belästige, geschieht es, um Ihnen zu sagen, daß es ein Bettler war, der Sie um Ihre hohe Protektion bat, aber ein nobler Bettler. Ich besitze Nichts, besitze nicht einen Pfennig Vermögen. Ich habe eine kleine Pension für zehnjährigen Dienst; allein ich schwöre Ihnen, ich habe, seit ich im Auslande bin, von dieser Pension keinen Pfennig erhalten; ich hätte sie haben können, aber ich hätte mindestens zwanzig Briefe schreiben müssen, um monatlich 10 Thaler von Berlin nach Paris zu bekommen....." (1. April 1862.)

Hierauf schreibt der in Rede stehende Premier-Lieutenant Krüger unterm 18. Mai, daß er der Erfinder eines Fahrzeuges ist, welches den Monitor übertrifft. — Bis zum Monate November 1863 schickt er achtzehn weitere Briefe in gleichem Sinne. Im letzten Briefe verlangt er, daß der Kabinet-Chef lesen soll: 1) einen Brief, den er soeben von seiner Mutter, Frau F. Krüger zu Breslau, erhalten hat, und worin

*) Dieser abgerissene Satz steht im Französischen.

**) Der wirre Satz lautet in Krüger'sch Style: Mais c'est une invention que j'ai faite de vous déranger parce que, je crois, cette autre voie est trop officielle, et il est plus modeste u. s. w.

diese ihm sagt, daß sie zum letzten Male schreibt; 2) einen Brief, den er an seine Schwester, Frau Bertha Poliez zu Neiße, richtet. — Endlich erhält er am 15. August 1862, am Tage des Napoleonsfestes, ein Almosen von 50 Franken. In der That wenig nach so angestrengter Bettelei!

Friedrich Krupp, Gußstahlfabrikant zu Essen, bietet theils in eigner Person, theils durch seinen Pariser Repräsentanten H. Haas, im Jahre 1863, sowie im Januar und April 1868 der französischen Regierung seine Dienste an. Siehe oben Seite 377 und Seite 223.

Der Ingenieur Kummer zu Dresden übersendet 1861 eine mit Abbildungen versehene Denkschrift, worin er von ihm erfundene Vereinfachungen, resp. Verbesserungen, für die Feuerwaffen befürwortet.

M. Kunkel, deutscher Ingenieur (wahrscheinlich zu Paris), fleht die Protektion Belmontet's an, damit ihm gestattet wird, den Kaiser davon in Kenntniß zu setzen, wie man die Elektrizität bei den Blendungen der französischen Fahrzeuge anwenden und dadurch der französischen Flotte eine enorme Ueberlegenheit verschaffen kann. (1866.)

Lembcke, Uhrmacher in Mecklenburg-Schwerin, bietet 1864 der französischen Regierung gegen entsprechende Entschädigung eine von ihm gemachte Erfindung in Betreff der Zündnadelgewehr-Patronen an. — Abschlägige Antwort.

Der Baron Mertz von Mertzenfeld zu Aachen schlägt unterm 26. Februar 1854 dem Kaiser ein neues Geschoß vor.

Messang und Voigt zu Rudolstadt erbieten sich, in Bezug auf die Fabrikation der Zündung für die Zündnadelgewehre ein Verfahren, welches dem preußischen analog ist, bekannt zu geben. (Juli 1864.) — Abschlägige Antwort nebst Dank.

Wilhelm Nelcken zu Ratingen, einer Stadt im preußischen Regierungsbezirke Düsseldorf, offerirt dem Kaiser neue Vertheidigungs-Systeme sowohl in Bezug auf die Festungen wie auch in Bezug auf die Feldtruppen, und er möchte gern wissen, was für eine Belohnung er erhielte im Falle, daß seine Erfindung für vortheilhaft befunden würde. Er ist des Befehls seiner Majestät gewärtig. (Dezember 1862.) — Antwort: Daß keine Belohnung zugestanden werden kann, ehe das Verdienst der in Rede stehenden Erfindungen gehörig festgestellt ist. (19. Januar.) — Hierauf schickt W. Nelcken die Beschreibung „seines Panzers zur Vertheidigung der Forts,“ indem er betheuert, daß er nur das Ziel im Auge hat, dem Kaiser und dem Kaiserreiche nützlich zu sein. (30. Januar.) — Er hat eine Annonce gelesen, worin 100 Thaler Belohnung

Demjenigen zugesichert werden, der das Mittel ausfindig macht, wodurch ein Kriegsschiff 60 Fuß tief unter dem Wasser in die Luft gesprengt werden kann; wenn seine Majestät der Sache einiges Interesse schenken, erbietet er sich, das Mittel zu suchen und zu finden. (4. Februar 1863.) — Er wiederholt die Befürwortung seiner Erfindung in Betreff der tragbaren eisernen Festungen. (Juli 1863.) — Mehrmals wird konstatirt, daß seine Erfindungen keinen Werth haben; allein er läßt sich nicht abschrecken. — Endlich erinnert er an seine bisherigen Mittheilungen, und bittet um eine Antwort, damit er die Freiheit erhält, seine Erfindungen, welche in Europa nicht gewürdigt werden, anderswohin, namentlich nach Amerika, zu verpflanzen. (April 1864.) — Ihm wird geantwortet, daß er volle Freiheit besitzt.

Nulandt in Dessau schlägt unterm 2. April 1860 ein neues Hohlgeschoß vor.

C. Pistorius, Amtsrichter des Fürsten von Hohenlohe zu Ellwangen in Würtemberg, bittet 1864, dem Kaiser eine neue Erfindung, durch welche das Gewicht der Geschosse und der Rückstoß der Kanonen vermindert werden soll, unterbreiten zu dürfen.

Prange zu Neustrelitz in Mecklenburg gibt dem Kaiser und dem Kriegsminister Aufschlüsse über neue Zünder, die er erfunden hat. (1864.) — Sein Schreiben wird unbeantwortet zu den Akten gelegt.

G. M. Rohner, wohnhaft zu Rheineck, einem Dorfe und Schlosse im preußischen Regierungsbezirk Koblenz am Rheine, befürwortet im April 1854 eine Erfindung, welche den Zweck hat, die Carré's der Infanterie zu durchbrechen.

C. Roland zu Oranienburg, einer Stadt im preußischen Regierungsbezirke Potsdam, glaubt eine Erfindung gemacht zu haben, vermittelst deren man aus großer Entfernung jede brennbare Masse anzünden kann. Eine im sichersten Hafen geborgene Flotte kann zwei deutsche Meilen (15 Kilometer) weit in Brand gesteckt werden und Nichts die von ihm angewandten Substanzen auslöschen. Er fragt an, ob der Kaiser die Mittheilung seines Geheimnisses für nützlich erachten würde. (Dezember 1855.) — Antwort: „Die Anführung der seiner Erfindung beigelegten Wirkungen gibt zum Glauben Anlaß, daß er sich Illusionen macht."

Der Ritter von Rudtorffer zu Wien bringt am 6. Januar 1860 ein von ihm erfundenes Hohlgeschoß in Vorschlag.

Karl Sägerdt, Waffenschmied zu Luckau in der preußischen Niederlausitz, erbietet sich, gegen eine Belohnung dem Kaiser ein Geheim-

niß, betreffend die Anfertigung einer Zündmasse für die Feuerwaffen, mitzutheilen. Er erklärt sich bereit, nach Paris zu kommen und über diese Angelegenheit zu verhandeln. (1862.) — Ihm wird abschlägige Antwort zu Theil, indem er ersucht wird, die Reise nach Paris nicht zu unternehmen, weil er die Reisekosten selber zu tragen haben würde.

Scholtz zu Arnsberg, einem Flecken nebst Schloß an der Altmühl im bairischen Mittelfranken, erbietet sich, ein Geheimniß mitzutheilen, welches die Herstellung einer neuen Zündmasse betrifft. (8. November 1859.)

Schreiber zu Merseburg befürwortet eine Erfindung, durch welche die Soldaten und die Pferde vor den Kugeln geschützt werden. (10. Februar 1854.)

Eduard Schultze, Hauptmann in der preußischen Artillerie zu Potsdam*), bittet um eine Audienz, um dem Kaiser eine Entdeckung zu erklären, die er bezüglich des Kanonen- und Jagdpulvers gemacht hat. Er hat der französischen Regierung diese Entdeckung schon vor vier Jahren enthüllt. (Februar 1866.) — Die Bitte um eine Audienz war doch wohl gleichbedeutend mit der Bitte um eine Belohnung!

Sebastian Semmelmaier zu Augsburg bietet ein neues Geschoß an, vermittelst dessen man Tod und Verderben beliebig nach einem gewählten Punkte tragen kann. Der Erfinder kann sich einstweilen nicht deutlicher aussprechen, wird Solches aber vollständig thun, nachdem er die Antwort und Zustimmung seiner Majestät erhalten hat. Weil er nicht im Besitze des nöthigen Geldes gewesen ist, hat er mit seiner Erfindung keine Versuche im Großen anstellen können. Wenn dieselbe ihm gelingt, wird er drei Millionen Gulden Belohnung beanspruchen. (April 1864.) — Sein Schreiben wird unbeantwortet zu den Akten gelegt.

Sittle, Uhrentriebwerkmacher zu München, bettelt um eine Belohnung für das von ihm eingeschickte Modell einer gezogenen Kanone. (1862.)

Soltau zu Hamburg bringt eine von ihm erfundene Kriegsmaschine in Vorschlag. (13. November 1854.)

Louis Thalmann zu Kleinlaufenburg, einer Stadt im badischen Amte Säckingen (Oberrheinkreis), glaubt ein Mittel entdeckt zu haben, wodurch man dem gewöhnlichen Eisen eine solche Härte geben kann, daß die mit Platten aus diesem gehärteten Eisen gepanzerten Schiffe vor den

*) Im Französischen steht: Postdam.

Geschossen ganz sicher sind. Der Erfinder spricht die Bitte aus, seine Erfindung an die französische Regierung abtreten zu können. (1865.)

Tiedge zu Hannover befürwortet eine Erfindung, welche die Verhäutung oder Doppelung der Schiffe betrifft. (6. August 1861.)

B....., wohnhaft zu Oschersleben im preußischen Regierungsbezirke Magdeburg, hat das Geheimniß von der Zusammensetzung der Zündnadelgewehrpatronen entdeckt und erbietet sich, dasselbe dem französischen Kaiser zu verrathen. (1864.) — Abschlägige Antwort.

Otto Weiland zu Stettin bringt eine Erfindung in Vorschlag, zufolge welcher die festen Plätze vermittelst des Gases gesprengt werden sollen. (April 1864.) — Er wird an das Kriegsministerium gewiesen. (Die an persönliche Regierung gewöhnten deutschen Erfinder wandten sich in der Regel an den Kaiser, anstatt an die zuständigen französischen Behörden.)

J. Weißgerber, Gastwirth zu Kehl, einer Stadt im badischen Mittelrheinkreise (Straßburg gegenüber), hat den Kaiser und dessen Kriegsminister von einem Verfahren in Kenntniß gesetzt, durch welches beim Kugelguß sich Gleichförmigkeit erzielen läßt. Nachdem jedoch sein Verfahren nicht gebilligt worden ist, fordert er eine mäßige Schadloshaltung für Auslagen und Briefporto. (Dezember 1862.) — Das Bettelschreiben wird unbeantwortet zu den Akten gelegt.

Welters zu Neuwerk*) in Preußen offerirt dem Kaiser Mittheilungen bezüglich des Zündnadelgewehres. (1864.)

Joseph Wessinger, alter Patrimonialrichter zu Passau in Baiern, bittet um die Ermächtigung, dem Kaiser eine Denkschrift einreichen und widmen zu dürfen, welche neue Ideen hinsichtlich der Brennspiegel des Archimedes enthält. Nach der Ansicht Joseph Wessinger's können diese neuen Ideen eine vollständige Umwälzung in dem jetzigen Befestigungssysteme hervorbringen. (1865.)

F. G. Wiesmann, Kaufmann zu Schwerin, ist der Erfinder eines eleganten, ökonomischen und soliden Verfahrens, durch welches die jetzt auf den militärischen Uniformen gebräuchlichen Verzierungen, wie Stickereien, Bortenwirkereien, Degengehenke, Bezifferungen u. s. w., ersetzt werden sollen. Nachdem dieses Verfahren schon bei den großherzoglich

*) Im Französischen steht: Neuverk (Prusse). Einen solchen Ort gibt es nicht. Ein Dorf Neuwerk liegt im braunschweigischen Kreise Blankenburg, an der Bode. Sonst gibt es eine Insel Neuwerk, zu Ritzebüttel gehörig und vor der Elbmündung liegend.

mecklenburgischen Truppen, sowie bei den Truppen verschiedener deutscher Bundesstaaten eingeführt worden ist, schlägt er der französischen Regierung den Ankauf desselben vor. (Mai 1858.)

Wilhelmy zu Düsseldorf schlägt ein neues System für die Kriegsfahrzeuge vor. (15. Mai 1856.)

Zeller in der bairischen Stadt (einstigen freien Reichsstadt) Nördlingen an der Eger empfiehlt eine neue Maschinerie zum Raketenwerfen. (2. Februar 1858.)

So erblicken wir denn in Deutschland eine Menge Leute, welche sich auf die Vervollkommnung der Mordwerkzeuge des Krieges verlegt haben. Sie wollen aus ihren Erfindungen, mögen nun dieselben reell sein oder nicht, Gewinn ziehen und sie zu diesem Behufe bei dem Kaiser der Franzosen anbringen. Ob dieser sie zur Menschenschlächterei, vielleicht gar in einem Kriege gegen Deutschland verwendet: das kümmert die Erfinder nicht. Begreiflicherweise gehören viele dieser Erfinder dem Offizierstande an.

Nunmehr wollen wir die Männer friedlicher Werkzeuge und Einrichtungen in Augenschein nehmen. Selbige wenden sich, wie die Erfinder der Mordwerkzeuge, gewöhnlich direkt an den Kaiser, weil sie bei demselben um so sicherer ihre Erfindungen in Geld umzusetzen hoffen, als ihnen seine Entscheidung allein maßgebend dünkt.

Gustav Abenheimer zu Heidelberg ist der Erfinder einer universellen oder Weltschrift. Er bittet wiederholt um Audienz, damit er, wie er sagt, die Ehre haben kann, sein System dem Kaiser zu erklären. Ihm scheint es sicher, daß der Kaiser wegen der Vortheile, die sich aus dieser Weltschrift für die Politik ziehen lassen, mit derselben sehr zufrieden sein wird. (Oktober 1862.)

Auernheimer aus Regensburg offerirt eine Schachtel voll Streichriemen für die Weltausstellung nebst einem Manuskripte von Lavater. (25. Januar 1855.)

Anton Bachmaier, Händler aus Passau in Baiern, bittet um das Privilegium zu einer neuen Art Anleihe oder Lotterie mit einem Kapitale von 200 Millionen. Die hierauf bezüglichen Briefe und Projekte sendet er im Mai 1859 und im Februar 1860. — Unterm 9. Februar 1869 schickt er von München aus ein Exemplar der von seinem „Professor“ Stephanus (siehe oben Seiten 234—235) erfundenen „Pasigraphie“, indem er sein Vertrauen auf das kaiserliche Wohlwollen pathetisch versichert. Das Vertrauen auf dieses Wohlwollen ist ein Seufzer, welcher der kaiserlichen Kassette gilt.

Die Erfindung von Bartels zu Lüneburg, betreffend das Beschlagen der Pferde, ist oben auf Seiten 79—80 erwähnt worden.

Wilhelm Bartels' Finanzplan wurde oben auf Seite 209 behandelt. Finanz-Bartels ist aus Nikolaiken in Preußen.

Beckers zu Köln unterbreitet dem Kaiser ein Projekt für landwirthschaftliches Versicherungswesen unterm 31. Dezember 1857.

Bottcher (Böttcher?), Hufschmied zu Brandenburg, bietet eine Vorrichtung zum Aufhalten ungestümer oder durchgegangener Pferde an. (17. Mai 1853.)

J. H. Bruning zu Cleverns, einem Dorfe im oldenburgischen Amte Jever, glaubt das perpetuum mobile entdeckt zu haben. (24. August 1853.) Er bringt einen Beweger mit ewiger Bewegungskraft in Vorschlag.

Mathias Dewald zu Koblenz ist der Erfinder eines sich auf die Anwendung der Ellipse stützenden neuen Baustyls. Er sucht dem Kaiser von der Seite der Frömmigkeit beizukommen und spricht daher den gottseligen Gedanken aus, daß die Anwendung seiner Erfindung ihre erste Weihe finden soll in der Errichtung einer Kirche des heiligen Grabes zu Jerusalem. Indem er um die Erlaubniß bittet, dem Kaiser Pläne und Zeichnungen (Risse) einsenden zu dürfen, beansprucht er für sich nur die Erstattung der Uebersendungskosten.*) Zugleich fragt er beim Kaiser an, ob er in Frankreich auf eine Vorrichtung, welche zum Zeichnen der Ellipse und anderer Figuren dient, ein Patent nehmen kann. (März 1865.)

Ch. Dittmann, wohnhaft zu Ludwigstadt im bairischen Oberfranken, bietet ein Verfahren an, vermittelst dessen man binnen 18 Stunden roth gerben kann. (28. Mai 1855.)

J. A. Eissenhardt zu Mannheim hat ein Mittel zur Tilgung der Staatsschuld gefunden. (Dezember 1866.)

Christian Elze zu Berlin hat die Verdreifachung des Ackerbauertrages erfunden, will Afrika erforschen und ersucht, damit er seine weitfliegenden Pläne auseinandersetzen kann, den Kaiser um eine Audienz. (Oktober 1862.)

Faust zu Ludwigshafen, einem Dorfe im badischen Seekreise**), schlägt ein von ihm erfundenes neues System für Luftschifffahrt vor. (21. August 1861.)

---

*) Vielleicht denkt er, daß doch dabei Etwas abfällt, weil der Kaiser sich unmöglich lumpen lassen kann.

**) Im Französischen steht: à Ludwigshafen, Baden. Es kann somit nicht die Stadt in der bairischen Pfalz gemeint sein, wofern die französische Angabe *genau ist.*

Flecken zu Aachen offerirt unterm 15. November 1856 eine von ihm gemachte Telegraphen-Erfindung.

Anton Joseph Hub. Nikolaus Flecken zu Köln ist nicht nur Sprachlehrer, Dichter, Schmeichler und Anbettler des französischen Kaisers, sondern auch ein großer Erfinder. Im März 1864 bietet er dem Kaiser folgende Erfindungen an: 1) Telegraphen-Apparat zum Melden von Ueberschwemmungen; 2) Pumpe, die auf der Stelle den Soldaten klares, trinkbares Wasser verschafft; 3) Heizungs-Spar-Apparat für Kasernen, Hospitäler u. s. w.; 4) Apparat für's Zerschneiden der Maschinen-Riemen, um Unglücksfällen vorzubeugen.

Wilhelm Fließ schlägt ein Verfahren vor, welches bewirken soll, daß große Städte viel Geld abwerfen. So soll Paris, wenn dieses Verfahren dort angewandt wird, eine halbe Million Franken jährlich einbringen. (Juli 1869.)

Formstecher zu Offenbach, einem Dorfe bei Landau in der Rheinpfalz *), schlägt ein System für eine Weltsprache vor. (September 1856.)

Jos. Friedländer und Ad. Moritz zu Breslau bitten um die Erlaubniß, dem Kaiser eine Dreschmaschine und eine Flachsbrechmaschine, welche sie erfunden haben, vorführen und dieselbe vor ihm arbeiten lassen zu dürfen. (1862.) — Sie werden an das zuständige Ministerium verwiesen.

Emil Gallenkampf zu Duisburg bittet um die Unterstützung des Kaisers für die Anwendung eines Verfahrens, durch welches den armen Bevölkerungsklassen der Gebrauch vom Liebig'schen Fleisch-Extrakt erleichtert werden kann. (1869.) — Die Industrie gebärdet sich gar menschenfreundlich, wenn sie unter dem Mäntelchen der Humanität die Beihülfe eines Kaisers erlangen kann!

J. H. Grell zu Hamburg bietet dem Kaiser eine neue Erfindung in Betreff der Steuerruder an. (1867.)

Gutensohn, Student der Medizin zu Würzburg, offerirt der französischen Regierung eine Geheimschrift, deren Erfinder er ist. Er fordert für seine Erfindung keinen festen Preis, sondern möchte die Bestimmung desselben der Regierung anheimstellen. (Mai 1864.) — Ihm

---

*) Im Französischen steht ausdrücklich: à Offenbach, Bavière (zu Offenbach in Baiern). Indeß kann man nicht sicher sein, ob nicht das bekannte Offenbach bei Frankfurt am Main gemeint ist; denn man nimmt es mit ausländischen Dingen in Frankreich nicht sehr genau. Ein Dorf Offenbach liegt auch im Nassauischen und ein anderes im preußischen Regierungsbezirke Trier.

wird geantwortet, daß man seine Erfindung nicht beurtheilen kann, weil er den Mechanismus derselben nicht erklärt. — Nun theilt er mit, daß sein Verfahren auf dem Gebrauche von zwei Flüssigkeiten beruht, und wünscht die Bedingungen zu wissen, unter welchen man seine Erfindung ankaufen würde. (Juni.) — Er wiederholt sein Angebot und seine Anfrage. (Juli.) — Eine neue Mahnung, die von ihm im September anlangt, wird ebenso unbeantwortet gelassen, wie die beiden vorhergehenden Schreiben. Es heißt jetzt immer: Classer.

Häberle zu Ludwigsburg in Würtemberg bittet um die Prüfung seines Produktes, genannt: Indian plaster (Indisches Pflaster). (9. August 1856.)

Haill zu Wertheim (im badischen Unterrheinkreise oder im bairischen Unterfranken?) bringt ein Verfahren zur Aufbewahrung frischen Fleisches in Vorschlag (19. Februar 1854.); — sein Cholera- und Säbelwunden-Rezept ist im vorhergehenden Kapitel erwähnt.

Hartmann zu Heidelberg ist bereits auf Seite 60 behandelt worden. Ebendaselbst ist des finanziellen Erfinders Held aus Homburg Erwähnung gethan.

Hinz zu Saarbrücken im preußischen Regierungsbezirke Trier befürwortet ein Verfahren, welches die Bestimmung hat, die Verschlechterung der Dampfkessel zu verhindern. (18. Februar 1860.)

Des finanziellen Erfinders Hoffmann aus Memmingen im bairischen Schwaben ist oben auf Seite 85, des Finanzkünstlers, sowie Anpumpers Jakob Holländer aus Breslau auf Seite 220 gedacht worden.

Holz zu Regensburg hat das Mittel zur Lenkung der Luftschiffe gefunden. (15. August 1855.)

Leopold Honer, Handels-Agent zu Berlin, hat, wie er behauptet, das Problem von der Verrückung des Gleichgewichts durch Anwendung von Mitteln, die sich auf das Gesetz der Schwere stützen, gelöst. Seine Erfindung wird die Dampfmaschinen überflüssig machen. Er bittet den Kaiser um die Erlaubniß, ihm die Beschreibung seiner Maschine zustellen zu dürfen, wird aber an den zuständigen Minister verwiesen. (1864.)

Bezüglich der finanziellen Erfindung des Johann Jonsern oder Tonsern aus Wien verweisen wir die Leser auf die Seiten 221 und 236. — Hierher gehört als kannegießernder Planmacher, das heißt: als politischer Erfinder, L. A. Kahn, der im Jahre 1866 dem Kaiser einen *politischen* Plan unterbreitet und im Jahre 1868 eine Unterstützung von

500 Franken bezieht: wobei wir die Vermuthung aussprechen wollen, daß vielleicht dieser L. A. Kahn und der oben auf Seite 331 erwähnte Pfarrer Gahn eine und dieselbe Person sind. Die Orthographie der Eigennamen im französischen Texte läßt leider Manches zu wünschen übrig.

Aloysius Wilhelm Josten, Mineralwasser-Fabrikant zu Aachen, bittet um die Ermächtigung, vor dem Kaiser mit einem Apparat, der sofort das schlammigste Wasser in klares Trinkwasser verwandelt, Versuche anstellen zu dürfen. Doch bittet er, nach Frankreich kommen zu können, ohne daß sein Apparat untersucht wird. (Oktober 1869.) — Hatte dieser Zauber-Apparat, weil er nicht untersucht werden sollte, vielleicht doppelten Boden?

Dr. phil. Franz Anton Kaiser zu München und sein Bruder sind Erfinder einer Maschine, welche bei jeder Heizung eine Ersparniß von 90 Prozent ergibt und binnen einigen Wochen fertig sein wird. Freilich brauchen die beiden Erfinder eine Summe von 1400 Franken (von 373 Thalern), um die Konstruktion der besagten Maschine vollenden zu können. Sie bitten den Kaiser, ihnen diese Summe bis zum Verkauf der Erfindung vorzustrecken. (März 1864.) — Sie werden an das Ministerium des Ackerbaues, des Handels und der öffentlichen Arbeiten verwiesen.

Albert Kleeß zu Halberstadt übersendet dem Kaiser zum höchsteigenen Gebrauche zwei Packete eines vom Sender erfundenen Produktes, welches den Namen: „Bouillon-Mehl“ führt. (1866.) — Zu den Akten zu legen!

Der schemer Kra (?) zu Frankfurt (am Main oder an der Oder?) legt unterm 28. Februar 1859 ein neues Finanzsystem vor.

Kunns in Wien hat ein Mittel gegen den Pauperismus erfunden. (16. März 1856.)

G. Lauber zu Ratibor an der Oder im preußischen Regierungsbezirke Oppeln ist der Erfinder von einer Geheimschrift mit doppeltem Schlüssel; er will dieselbe um 3000 Franken (800 Thaler) verkaufen und wird an den Minister der auswärtigen Angelegenheiten verwiesen.

Karl Ferdinand Leidert, Lehrer der Physik zu Hainichen*), einer Stadt in der sächsischen Amtshauptmannschaft Döbeln, erinnert den Präsidenten**) daran, daß er ihm ein Rezept zur Anfertigung eines

*) Im französischen Texte steht irrthümlich Heinichen. — Ein Dorf Hainichen gehört zum sächsischen Gerichtsamte Borna.

**) Es wird uns nicht mitgetheilt, welcher Präsident gemeint ist.

Firnisses überschickt hat. Er versichert, daß er nicht sein eignes, sondern das allgemeine Wohl im Auge hat. Zwar fordert er keine Schadloshaltung, würde sich aber glücklich schätzen, wenn er vom Präsidium ein Andenken erhielte; selbiges würde er mit der lebhaftesten Erkenntlichkeit empfangen und aufbewahren. Er fügt seinem Briefe ein Rezept für türkisches Roth bei. — Eine Kabinet-Note besagt: „Herr Leibert schreibt sehr oft und schickt immer neue Mischungen seiner eignen Mache." (1857.)

L. A. Leinberger zu Nürnberg ist Erfinder einer Spar-Dampfmaschine. Ungeachtet des vom englischen Parlamente behufs der Verbesserung der Dampfmaschinen ausgesetzten Ermuthigungspreises von 100,000 Franken (circa 27—28,000 Thalern) bringt ihn seine Anhänglichkeit an Frankreich dazu, mit seiner Erfindung dem Kaiser zu huldigen, und wenn seine Majestät geruhen, ihn unter die allerhöchste Protektion zu nehmen, will er nach Frankreich kommen, um daselbst die nothwendigen Experimente anzustellen. (Dezember 1852.)*)

Ueber den Pferdefuttererfinder Karl Lohse zu Plauen in Sachsen wolle man oben auf Seite 285 nachlesen.

Möller zu Döschnitz, einem Dorfe in Schwarzburg-Rudolstadt, bettelt um eine Belohnung für eine von ihm angebotene, nicht namhaft gemachte Erfindung. (2. Januar 1856.)

L. Mohl zu Stuttgart ist der Erfinder eines für Frankreich bestimmten Staatsschuldentilgungs-Systems. (Februar 1855.)

Müller zu Berlin hat ein Präservativ-Mittel gegen die Krankheit der Seidenraupen ausfindig gemacht. (17. März 1857.)

Der Baron W. von Paleske zu Homburg (vgl. oben Seite 313) wünscht 10,000 Thaler vom französischen Kaiser zu haben, damit er einen unfehlbaren Pferde-Sprungriemen erfinden kann. — Er erhält eine abschlägige Antwort.

Wilhelm Parjé, der Offenbacher Erfinder eines Telegraphen-Systems, ist auf Seite 199 behandelt worden.

Der Baron Bernhard von Rathen ist der Erfinder einer Maschine mit zusammengepreßter Luft, die den Dampf ersetzen soll. Der

---

*) Die Anhänglichkeit an Frankreich verhinderte den Erfinder Leinberger nicht, sich mit seinen Erfindungen auch an den deutschen Bundestag zu wenden. Auf Kosten des französischen Volkes wollte er als Protegirter des französischen Kaisers seine Experimente anstellen und ein bequemes Leben führen; dagegen getraute er in England sich mit seiner angeblichen Dampfmaschinen-Verbesserung nicht die Probe *zu bestehen.* Vergleiche die Protokolle der Deutschen Bundesversammlung.

Sprache nach scheint er kein Deutscher zu sein; denn in seinem kauderwälsch-französischen Briefe kommen nicht deutsche, sondern englische Brocken vor. In diesem Briefe vom Jahre 1868 schreibt er:

„.... Ich habe mich zu Gunsten meiner großen Erfindung an eure graziöse Mädschesti gewandt*). Ich hoffe mich deßhalb zu entschuldigen durch die Ueberzeugung**), daß es meine Pflicht sein würde gegen Gott und die Welt als seiend (da ich bin) der einzige Mensch, welchem der liebe Gott das Geheimniß anvertraut hat, die Bewohner der Welt so gedeihen***) und glücklich zu machen, wie (wenn) eine neue Welt geboren wäre, und da der Inventeur (Erfinder) die alleinige Hoffnung hat, daß eure Mädschesti †) seine große Erfindung in his Protektschn ††) nimmt und, vertrauend in ly (ihn) †††), dem Erfinder helfen würde noch länger zu leben, und seine große Erfindung en oevre (ins Werk) *†) zu setzen für das Glück Frankreichs und der Welt." **†)

Bernhard von Rathen ist seit dem Jahre 1859 durch die Großherzogin Stephanie von Baden empfohlen worden und legt von derselben seinem Schreiben zwei Briefe bei. Da er 88 Jahre alt ist und sich in Dürftigkeit befindet, bettelt er den Kaiser an, indem er einen sogenannten „Vorschuß" von 20,000 Franken verlangt. — Herr Belmontet unterstützt diese Bettelei bei Conti mit den Worten:

„..... Daher bitte ich Sie, theuerster Vertrauter einer großen Seele, ihm (dem Kaiser) meinen Brief zu geben, welcher einen Brief der Herzogin Stephanie einschließt, sowie einen Brief des Barons, den ich erst seit drei Tagen kenne. Welch' ein genialer Kopf! Man könnte glauben, den Galiläi, der den Himmel betrachtet, vor sich zu haben!" (24. April 1868.)

Hierauf ertheilt der Kaiser dem Direktor der Gaben und Unterstützungen den Befehl, dem Herrn von Rathen eine Unterstützung zu

---

*) à votre gracieuse Majesty. Im Englischen heißt der König oder die Königin gracious Majesty (gnädige oder huldvolle Majestät). — Bernhard von Rathen bezieht sich hier auf einen frühern Brief de dato Berlin, 25. September 1857.

**) Dieser Satz ist wiederum englisch gedacht.

***) Hier steht das englische Wort prosper.

†) Majesty.

††) In his protection, auf deutsch: „in seinen Schutz," ist ebenfalls englisch.

†††) Das normännische ly steht statt lui.

*†) oevre, statt oeuvre.

**†) „Zum Besten Englands und der Welt," ist eine ständige englische Redensart.

geben, deren Höhe er dem Ermessen des Direktors anheimstellt. (Mai 1868.) — Bald nachher meldet Belmontet, daß der Baron von Rathen soeben in Paris gestorben ist, und da derselbe die Absicht gehegt hat, seine Erfindung und seine Zeichnungen dem Kaiser zu schenken, fragt Belmontet an, ob man nicht die Hinterlassenschaft des Barons versiegeln soll. (24. Mai.) — Der Kaiser läßt antworten, daß er das Vermächtniß des Herrn von Rathen nicht anzutreten wünscht, weil zufolge des ihm erstatteten Berichtes die Rathen'sche Erfindung blauer Dunst ist und nicht verwerthet werden kann. (28. Mai 1868.)

Gustav Reiffen zu Saarbrücken im preußischen Regierungsbezirke Trier hat Ventilatoren (Luftzieher oder Luftzubringer) für Minen erfunden und verlangt freie Passage bis Paris, damit er dort seinen Apparat, für welchen er einen mäßigen Preis fordern will, verkaufen kann. (Oktober 1861.)

Rösch zu Lindenau bringt einen Apparat zum Lenken der Luftschiffe in Vorschlag. (19. November 1858.) — Wo der Ort Lindenau liegt, ist nicht angegeben. Es gibt in Deutschland nicht weniger als vierzehn Dörfer dieses Namens; das bedeutendste derselben liegt bei Leipzig.

R. Röttger, ein alter Offizier in österreichischen Diensten, offerirt dem Kaiser seine Broschüre über „die Kraft der Kräfte," d. h., über den atmosphärischen Druck, und bittet für den Fall, daß seine Majestät die darin ausgesprochenen Ideen billigt, um Unterstützung behufs Verwirklichung derselben. (Februar 1869.) — Ihm wird der Empfang der Broschüre angezeigt.

Der Erfinder Christian Rudolph zu Elberfeld ist oben auf Seite 230 erwähnt worden.

Salissig zu Köln bietet im Jahre 1853 ein Geheimniß an.

Maximilian Sasser, Lehrer der Physik in Baiern (in welcher Stadt?), sendet unterm 28. Dezember 1852 eine Denkschrift ein, betreffend die Entdeckung einer ganz trockenen voltaïschen Säule. Seine Armuth verhindert ihn, eine Maschine konstruiren zu lassen und sich um den vom Kaiser ausgesetzten Preis zu bewerben. Gleichwohl fleht er, daß man seine Entdeckung prüfen möge. (Der Preis stach ihn in die Nase!)

Julius Schmiel zu Baireuth bietet dem Kaiser im Dezember 1852 ein neues Verfahren für die Porzellanmalerei an.

Der „Oekonomie-Kommissär" Schott zu Berlin bietet am 24. Januar 1868 dem Kaiser verschiedene Erfindungen an, z. B. ein Zauber-

mittel, durch welches man kugel-, hieb- und stichfest wird, ein wiederstärkendes Elixir (Kraftarznei) und eine neue Art Weltsprache.

Ueber Schrader aus Stuttgart ist oben auf Seite 367 gesprochen worden; über Schultheiß aus Baden s. Seite 38.

Ein gewisser Schulze aus Berlin fleht den Kaiser unterm 6. Oktober 1858 an, ihm ein Erfindungs-Patent zu bewilligen.

G. Sieber, Ingenieur in München, hat eine Maschine, welche den Dampf ersetzen „könnte", erfunden. Durch seine Forschungen hat er seine Hülfsquellen erschöpft und ermangelt daher der Mittel zur Ausführung seiner Maschine im Großen. 2000 Franken würden, wenn der Kaiser ihm zu Hülfe kommen wollte, genügen. Außerdem möchte er darum bitten, seine erste Maschine in den Wirthschaftsgebäuden des Schlosses Arenenberg konstruiren zu dürfen. Er erinnert daran, daß er einst für das Buch des Kaisers über die Artillerie die Risse oder Zeichnungen hat anfertigen müssen. (Juni 1864.) — Abschlägige Antwort. — Er wiederholt eindringlich seine Bitte um Unterstützung im Juli 1864 und im März 1865.

Hermann Spiehr ist der „Erfinder einer Vorrichtung, welche sich am Pianoforte und an der Orgel anbringen läßt und an die Stelle des Spieles des Instrumentisten die Elektrizität setzt, während die Tasten ganz wie gewöhnlich gespielt werden können." Er bittet den Kaiser, „indem er das hohe Interesse kennt, welches derselbe den Fortschritten der Wissenschaften schenkt", und die Kaiserin, „welche seine Erfindung mit einem ausgewählten Geschmack würdigen wird," ihm eine Anhörung seines elektrischen Pianoforte's zu bewilligen. (1868.) — Abweisende Antwort.

Ueber den Pasigraphie-Erfinder Wilhelm Stephanus wolle man oben Seiten 234—235 nachsehen und im gegenwärtigen Kapitel das über Bachmaier Gesagte vergleichen.

Ludwig Stösger, Mechaniker zu Breslau, sendet dem französischen Kaiser einen von ihm erfundenen Rauchverzehrungs-Apparat. 1864.) — Er wird an das Ministerium der öffentlichen Arbeiten verwiesen.

Joseph Sumper, Schlosser zu Freiburg im Breisgau, hat das Mittel gefunden, überall Mineralwasser-Quellen zu Tage zu fördern. Er sucht darum nach, in Paris vor dem Kaiser beweiskräftige Experimente vornehmen zu dürfen. Er ist achtundsiebenzig Jahre alt. (1864.)

Eduard Töpfer, Gärtner und „Architekt" aus Dresden, ist Erfinder eines Heuschreckenvertilgungs-Planes, sowie Ausdenker eines Planes zur Herstellung eines Tunnels zwischen Frankreich und England. (Juni 1869.) — Ihm wird angezeigt, daß seine Pläne dem Minister des Ackerbaues, des Handels und der öffentlichen Arbeiten überwiesen worden sind.

Fräulein Hulda von Voß, Tochter eines Artillerie-Hauptmanns, gewesenen Direktors des allgemeinen Hospitals zu Berlin, schreibt an den Kaiser, daß ihr Vater eine Gemüse-Konserve erfunden hat und daß diese Erfindung von einer königlich preußischen Kommission günstig beurtheilt worden ist, als der Tod des Erfinders die betreffende Angelegenheit zum Stillstande gebracht hat. Sie bietet nun dem Kaiser das Geheimniß an. (Februar 1855.) — Unter Dank erhält sie eine abschlägige Antwort.

L. Vorster, wohnhaft in einem preußischen Orte, der Cansfeld (?) heißen soll, gibt ein Mittel an, vermöge dessen man der Kartoffelkrankheit vorbeugen und selbige heilen kann.

In Betreff des Eis-Erfinders Brancken aus Köln siehe oben Seite 198.

W. Walther zu Trier bietet dem Kaiser seine Erfindung, betreffend einen Rauchverzehrungs-Kessel, an. (1864.)

Sechszehntes Kapitel.

Nachträge.

Im gegenwärtigen Kapitel veröffentlichen wir zunächst diejenigen Schreiben, welche sich nicht rubriziren ließen, weil der französische Text kein Datum bei ihnen angibt. Ferner theilen wir hier die Namen derjenigen Personen mit, welche die Bezahlung von Assignaten oder westphälischen Obligationen verlangten und uns daher, obschon die meisten von ihnen die Einsendung dieser verfallenen Werthpapiere als Vorwand zur Bettelei benutzten, eine besondere Behandlung zu verdienen schienen. Wir wollten auf diese Weise die wenigen, die etwa bona fide gehandelt hatten, schonen. Endlich tragen wir im vorliegenden Kapitel einige von uns aus Versehen ausgelassene Namen nach und machen einige Schlußbemerkungen.

Die Schreiben, bei denen die französische Redaktion kein Datum angibt, sind folgende:

Augsburg. Die drei Direktoren des Vereins Stichania zu Augsburg schreiben an den Kaiser in Betreff des kleinen Theaters, welches die Königin Hortense in ihrem Augsburger Hôtel hatte herstellen lassen. Sie haben dieses Theater angekauft und dasselbe bildet für die Stadt eine kostbare Reliquie; es hat aber jetzt Reparaturen nöthig. Ehe mit diesen Reparaturen begonnen wird, unterrichten die Direktoren den Kaiser hiervon und erwarten seine Instruktionen. (Das heißt so viel als: — sie erwarten von ihm Geld!)

Fr. Wilh. Bergk zu Aachen bittet den Kaiser wiederholt, ihm zu erlauben, daß er in Frankreich die Homöopathie in Verbindung mit dem Elektro-Magnetismus ausüben kann.

A. Brüggemann zu Ibbenbüren oder Ibbenbühren*), einer Stadt im preußischen Regierungsbezirke Münster, ist ein westphälischer Malzextrakt-Fabrikant, dessen Unterthanenverstand zwar die höchste und tiefste Bewunderung vor dem sogenannten „Genie“ Napoleon's hegt, dessen einheitlich ultramontan angestrichenes Gewissen sich aber die Freiheit nimmt, dem Kaiser die Zurückziehung „seiner“ (d. h. der französischen) Truppen aus Rom anzurathen.

Frau Cornelius aus Berlin kratzfußt und knixt wie folgt:

„Sire! Bewunderung verleiht Muth. Seit die großen Interessen der Menschheit meinen Geist und mein Herz beschäftigen, erblicke ich in Ihnen den Helden der Zivilisation. Seitdem habe ich lange hin- und hergesonnen, wie ich Ihnen meine Verehrung ausdrücken könnte. Nunmehr habe ich den Entschluß gefaßt, o Sire, Ihnen mein Lustspiel, betitelt: „Göthe in Italien“, das neuerdings auf mehreren deutschen Theatern ersten Ranges einen brillanten Erfolg erhalten hat und das ich selber, um ihm die französischen Theater zu öffnen, in's Französische übersetzt habe, zu überreichen. Geruhen Sie, o Sire, diese Huldigung anzunehmen seitens einer deutschen Frau, welche darüber glücklich ist, daß sie Ihnen ihre Bewunderung ausdrücken kann.“ — (Die „Selber“-Uebersetzung scheint doch der Selber-Oeffnung der französischen Theater nicht ganz sicher gewesen zu sein und nebenbei auf die Selber-Oeffnung der Kassette des Helden der Zivilisation spekulirt zu haben!)

Das Haus J. Maria Farina zu Köln fleht um den Titel: „Lieferant ihrer Majestäten.“ — Bewilligt. — (Ein Herr, Namens Farina, der in London „Kölnisches Wasser“ verkaufte, versorgte damit auf Kredit den Prinzen Louis Napoleon Bonaparte, als dieser vor dem Jahre 1848 noch im englischen Exile lebte. Der in Rede stehende Farina wurde vom Prinzen Bonaparte damals auch eingeladen, an dem Staatsstreich von Boulogne theilzunehmen, fand aber die Einladung so wenig verlockend, daß er in London zu bleiben vorzog. Vielleicht ist es dieser Farina, dessen Haus den Hoflieferanten-Titel erhielt. Es gibt nämlich mehrere sich Konkurrenz machende Häuser Farina in Köln.)

Harder zu Gransee, einer Stadt im preußischen Regierungsbezirke Potsdam, huldigt mit einem Manuskript über die Artillerie.**)

---

*) Der französische Text hat diesen Namen in Ibberbüren entstellt.

**) Im französischen Texte ist der 15. September ohne Jahreszahl gesetzt.

Note zu Gunsten des Prinzen Friedrich von Hessen-Darmstadt:*)

„Der Kaiser Napoleon I. hat den Rang eines jeden Fürsten des Rheinbundes geregelt. Er hat genau geschiedene Kategorien errichtet. Die erste (ist) diejenige der Könige und großherzoglichen Häuser, und die zweite die der Fürsten von Nassau, Hohenzollern u. s. w., welche sogar erst hinter den Jüngeren von den Häusern der ersten Kategorie marschiren. Der ersten Kategorie gehörte das Zutrittsrecht, das Recht zum heutigen salon de famille. Bei keinem Hofstaate haben die fremden Minister den Fürsten der ersten Kategorie den Vorrang bestritten. Die Gesandten haben den Anspruch geäußert, und um einen Konflikt zu vermeiden, folgen Prinzen der königlichen und großherzoglichen Häuser beim Herausgehen aus dem salon de famille unmittelbar dem Souverän und den Prinzen von dessen Familie, weil sie sich als von dem nämlichen Blute ansehen und deßhalb mit ihnen ein Korps bilden.

„Der Prinz Friedrich von Hessen ist genau in dieser Lage der großherzoglichen Häuser von der ersten Kategorie. Er hat das Recht auf den salon de famille, welches ihm in der That bei der Heirath seiner Majestät des Kaisers eingeräumt worden ist; — aber seit dieser Epoche hat er sich enthalten, bei Hofe zu erscheinen, weil er trotz seiner Rechte **hinter** das diplomatische Korps, zu dem er nicht gehört, gestellt worden ist.

„Der Großherzog von Hessen-Darmstadt, sein Neffe, hat diese Zurückhaltung gebilligt und ihm geschrieben, daß er sich fern halten soll, wenn man bei ihm das großherzogliche Blut seines Hauses mißachtet."

Der Baron von Könneritz, ein Offizier im Dienste des Königs von Sachsen, bittet den Oberkammerherrn des Kaisers um eine Einladung zum Tuilerien-Ball auf den 22. Februar. (Das Jahr ist unbekannt.)

Der Baron Uso von Künsberg**) in Oesterreich bewundert dergestalt die kaiserliche Verordnung bezüglich der Wiederbeholzung der Berge, daß er sich die Freiheit nimmt, einen Artikel über die Wiederbeholzung, welchen er in den Zeitungen veröffentlicht hat, dem Kaiser zuzusenden, und zugleich ihn zu benachrichtigen, daß er sich seit fünf

*) Prinz Friedrich August Karl Anton Emil Maximilian Christian Ludwig, großherzoglich hessischer General der Infanterie, lebte in Paris und war am 14. Mai 1788 geboren.

**) Im französischen Texte steht irrthümlich: Künssberg.

und zwanzig Jahren einer Flinte mit ovalem Lauf bedient, welche die Genauigkeit eines gezogenen Gewehrs besitzt und Einen auf den Gedanken bringen könnte, daß die Läufe mit ovaler Bohrung die übrigen ersetzen könnten. — (Das Geschlecht Derer von Künsberg zerfällt in die drei Hauptlinien: Weidenberg-Kürmsees-Gutenthau, Ermreuth-Obersteinbach und Neu-Wernstein. — Der zur zweiten Hauptlinie gehörige Reichsgraf Uso von Künsberg, Sohn eines badischen Kämmerers und Majors, ist am 30. Mai 1810 geboren und hat sich dreimal verheirathet. Er ist Herr auf Ermreuth, Obersteinbach und Vestenbergsgereuth, Ritter des Deutschen Ordens in den Niederlanden und Doktor des weltlichen und geistlichen Rechts. Ihm sind sechs Kinder geboren worden.)

Dr. Naundorf bittet um die Ermächtigung, dem Kaiser eine unter dem Titel: „Unter dem rothen Kreuze," von ihm so eben veröffentlichte Schrift, welche von den Ambulanzen handelt, zusenden zu dürfen. — Annahme und Dank.

Elise Pfeilsticker, die Frau eines Prokurators am Tübinger Gerichtshofe gewährt dem Kaiser eine einzige Gelegenheit, einen „Königsbissen" (morceau royal)*), ein ihr gehörendes Familien-Juwel, welches die Einen für ein Werk des 13., die Andern für ein solches des 16. Jahrhunderts erklären, anzukaufen. In ihrem Schreiben, das ohne Datum ist, heißt es:

„Sire! In tiefster Unterwürfigkeit wage ich mich Ihnen zu nahen, um Ihnen eine inständige Bitte vorzutragen. Woher soll ich den Muth hierzu nehmen? Ich sage mir: Nahen wir uns denn nicht auch dem Throne des Allerhöchsten, der das ganze Weltall regiert, mit unsern Wünschen, unsern Sorgen, unsern flehentlichen Bitten, und hoffen wir denn nicht gläubig, daß er uns erhören wird? Sollte es demnach so unmöglich sein, vor dem Throne eines Fürsten zu erscheinen, der nicht allein die höchste Macht auf der Erde, sondern auch ein Herz voll Erhabenheit und edler Gesinnungen besitzt?" ....

Georg Martin Stöder, Chirurg, bettelt um eine Unterstützung. Er hat schon zweimal geschrieben, ohne eine Lösung (Zahlung) zu erhalten und befindet sich mittlerweile im größten Elend. (Das Schreiben ist ohne Angabe des Wohnorts und der Zeit.)

---

*) Morceau de prince (Fürstenbissen, Herrenbissen) oder morceau de roi (Königsbissen) wird im Französischen von Sachen der Kunst gesagt, deren Erwerbung sehr schwierig und deren Preis sehr hoch ist.

Was die Assignaten, jene von der ersten Republik geschaffenen Werthpapiere anbetrifft, so hatten dieselben ursprünglich die französischen Nationalgüter zur materiellen Bürgschaft gehabt, waren aber einestheils wegen der von den Feinden der Republik begangenen Fälschungen, theils wegen zu massenhafter, mit der Bürgschaft nicht mehr im Verhältniß stehender Ausgabe seitens der Regierung dermaßen entwerthet worden, daß sie bereits 1795 in Frankreich nur noch den dritten Theil ihres Nominalwerthes galten. Endlich wurden sie im Jahre 1797 unter dem Direktorium liquidirt und annullirt. Der französische Kaiser war somit nicht verpflichtet, die schon unter der ersten Republik für ungültig erklärten Assignaten ihren deutschen Besitzern zu versilbern. Auch erhielten dieselben immer die abschlägige Antwort unter Hinweis auf die Liquidation und Annullirung des Jahres 1797. Man muß sich jedoch wundern, daß so viele Assignaten in den Händen von Deutschen geblieben und sorgsam trotz ihrer Entwerthung bis auf die neueste Zeit aufgehoben worden waren. Sollte hierzu nicht etwa der Glaube an die Unsterblichkeit der Republik mitgewirkt haben? — — — Oder kauften Industrie-Ritter um ein Lumpengeld Assignaten auf, um sie hiernach zum Nominal-Werthe dem französischen Kaiser aufzuhängen? Beides ist wahrscheinlich.

Herr von Ahn zu Hamburg verlangt vom Kaiser die Versilberung von Assignaten am 20. Februar 1858.

Balckow zu Frankfurt a. O. schickt einen Assignaten im Nominalwerthe von 2000 Franken unterm 3. Januar 1854 ein.

Baumgarten zu Breslau fordert die Bezahlung von Assignaten am 12. April 1856.

Brückener zu Roßwein in Sachsen stellt die gleiche Forderung den 12. April 1857.

Bucklers zu Kempen im preußischen Regierungsbezirke Düsseldorf präsentirt Assignaten den 12. Juli 1859.

Moritz Christiani zu Baumgarten in Schlesien (wo vier gleichnamige Orte liegen) bittet im Juni 1864 um die Auszahlung von Assignaten oder doch wenigstens — da er angeblich in Noth ist — um eine Geldunterstützung.

Rudolph Dobrigkeit, Apotheker zu Borzymcin, einem Dorfe im preußischen Regierungsbezirke Gumbinnen*), übersendet dem Kaiser im Juni 1867 ein volles Paket Assignaten, indem er auseinander setzt,

*) Im französischen Texte steht: à Borzymen, Prusse.

daß die Bezahlung derselben ihn aus einer großen Verlegenheit befreien würde. — Ihm wird unter Hinweis auf das Gesetz des Jahres 1797 sein Paket zurückgeschickt.

Reiner (?) Esser zu Nievenheim, einem Dorfe bei Neuß im preußischen Regierungsbezirke Düsseldorf, verlangt die Auszahlung von Assignaten den 9. Januar 1854.

Louis Fiedler zu Kattowitz, einem Dorfe im Kreise Beuthen des preußischen Regierungsbezirks Oppeln, hat sich in Folge der Ereignisse des polnischen Aufstandes auf bedauernswerthe Getreide-Spekulationen eingelassen und bittet daher den Kaiser, ihm gegen einen Assignat von 1000 Franken ein gültiges Werthpapier zuzusenden. — Abschlägige Antwort.

Nachdem Friedland zu Osterburg, einer Stadt an der Biese im preußischen Regierungsbezirke Magdeburg, die unterm 28. August 1855 geforderte Auszahlung eines Assignats von 1000 Franken nicht erlangt hat, bettelt er am folgenden 28. November um Unterstützung.

Johann Gräf zu Hof in Baiern*) bittet 1867 um Auszahlung eines Assignats von 50 Franken als Gunstbezeigung in Anbetracht seiner unglücklichen Lage und wendet sich, wofern der Staat die Assignaten nicht mehr bezahlt, als Bettelmann an die Kassette des Kaisers.

Guschka zu Gumbinnen in Preußen bittet um Unterstützung oder um Auszahlung von in seinem Besitze befindlicher Assignaten. (13. Januar 1857.) S. oben Seite 147.

Hahn zu Berlin bittet um Bezahlung von Assignaten den 18. Juli 1858, erneuert seine Bitte unterm 24. Oktober und schickt hinterher für 220,000 Franken Assignaten ein. Dieses Hähnchen ist wohl Kollekteur?!

F. L. Hempel zu Ehrenfeld (?) in Preußen**), alter Vorgesetzter (Oberschaffner?) an der Aachener Eisenbahn, sieht sich in die elende Lage gebracht, daß er mit drei Kindern von einer Pension von 360 Franken (oder 96 Thalern) leben muß; aber in der Hinterlassenschaft seiner Mutter, der Witwe eines Offiziers aus der republikanischen Armee Kellermann's, hat er ein Paket Assignaten gefunden, welches einen Nominalwerth von 11,655 Franken (oder 3108 Thalern) darstellt. Er

---

*) Eine Stadt Hof liegt an der Saale im bairischen Oberfranken, ein Dorf Hof im bairischen Bezirksamte Neuenburg in der Oberpfalz und ein anderes Dorf dieses Namens bei Nittenau im bairischen Bezirksamte Roding.

**) In Ritter's Lexikon findet sich nur ein in Oesterreich ob der Enns liegendes Dorf, Namens Ehrenfeld, verzeichnet.

hofft nun, daß der Kaiser die Freundlichkeit besitzt, diese Assignaten zu nehmen und ihm, obschon dieselben ihren Werth verloren haben, für den Verlust, welchen Hempel's Eltern erlitten haben, eine Entschädigung zu geben. (Februar 1870.) — Abschlägiger Bescheid. — (Pensionirt denn die reiche Eisenbahn-Gesellschaft ihre alten Diener so schlecht, daß dieselben mit Assignaten betteln gehen müssen?)

Hochgrafe zu Belgern, einer Stadt im Kreise Torgau des preußischen Regierungsbezirks Merseburg, bittet um Bezahlung eines Assignats unterm 6. Mai 1856.

Ch. Friedrich Hoffmann, Drechsler zu Chemnitz in Sachsen, überschickt dem Kaiser einen Assignat im Nominalwerthe von 2000 Franken. Er hat denselben von seinem Vater, einem alten Soldaten Napoleon's I., geerbt und bettelt, da er herabgekommen ist, um eine Unterstützung. (1867.)

Hermann Holtze, königlich preußischer Marine-Sekretär, wohnhaft zu Oldenburg, hat an den Prinzen Napoleon drei Obligationen des früheren Königreichs Westphalen geschickt und gebeten, daß ihm entweder wegen des Ungültiggewordenseins dieser Besitztitel eine Schadloshaltung oder aber eine Anleihe von 500 Thalern bewilligt werde. Da er trotz wiederholter Anfrage keine Antwort erhalten hat, wendet er sich nun mit seinem Gesuche um Schadloshaltung oder um eine Anleihe von 500 Thalern, welche letztere er binnen drei Jahren zurückzahlen zu wollen verspricht, an den Kaiser. (1864.) — Sein Gesuch wird nach beiden Richtungen hin abgeschlagen.

Karl Kage zu Breslau bittet, von Noth gedrängt, um die Bezahlung eines Assignats, welchen er einschickt. Freilich verheimlicht er sich dabei nicht, daß sein Assignat wenig Werth besitzt. Er würde glücklich sein, wenn er sich dem Kaiser auf irgend eine Weise (wohl als geheimer Agent?) nützlich machen könnte. Er hatte sich zuerst im Handel versucht, mußte aber diesen aufstecken, weil es ihm am nöthigen Betriebs-Kapital fehlte. Hierauf wurde er homöopathischer Arzt und treibt diese Hungerleider-Quacksalberei noch gegenwärtig. (November 1864.)

Kischner (Kirschner?) zu Ottensen (bei Buxtehude) in der hannöverischen Landdrostei Stade wünscht eine Versilberung von Assignaten am 28. Oktober 1857.

Witwe Klatt zu Flatow in Preußen*) fleht 1864, daß der Kaiser

*) Eine Stadt Flatow liegt im preußischen Regierungsbezirke Marienwerder, ein Dorf Flatow bei Kremmen im preußischen Regierungsbezirke Potsdam.

um ihrer elenden Lage willen aus Gnade und Barmherzigkeit ihr für einen Assignat von 500 Franken, welchen sie überschickt, gangbares Geld zukommen lassen möge.

Krosygh zu Stendal, einer Stadt im preußischen Regierungsbezirke Magdeburg, bittet um Bezahlung von Obligationen des früheren Königreichs Westphalen. (9. Februar 1858.)

Kuhlmann zu Danzig sucht sich durch einen Assignat Geld vom französischen Kaiser zu verschaffen unterm 21. August 1857.

Lang zu Gaudenzdorf, einem Dorfe in unmittelbarer Nähe Wiens und bekannt wegen seiner Schwefelquelle, präsentirt dem Kaiser einen Assignat unterm 10. März 1853.

Lang zu Hamburg erscheint mit Assignaten am 20. Januar 1861.

Wilhelmine Lowe zu Leipzig bittet unterm 18. Juli 1853 um die Bezahlung von 16 Assignaten von (je?) 500 Franken. Unterm 26. Oktober eines im französischen Texte ungenannten Jahres erneuert sie ihre Bitte und legt, um derselben Nachdruck zu geben, ein von ihr selbst angefertigtes Geschenk für „Napoleon IV." bei. War das nicht schlau, war es doch ächt „deutsch"!

Josephine Lützen geborene Cordonnier, wohnhaft zu Rethem, einer Stadt in der hannöverischen Landdrostei Lüneburg, fleht den Kaiser um Honorirung eines Assignats von 250 Franken an, wird aber abgewiesen. (1865.) — Sollte vielleicht, wie man wegen des Namens Cordonnier vermuthen könnte, Josephine eine geborene Französin sein, gehört sie nicht in die deutsche, sondern in die französische Bettler-Gallerie.

Maas zu Begenz, einem Dorfe im Kreise Spremberg des preußischen Regierungsbezirks Frankfurt a. O., macht den Versuch, sich durch einen Assignat Geld zu verschaffen, am 12. Oktober 1859.

F. Mark zu Ansbach schickt 1853 einen Assignat und bettelt.

Louis Masche, Dolmetscher in Berlin, gedenkt einen ordentlichen Schnitt zu machen; denn er fleht um die Bezahlung von Assignaten im Nominalwerthe von 27,500 Franken (oder 7333 Thalern). Er schreibt an den Kaiser im Jahre 1863:

„Die Schritte, welche von mir unternommen wurden, um dieses Geld zu erhalten, sind bis zu dieser Stunde vergeblich gewesen; da ich jedoch nicht glauben kann, daß das französische Kaiserreich nicht die Assignaten der Republik, der dem ruhmreichen Kaiserreiche vorangehenden Periode, honoriren wird, nehme ich mir die Freiheit, an eure Majestät zu appelliren .... — Abschlägiger Bescheid.

G. A. Mödingen, „Kontroll-Assistent“ zu Berlin, fleht in Anbetracht, daß er kein Vermögen besitzt, um die Bezahlung eines Assignats, welchen er unter den Papieren seines „seligen“ Vaters gefunden hat und beifolgend einschickt. Dieser Assignat lautet auf keine geringere Summe als auf 10,000 Franken (2666 Thaler). (1864.) — Selbiger wird wieder zurückgeschickt.

Numann (Neumann?) zu Detmold*), der lippe'schen Hauptstadt, wünscht am 6. Oktober 1867, daß der Kaiser ihm Obligationen des früheren Königreichs Westphalen honoriren möge.

Roch zu Gommern, einem Städtchen an der Ehle, im Kreise Jerichow des preußischen Regierungsbezirks Magdeburg, versucht ein Assignaten-Geschäft den 19. Mai 1860.

Rosenthal, wohnhaft zu Herbede, bittet um Versilberung von Assignaten oder aber um eine milde Gabe. Die Uebersendung von Assignaten dient zum Vorwande für gemeine Bettelei (3. März 1861.) — Zwei Dörfer des Namens Herbede, nämlich Ost- und West-Herbede, liegen im Kreise Bochum des preußischen Regierungsbezirks Arnsberg. Wir wissen nicht, welches Herbede hier gemeint ist.

Rudinger zu Babenhausen, einem Flecken an der Günz im bairischen Schwaben, wirft mit Assignaten nach der kaiserlichen Kassette den 26. Juni 1860.

Schehl zu Neustadt (?) versucht dasselbe Manöver im Juli 1858.

Schmid zu Ixheim, einem Dorfe bei Zweibrücken in der Pfalz, sucht unterm 8. November 1857 beim Kaiser Assignaten anzubringen.

Natalie Schmidt zu Lyck im preußischen Regierungsbezirke Gumbinnen jammert ob Alters und Armuth, um die Versilberung eines Assignaten im Betrage von 2000 Franken zuwege zu bringen. (1864.) — Im Französischen ist das Geschlecht dieser Natalie verwechselt; denn sie wird als Männchen behandelt.**)

Eduard Schrön zu Leipzig fleht unterthänigst den Kaiser an, „eine dürftige, aber redliche Familie“ mit einem Weihnachtsgeschenke dadurch zu erfreuen, daß er ein beifolgendes Assignat im Nominalwerthe von 2000 Franken honorirt und ihr auf diese Weise zur Errichtung eines kleinen Handelsgeschäfts verhilft. (20. Dezember 1867.) — Abschlägige Antwort in der gewöhnlichen Form.

---

*) Im Französischen steht: Dettmold.

**) Es heißt von ihr: vieux et pauvre, il sollicite le remboursement etc.

Sehmis (Schmis?), Amtsschreiber zu Muskau, einer Stadt an der Neiße im Kreise Rothenburg des preußischen Regierungsbezirks Liegnitz, ist, wie er erklärt, in eine große Klemme gerathen und übersendet deßhalb dem Kaiser einen auf 1000 Franken lautenden Assignat, indem er seine Majestät flehentlich ersucht, denselben ihm auszuzahlen. (1864.) — Abweisende Antwort.

Untermahlen in Neustadt (in welchem von den 49 deutschen Orten, welche Neustadt heißen?) sendet ein Assignat den 26. Juli 1858.

Wolff Wagner in Frauenstein*) will am 26. Oktober 1853 für 12,000 Franken (oder für 3200 Thaler) Assignaten in gutes Geld umsetzen.

Westphälinger zu Sankt Gugbert (? soll wohl St. Hubert heißen?) wünscht Geld für Assignaten den 30. Mai 1860.**)

A. Winter zu Dresden bettelt im Juli 1854 um eine Unterstützung als eine Entschädigung für in seinem Besitz befindliche 3000 Franken Assignaten. Er wiederholt diese Bettelei den 6. Januar 1855.

Witrich zu Berlin geht den 31. August 1859 den Kaiser mit Assignaten an.

Angelika Wolke zu Danzig singt dem Kaiser ein Klagelied, indem sie um Bezahlung von acht Assignaten, die sie einschickt, bettelt. (1864.)

Wilhelm Zillmer, Landwirth in preuß. Minden, bittet den Kaiser um die Bezahlung einer Summe von 200 Franken, des Betrages von einem coupon der westphälischen Anleihe aus dem Jahre 1809 nebst Interessen. (1863.) — Abweisende Antwort.

Noch geben wir folgende Nachträge:

Der oben auf Seite 75 erwähnte Muthen zu Köln hat dem französischen Kaiser auch wegen des Mißlingens des Pianori'schen Attentates am 11. September 1855 seine Glückwünsche dargebracht.

Akasegger zu Ausmarkt, einem uns unbekannten Orte, schickt in die Tuilerien unterm 5. März ein auf dem Scheibenschießen von ihm gewonnenes Porträt Napoleon's (III.?) und bettelt darauf unterm 6. April des nämlichen Jahres um ein kleines Amt mit dem Bemerken,

---

*) Eine Stadt dieses Namens liegt in Sachsen (südöstlich von Freiberg), ein Dorf Frauenstein bei Wiesbaden im Nassauischen.

**) Eine Stadt St. Hubert liegt im Luxemburgischen, ein Dorf dieses Namens im Kreise Kempen des preußischen Regierungsbezirks Düsseldorf. Ein Dorf Szent-Hubert liegt auch im ungarischen Komitate Torontal in der Nähe von Hatzfeld. Im französischen Texte steht: à Sauct Gugbert.

daß er auch mit einem kleinen Kredite bei einem Bankier vorlieb nehmen will.

Ammann zu Nürnberg bittet um Unterstützung unterm 13. April 1856.

Appelt zu Neustadt bettelt beim französischen Kaiser am 12. Juni 1856. Welches Neustadt gemeint wird, ist uns unbekannt.

Apprechs in einem westphälischen Orte, der Überner heißen soll, bringt einen neuen Zündsatz für das Zündnadelgewehr am 1. Oktober 1864 in Vorschlag.

Armbruster, Fabrikant zu Köln, schlägt 1857 dem Kaiser ein neues Schraubensystem für die Marine vor.

Vier Augsburger, die nicht namhaft gemacht sind, bitten unterm 17. Dezember 1854 um Geld für die Reise nach Algerien.

Banius zu Regensburg bettelt am 27. Mai 1857.

Baumgart zu Beitsch, einem Dorfe im Kreise Freistadt des preußischen Regierungsbezirks Liegnitz, gratulirt dem Kaiser zum neuen Jahre den 1. Januar 1856.

Berlyn zu Freudenberg huldigt mit Gedichten am 10. November 1857. — Freudenberg heißen: eine Stadt im badischen Unterrheinkreise, ein Dorf in der baierischen Oberpfalz, ein Dorf bei Rostock in Mecklenburg-Schwerin, ein Dorf bei Kamnitz in Böhmen, ein Dorf bei Klagenfurt in Kärnten, eine Stadt im Kreise Siegen des preußischen Regierungsbezirks Arnsberg, ein Dorf bei Seeburg im preußischen Regierungsbezirke Königsberg, ein Dorf im preußischen Kreise Rastenburg, ein Dorf im Kreise Oberbarnim des preußischen Regierungsbezirks Potsdam und ein Amtsdorf mit dem Flecken Bassum in der Landdrostei Hannover.

Berndt zu Wien bietet am 26. Juni 1856 dem Kaiser ein Gemälde an.

J. Bisle in München bettelt um Almosen den 26. April 1854.

Die Gräfin von Blumenthal, geborene von Arnim, weilt 1856 in Paris und bittet den Kaiser um eine Audienz, damit sie mit ihm, was sehr erbaulich klingt, von den Angelegenheiten ihrer Familie, die seit langer Zeit schon die Ehre habe, vom Prinzen Jerome gekannt zu sein(!), zu sprechen. Das Schreiben der Gräfin ist datirt: Paris, rue de Bouloi, hôtel de Suède, den 30. September 1856. Es heißt unter Anderm in demselben:

„Was ich Ihnen mitzutheilen habe, kann ich nur eurer Majestät persönlich sagen. Deßhalb komme ich ganz expreß von Preußen hierher

und ich muß abreisen, sobald Sie mir diese Gnade bewilligt haben werden.“

Das gräfliche Geschlecht Arnim leitet sich aus der holländischen Stadt Arnheim (Arnimb) her und seine adelige Stammtafel beginnt mit dem Jahre 1280. Die Arnim, welche im Laufe der Zeit beträchtliche Güter sich zugelegt haben, sitzen jetzt in der Mark Brandenburg und in Pommern. Ein Graf Arnim aus der mit den Bonaparte's wohlbekannten Familie ist gegenwärtig preußischer Gesandter in Paris. Die gräfliche Familie Blumenthal leitet sich aus Graubündten in der Schweiz her, wo ihr Ahnenschloß im Hochgericht Lugnetz (in der Gemeinde Igelsdain) nunmehr eine in Trümmer zerfallene Raubburg bildete. Im Jahre 1650 wurde Joachim Friedrich Blumenthal, ein geheimer Kriegs- und Kammerrath, vom brandenburgischen Kurfürsten Friedrich Wilhelm mit dem Titel Freiherr belegt; reichsgräflich wurde die Familie Blumenthal zuerst am 20. Januar 1701 und darauf in jüngerer Linie am 2. Oktober 1786. Auch die Grafen von Blumenthal haben bedeutenden Grundbesitz: Suckow und Jannewitz, Neudeck, Klein-Brustorf, Bestendorf, Adamsdorf und Liepen. — Die hier in Betracht kommende Gräfin Blumenthal ist am 2. Juli 1814 geboren und hat sich am 2. Juli 1831 mit dem preußischen Oberst Graf Bernhard von Blumenthal verheirathet. Sie ist eine Tochter des preußischen Oberst Graf von Arnim a. d. H. Fredenwalde.

Böckh zu Nördlingen, der in Baiern an der Eger gelegenen ehemaligen freien Reichsstadt, wimmert dem französischen Kaiser sein Elend vor und bettelt am 22. Juli 1857.

Boll zu Donaueschingen erscheint mit dem Bettelsack am 14. August 1853, also am Tage vor dem Napoleonsfeste.

Andreas Borkhardt zu Wallenkirch, einem uns unbekannten Orte, bettelt am 10. Februar 1853.

G. Brander zu Ebnat bettelt am 30. Juni 1855. Ein Dorf Ebnat liegt bei Wunsiedel in der bairischen Oberpfalz und ein anderes bei Neresheim im würtembergischen Jaxtkreise. Brander kann aber auch ein Schweizer sein; denn im Kanton St. Gallen liegt ebenfalls ein Dorf dieses Namens. Im französischen Texte steht Ebnath.

Burger (wahrscheinlich Bürger) zu Worms fleht um eine Stelle in Frankreich als Lehrer der deutschen Sprache und Literatur am 28. Januar 1854.

Cranz aus Eßlingen fleht um eine milde Gabe den 26. September 1857.

Detteln zu Laibach, der Hauptstadt von Krain, bittet um Unterstützung den 24. April 1858.

Wilhelm Dietlein, Weber zu Weipenstadt (? vielleicht Weißenstadt im bairischen Oberfranken?), bettelt im Januar 1853.

J. Dietrich aus München fleht um Almosen unterm 13. Februar 1853.

Ch. Ad. Dietrich zu Krems, einem Dorfe in Holstein, bittet um Linderung seiner Noth unterm 16. Juni 1853. — Ein holsteinisches Dorf Krems liegt im Patrimonialgericht Muggesfelde, ein anderes im Amte Segeberg.

Erdin zu Kippenheim, einem Dorfe bei Ettenheim im badischen Oberrheinkreise, bettelt am 15. Dezember 1857.

Fatler zu Magdeburg präsentirt sich als Schnurrant den 16. April 1861.

Anton Gillitzer, Landgerichtsschreiber *) zu Aichach, einer Landgerichtsstadt in Oberbaiern, übersendet dem Kaiser eine kleine Schrift, welche den Titel führt: „Das Leichenbegängniß des Kaisers Napoleon I.,“ und erinnert bei dieser Gelegenheit daran, daß er früher um eine Unterstützung gebettelt hat. (1863.) — Unter Bedauern abschlägige Antwort!

Hartig zu Neusatz huldigt am 6. März 1856 dem Kaiser mit einem Gedicht, welches er ihm gewidmet hat. Neusalz heißen: ein Dorf auf der Dobel im würtembergischen Schwarzwaldkreise, eins in Baden im Amte Bühl des Mittelrheinkreises und eine ungarische Freistadt an der Donau im Komitate Bacs.

Karl Hensel zu Posen huldigt dem französischen Kaiser mit einer Dichtung am 30. Januar 1853. Wahrscheinlich bezieht sich dieselbe auf die kaiserliche Hochzeit, die auch andere Bettelleute ähnlich feierten.

Hagens, Richter im Berliner Tribunal (au tribunal de Berlin) **), bittet unterm 17. Juni 1869 um die Erlaubniß, einer religiösen Zeremonie in der Tuilerien-Kapelle beiwohnen zu dürfen, wird aber kurzweg abgewiesen.

---

*) Im Französischen steht das Wort greffier, welches Kanzlei-, Gerichts-, Stadt- und Amtsschreiber, Aktuar und Kanzlei-Registrator bedeuten kann.

**) Wir wissen nicht, ob das Berliner Ober-Tribunal gemeint ist; in demselben befindet sich ein Vizepräsident Namens Dr. von der Hagen. Das Berliner Ober-Tribunal zählt 50 Räthe.

Marie Heiligenstein, als deren Wohnsitz der unbekannte Ort „Verweiler" im französischen Texte angegeben ist, bettelt unterm 11. Januar 1853, und unterm 15. Februar bettelt ein gewisser Andreas Heiligenstein, der in dem ungeschlachten Orte Vertweiler wohnen soll. Jedenfalls ist Verweiler bei Meisenheim gemeint.

Postsekretär E. Hirschmann in Würzburg gratulirt zur Lulu-Geburt.

Louis Napoleon Kreutzer, Musikdirektor in Düsseldorf, dankt 1861 dem Kaiser für die Widmung eines Musikstückes.

Kanemann aus Dortmund bietet unterm 13. März 1867 ein Gemälde Titian's an.

Lauter zu Karlsruhe bietet unterm 29. August 1856 einen Artikel über Ueberschwemmungen an.

Der Baron von Lestocq, Sohn der auf Seite 97 erwähnten Karoline von Lestocq, reicht im Januar 1856 ein Gesuch ein, daß ihm der Kaiser gestatten möge, in französische Dienste zu treten. Karoline von Lestocq wohnte in Bingen.

Liesch, Bureau-Chef des Grundkatasters zu Luxemburg offerirt dem Kaiser die Karte des Großherzogthums Luxemburg im Jahre 1861. — Ihm wird gedankt.

Maier zu Neresheim an der Egge auf dem Härdtfeld oder auf dem Ulrichsberge in Würtemberg bettelt am 26. September 1857.

Maier zu Königsberg bietet ein Porträt Napoleon's I. an (20. Dezember 1860).

Die Witwe des Schuhmachers Joseph Schmidt zu Frankfurt an der Oder bettelt in ihrer Eigenschaft als Tochter eines alten Soldaten des ersten Kaiserreichs, Namens Kleefeld, der 1806 an der Belagerung von Küstrin theilgenommen hat, im März 1852 den Präsidenten der französischen Republik an.

M. Schmidt zu Reuthaslach, welches als in Baden liegend durch den französischen Text bezeichnet wird, gratulirt nachträglich zum Napoleonsfeste am 21. August 1853.

Schmidt zu Karlstadt (entweder am Main im bairischen Unterfranken oder im preußischen Kreise Militisch in Schlesien, oder aber an der Kulpa in Kroation) bettelt am 21. März 1856.

Stehling zu Düsseldorf bietet seine Erfindung, betreffend das Vernageln der Kanonen, an. (17. Dezember 1854.)

Wilhelm Storch, Zimmermaler zu Balingen, einer Stadt im würtembergischen Schwarzwaldkreise, übersendet dem Kaiser die herzlichsten Glückwünsche zum neuen Jahre (6. Januar 1853).

Thüringer in Köln bietet dem Kaiser seine Erfindung, betreffend eine Maschine mit komprimirter Luft, an (24. Juli 1855).

Alfred Traßler zu Salzburg bittet um die Erlaubniß, dem Kaiser ein Kreuz der Ehrenlegion darbieten zu dürfen. Selbiges war von Napoleon I. getragen und von demselben eigenhändig einem alten Soldaten gegeben worden, der seinerseits auf seinem Todtenbette es Traßler's Vater vermacht hat. (1867.) — Die wahrscheinlich bei der Salzburger Kaiserzusammenkunft an Louis Napoleon gestellte Bitte wurde unter Dank abgeschlagen.

Vogt zu Sulzbach in Baden bettelt um die Dekoration, d. h. um das Kreuz der Ehrenlegion, am 1. November 1856. Dörfer dieses Namens liegen bei Ettlingen, bei Gernsbach, bei Mosbach und bei Weinheim, letzteres an der Bergstraße.

Das Denkmal-Komitee zu Weimar, welches unter der Protektion des weimarischen Großherzogs und des bairischen Königs ein Göthe-, Schiller- und Wieland-Monument errichten will, sendet dem französischen Kaiser ein Bettel-Zirkular im Jahre 1853. — Der Kaiser läßt darauf dem Komitee 2000 Franken zustellen.

Wyß zu Tremlingen, einem uns unbekannten Orte, bettelt am 15. Oktober 1859.

Ziegler zu Lindau in Baiern übersendet dem Kaiser den unterthänigsten Ausdruck speichelleckerischer Huldigung am 23. September 1857. — Lindau ist eine bekannte Stadt am Bodensee. Sonst gibt es zwei Dörfer dieses Namens im bairischen Oberfranken und im bairischen Schwaben.

August Zimmermann zu Augsburg bettelt am 30. Januar 1853.

Der oben auf Seite 18 erwähnte Pfarrer Bröll ist nach dem französischen Texte angestellt gewesen zu Großenhausen, einem bairischen Orte, der in Ritter's Geographischem Lexikon nicht angegeben ist. Der Pfarrer Thum meldet dem Kaiser den Tod Bröll's im Jahre 1855, Anna Weiß im Februar 1853. Im französischen Texte muß also ein Druckfehler sein.

Der Berliner Forster (s. Seite 21) heißt Karl von Forster.

Der Wiener Anton Langer auf Seite 45 heißt Anton Lauger und der ebendaselbst erwähnte Berliner Gesundheitsrath, der seine Broschüre schon 1855 einsandte, heißt nicht Dr. Krapp, sondern Dr. Leo Krappe.

Was den auf Seite 52 erwähnten Ort Kaufen anbetrifft, so liegen zwei Orte dieses Namens im preußischen Regierungsbezirke Koblenz.

Die vom Mainzer Graveur Korn geschickte Medaille ist als Friedens-Medaille bezeichnet. S. oben Seite 53.

Auf Seite 54 wird von J. G. Ruoffer gesagt, daß er im bairischen Orte Gultstein oder Güttstein seinen Wohnsitz gehabt habe. Ein Dorf, Namens Gültstein, liegt an der Ammer im würtembergischen Schwarzwaldkreise.

Zu dem Orte Fürstenberg auf Seite 57 ist zu bemerken, daß auch ein Fürstenberg in Baden liegt. Es ist eine Stadt im badischen Seekreise. Eine preußische Stadt Fürstenberg liegt im Regierungsbezirke Frankfurt an der Oder. Sonst gibt es ein Dorf Fürstenberg im preußischen Regierungsbezirke Minden, im Kreise Büren. Ein Flecken Fürstenberg liegt im Waldeck'schen, im Amte Eisenberg.

Äschach (s. Seite 58) ist ein Dorf im bairischen Schwaben, am Bodensee.

Der auf Seite 62 erwähnte Bank heißt Lank und der Ort Löwenstein bei Heilbronn liegt im würtembergischen Neckarkreise, nicht aber, wie im französischen Texte angegeben ist, in Baiern.

Zum Orte Mülhausen auf Seite 65 ist zu bemerken, daß ein Dorf dieses Namens im preußischen Regierungsbezirke Düsseldorf, im Kreise Kempen, liegt.

Bart zu Überlingen (auf Seite 66) heißt Aloysius mit Vornamen. Die auf der nämlichen Seite erwähnte Amalie Dippel wohnt wahrscheinlich zu Borcken, einer Ortschaft bei Johannisburg im preußischen Regierungsbezirke Gumbinnen.

Sebastian Küfer zu Bühren (auf Seite 67) ist wahrscheinlich ein Hannoveraner; denn in Hannover liegen vier Dörfer dieses Namens. Auf eben dieser Seite ist Pressath erwähnt, wo Anton Koppauner wohnt. Pressath ist eine kleine Stadt in der bairischen Oberpfalz.

Der auf Seite 68 erwähnte Ort Ausbach ist ein kurhessisches Dorf im Kreise Hersfeld. Der auf der nämlichen Seite erwähnte Eduard Lobedank ist ein Schweizer oder Franzose; denn sein Wohnort Dornach ist ein Dorf entweder im Kanton Solothurn oder im Elsaß. — Der Ort Kappelen, welcher auf Seite 68 erwähnt ist, muß vielleicht Kappeln heißen und meint ein Dorf bei St. Wendel. Das ebendaselbst vorkommende Dürmentingen, wo Walchner wohnt, ist ein Dorf im würtembergischen Oberamte Riedlingen.

Lengefeld (siehe zweite Anmerkung auf Seite 73) oder Längefeld ist eine zu der sächsischen Kreisdirektion gehörige Stadt, welche südöstlich von Zschopau liegt.

Der Ort Niederbruch (Seite 81, Zeile 2 von unten) ist entweder ein Dorf im preußischen Regierungsbezirke Aachen, oder ein Dorf im preußischen Regierungsbezirke Düsseldorf, oder auch ein Weiler bei Xanten im preußischen Kreise Mörs.

Der auf Seite 82 erwähnte Ort Emishofen liegt im Kanton Thurgau; folglich ist der Baron von Kuplin (Baron von Rüpplin?) ein Schweizer.

Ebenso liegt Schangrau, welches auf Seite 89, Zeile 20 von oben, erwähnt ist, in der Schweiz, nämlich im Kanton Bern.

Neuenmarkt (s. die Anmerkung auf Seite 94) ist entweder das gleichnamige Dorf bei Kulmbach in Oberbaiern, oder aber ein Dorf in Oesterreich unter der Enns.

Sipplingen (s. Seite 96) ist ein Dorf im badischen Seekreise.

Honau (s. Seite 97) heißen drei Dörfer, die in Würtemberg, Baden und Oesterreich liegen. Bergalingen, ebendaselst erwähnt, liegt im badischen Amte Säckingen. Biesendorf, welches der französische Text als in Preußen liegend angibt, gehört zum badischen Amte Engen, und Wagenhausen, wo ein gewisser Bügler wohnt, liegt im Schweizer Kanton Thurgau. Letztere Bemerkung gilt nicht bloß für Seite 97, sondern auch für Seite 132, wo ein gewisser G. Isler erwähnt ist.

Greifenhagen (zweite Anmerkung auf Seite 135) mit Wernsrode ist ein preußisches Dorf bei Mansfeld im Regierungsbezirke Merseburg.

Steinweg (Seite 137), der Wohnort des Grafen von Gräfenstein, liegt bei Regensburg in der bairischen Oberpfalz.

Trossen, nicht Trolsen, wie es im französischen Texte heißt (siehe Seite 140, Zeile 3 von oben), ist ein Dorf im Kreise Lötzen des preußischen Regierungsbezirks Gumbinnen.

Honsolgen (s. Seite 148) ist ein Dorf bei Kaufbeuern.

Lessen (s. Anmerkung auf Seite 157) oder Laszyn ist ein Städtchen im Kreise Graudenz des preußischen Regierungsbezirks Marienwerder.

Arzbach (s. Anmerkung auf Seite 158) ist sowohl ein Dorf im oberbairischen Landgericht Tölz, wie auch ein Dorf im nassauischen Amte Montabaur.

Der Ort Grossem (Seite 165, letzte Zeile) heißt wahrscheinlich Grossen und ist ein Dorf im Kreise Wohlau des preußischen Regierungsbezirks Breslau.

Zu Herlisheim (s. Anmerkung auf Seite 166) ist zu bemerken, daß ein Dorf, Namens Herlheim, im bairischen Bezirksamt Gerolzhofen in Unterfranken liegt.

Frauenbiburg (Seite 170) liegt in Niederbaiern im Bezirksamte Dingolfing.

Obenheim (Seite 171) liegt bei Schlestadt im Elsaß; Tonnenbuhr muß Tonnebuhr heißen und ist ein Dorf im Kreise Kammin des preußischen Regierungsbezirks Stettin. Das gleichfalls auf Seite 171 erwähnte Illighausen ist ein Schweizer Dorf und liegt im Konton Thurgau.

Lebbin (Seite 186, Zeile 2 von unten) ist ein Dorf im Kreise Usedom des preußischen Regierungsbezirks Stettin.

Herbede (Seite 194, Zeile 3 von unten), nämlich Ost- und West-Herbede, sind zwei Dörfer im Kreise Bochum des preußischen Regierungsbezirks Arnsberg.

Hossenberg (Seite 229, Zeile 4 von unten) ist vielleicht Hassenberg, ein Dorf im koburgischen Amte Neustadt an der Haide.

Perbangen (Seite 233, Zeile 4 von oben), nämlich Groß- und Klein-Perbangen, heißen zwei Orte im Kreise Ragnit des preußischen Regierungsbezirks Gumbinnen.

Kipsenberg (Seite 273) steht im französischen Texte falsch anstatt Kipfenberg, einem Flecken im Bezirksamte Eichstädt im bairischen Mittelfranken.

Wickerath oder Weckerath (Seite 277, letzte Zeile) ist ein Dorf im Kreise Malmedy des preußischen Regierungsbezirks Aachen.

Willeika (Seite 335, Zeile 15 von oben) steht im französischen Texte falsch anstatt Wilejka.

Rietzchell (Seite 355, Zeile 6 von unten) steht im französischen Texte falsch anstatt Rietzschell.

Die auf Seite 185 erwähnte Geschichte Napoleon's III. von Albert Mansfeld ist erschienen beim Buchhändler J. Scheible in Stuttgart.

Die auf Seite 214 erwähnte Kunsthandlung in Berlin heißt Karl Glück & Kompagnie, nicht aber, wie im französischen Texte angegeben ist, Karl Gluck & Komp.

Der Verfasser von der Geschichte der Jungfrau von Orleans (siehe Seite 263) heißt nicht, wie im französischen Texte angegeben ist, Dr. Enssel, sondern Dr. Eysell.

Der Verfasser von den beiden Büchern: „Preußisches Stadtrecht" und „Die Landgemeinden und Gutsherrschaften nach preußischem Recht" (Breslau 1865), heißt Ernst von Möller, nicht aber, wie wir zufolge dem französischen Texte auf Seite 302, Zeile 1, angeführt haben, Herr von Moller.

Der auf Seite 53 angeführte Ort Sluttenheim ist jedenfalls eine französische falsche Lesart und heißt wahrscheinlich Huttenheim, was ein im Elsaß (im Departement Niederrhein) liegendes Dorf ist.

Ein Dorf Groß = Behringen (siehe Seite 158) liegt bei Gotha in Sachsen-Koburg und ein anderes bei Arnstadt im Schwarzburgischen.

Der Familienname Fronune (Seite 214, Zeile 1) ist eine französische Verkauderwälschung des gewöhnlichen Namens Fromme. Der ebendaselbst stehende Name Gilltnausen heißt vielleicht Gilthausen.

Dörfer des Namens Struth (Seite 171) liegen 1) in Kurhessen im Schmalkaldischen; 2) im Kreise Mühlhausen des preußischen Regierungsbezirks Erfurt und 3) bei Saverne im Elsaß. — Bei Saverne liegt auch das auf Seite 159 erwähnte Zutzendorf.

Das auf Seite 52 erwähnte hannöverische Dorf Werder liegt in der hannöverischen Landdrostei Hildesheim.

Zwei Dörfer, Namens Neuweiler (s. Seite 66, Zeile 9 von oben), liegen in Würtemberg: das eine gehört zum Oberamte Böblingen, das andere zum Oberamte Calw.

Vorzüglich ist im französischen Texte bei Eigennamen gegen den Umlaut der Vokale verstoßen. So steht Munster anstatt Münster, Botticher statt Böttcher, Nordlingen statt Nördlingen, Buchler statt Büchler, Bruning statt Brüning, Kohler statt Köhler, Kraüter statt Krauter oder Kräuter, Kuster statt Küster, Kastner statt Kästner, Lutzow statt Lützow, Muhlbach statt Mühlbach, Ohlert statt Oehlert u. s. w. Da wir nicht, ohne vollständig sicher zu sein, eigenmächtig überall Aenderungen vornehmen konnten, machen wir einfach die Leser hierauf aufmerksam. Die französische Manie, deutsche Namen zu verkauderwälschen, rührt von ungründlicher Kenntniß des Deutschen und von Flüchtigkeit her und erschwert hier und da das richtige Verständniß, in-

sofern Orts- und Personennamen in Betracht kommen. Dem Verfasser gegenwärtiger Bearbeitung des Buches „L'Allemagne aux Tuileries" ist hierdurch eine nicht geringe Mühe entstanden.

In Bezug auf den Buchhändler G. *Ludw. Wallhaus* (s. oben S. 79) sei bemerkt, daß wir einen solchen nicht haben ermitteln können. Einen Ort Imosfeld gibt es sowohl in Kurhessen, wie überhaupt unseres Wissens nicht. Nur ein *H. Wallhaus*, Besitzer der „Rheinischen Buchhandlung" in Worms, kommt vor.

Eckerberg, welches sich auf Seite 121, Z. 7 von oben, erwähnt findet, ist, wie man uns freundlichst mitgetheilt hat, ein kleiner Ort bei Stettin in der preußischen Provinz Pommern. *Vick* ist dort Besitzer einer Wasser-Heilanstalt und die *Luzie Vick* steht jedenfalls zu ihm in nahem Verwandtschafts-Verhältniß. In Ritter's geographischem Lexikon ist Eckerberg nicht verzeichnet.

Elias Hirschmann, Postsekretär zu Würzburg und Sohn eines Augsburger Gymnasial-Lehrers, ist von uns vergessen worden. Er bettelt im Januar 1855 und dankt im folgenden April für 400 Franken. Am 22. März 1856 gratulirt er zur Lulu-Geburt. — *Kreis* in Baireuth bettelt im November 1853 und *Müller* zu Lichtenfels im bairischen Oberfranken den 10. Juni 1856.

Der auf Seite 99 erwähnte Komponist *Hugo Pierson* ist mittlerweile gestorben. Verschiedene andere Personen haben den Wohnsitz, von wo aus sie seiner Zeit an den französischen Kaiser geschrieben haben, inzwischen mit einem andern vertauscht: weßhalb immer genau auf das Datum zu achten ist.

Das an uns gestellte Ersuchen verschiedener Tuilerien-Klienten, ihre Namen zu verschweigen, haben wir nicht berücksichtigen können.

Namens- und Sachregister.

A.

B.

C.

D.

E.

F.

G.

H.

I.

J. (j.)

K.

L.

M.

Seite

R.

S.

Seite.

Seite

T.

U.

Z.

Druckfehler-Verzeichniß.

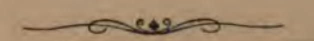
Seite 32 in der Kapitelüberschrift wolle man lesen: „Vom 2. Dezember 1851," statt: „Vom 2. September 1851."
„ 46, Zeile 15 v. o. fehlt am Ende des Löwenstein'schen Dankschreibens die Angabe: (1857.)
„ 57, Zeile 7 v. u., muß es heißen: Friedmann, statt Fredmann.
„ 59, „ 29 „ o., „ „ „ Elise Bachmann zu Leipzig.
„ 67, „ 6 „ o., „ „ „ Franziska Klein, statt Franz Klein.
„ 68, „ 3 „ o., „ „ „ Mallhaus, statt Wallhaus.
„ 74, „ 17 „ u., „ „ „ schickte er, statt schickte.
„ 77, „ 16 „ u., „ „ „ Brandl, statt Brandel.
„ 95, „ 13 „ u., „ „ „ A. von Hammerer, st. A. v. Hammer.
„ 95, „ 1 „ o., „ „ „ Forneiß, statt Formiß.
„ 96, „ 1 „ o., „ „ „ J. Hefl, statt J. Heel.
„ 97, „ 16 „ o., „ „ „ traurigen, statt trauriger.
„ 114, „ 9 „ u., „ „ „ remercier, statt remericer.
„ 121, „ 11 „ o., „ „ „ Landeshut, statt Landshut.
„ 123, „ 3 „ o., „ „ „ Pflicke, statt Pelicke.
„ 136, „ 1 „ o., „ „ „ Deegen, statt Dregen.
„ 139, „ 16 „ u., „ „ „ Napoleon I., statt Napolen I.
„ 142, „ 19 „ u., „ „ „ Aufenthalts, statt Aufentholts.
„ 147, „ 15 „ u., „ „ „ Hepperger, statt Hepperberger.
„ 154, „ 2 „ o., „ „ „ einige, statt einzige.
„ 154, „ 18 „ o., „ „ „ 1855, statt 1853.
„ 163, „ 7 „ u., „ „ „ un port, statt une port.
„ 175, „ 9 „ u., „ „ „ jetzten, statt jetzen.
„ 178, „ 9 „ u., „ „ „ Baron von Leuburg, statt v. Lauburg.
„ 178, „ 7 „ u., „ „ „ Ortlieb, statt Ortlier.
„ 183, „ 8 „ u., „ „ „ 1865, statt 1864.
„ 210, „ 10 „ o., „ „ „ Brenner, statt Bremer.
„ 211, „ 1 „ o., „ „ „ Fromme, statt Fronune.
„ 234, „ 8 „ o., „ „ „ Sittle, statt Sittl.
„ 267, „ 4 „ u., „ „ „ livre, statt livra.
„ 269, „ 21 „ o., „ „ „ ein, statt kein.
„ 271, „ 11 „ u., „ „ „ sie, statt dieselbe.
„ 275, „ 18 „ o., „ „ „ Reichstadt, statt Reichsstadt.
„ 288, „ 2 „ u., „ „ „ derselben, statt desselben.
„ 292, „ 14 „ o., „ „ „ Sebastiani, statt Sebastian.

Seite 323, Zeile 8 v. o., muß es heißen: Algerien, statt Aigerien.
„ 325, „ 19 „ o., „ „ „ Souveränitäten, statt Souveränetät
„ 327, „ 2 „ u., „ „ „ Thassilo, statt Thassilio.
„ 336, „ 26 „ o., „ „ „ λαϑή, statt λαδή.
„ 337, „ 17 „ u., „ „ „ 14. Januar 1855, statt 14. Januar
„ 340, „ 2 „ u., „ „ „ Calcrute, statt Calrute.
„ 352, „ 8 „ o., „ „ „ Rittler, statt Ritter.
„ 353, „ 13 „ o., „ „ „ Hepperger, statt Hepperberger.
„ 354, „ 13 „ u., „ „ „ Waltenberger, statt Waltenberg
„ 395, „ 16 „ o., „ „ „ Anton Bachmaier, statt An
Bachmann.
„ 401, „ 3 „ o., „ „ „ Mair, statt Maier.
„ 448, „ 3 „ u., „ „ „ Krüger'schem, statt Krüger'sch.
„ 462, „ 15 „ o., „ „ „ Caesfeld, statt Cansfeld.

Der alte und der neue Jesuitismus.

oder

Die Jesuiten und die Freimaurer.

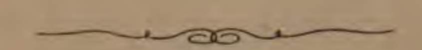


Eine Klostergefängniß-Arbeit

von

Bernhard Becker.

Vierte, verbesserte Ausgabe.



Braunschweig.
Druck und Verlag von W. Bracke jr.
1875.

Einleitung.

Der Jesuiten-Orden stammt aus der Zeit, in welcher das Mittelalter auf die Neige zu gehen anfing. Weil der Begriff Mittelalter, indem er ohne strenge Präzisirung nur die zwischen der alten und neuen in der Mitte liegende Zeit ausdrückt, ziemlich unbestimmt und folglich einer Verschiedenheit der Auffassung zugänglich ist, sei bemerkt, daß hier unter Mittelalter die Zeit des Bundes zwischen Adel und Geistlichkeit verstanden wird, die Zeit, in welcher die von der römisch-katholischen Kirche vertretene oder vorgeschützte christliche Religion die Gewalt des weltlichen Armes mit einem göttlichen Nimbus heiligte und der in Dienstbarkeit gehaltenen großen Masse des Volkes die Unterwürfigkeit, die Duldung, das Leiden als religiöse Lebensaufgabe eingeprägt wurde. Der Adel, mochte er sich nun zum Grafen- und Fürstenthum, zum König- und Kaiserthum erheben, mochte er als einfaches Ritterthum wuchern oder in der Zwittergestalt geistlicher Ritterorden erscheinen, theilte sich mit der Geistlichkeit in die Herrschaft über das ausgebeutete und bedrückte Volk. An der Spitze der Geistlichkeit stand ein von den obern Trägern der kirchlichen Gewalt erkürter Wahlfürst, der Papst, und ebenso stand — wenigstens im deutschen Reiche — an der Spitze des Adels ein Wahlfürst, der Kaiser, welcher bis ins elfte Jahrhundert von den sämmtlichen Adeligen, später aber, namentlich seit der goldenen Bulle des Jahres 1356, nur von den mächtigsten sieben (beziehentlich neun) deutschen Fürsten ernannt wurde. Gleichwie auf die Papstwahl der Kaiser Einfluß ausübte, ebenso trug ihrerseits die Kirche zur Kaiserwahl durch drei geistliche Kurfürsten bei. Wenn die Spitzen des Adels und der Geistlichkeit, Kaiser und Papst, auch zuweilen um den größeren Einfluß mit einander haderten, wurden sie doch dadurch, daß sie einander brauchten, immer wieder zusammengeführt. Indeß nicht denselben Grund, wie der Kaiser, zur Versöhnlichkeit mit dem Papste und der Kirchenherr-

schaft hatten die großen adeligen Landbesitzer, die sich sowohl vom Kaiser ganz unabhängig machen, als auch mit den im Bereiche ihrer Ländereien liegenden geistlichen Gütern bereichern wollten. Bei diesen fand, als die geeignete Zeit zur Beiseitesetzung aller Rücksichten gekommen schien, der Ruf nach Kirchenverbesserung Anklang, Beifall und Unterstützung. Sie standen nun, indem sie sich die Geistlichkeit ihrer Landesgebiete unterordneten und so die eigne Macht erhöhten, gegen Kaiser und Papst zugleich auf.

Die durch eine Menge Verhältnisse begünstigte große Krisis, in welcher sich die Abschwächung der kaiserlichen und päpstlichen Macht vollzog, ist unter dem Namen der Kirchen-Reformation bekannt. Papst und Kaiser hielten, wie ihr beiderseitiges Interesse sie anwies, im heftigen, langen und grausamen Kampfe um Macht und Herrschaft treu zusammen. Allein das deutsche Reich zerfiel und das heilige römische Kaiserthum hörte auf, an der Spitze der europäischen Christenheit zu stehen, gleichwie andererseits der Papst einen nicht geringen Theil der bisher besessenen Gewalt und Einkünfte einbüßte.

Innerhalb dieses Ringens entstand ums Jahr 1540 der Jesuiten-Orden. Derselbe hatte zum Zweck, nicht nur die römisch-katholische Kirche vor weiterem Verfall zu behüten, sondern ihr auch die verloren gegangene Macht zurückzuerwerben. Um aber dieß zu können, mußte er in der Kirche den allbestimmenden Einfluß erlangen und alle bisherigen Orden in den Schatten stellen. Die christliche Religion war ihm ein Vorwand für die Kirche, außer der es kein Heil geben konnte, die Kirche selbst aber diente ihm wieder zum Vorwand, um dahinter sein eignes Herrschergelüst zu verbergen. Im Grunde hatten alle bisherigen religiösen Orden zwar das Heil der christlichen Religion vorgeschützt und selbiges mit demjenigen der römisch-katholischen Kirche vermengt; allein keiner von ihnen hatte sich einen so weiten Rahmen gesteckt und sich einen so freien Spielraum für seine Thätigkeit vorbehalten. Namentlich war in keinem von ihnen der Gedanke des Herrschens so ausgeprägt gewesen und so unverblümt und bewußt hervorgetreten. Die Jesuiten theilten sich in geistliche und weltliche Brüder. Sie erschienen also nicht bloß in der jedem Auge erkenntlichen Ordenstracht, sondern nahmen jede Gestalt an, welche ihnen zur Erreichung ihres Zweckes förderlich schien. Demgemäß griffen sie auch zu jedem Mittel, wofern dasselbe im speziellen Falle zum Ziele führte. Den Gehorsam der Mitglieder gegen die Oberen des Ordens suchten sie durch Erziehung und Schulung so vollkommen als möglich zu machen und sie betrachteten sich als kriegführende Streiter der Kirche, als ecclesia militans, demzufolge sie sich eine strenge, auf militärischer Zucht beruhende Organisation gaben.

Indeß waren sie weit davon entfernt, in eigner Person, wie einst die Johanniter, Malteser oder Deutsch-Ritter, mit dem Schwerte zu kämpfen. Sie schoben vielmehr bei persönlicher Gefahr Andere, die sich von ihnen benutzen ließen, vor. Ihre Hauptwaffen waren Ränke, Schliche, Entstellungen und die Verdummung vermittelst der Glaubenssätze. Die Grausamkeit und Verfolgungssucht, die Gier nach Schätzen

und Ehren für den Orden gehörten zu ihren Haupttugenden. Weil sie aber einsahen, welches Ansehen und welchen Einfluß ein großes Wissen gibt, arbeiteten sich viele unter ihnen zu bedeutender Gelehrsamkeit empor. Diese Gelehrsamkeit benutzten sie jedoch, um die Wissenschaft zu fälschen und dieselbe für ihre Zwecke zu verkehren. Ihre schlimmen Streiche wurden von ihnen mit dem Firniß der Frömmigkeit überzogen.

Die Jesuiten brachten nichts Neues; sie erfanden Nichts. Sie standen vielmehr ganz auf dem Boden der römischen Hierarchie und wollten nur das hauptsächlichste Glied derselben sein. Die Schliche und Kniffe, welche sie übten, die Gräuel und Verfolgungen, welche sie anstifteten, fanden sie in der Kirche, wo selbige von verschmitzten Pfaffen Jahrhunderte lang gepflegt worden waren, schon vor. Sie zogen nur die Quintessenz aus dem vorhandenen geschichtlichen Material heraus, stellten die Eroberung der höchsten Macht in erste Linie und machten sich zu den edelsten geistlichen Kavalieren. Weil sie immer die Kirche und die christliche Religion vorschützten, mußte doch ihr General wenigstens äußerlich dem Papste untergeordnet bleiben, sodaß sie keine dauernde, keine unabhängige, keine selbständige allgebietende Macht für sich gründen konnten. Sie mußten somit für die Macht der Kirche, als deren Theil sie sich ausgaben, nicht nur zu arbeiten *scheinen*, sondern dieß bis zu einem gewissen Grade wirklich thun. Das verschmitzte Spiel hinter den Kulissen, welches ihre Stärke bildete, enthielt zugleich die größte Schwäche des Ordens, insofern derselbe nie zu einer offen anerkannten, vererbenden unabhängigen Macht gelangen konnte.

Was die Wirksamkeit des Jesuiten-Ordens anbetrifft, so sind die Angaben über dieselbe meistens übertrieben worden. Die Jesuiten haben gewiß gar vieles Unheil gestiftet, aber bei Weitem nicht Das ausführen können, was sie gewollt und gesollt. Ist es doch eine hirnverbrannte Idee, nur einen einzigen Augenblick sich der Annahme hinzugeben, daß vermittelst pfäffischer Ränke und Schliche, vermittelst einer Ordens-Verschwörung, der Gang der Weltgeschichte aufgehalten werden könnte! Die Jesuiten bilden eine krankhafte Erscheinung der Reformations-Zeit, ein soziales Geschwür, das bis auf die Gegenwart fortgeeitert hat. Ihre Mißerfolge übertreffen ihre Erfolge. Da sie auf einer längst überwundenen Zeit fußen, verlieren sie immer mehr Berührungspunkte mit der Gegenwart. Die Fortschritte der Wissenschaft entziehen ihnen täglich neuen Boden. Das Papstthum, statt zu erstarken, wird immer schwächer. Der Glaube an fromme Mährchen nimmt sichtlich ab. Die um sich greifende Industrie mit ihren materialistischen Grundlagen, sowie der unablässig sich vervollkommnende Weltverkehr entreißen die Volksmassen dem erträumten Himmelreiche. Die Verdummungsversuche der Jesuiten und ihre Herrschaftspläne lösen sich somit immer mehr in wahnwitzige, lächerliche Bemühungen auf.

So lange sich die Politik der monarchischen europäischen Staaten

sowie zum Festhalten des Besessenen vornehmlich bediente, so lange konnte der alte, in der Religion wurzelnde Jesuitismus bedeutsam und gefährlich erscheinen. Die religiöse Periode der Staatsmannskunst ist jedoch längst vorbei. Gegenwärtig schützen die Staatsleute, um die Völker zu regieren und zu unterjochen, die nationale Ehre, Größe, Würde, die nationalen Interessen vor, weil die christlich-religiöse Idee ihre Zugkraft verloren hat. Auch werden wir weiterhin sehen, daß der moderne Jesuitismus unserer Staatsmänner dem alten des christlichen, von Loyola gestifteten Ordens, weit überlegen ist.

Erstes Kapitel.

Die Gegenfüßler der Jesuiten.

Zwei Klassen Privilegirter sind es besonders gewesen, die dem alten Jesuitismus eine traurige Berühmtheit verschafft haben: die protestantische Geistlichkeit und der herrschende protestantische Adel. Noch mehr aber, als durch sie beide, ist seit den Zwanzigerjahren des vorigen Jahrhunderts der Jesuitismus durch den Freimaurer-Orden in Verruf gebracht worden.

Was die protestantische Geistlichkeit anbelangt, so liegt ihr Interesse, die Streiter der römisch-katholischen Kirche zu bekämpfen, auf der Hand. Für die weniger befähigten unter ihnen war es eine Brot-, für die mehr befähigten eine Machtfrage. Daß sie sich mit vorzüglichem Grimme gegen die Jesuiten in dieser Befehdung richten mußten, ist gleichfalls leicht verständlich. Denn die Jesuiten fügten ihnen den meisten Schaden zu. Selbige waren ihnen nicht nur häufig an Gelehrsamkeit und Spitzfindigkeit überlegen, sondern übertrafen sie auch meist an Menschenkenntniß, Erfahrungsklugheit und Lebensgewandtheit. Solche gefährliche Feinde mußten natürlich in den frommen Deklamationen, die sie vor ihren gläubigen Schafen hielten, auf das Aergste verschrieen werden. Ich erinnere mich noch aus meiner Kindheit, daß unter dem Landvolke meiner Heimath, eines ganz protestantischen Landstrichs, durch fromme Eiferer das alarmirende Gerücht verbreitet worden war, die Jesuiten hätten die Brunnen vergiftet. Ist einmal gegen eine im Verborgenen und mit Verschlagenheit wirkende Gesellschaft ein Vorurtheil ins Leben gerufen, so wächst dasselbe gleichsam von selbst fort, und die übertriebensten Gerüchte, so albern sie auch sein mögen, finden selbst in den Kreisen der gebildeten Welt Eingang und bereitwilligen Glauben. Das Geheime kommt der Menge unheimlich vor. Wo die Handlungen, ehe sie in ihren Resultaten zu Tage treten, nicht offen, wo die Grundsätze zweideutig und moralisch anfechtbar sind, da läßt sich, zumal wenn es sich um eine wohlorganisirte und wegen ihres unbedingten Gehorsams gegen die

tatorische Obere Fehlgriffen und Verirrungen ausgesetzte Gesellschaft handelt, alles Schlimme voraussetzen. In einer fanatischen Voreingenommenheit haben die protestantischen Eiferer fast ganz übersehen, daß es, so gut wie unter den protestantischen Geistlichen, auch unter den Jesuiten Männer aufrichtigen Wandels, d. h. beschränkte, folgsame Köpfe, gibt, und daß der feindliche Orden, dessen Blüthe in eine vergangene Zeit fällt, ebenfalls den Gesetzen der Geschichte unterworfen ist.

Der Kampf der protestantischen Geistlichen mit den Jesuiten war sonach ein Pfaffenkampf. Jede von beiden Parteien suchte das Volk auf ihre eigne Weise zu verdummen, trachtete der Gegenpartei den Vorrang abzugewinnen und verlästerte dieselbe auf die hämischste Weise. Anstatt der vom Christenthum vorgeschriebenen Feindesliebe waltete auf beiden Seiten der grimmigste Haß und die schändlichste Verfolgungssucht. Auch die protestantischen Geistlichen verfehmten die Andersgläubigen, übten Gewissenszwang aus, kerkerten sogenannte Gotteslästerer ein und verbrannten Ketzer mit Hülfe der weltlichen Obrigkeit. Sie hatten ihre Hexen-Prozesse und ihre Kirchenstrafen. Die protestantische Kirche war herrsch- und habgierig gleich der katholischen. Eine Menge Abgaben und Zinse, Gebühren und Steuern hatte sie aus dem Katholizismus mit herübergenommen, sie besaß Kirchengut und suchte sich namentlich, um gegen die Wechselfälle des Krieges, des Feuers und der Revolution gesichert zu sein, durch liegende Gründe zu decken. Sie maßte sich die Aufsicht über die Schulen an, verstand die Gesetzgebung zu beeinflussen und behauptete unter dem Titel der Trauung das Privilegium der geschlechtlichen Vereinigungen, die Brautsteuer oder das Recht des Schürzenzinses, des mittelalterlichen „Bunzengroschens". Arme Mädchen, die, ohne durch die Kirche in geschlechtliche Sklaverei gebunden zu sein, sich hatten beschwängern lassen, behandelte sie mit der boshaftesten Tücke und Härte. Die Gewissens- und Forschungsfreiheit, welche das Wesen der Reformation ausgemacht oder doch ihr ihre geistige Berechtigung gegeben hatten, suchte sie mit allen Mitteln zu vernichten. Sie hatte wieder ihren Ritus, ihre Sakramente, ihr Glaubensbekenntniß nebst der ewigen Verdammniß sogar ohne die mildernde Zwischenstufe des läuternden Fegefeuers. Ferner hatte sie ihre Rangstufen und Titulaturen, ihre privilegirte Tracht und das Vorrecht, auf der Kanzel zu predigen, ohne daß Jemand widersprechen durfte. Sie heiligte den ungerechten Krieg und fungirte, Gebete verrichtend, neben Henker und Scharfrichter bei der Hinrichtung. Sie lebte von der Unwissenheit der im blinden Glauben erzogenen Menge. Jeden Menschen innerhalb ihres Herrschaftsbereiches nahm sie gleich nach der Geburt in Beschlag und hielt ihn in ihren Krallen, bis er in die Erde gesenkt wurde. Selbst noch beim Begräbniß mußten an sie Abgaben entrichtet werden.

Jede Kirche, vorzüglich aber jede Staatskirche, ist jesuitisch; denn sie wirft sich zum Richter der „Gewissen" auf, ist der Wissenschaft und dem Kultur-Fortschritte feindlich und bildet einen Zu-

fluchtsort für viele heuchlerische Tagediebe und gleißnerische Inquisitoren. Darum ist es verfehlt, wenn die Demokratie nur die Trennung der Kirche vom Staate fordert. Damit es besser werde, muß sammt dem alten privilegirten Staate die Kirche ganz verschwinden! Die Schule aber muß nicht allein von der Kirche, sondern auch von dem in den Händen der Bevorrechteten befindlichen Staate befreit werden.

Die Geistlichen der protestantischen Kirche sind also, wenn sie geistliche Herrschaft, lukrative Stellung, mit dem Gemeinwohl im Widerspruch stehende Ehren und die Gefangenhaltung der menschlichen Vernunft erstreben, ebenfalls Jesuiten — aber Jesuiten einer besondern Färbung und eines besondern Schlages, die ihren Namen und Ursprung verläugnen. Gleich dem verschrieenen Orden schützen sie ebenfalls Himmlisches vor, um Irdisches zu erlangen. Jede Hierarchie ist Jesuitismus.

Im protestantischen Staate ist die geistliche Herrschaft der weltlichen untergeordnet worden. Der über weite Landstrecken gebietende, zum Fürstenthum aufgerückte große Adel hat die Reformation benutzt, um sich von dem mit der römisch-katholischen Kirche verbundenen Kaiser unabhängig zu machen. Während das dumme Volk das reine Evangelium, das unverfälschte Wort Gottes und die ewige Seligkeit zu erlangen glaubte, erlangte der große Adel eine Menge geistlicher Güter und die Landes-Souveränität. Es war natürlich, daß die römisch-katholischen geistlichen Oberen, unter ihnen aber vorzüglich die des Jesuiten-Ordens, die römisch-katholisch gebliebenen Höfe fortwährend anhetzten, um die protestantischen Obrigkeiten unter das kaiserlich-päpstliche Joch zurückzuzwingen und sie zur Herausgabe des verschluckten Kirchenguts zu nöthigen. Aus solchen Hetzereien entsprangen nicht nur Protestanten-Verfolgungen in katholischen Staaten und ihnen entsprechende Katholiken-Verfolgungen in protestantischen Ländern, sondern es wurde auch der dreißigjährige Krieg herbeigeführt, in welchem Deutschland gleichmäßig durch römisch-katholische und protestantische Heere verwüstet wurde. Während dieses gräulichen Kampfes, welcher den Zersetzungs-Prozeß des „Heiligen Römischen Reiches Deutscher Nation“ darstellt, verbündeten sich die protestantischen Fürsten mit den ausländischen Monarchen und brachten fremde Heere ins Land. Das Alles geschah zur größeren Ehre Gottes um der Erlangung oder Behauptung weltlicher Macht und Herrschaft willen. Wäre das deutsche Volk seit der Einführung des Christenthums nicht so tief in den gemüthlichen Unverstand christlicher Träumerei versunken gewesen, hätten solche fromme Schandthaten nicht geschehen können. Es wäre ganz einseitig, wollte man annehmen, daß lediglich die Hetzereien der Jesuiten den dreißigjährigen Krieg herbeigeführt hätten. Nein, derselbe war ein langvorbereiteter Kampf um politische Macht und soziale Herrschaft, in welchem die protestantische Empörung von der kaiserlich-päpstlichen Obrigkeit unterdrückt werden sollte. Die Religion bildete für beide Theile nur den Vorwand. Der dreißigjährige Krieg konnte nicht durch die Jesuiten aus dem Nichts hervorgezaubert werden. Er war das mehrhundertjährige

tatorische Obere Fehlgriffen und Verirrungen ausgesetzte Gesellschaft handelt, alles Schlimme voraussetzen. In einer fanatischen Voreingenommenheit haben die protestantischen Eiferer fast ganz übersehen, daß es, so gut wie unter den protestantischen Geistlichen, auch unter den Jesuiten Männer aufrichtigen Wandels, d. h. beschränkte, folgsame Köpfe, gibt, und daß der feindliche Orden, dessen Blüthe in eine vergangene Zeit fällt, ebenfalls den Gesetzen der Geschichte unterworfen ist.

Der Kampf der protestantischen Geistlichen mit den Jesuiten war sonach ein Pfaffenkampf. Jede von beiden Parteien suchte das Volk auf ihre eigne Weise zu verdummen, trachtete der Gegenpartei den Vorrang abzugewinnen und verlästerte dieselbe auf die hämischste Weise. Anstatt der vom Christenthum vorgeschriebenen Feindesliebe waltete auf beiden Seiten der grimmigste Haß und die schändlichste Verfolgungssucht. Auch die protestantischen Geistlichen verfehmten die Andersgläubigen, übten Gewissenszwang aus, kerkerten sogenannte Gotteslästerer ein und verbrannten Ketzer mit Hülfe der weltlichen Obrigkeit. Sie hatten ihre Hexen-Prozesse und ihre Kirchenstrafen. Die protestantische Kirche war herrsch- und habgierig gleich der katholischen. Eine Menge Abgaben und Zinse, Gebühren und Steuern hatte sie aus dem Katholizismus mit herübergenommen, sie besaß Kirchengut und suchte sich namentlich, um gegen die Wechselfälle des Krieges, des Feuers und der Revolution gesichert zu sein, durch liegende Gründe zu decken. Sie maßte sich die Aufsicht über die Schulen an, verstand die Gesetzgebung zu beeinflussen und behauptete unter dem Titel der Trauung das Privilegium der geschlechtlichen Vereinigungen, die Brautsteuer oder das Recht des Schürzenzinses, des mittelalterlichen „Bunzengroschens“. Arme Mädchen, die, ohne durch die Kirche in geschlechtliche Sklaverei gebunden zu sein, sich hatten beschwängern lassen, behandelte sie mit der boshaftesten Tücke und Härte. Die Gewissens- und Forschungsfreiheit, welche das Wesen der Reformation ausgemacht oder doch ihr ihre geistige Berechtigung gegeben hatten, suchte sie mit allen Mitteln zu vernichten. Sie hatte wieder ihren Ritus, ihre Sakramente, ihr Glaubensbekenntniß nebst der ewigen Verdammniß sogar ohne die mildernde Zwischenstufe des läuternden Fegefeuers. Ferner hatte sie ihre Rangstufen und Titulaturen, ihre privilegirte Tracht und das Vorrecht, auf der Kanzel zu predigen, ohne daß Jemand widersprechen durfte. Sie heiligte den ungerechten Krieg und fungirte, Gebete verrichtend, neben Henker und Scharfrichter bei der Hinrichtung. Sie lebte von der Unwissenheit der im blinden Glauben erzogenen Menge. Jeden Menschen innerhalb ihres Herrschaftsbereiches nahm sie gleich nach der Geburt in Beschlag und hielt ihn in ihren Krallen, bis er in die Erde gesenkt wurde. Selbst noch beim Begräbniß mußten an sie Abgaben entrichtet werden.

Jede Kirche, vorzüglich aber jede Staatskirche, ist jesuitisch; *denn* sie wirft sich zum Richter der „Gewissen“ auf, ist der Wissen*schaft* und dem Kultur-Fortschritte feindlich und bildet einen Zu-

fluchtsort für viele heuchlerische Tagediebe und gleißnerische Inquisitoren. Darum ist es verfehlt, wenn die Demokratie nur die Trennung der Kirche vom Staate fordert. Damit es besser werde, muß sammt dem alten privilegirten Staate die Kirche ganz verschwinden! Die Schule aber muß nicht allein von der Kirche, sondern auch von dem in den Händen der Bevorrechteten befindlichen Staate befreit werden.

Die Geistlichen der protestantischen Kirche sind also, wenn sie geistliche Herrschaft, lukrative Stellung, mit dem Gemeinwohl im Widerspruch stehende Ehren und die Gefangenhaltung der menschlichen Vernunft erstreben, ebenfalls Jesuiten — aber Jesuiten einer besondern Färbung und eines besondern Schlages, die ihren Namen und Ursprung verläugnen. Gleich dem verschrieenen Orden schützen sie ebenfalls Himmlisches vor, um Irdisches zu erlangen. Jede Hierarchie ist Jesuitismus.

Im protestantischen Staate ist die geistliche Herrschaft der weltlichen untergeordnet worden. Der über weite Landstrecken gebietende, zum Fürstenthum aufgerückte große Adel hat die Reformation benutzt, um sich von dem mit der römisch-katholischen Kirche verbundenen Kaiser unabhängig zu machen. Während das dumme Volk das reine Evangelium, das unverfälschte Wort Gottes und die ewige Seligkeit zu erlangen glaubte, erlangte der große Adel eine Menge geistlicher Güter und die Landes-Souveränität. Es war natürlich, daß die römisch-katholischen geistlichen Oberen, unter ihnen aber vorzüglich die des Jesuiten-Ordens, die römisch-katholisch gebliebenen Höfe fortwährend anhetzten, um die protestantischen Obrigkeiten unter das kaiserlich-päpstliche Joch zurückzuzwingen und sie zur Herausgabe des verschluckten Kirchenguts zu nöthigen. Aus solchen Hetzereien entsprangen nicht nur Protestanten-Verfolgungen in katholischen Staaten und ihnen entsprechende Katholiken-Verfolgungen in protestantischen Ländern, sondern es wurde auch der dreißigjährige Krieg herbeigeführt, in welchem Deutschland gleichmäßig durch römisch-katholische und protestantische Heere verwüstet wurde. Während dieses gräulichen Kampfes, welcher den Zersetzungs-Prozeß des „Heiligen Römischen Reiches Deutscher Nation" darstellt, verbündeten sich die protestantischen Fürsten mit den ausländischen Monarchen und brachten fremde Heere ins Land. Das Alles geschah zur größeren Ehre Gottes um der Erlangung oder Behauptung weltlicher Macht und Herrschaft willen. Wäre das deutsche Volk seit der Einführung des Christenthums nicht so tief in den gemüthlichen Unverstand christlicher Träumerei versunken gewesen, hätten solche fromme Schandthaten nicht geschehen können. Es wäre ganz einseitig, wollte man annehmen, daß lediglich die Hetzereien der Jesuiten den dreißigjährigen Krieg herbeigeführt hätten. Nein, derselbe war ein langvorbereiteter Kampf um politische Macht und soziale Herrschaft, in welchem die protestantische Empörung von der kaiserlich-päpstlichen Obrigkeit unterdrückt werden sollte. Die Religion bildete für beide Theile nur den Vorwand. Der dreißigjährige Krieg konnte nicht durch die Jesuiten aus

Resultat der deutschen Reichsgeschichte. Der große Adel hatte für sich im Bunde mit den nach Erblichkeit der Kaiserwürde trachtenden Habsburgern das Recht der Kaiserwahl an sich gerissen, die auf Einführung der Republik abzielenden Städtebünde waren vom verbündeten Adel niedergeworfen und auch die nach Verbesserung ihrer Klassenlage und nach Reichseinheit strebenden Bauern gründlich besiegt worden. Alle diese Kämpfe hatte der das Landesfürstenthum besitzende große Adel siegreich bestanden. Nach jedem Siege über das Stadt- und Landvolk war er mächtiger geworden. In der Reformationszeit wurde zum ersten Male dem Kaiser eine Wahl-Kapitulation vorgelegt. Der erste kapitulirende Kaiser war Karl V., dessen Gesandter die Bedingungen der Fürsten am 3. Juli 1519 annahm. Von jetzt ab mußte jeder der folgenden Kaiser, wenn er gewählt sein wollte, sich zu Zugeständnissen an die ihn wählenden Fürsten verstehen. Zudem mußte im Jahre 1555 der Kaiser den lutherischen Ständen einen besonderen Religionsfrieden bewilligen, wodurch die auf die Religion sich stützende Empörung des protestantischen Adels eine staatsrechtliche Sanktion erhielt. Durch den westphälischen Frieden wurden auch die Reformirten in den staatsrechtlichen Schutz eingeschlossen und der Besitzstand, um den sich der ganze Religionsstreit im Grunde —, wenigstens insoweit die herrschende Klasse dabei in Frage kam — drehte, so als rechtsbeständig angenommen, wie er am 1. Januar 1624 gewesen war. Die aus der Reformation Vortheil ziehende herschende Klasse hatte ganz jesuitisch gehandelt. Sie hatte die geistliche Rebellion des Volkes begünstigt und benutzt, um ihrerseits die weltliche Revolution durchzuführen. Das Volk war von ihr mit den Luftgebilden des reinen Wortes Gottes abgespeist worden, während sie die substantiellen Vortheile für sich in Sicherheit gebracht hatte.

Mit dem dreißigjährigen Kriege ging für Deutschland die Periode zu Ende, in welcher der hohen Politik der Staaten in ihrem Verhältniß zu einander die Religion als Motiv gedient hatte. Nach dem westphälischen Frieden wurden die Religionsfragen auf den Reichstagen nicht mehr durch Mehrheit der Stimmen entschieden. Die erkämpfte Gleichberechtigung der protestantischen (lutherischen und reformirten) Bekenntnisse hatte die Zaubermacht der religiösen Vorwände lahm gelegt. Bei Reichskriegen wurde nun die Reichs-Generalität von beiden „Religionen“ (d. h. vom römisch-katholischen und vom evangelisch-lutherisch-reformirten Bekenntnisse) zu gleicher Anzahl bestellt. Hiermit war den alten Jesuiten, die den weltlichen Arm zu benutzen pflegten, die Haupthandhabe für Anzettelung von Religionskriegen genommen. Hinfort mußten sie sich mit untergeordneten Streichen begnügen. So gelang es ihnen noch im Jahre 1727, den Salzburger Erzbischof von Firmian zur Ausrottung des Protestantismus in seinem Herzogthume anzuhetzen: worauf jedoch 26,000 Bauern durch die Vermittelung des Reiches die Auswanderung nach Holland, Preußen nnd Amerika gestattet wurde. Durch die Protestanten-Verfolgungen, welche die Jesuiten in Frankreich anstifteten, brachten sie gegen eine Million gewerbfleißige Emigranten nach Deutschland, England

und anderen Ländern und führten, freilich ohne es zu wollen, eine in ihren Folgen sehr wohlthätige Völkermischung herbei*).

Den Deutschen waren unter dem Einflusse des mittelalterlichen Kaiserreiches die Köpfe dergestalt religiös verschroben worden, daß ihre gemüthvolle Hirnkrankheit nur durch die schreckliche Krisis des dreißigjährigen Krieges sich hatte austoben können. In so hohem Grade war durch das Kaiserreich — den Bund zwischen dem Adel und dem Pfaffenthume — dem deutschen Volke das gesunde Denken und die Selbständigkeit benommen worden, daß es darauf ganz dem hohen Adel, der sich die Pfaffen unterthan gemacht hatte, zur Beute fiel. Nachdem die Religion in der Politik den Vorwand herzugeben aufgehört hatte, trat zunächst an ihre Stelle das fürstliche Erbrecht als Prätext für Kriege, wie unter andern aus dem spanischen Erbfolgekriege, den schlesischen Kriegen und dem bairischen Kartoffelkriege erhellt, bis endlich durch den Einfluß der französischen ersten Revolution sich für die deutsche Staatenpolitik — durch den Befreiungskrieg von 1813 und den schleswig-holsteinischen Krieg von 1848 — die Nationalitäts-Idee als Kriegsvorwand allmählich Bahn brach.

Hatte aber auch die Religion in der äußern Politik aufgehört, als bestimmendes Motiv vorgeschoben zu werden, blieb sie doch als vorzügliches Herrschmittel in der inneren Politik. Den Unterthanen gegenüber leiteten die Fürsten, gleich als ob nicht aus der Geschichte die Mittel und Wege, durch welche sie zu Besitz, Macht und Würde gelangt, ersichtlich wären, ihren Ursprung „von Gottes Gnaden" her. Die protestantischen Fürsten waren durch die Reformation zu obersten Bischöfen ihrer Landeskirchen geworden. In der Annahme, daß sie über die Unterthanen, wenn diese nicht unter der Zuchtruthe der Landeskirche gehalten würden, nicht regieren könnten, machten sie die Volksschulen zu Religions-Anstalten, verfolgten die Freidenker, engten die in der Reformation erstrittene Gewissensfreiheit in den

---

*) In Dr. Hermann Adalbert Daniel's Handbuch der Geographie, III. Theil, Deutschland, heißt es auf Seite 729:

„A. v. Sternberg in den „„Erinnerungen"" stellt den überraschenden Satz auf: „„Berlin ist nur durch die Juden Das, was es ist"" .... Gewiß ist das Judenthum ein sehr wichtiger Zug in der Physiognomie von Berlin, aber demselben einen wesentlichen Einfluß auf den Volkscharakter zuzuschreiben, sind wir nicht im Stande. Auch treten solche jüdische Lineamente doch besonders erst in dem letzen Drittel des verwichenen Jahrhunderts hervor: der berlinische Charakter ist älter. Wenn nun auf der anderen Seite Schilderungen aus der Zeit des dreißigjährigen Krieges wesentliche Züge des jetzigen Berliners vermissen lassen, so müssen bestimmende und Epoche machende Einflüsse in der Zeit von 1650 bis etwa 1720 Statt gehabt haben. Und deßhalb stimmen wir W. Menzel in seiner deutschen Geschichte zu. Franzosen mischten sich mit den Berlinern und brachten in den Charakter derselben, „„was man sprüchwörtlich das Pfiffige und Windige der Berliner nennt."" Wir fügen die geistige Regsamkeit und Beweglichkeit billiger Weise hinzu. Wenn wir uns daran erinnern, daß Berlin 1685 noch nicht 20,000 Einwohner zählte, daß sich Tausende von eingewanderten Franzosen zwischen ihnen niederließen, so kann es uns nicht auffallen, daß die französische Kolonie einerseits allmählich deutsch wurde, ebensowenig aber, wenn der Grundstock der Stadtbevölkerung geistige Eigenthümlichkeiten der Fremden in sich aufnahm und eigenthümlich verarbeitete." — *Aehnliches gilt* für das Magdeburgische und verschiedene Striche Frankens.

Glaubenszwang des lutherischen und reformirten Glaubensbekenntnisses ein, erließen Gesetze gegen Gotteslästerung, Religionsschmähung und Ritus-Verspottung, ergriffen Maßregeln gegen die freie wissenschaftliche Forschung und verwandelten die Universitäten in Erziehungsanstalten für Staatsdiener. In den Kirchen ließen sie durch die Geistlichen jeden Sonntag für sich beten. Sonst benutzten sie die Religion, um sich von jedem zum Manne herangewachsenen Unterthanen den Huldigungseid schwören zu lassen. Die Staatsleute behaupteten, daß ein schlechter Christ auch ein schlechter Unterthan sein müsse. Kurzum, im protestantischen Staate, sogut wie im katholischen, heiligte der Zweck das Mittel. Hierzu kam, daß protestantische Fürsten sofort katholisch wurden und lutherische zur reformirten Kirche übertraten, wenn ein solcher Religionswechsel ihnen Ländererwerb zu verschaffen versprach. Ich will nur auf die sächsische und preußische Regentengeschichte mit dieser kurzen Bemerkung hindeuten.

Verfuhren die Regierenden aber auch selbst jesuitisch, blieben ihnen doch die alten Jesuiten verhaßt, zumal da dieselben, wie z. B. der Jesuit Mariana, die Lehre des Tyrannenmords und des Revolutionsrechts der Völker gegen Bedrückung verkündeten. Die That eines Ravaillac blieb den Zwingherren in frischem Andenken. Als es im vorigen Jahrhundert an den Höfen Mode geworden war, über die Religionen zu spotten, wurde zwar der alte Jesuiten-Orden in vielen europäischen Ländern aufgehoben; allein die Jesuiten fanden eine Zuflucht in nichtkatholischen Ländern, namentlich in Preußen unter dem sogenannten „großen“ Könige Friedrich II., und im griechisch-katholischen Rußland. Endlich sahen die Regierenden allseitig ein, daß die Jesuiten durch Anfachung von Religions-Streitigkeiten den Glaubenseifer belebten und daher auch den protestantischen Fürsten nützlich waren. Die Jesuiten wurden daher bald überall wieder willkommen geheißen. Besonders beuteten dieselben die Erscheinungen des Illuminaten-Ordens und der ersten französischen Revolution aus, um ihre Nothwendigkeit zu beweisen. Wäre durch die philosophischen Wissenschaften das Volk aufgeklärt und vom Christenthume befreit worden, würde auch bald die Herrschaft der Fürsten zu Ende gewesen sein. Durch die wissenschaftliche Ausrottung des christlichen Glaubens wären allerdings die römisch-katholischen Jesuiten auf ganz sichere Art um allen Einfluß gebracht worden; allein in solchem Falle wären auch die protestantischen Jesuiten um ihre ganze Macht gekommen. Seit dem Untergange der ersten französichen Republik datirt der stillschweigende Bund zwischen den katholischen und protestantischen Jesuiten. Die nunmehrige Feindschaft zwischen ihnen ist erheuchelt; denn sie brauchen einander. Vorzüglich wiederum in der Reaktions-Periode nach dem Jahre 1848 trat dieser fromme Bund zwischen den katholischen und protestantischen Jesuiten unverblümt hervor, indem erstere selbst im protestantischen Preußen frei herumziehen und ganz offen Missionspredigten halten durften. Die protestantischen Pfaffen der „Inneren Mission“ und die sonstigen Pietisten der preußischen Landeskirche wetteiferten jetzt mit den alten Jesuiten. Da aber die einen

den anderen durch den Gegensatz des Glaubensgezänkes zu andächtigen Zuhörern verhalfen, mußte man im protestantischen Lande, damit die jesuitische Dienstleistung vor sich gehen konnte, auf den Jesuiten-Orden noch schimpfen und in der heftigen Befeindung desselben scheinbar unausgesetzt fortfahren. Auf das ähnliche Bismarck'sche Marionetten-Spiel im preußischen Kasperle-Theater werden wir weiter unten zu sprechen kommen.

Wir gehen jetzt auf die Freimaurer über. Selbige gelten in römisch-katholischen Gegenden als die erbittertsten Feinde des Jesuiten-Ordens. Gleich dem Jesuiten-Orden bildet der Freimaurer-Orden einen geheimen Bund und fordert von seinen Mitgliedern den unbedingten Gehorsam der Verschwiegenheit. Während man die geistlichen Mitglieder des Jesuiten-Ordens immer noch an ihrer Ordens-Tracht erkennen kann und nur die weltlichen dem profanen Auge verborgen bleiben, entzieht der Freimaurer-Orden sich der Oeffentlichkeit in allen seinen Graden. Indeß weiß man aus Ländern, wo in Folge der politischen Entwickelung mehr Oeffentlichkeit, als in Deutschland, vorhanden ist, daß dort sich rückschrittliche und fortschrittliche, aristokratische und demokratische, monarchische und republikanische, kapitalistisch-monopolistische und sozialistische Logen gegenüberstehen.

„Die Freimaurer-Gesellschaft", heißt es im Wörterbuche der französischen Akademie, ist „eine geheime Verbindung, welche einen sinnbildlichen Gebrauch macht von den üblichen Arbeits-Instrumenten des Baumeisters und Maurers, und deren Mitglieder sich an Orten, welche Logen genannt werden, vereinigen . . . . Der Ursprung der Freimaurer ist sehr ungewiß."

Auch sind hin und wieder dicke Bücher über die Freimaurerei erschienen, so z. B. in Paris die „Malerische Geschichte der Freimaurerei" mit Abbildungen, worin jedoch auf lächerliche Weise, weil ganz phantastisch, die Freimaurerei, anstatt sich als eine vernünftige Geschichte darzustellen, in fabelhafte Zeit zurückgeführt wird, indem offenbar das Bestreben vorwaltet, der Geheimnißkrämerei durch das geschichtliche Dunkel des freimaurerischen Ursprungs einen altehrwürdigen Anstrich und Beigeschmack zu geben. Aus anderen Schriften erfahren wir, daß in den meisten europäischen Ländern, z. B. in Schweden, England und Deutschland, in welch' letzterem Lande das englische oder schottische „System" vorherrschend ist, die Freimaurerei dem Königthum dient. Ein bedeutendes Verdienst, zur Aufhellung der freimaurerischen Geheimnißkrämerei beigetragen zu haben, gebührt dem einstigen Göttinger Philosophen Chr. F. Krause, welcher die Freimaurerei im Sinne des Fortschritts reformiren wollte, aber wegen der Veröffentlichung der Geschichte und des Formelkrames jener Verbindung bis an seinen Tod verfolgt wurde.

Aller Wahrscheinlichkeit nach stammt die Freimaurerei aus der Zeit der englischen Restauration her; denn die Mythe vom erschlagenen König Hiram deutet auf den Kampf der Anhänger der Kronprätendenten

denten nach dem Falle von Cromwell's Republik*). Sie hängt also mit der Besetzung des englischen Thrones durch das Haus Braunschweig zusammen und verpflanzte sich in Folge dieser Besetzung von England nach Deutschland auf sehr erklärliche Weise Weil sie jedoch hier zunächst ganz objektlos war, beschäftigte sie sich das vorige Jahrhundert hindurch in Deutschland mit vergeblichen Versuchen, Gold zu machen, oder auch durch die Auffindung des Steines der Weisen ein Mittel gegen das Sterben zu erhalten, oder mit Geisterbeschwörungen und mit vielen andern Narretheien. Alle diese Dinge sprechen dafür, daß die Freimaurerei zu Anfang des vorigen Jahrhunderts entstanden ist. Aus eben diesem Grunde der Objektlosigkeit und um ihr einen vernünftigen Zweck unterzulegen, gründete kurz vor der französischen Revolution der Professor Weishaupt den Illuminaten-Orden, dessen Mitglieder sich der höchsten Staatsämter zu bemächtigen strebten und in dessen höchstem Grade als das kostbarste Geheimniß die Gleichheit aller Menschen und die Abschaffung des erblichen Eigenthums gelehrt wurde. Als die Illuminaten schon gute Fortschritte gemacht hatten, wurde ihr Bund entdeckt und als staatsgefährlich verfolgt. Die übrigen deutschen Freimaurer, die unterdessen immer noch nach dem Steine der Weisen suchten und unter denen sich eine Menge Schwindler herumtrieben, erkannten die Illuminaten nicht als zu ihnen gehörig an und blieben gehorsame Unterthanen. Nachdem der preußische König Friedrich II. aus Neugierde zu Braunschweig in dem nunmehr weggerissenen alten Logengebäude, welches in der Breitenstraße stand, sich in den Orden hatte aufnehmen lassen, blieb er schon nach Kurzem von dem Besuche der Loge wieder weg, weil er sah, daß Nichts hinter der Geheimnißkrämerei stak. Doch ist in dem Eintritt Friedrich II. in die Braunschweiger Loge der Anfang zu der Verbindung der deutschen Freimaurerei mit dem preußischen Königshause zu suchen. Nach schottischem Ritus gilt das in England übliche Erbrecht insofern, als immer der älteste Sohn oder nächste Erbe eines Mitgliedes wieder Freimaurer wird. Daher erbte die Freimaurerei in der preußischen Königsfamilie fort. Die Freimaurer waren es, die 1848 den Republikanern entgegenarbeiteten, indem sie unter der Führung Gagern's den König von Preußen zum Erbkaiser von Deutschland zu machen suchten. Die Republikaner wurden aus den Logen ausgeschlossen. Der Prinz von Preußen, der Protektor der preußischen Landeslogen, war es, der gegen den Reichsverfassungs-Aufstand zu Felde zog und in Baden standrechtete, aber auch den ihn im Voraus als Kaiser begrüßenden Apostaten Professor Kinkel, der später aus dem Zuchthause zu Spandau befreit wurde, als Bruder Freimaurer am Leben ließ**). Auf dem von Friedrich II. gegründeten Lustschlosse Sanssouci

---

*) Das Wörtchen „frei", welches Epitheton dem Namen „Maurerei" vorgesetzt ist, scheint ein wichtiger Fingerzeig für die Vermuthung, daß die Entstehung der Freimaurerei in eine Zeit fällt, wo schon die sogenannten „liberalen" Ideen Platz gegriffen hatten.

**) Arnold Ruge, als ihm noch nicht die Zähne ausgefallen waren, nannte

zu Potsdam erhebt sich am östlichen Eingange ein Triumphbogen mit der ungrammatikalischen Inschrift:

> „Dem Führer und Kriegern welche den Aufruhr in der Rheinpfalz und in Baden 1849 besiegten“.

Obschon und gerade weil die Freimaurer Deutschlands vorgeben, keine Politik zu treiben, bilden sie in Deutschland die preußische Kaiserpartei. Sie sind die schleichenden Reaktionäre, welche im außerpreußischen Deutschland, besonders im deutschen Süden, für das Haus Hohenzollern preußische Propaganda machen. Im Jahre 1848 hatten sie sich in Oesterreich eingeführt, wurden aber wieder ausgemerzt. Als ihnen nach dem Kriege von 1866 Ungarn geöffnet worden war, schlichen sie sich auch in Zisleithanien ein. Doch wir wollen nicht ohne Weiteres die Freimaurer als Propagandisten preußischer Herrschaft hinstellen. Zudem werden wir im Folgenden, um der Polizei keinen Anlaß zur Konfiskation gegenwärtiger Schrift zu bieten, den nunmehrigen Kaiser Wilhelm von Hohenzollern ganz aus dem Spiele lassen und ihn nur noch an wenigen Stellen erwähnen, wo wir diese Erwähnung aus historischen Gründen nicht gut vermeiden können. Wo also der frühere Prinz von Preußen, der spätere Prinz-Regent, König von Preußen und Kaiser von Deutschland Wilhelm I., nicht ausdrücklich, wie nur noch an fünf Stellen geschieht, von uns im Folgenden erwähnt werden wird, wolle der Leser annehmen, daß wir ihn mit der Freimaurerei als gar nicht in Verbindung stehend gedacht haben und daß wir ihn also keineswegs verantwortlich halten für Das, was die deutschen Freimaurer thun und treiben, oder was sie überhaupt im Entferntesten angeht. Indem wir uns auf diese Weise gegen etwaige staatsanwaltliche Mißverständnisse von Vornherein aufs Nachdrücklichste verwahren, setzen wir voraus, daß die Freimaurer, wenn sie für das preußische Kaiserthum die Wege gebahnt haben oder noch bahnen, vielleicht ganz ohne Vorwissen, Anordnung, Verabredung oder Zustimmung des nunmehrigen Kaisers Wilhelm I. gehandelt haben. Aber wir werden auch, wie schon gesagt, nicht ohne Weiteres die Freimaurer als Propagandisten preußischer Herrschaft darstellen. Wir wollen vielmehr zuvörderst die Behauptung der deutschen Freimaurer als erwiesen voraussetzen, wonach sie vorgeben, daß sie die wahre Mensch-

---

deßhalb seinen Miterilirten Gottfried Kinkel den „Spion des Prinzen von Preußen“. — Ruge schrieb darauf die „Loge des Humanismus“, gerieth aber gelegentlich des Nationalitäten-Schwindels selber 1866 völlig ins preußische Fahrwasser, wie er denn schon 1861 sich in seiner Broschüre: „Was wir brauchen?“ einen unverbesserlichen Preußen nannte. — Gottfried Kinkel hat die Worte, in denen er im Voraus den Prinzen von Preußen vor dem Kriegsgerichte als Kaiser von Deutschland hochleben ließ, selbst berichtet in dem von ihm zu London gegründeten „Deutschen Wochenblatt Hermann“. — Dagegen fielen als standrechtlich erschossene Helden der republikanischen Sache: Adolph v. Trützschler, Max Dortu, Karl Höfer, Böhning, Valentin Streuber, Andreas Cunis, Gebhard Kromer, Elsenhans, Näff u. s. w. u. s. w. — Während der am Leben gelassene süßliche, waschlappige Gottfried Kinkel rief: „Es lebe der Kaiser!“, starben diese Helden mit dem Rufe: „Es lebe die Republik!“

lichkeit fördern und daß sie, indem sie sich von der Politik fern halten, überall gute Unterthanen oder Staatsbürger sind.

Wenn nun die Freimaurer, indem sie ihrem Orden alle berühmten alten Geheimbünde vindiziren, ihren Ursprung sich im Dunkel der Vorzeit verlieren zu lassen bemüht sind, und wenn sie demgemäß die mittelalterlichen rheinischen Maurerbünde, den Orden der Tempelherren, die eleusinischen Geheimnisse der alten Griechen, den Bau des Tempels Salomonis bei den alten Juden und den Geheimbund der alten ägyptischen Priester auf romantische Weise — mit Einschluß der beiden Religionsstifter Jesus und Moses — in die Geschichte ihrer Gesellschaft einbeziehen: so möchten wir sie fragen : ob der angebliche Zweck des Freimaurer-Ordens, nämlich die Förderung wahrer Menschlichkeit, auch schon in allen den erwähnten Geheimbünden zu finden gewesen sei, oder ob derselbe vielleicht erst ganz neuen Ursprungs ist? Würde dieser Zweck nicht bei den alten Geheimbünden klar und unumstößlich nachzuweisen sein, so würde die Kontinuität zwischen diesen und den Freimaurern von selbst wegfallen. Ist aber der angebliche Zweck erst neueren Ursprungs, so möchten wir wissen, ob die Freimaurer als solche seit ihrem Auftauchen in der ersten Hälfte des vorigen Jahrhunderts immer denselben verfolgt und gekannt haben, und wenn nicht: in welchem Jahre der christlichen Zeitrechnung dieser Zweck zuerst für die Freimaurer aufgestellt und von ihnen allseitig anerkannt worden ist?

Uns wenigstens will bedünken, daß die Freimaurer nicht die „wahre“ Menschlichkeit förderten, als sie Gold zu machen suchten und Geisterbannerei trieben. Der Freimaurer Schröder, welcher sich im vorigen Jahrhunderte im Leipziger Rosenthale erschoß, scheint sich eben so wenig mit „wahrer“ Menschlichkeit befaßt zu haben, wie jener Pariser Bruder, der, um den Stein der Weisen zu erzeugen, sich kurz vor der ersten französischen Revolution zweimal mehrere Wochen lang ohne alle Nahrung und Kleidung in die Loge einschließen ließ, indem er — das Obere und Untere mit dem Mittlen verbindend — seinen eignen Urin trank. Oder förderte etwa Cagliostro sammt den Magnetismus-Wunderthätern die „wahre“ Menschlichkeit? Wurde sie wohl durch den Freimaurer Napoleon Bonaparte befördert, der erklärte, daß die von ihm hingeschlachteten Menschen nur Kröten wären, der aber zahlreiche Feld-Logen errichtet hatte? Ja, als der Prinz von Preußen 1849 in Baden die Reichsverfassungskämpfer niederwarf und die hervorragenden gefangenen Demokraten, die keine Freimaurer waren und zu Preußen in keinem bindenden Verhältniß standen, standrechtlich erschießen ließ: förderte er da wohl „wahre“ Menschlichkeit?

Allons donc! Geht uns doch mit eurem Firlefanz! Ihr mögt euch meist unter- und miteinander fördern, aber weder die Menschlichkeit, noch die Menschheit geht in den engen Rahmen eurer geheimen Verbindung!

Wäre es aber wahr, daß die Freimaurer die Menschlichkeit förderten, so müßte man sich wundern, daß sie trotz vielhundertjähriger *redlicher* Anstrengungen so wenig erreicht hätten. Sie nehmen im

Staate die einflußreichsten und lohnendsten Aemter ein, die reichsten Leute gehören zu ihnen, sie zählen in ihrem Orden viele Barone, Grafen, Fürsten, Herzöge, ja es sind Könige und Kaiser unter ihnen: — gleichwohl herrscht unter ihrem Einflusse politische Bedrückung und soziales Elend. Was noch mehr, sie verfolgen Diejenigen, welche die politische Bedrückung und das soziale Elend abschaffen wollen.

Die Wahrheit ist, daß die Gleichheit und Bruderschaft nur bei ihnen in der Loge gilt. Selbst die niederen unter ihnen werden außerhalb der Loge von den mächtigen, reichen und angesehenen häufig hochmüthig behandelt.

Im Ganzen jedoch wird von ihnen Jeder, der ein Bruder Freimaurer ist, vor den übrigen Menschen bevorzugt. Bewerben sich um eine Stelle, die ein Freimaurer zu vergeben hat, verschiedene Aspiranten, unter denen es einen Freimaurer gibt, so gilt die Maxime, daß der Freimaurer die Stelle erhält und seine Mitbewerber leer ausgehen müssen. Die Unbrüderlichkeit, die Ungleichheit, welche in solchem Falle beobachtet wird, ist ein offener Verstoß gegen die Menschlichkeit. Schon dergleichen Verstöße allein können als Beweise für die Gemeinschädlichkeit der Freimaurer gelten.

Bei Wahlen stimmen und agitiren die Freimaurer für den Kandidaten, der zu ihrem Orden gehört, ausgenommen in Fällen, wo derselbe sich etwa auf ein politisch oder sozial radikales Programm verpflichtet hat. So wurde bei den Wahlen für die konstituirende Versammlung des Norddeutschen Bundes 1867 dem Leipziger Kandidaten Ludwig Würkert von den Leipziger Logenbrüdern die Unterstützung verweigert, weil derselbe sich auf das sozial-demokratische Programm verpflichtet hatte.

Wird eine neue Stelle, eine neue Institution geschaffen, suchen dieselbe, wofern sie einigermaßen wichtig und lohnend ist, die Freimaurer durch einen der Ihrigen zu besetzen. Aehnlich verfahren sie in allen Vorkommnissen des politischen, religiösen und sozialen Lebens. Ueberall suchen sie ihren Einfluß zu erweitern und maßgebend zu machen. Namentlich zählen sie unter den Staatsbeamten viele Mitglieder mit einträglichen und wichtigen Aemtern. Will ein ehrgeiziger junger Beamter Carriere machen, muß er unter die Freimaurer treten. Vorzüglich ist dieß im preußischen Kaiserreiche der Fall, welches als eine Schöpfung der Freimaurer anzusehen ist.

Der Geheimbund verfolgt sein Sonder-Interesse. Das Gemeinwohl der Menschheit stimmt nicht mit dem Sondervortheile des Geheimbundes. Im Gegentheil stehen beide einander gegenüber, und die Freimaurer bilden nur Schmarotzer der menschlichen Gesellschaft. Zu den Freimaurern gehören eine Menge unreiner Elemente: Wucherer und Ausbeuter, herzlose Unterdrücker und frömmelnde Tyrannen. Eine gute Anzahl Menschenschlächter, Eroberer und Kriegsungeheuer sind Ordensbrüder gewesen.

Freilich, die Freimaurer geben vor, daß sie sich nicht um Politik bekümmern und daß sie immer gute Unterthanen sind. Bei ihren Festen gehört der erste Toast dem Souverän des Landes. Wäre indeß

auch diese Loyalität und angebliche Neutralität aufrichtig gemeint, so würde der Geheimbund nichtsdestoweniger unter die politischen Parteien zu rechnen sein. Ein so zahl- und einflußreicher Geheimbund, wie der der Freimaurer, könnte in unserer bewegten Zeit sich nicht der Politik entziehen. Er bildete demnach eine konservative, träge, reaktionäre Partei. Die Neutralität allein würde ihm innerhalb des allgemeinen Kampfes einen politischen Platz anweisen. Würde er aber seinen Einfluß auf das rein soziale Gebiet beschränken, so wäre er dessenungeachtet politisch, da die sozialen Verhältnisse die Grundlage des politischen Lebens ausmachen.

In bewegten Zeiten, wie die Gegenwart, ist alles Neutrale reaktionär, weil hemmend und durch seine träge Masse Widerstand leistend. Die Bewegungspartei ruft den „neutralen" Freimaurern zu:

> Jeder nehme Partei, stand schon im Gesetze des Solon.
> Gegen mich ist, wer nicht für mich, hat Christus gesagt.
> Drum, Neutrale, ihr seid als unsere Feinde zu achten:
> Ihr seid reaktionär, weil nur den Fortschritt ihr hemmt.

Der reaktionäre Geist der Freimaurerschaft offenbart sich besonders in der Zeit der demokratisch-sozialistischen Revolution. Die Freimaurer haben alsdann ihre Bundesbrüder zu retten. Da kommen Polizeiverwalter und gehässige Beamte, Rentenirer und fabrikantliche Arbeiter-Ausbeuter, eine lange Reihe von Baronen, Freiherren, Grafen, Fürsten, Herzögen, Konsistorial-, Kommerzien-, Regierungs- und Geheimeräthen, Ministern, Königen und Kaisern ins Gedränge. In der großen Enkyklopädie von Ersch und Gruber wird behauptet, daß 1848 in den Wahlspruch: „Freiheit, Gleichheit, Brüderlichkeit" — die Brüderlichkeit von den Freimaurern eingeschmuggelt worden sei, um die Schrecken der Revolution zu mildern. Es ist das allerdings eine jener Behauptungen, welche man im Allgemeinen unter die den Freimaurern eigenen Geschichtsfälschungen rechnen muß. Der erwähnte Wahlspruch stammt nicht aus dem Jahre 1848, sondern ist in dasselbe aus der Zeit der ersten französischen Revolution übertragen und damals, wie aus Louis Blanc's Revolutionsgeschichte ersichtlich, von Saint-Martin zuerst aufgestellt worden. Aber wahr ist, daß die Freimaurer die Ihrigen zu retten gesucht, das Volk vor Ueberstürzung gewarnt und daher die Brüderlichkeit der Reaktion zur Anerkennung zu bringen gesucht haben. In den ersten Tagen des Frankfurter Parlaments 1848 steckten in der Loge die falschen Brüder jeden Tag die Köpfe zusammen. (Siehe die Nummern des „Frankfurter Journals" aus jener Zeit, in denen jeden Tag Logenversammlung angezeigt ist.) —

Wir haben schon oben erwähnt, daß die preußische Erbkaisermacherei 1848 von den Freimaurern ausging. Der Prinz von Preußen, hieß es, sei sehr ungehalten darüber gewesen, als sein Bruder die Kaiserkrone nicht annahm und als dieser schöne Plan „wahrer" Menschlichkeit mit dem zu Bronzell erschossenen Schimmel verendete. Während der nun eintretenden Reaktion stellte bekanntlich Manteuffel den Prinzen von Preußen unter geheime Ueberwachung.

Als hierauf 1859 in Folge des italienischen Nationalitäten-Kampfes der „Deutsche National-Verein“ entstand, agirten hinter demselben die Freimaurer. Koburg mit der Loge „Ernst“ war ein Hauptherd. Im Juni 1862 wurde auf den Koburger Herzog unter den Annoncen der „Hamburger Nachrichten“ ein freimaurerisches Gedicht veröffentlicht, das die Rückkehr des Herzogs von der afrikanischen Elephanten-Jagd feierte und dessen einer Vers so lautete:

„Im Bau des Vaterlandes
Fehlt noch so mancher Stein,
Den rechten auszuwählen
Darfst Du beim Bau nicht fehlen:
Mit Ernst muß er gewählet sein!“

Aber der „rechte“ war schon längst gefunden! Nach dem Mißlingen der preußischen Union und dem Wiederzusammentritt des deutschen Bundestags hatten sich die Freimaurer damit getröstet, daß der Prinz von Preußen der Annahme der Kaiserkrone geneigt gewesen sei, und sie hegten die Hoffnung, daß mit der Zeit einer der Ihrigen auf dem Hohenzollern-Throne sitzen und das von ihnen herbeigewünschte Kaiserreich realisiren werde. Von „wahrer“ Menschlichkeit war freilich hierin bei ihnen keine Spur zu finden. Sie zeigten sich vielmehr beschränkt national und huldigten der Nationalitäts-Schwindelei im schlimmsten Sinne. Erst hatte der Hohenstaufe Friedrich der Rothbart aus dem Kyffhäuser erwachen und, wenn ihm zum dritten Male der Bart durch den Tisch gewachsen sein würde, die blutige Schlacht schlagen sollen, welche nothwendig wäre, damit der Baum, woran Barbarossa seinen Schild gehängt, grünen könnte. Mitunter hatten sie gar an das Auferstehen Karl's des Großen, der im Diesenberge bei Warburg als verzauberter Ritter träumen sollte, gedacht.

„Er ruht in „„diesem Berge““ — Westphalen heißt der Grund —
Wenn's Zeit ist aufzustehen, er weiß die rechte Stund'.“

Auf solche verwünschte Prinzen setzten sie ihre Zuversicht. Immerhin aber waren es Prinzen, an denen ihre Hoffnung hing, und es war bezeichnend genug immer die Restauration der Vorzeit, die ihnen der Höhepunkt Deutschlands zu sein schien. Gleich den alten Jesuiten steckten sie sich hinter mächtige Herrscherhäuser, um ihre tollen Pläne zu realisiren. Die alten Jesuiten hetzten hinter dem Hause Habsburg, die modernen hatten sich hinter das Haus Hohenzollern verschanzt. Als endlich der preußische Prinz-Regent König geworden war, entbrannte der Krieg von 1866. Triumph der schwarzweißen Brüder über die schwarzgelben!

Geheime hier, Geheime da! Der eine Geheim-Orden versichert, dem andern die Weltherrschaft streitig zu machen. Im Grunde gehören sie beide in die Rumpelkammer. Daß aber die Freimaurer nicht der neuen Zeit und den zivilisatorischen Bestrebungen angehören, zeigen sie schon durch ihre Karnevals-Kleidung in der Loge, ihre Faschings-Gebräuche, ihre schwülstigen Ausdrücke! Leider hat das deutsche Volk für diese Marotten viel Haare und viel Blut lassen müssen. Die Butzemänner mit dem Schurzleder kommen ihm theuer zu stehen.

Der Kampf, den die Freimaurer gegen den Jesuitismus zu führen vorgeben, ist eitele Verkennung. Der alte Jesuitismus, der die Religion zum Vorwand für seine Zwecke nimmt, hat seine Kraft und Schneide verloren; der moderne Jesuitismus, welcher die Humanität als Schurzleder führt, ist bei Weitem gefährlicher.

Nach dem Kriege von 1866 brach der Hohenzollerisch-Bonapartistische Kampf von 1870 aus. Selbiger nahm eine spanische Thronbesetzungs-Intrigue zum Vorwand. In diesem Kampfe nun gewahrten wir ein ganz eigenthümliches Schauspiel. Es waren nicht die alten Jesuiten und die Freimaurer, die sich befehdeten, sondern die Freimaurer bekämpften sich unter einander. Die deutschen und französischen Freimaurer bekriegten sich. Der französische Große Orient und das in Deutschland geltende schottische System standen einander in Waffen gegenüber.

Wie die Jesuiten streben die Freimaurer nach Herrschaft und zwar nach Weltherrschaft. Anstatt die „wahre" Menschlichkeit zu fördern, sind die deutschen Freimaurer preußisch-monarchische Hausknechte geworden, die ihre Kelle dazu verwenden, um für Preußens Herrschergeschlecht eine kaiserliche Zwingburg zu errichten, in der die deutsche Vernunft verschmachten soll. Weil sie keine selbständigen Ideen, keine eigenen schöpferischen Gedanken, keine vorurtheilslose Menschen- und Weltkenntniß besitzen, sind sie, wie die meisten Gelehrten, die sie in ihrer Mitte zählen, reaktionär und haben die längst abgegriffenen Bestrebungen des Tugendbundes und der von Wiederherstellung des alten deutschen Reiches träumenden, selig entschlafenen Burschenschaft in sich aufgenommen. Wie überhaupt der Allgerechtigkeit, stemmen sie sich der Arbeiter-Emanzipation und der Abschaffung der feudalen Lohndienste entgegen, indem sie die „wahre" Menschlichkeit in der Schonung und dem Schutze, den sie den Ausbeutern und Bevorrechteten gewähren, erblicken. Im Grunde gewähren sie diesen Schutz der eigenthümlich gearteten Menschlichkeit nur ihren eigenen Mitgliedern und sich selber. Darum denunzirten die in Händen der Freimaurer befindlichen Zeitungen, vor allen andern die Brockhaus-Biedermann'sche „Deutsche Allgemeine" in Leipzig, die Sozial-Demokraten den Behörden und riefen eine preußisch-nationale Sozialisten-Hetze hervor*).

Die französischen Freimaurer dagegen sind mehr mit der Zeit fortgeschritten. Zwar hängen auch viele von ihnen noch am nationalen Wesen; aber unter ihnen trifft man doch zahlreiche Kosmopoliten, die wirklich rein menschlichen Bestrebungen huldigen. Es gibt in Frankreich demokratische und sozialistische Logen, während man in Deutschland lauter krebsartig monarchische findet.

Ch. L. Chassin sagt im ersten Bande seines vortrefflichen Werkes: Le Génie de la Révolution (Paris, 1865, 8°), auf Seite 404—405: „Was die in Frankreich zu Anfange des achtzehnten

---

*) Von unserem Tadel nehmen wir ausdrücklich etwaige, uns allerdings völlig unbekannte Abkömmlinge und geistige Erben der Illuminaten aus.

Jahrhunderts eingeführte eigentliche Freimaurerei anbetrifft, so mußte sie eine sehr ernste Wirksamkeit ausüben damals, als der „Große Orient“ Frankreichs den Herzog von Orleans zum Großmeister hatte; als die durch den Herzog von La Rochefoucauld protegirte Loge der „Neun Schwestern“ Pastoret zu ihrem Ehrwürdigen und Condorcet, Dolomieu, Brissot, Garat, Bailly, Camille Desmoulins, Cerutti, Fourcroix, Lalande, Chénier, Champford u. s. w. zu ihren Mitgliedern hatte; als die Loge „la Candeur (Treuherzigkeit)“ unter ihren Meistern Lafayette, die Gebrüder Lameth, Moreton de Chabrillant, Custines, Sillery, d'Aiguillon u. s. w. zählte. — Indeß ist zu bemerken, daß die Freimaurerei nicht durch ihren Geheimnißkram, sondern einfach durch die Verbreitung der profanen (Jedermann zugänglichen) Ideen bei den Wahlen von 1789 wirkte. Ihr gebührt die Ehre, daß sie die eklatante, von der Revolution auf deren Monumente und Fahnen geschriebene Formel, die heilige Dreiheit: Freiheit-Gleichheit-Brüderlichkeit, vor welcher Saint-Martin einen religiösen Respekt hegte, verbreitet hat.“

Saint-Martin, der „unbekannte Philosoph“, dessen Schüler D'Espréménil und Amar vermittelst der freimaurerischen Organisation den sogenannten Martinismus später in Deutschland und in Rußland verbreiteten, war zwar Freimaurer, aber von unsern deutschen royalistischen „Brüdern“ sehr verschieden. Wie Luther aufgestellt hatte, alle Menschen seien Priester, so stellte Saint-Martin auf, daß alle Menschen Könige seien. In seiner Broschüre: La Pierre philosophale („der Stein der Weisen“), will Saint-Martin, der Vicomte de Briouze, der französischen Gesellschaft „nach den Prinzipien des Romulus“ eine neue Organisation geben und dadurch alle Menschen glücklich, zufrieden und wohlhabend machen.

Im Kampfe der Pariser Kommune spielten, wie ich in meinem demnächst erscheinenden Geschichtswerk über den Kommunekampf des Jahres 1871 ausführlich darlegen werde, die Freimaurer gleichfalls eine bemerkenswerthe Rolle. Mehrere bekannte Führer dieser jüngsten Pariser Erhebung waren Freimaurer. Nachdem die Pariser Freimaurer vergeblich auf friedliche Weise und zu Gunsten der Kommune den Kampf der Waffen beizulegen versucht hatten, machten sie eine große Demonstration, indem sie, angethan mit ihren Insignien und unter klingendem Spiel, durch die Straßen von Paris hinaus nach den Wällen zogen, wo sie ihre Banner aufpflanzten.

Sie akzeptirten die rothe Fahne, die ihnen seitens der Kommune überreicht wurde. Sie umarmten brüderlich die Kommune-Führer, indem sie die von denselben vertheidigte Sache für gerecht erklärten. Ja sie gingen so weit, daß sie ausdrücklich versicherten, sie huldigten den nämlichen Bestrebungen wie die Kommune-Kämpfer und wollten, wenn der Krieg gegen dieselben fortgesetzt würde, die sämmtlichen Freimaurer Frankreichs zur Rache aufrufen. Ein kleiner Bruchtheil der Pariser Freimaurer stimmte allerdings hiermit nicht überein, doch zählte die Demonstration gegen 11,000 Mann.

Geist weht, deßhalb erlaubte Louis Bonaparte zu Anfang der sechziger Jahre dem „Großen Orient“ nicht mehr die Großmeisterwahl, sondern zwang ihm erst den unwürdigen Murat und dann einen seiner Haudegen als Großmeister auf. Die französische Freimaurerei stellte er unter strenge polizeiliche Kontrole. Bei den deutschen Freimaurern, obschon im Strafgesetzbuche, sowie in den Vereins- und Versammlungsgesetzen keine Ausnahme zu ihren Gunsten enthalten ist, schien eine solche Kontrole insofern nicht nöthig, als sie bis zum Steißbein preußisch-kaiserlich-reaktionär waren. Wegen der freieren Gesinnung der französischen Freimaurer waren die deutschen auf sie nicht gut zu sprechen.

Die französischen Freimaurer waren für den friedlichen freiheitlichen Fortschritt der Menschheit, die deutschen dagegen schwärmten für den National-Krieg, der das alte deutsche Reich wiederherstellen und einen Hohenzollern mit weltgebietendem Einfluß zum deutschen Erbkaiser machen sollte. Dieser Zwiespalt trat in dem preußisch-französischen Kriege offen hervor.

Als nämlich Wilhelm von Hohenzollern in Begleitung seines Sohnes Friedrich zur Belagerung von Paris sich anschickte, wurden Vater und Sohn in aller Form seitens der französischen Freimaurer der beleidigten Menschheit angeklagt und im Oktober 1870 nach der rue Rousseau in Paris vorgeladen, um sich daselbst von einem Freimaurer-Tribunal richten zu lassen. Da die Geladenen den französischen Freimaurern die Kompetenz absprachen und nicht erschienen, wurden sie in contumaciam zum Tode verurtheilt. Seitdem dauert der Freimaurerkrieg ununterbrochen fort. Die deutsch-kaiserlichen haben sich im Jahre 1872 fest zu organisiren gesucht und den Logen von Straßburg und Metz ist im Monat Februar 1873 par ordre de mufti befohlen worden, aus dem französischen Freimaurer-Verbande auszuscheiden. Die monarchisch-englischen Freimaurer, die erst neuerdings dem Prinzen von Wales, dem Bewunderer und Nacheiferer Napoleon's III., wegen seiner Genesung kongratulirten, neigten sich ihren Geistesverwandten zu, indeß die meisten Freimaurer der Vereinigten Staaten sich als Republikaner zeigen. Die englischen Freimaurer haben im Jahre 1874 das komisch klingende Unglück gehabt, daß ihr bisheriger Großmeister Lord Ripon offen zum Katholizismus, das heißt unter den a l t e n Jesuitenorden, übergetreten ist. (S. Times vom 5. September 1874.) In Schweden, Dänemark, Norwegen bilden die Freimaurer wie in Deutschland eine Hauptstütze des Monarchismus.

Der Kampf der deutschen Freimaurer gegen die Moral des alten Jesuiten-Ordens ist, wie aus Vorstehendem erhellt, nicht viel mehr als Trugbild. Die altkatholische Bewegung, die sie zur Belebung des Kaiserreiches hervorzurufen gesucht haben, zündet nicht im Volke, weil sie an sich reaktionär ist. Das deutsche Kaiserreich ist ein todtgeborenes Kind, mag es sich mit dem römischen Papste und dem Obergeneral der alten Jesuiten verbinden oder nicht. Hiergegen hilft kein Lutz und kein Döllinger. Ebenso wenig hilft der neugeschaffene Altkatholiken-Bischof Reinkens, dessen Namen bereits in den

„Briefen deutscher Bettelpatrioten an Louis Bonaparte“ (Verlag von W. Bracke jr., Braunschweig 1873) auf Seite 345 verzeichnet steht. Was nun die internationalen Jesuiten betrifft, so wird das Volk gut thun, nicht zu vergessen, daß der Freimaurer-Orden nicht, wie der Internationale Arbeiterverein, ein offener Bund mit erlaubten Zwecken, sondern ein internationaler Geheimbund mit versteckten Bestrebungen ist. Es ist ein Bund mit geheimen Obern, was sich diejenigen freimaurerischen Richter merken mögen, welche ungerechterweise die offen zu Werke gehenden Sozialisten wegen angeblich gesetzwidriger Verbindung verurtheilen.

Zweites Kapitel.

Die jesuitische Sittlichkeit.

Man macht den Jüngern Loyola's besonders ihre Morallehre zum Vorwurf. Sie lehren nämlich, daß der Zweck das Mittel heiligt. Diesen Satz lehren sie nicht nur, sondern sie bethätigen ihre Lehre auch im Leben.

Es ist nicht zu läugnen, daß dieser Satz mit der in der christlichen Moral gepredigten Feindesliebe schwer in Einklang zu bringen ist. Da aber keine Religion logisch ist, lassen sich auch aus dem christlichen Glauben für den angefeindeten jesuitischen Lehrsatz verschiedene unterstützende Belege anführen. Zunächst ist laut den vom Konzilium zu Nikäa im Jahre 322 allein für gültig erklärten vier Evangelien, die in vielen Punkten von den zahlreichen verworfenen abweichen, sicher, daß Jesus, der sagenhafte Stifter des Christenthums, die Feindesliebe selber nicht immer ausgeübt hat. Die Pharisäer und Schriftgelehrten werden von ihm gescholten und verflucht, die Teufel ausgetrieben, die Wechsler mit Stricken aus dem Tempel verjagt. Es gibt Sünden wider den heiligen Geist, die nicht vergeben werden. Wenn ferner der Gott des Alls, um die Menschheit zu erlösen, eine bereits verlobte Jungfrau beschattete und nach alltäglicher Vorstellung den Bräutigam zum Hahnrei machte, könnte es scheinen, als ob hier der Zweck das Mittel heiligte. Das Gleiche gilt von dem unschuldigen Leiden und Sterben des Sohnes Gottes für die Menschheit, indem hier der sündlose Sohn, um den Zorn des Vaters zu versöhnen, lediglich für die verdorbene Menschheit büßen muß. Wird doch auch der Sohn vom Geist in die Wüste geführt, auf daß er vom Teufel versucht werde, und die Menschen werden noch heute zufolge dem christlichen Glauben durch Gottes Anordnung in Versuchung geführt: weßhalb die Christen im „Vaterunser“ beten: „Und führe

uns nicht in Versuchung!“ Die christliche Kreatur dient, gleich als ob der Zweck das Mittel heiligte, zur Verherrlichung Gottes. Ferner ist es laut der Moral des Christenthums erlaubt, den Sabbath zu brechen, um einen ins Wasser gefallenen Ochsen oder Esel nicht umkommen zu lassen, und die Gläubigen dürfen am Sabbath die Arbeit des Essens verrichten, gleichwie am christlichen Ruhetage — dem in den Evangelien noch nicht erwähnten Sonntage — die christlichen Prediger die Hauptarbeit ihres geistlichen Handwerks verrichten. Der christliche Sonntag ist nicht auf den jüdischen Sabbath verlegt worden. Dagegen wurden die Hauptfeste der „Heiden“ in christliche Hauptfeste umgewandelt, indem denselben ein anderer Inhalt untergelegt wurde. Auch hier heiligte der Zweck das Mittel. Alle diese Thatsachen des christlichen Glaubens sprechen für den angefochtenen Satz der jesuitischen Sittenlehre.

Die heiligen Schriften des alten Bundes wimmeln geradezu von Belegen für die Jesuiten-Moral. Es sei hier nur an den Auszug der Israeliten und an den Einzug derselben ins Land der Verheißung erinnert, wobei vom zornigen Nationalgott selber Diebstahl, Raub und Mord angeordnet wird. Der unbedingte Befehl desselben heiligt im alten Bunde jede an sich verruchte That des blinden Gehorsams.

Wir dürften vielleicht die Handlungen der protestantischen Geistlichen selber des Weitern anführen, die von denen der katholischen Geistlichkeit nicht sehr verschieden sind. Wir könnten als unsere unmaßgebliche Ansicht anführen, wie gewisse Prediger des lautern Wortes Gottes jungen und hülflosen Menschen die Taufe und das Christenthum aufzwingen, wie sie den ängstlichen und kranken Menschen Himmel und Hölle vormalen, wie sie auf die Ausstattung des geistlichen Amts mit irdischen Gütern bedacht sind, wie sie im Geheimen von einer Wissenschaft naschen, die sie öffentlich verdammen, wie sie mit ihren Gemeinden und mit Privaten Prozesse führen, wie sie die Strenge des weltlichen Armes zu ihrem Schutze anrufen, wie sie Andersgläubige und Ungläubige — vielleicht ganz unwissentlich — beschimpfen und verläumden, wie sie hin und wieder Ketzer und Selbstmörder vom christlichen Begräbniß ausschließen, wie manche sich vor der Welt den Anschein von Heiligen geben und dergl. mehr. Wir wollen jedoch über sie, indem wir unsere unmaßgebliche Ansicht nicht des Weitern ausführen oder begründen, den Mantel der christlichen Liebe decken, in den sie zu gewissen Zeiten sich einzuhüllen pflegen.

Doch wollen wir darauf hinweisen, daß in jeder Religion der Zweck das Mittel heiligt. Es ist das ein Gesetz, welches aus dem Wesen der Religion selber folgt. Die bis zum Wunder der Willkür gegipfelte Fülle der Macht, welche den Gottheiten durch den Glauben zugeschrieben wird, macht den Willen derselben nicht bloß maßgebend, sondern verwandelt ihn geradezu in die unbedingte Richtschnur für die Handlungen der Menschen. Der Wille der Gottheiten ist heilig, unfehlbar, unanfechtbar. Wer ihn erfüllt, handelt gut und wird von den Göttern geliebt und belohnt. Die Allmacht kann das Gute in Böses und das Böse in Gutes verwandeln. Sie darf parteiisch ver-

fahren und Gnadenwahl ausüben. Macht ist Recht. „Viele sind berufen, aber nur Wenige sind auserwählt." Wenn somit die Jünger des Loyola den Satz aufstellen, daß der Zweck das Mittel heiligt, sind sie sich eines allen Religionen zu Grunde liegenden Gesetzes bewußt und sprechen dasselbe offen aus. Wenn ein Religiöser den Jesuiten jenen Satz zum Vorwurf macht, zeigt er damit nur, daß er entweder sich über seine religiöse Stellung zur Gottheit nicht klar geworden ist, oder daß er nicht Alles bekennt, was er weiß. Die reservatio mentalis, die jesuitische Lehre von den erlaubten Hintergedanken, ist im Grunde nur ein Ausfluß von jener Moral, nach welcher der Zweck das Mittel heiligt. Sie dient als Beschwichtigung eines noch furchtsamen Gewissens und braucht daher von uns nicht besonders behandelt zu werden.

Es fragt sich nun, wie es um die Jesuiten-Moral steht, wenn man sie vom nichtreligiösen Standpunkte aus beurtheilt.

Um eine solche Beurtheilung auszuüben, ist zunächst die Frage zu entscheiden, ob es außerhalb der Religionen auch Moral gibt. Wer aus atheistischen Gründen die Moral läugnet, weil sie ihm als Anhängsel und Zuthat der Religion erscheint, für den ist der ganze Streit schon entschieden, so daß es keines Urtheils bedarf. Wer nicht annimmt, daß der Mensch freien Willen hat, sondern wer einsieht, daß die Handlungen der Menschen dem Kausal-Nexus aller Dinge unterworfen sind, für den gibt es keine Moral im herkömmlichen religiösen Sinne. Ein Solcher wird keinen Menschen absolut verantwortlich halten für Das, was derselbe gethan hat. Der Mensch ist ihm ein Produkt des Orts und der Zeit und benimmt sich als solches. Ein vernünftiger Gesellschaftsforscher erkennt, daß die Gesellschaft, in der ein Mensch aufwächst und erzogen wird, diesen hauptsächlich zu Dem macht, was er ist. Der Eine findet sich als Armer, der Andere als Reicher, der Eine als Sklave, der Andere als Herr, der Eine als Schwacher und Siecher, der Andere als Starker und Gesunder in die gesellschaftliche Gliederung ohne sein Zuthun eingereiht. Der Eine wird mit glänzenderen Anlagen als der Andere geboren, der Eine besser als der Andere erzogen, ferner der Eine mehr als der Andere „in Versuchung geführt". Während bei dem Einen volle Harmonie in seiner Konstitution vorhanden ist, wiegen bei dem Andern gewisse Kräfte, einzelne Triebe, besondere Neigungen, bestimmte Sinne vor. Zu diesen Verschiedenheiten gesellt sich der Einfluß des Klimas, der Nahrung und Wohnung. Der Mensch ist ein Land- und Luftthier, welches des Lichts bedürftig ist, meint Strabo. Aus der Ungleichheit der menschlichen Bedingungen folgt nothwendig die Ungleichheit der menschlichen Handlungen. Wo aber keine Gleichheit der Bedingungen vorhanden ist, da kann auch nicht der gleiche Maßstab, den die religiöse Moral doch voraussetzt und anlegt, zur Anwendung gebracht werden. Als gleichen Maßstab betrachtet die christliche Moral das Gewissen, welches von ihr die Stimme Gottes im Menschen genannt wird. Dieses Gewissen und der freie Wille — Bei-

obschon es auffallen müßte, daß, wenn alle Menschen mit dem Gewissen und dem freien Willen gleich begabt wären, diese sogenannten Seelenkräfte über sie alle nicht gleiche Macht hätten, ganz abgesehen davon, daß der persönliche allmächtige Gott, weil er Alles erschaffen und angeordnet haben soll, selber die Menschen tugendhaft und lasterhaft gemacht haben muß. Nach dem Dafürhalten des Gesellschaftsforschers schwebt die religiöse Moral ganz in der Luft, schließt sich aber, insofern sie nicht schwärmerisch ist, an einen bestimmten (konkreten) Gesellschafts- und Eigenthumszustand an, indem sie zu dessen Zusammenhalt und Erhaltung beizutragen bemüht ist. Die alten Jesuiten wollten den Gesellschaftszustand, in welchem die römisch-katholische Kirche die erste Rolle spielte, wiederherstellen und aufrechterhalten. Kein aufrichtiger Religiöser kann die soziale Frage verstehen, kein religiöser Heuchler sie aufrichtig fördern wollen.

Wie sehr die Handlungen des Menschen von den Zuständen, unter denen er lebt, bedingt sind, ergibt sich aus der Statistik. Wenn z. B. in Wien etwas über die Hälfte aller Geburten unehelich sind, so darf man mit Fug und Recht annehmen, daß dieses Resultat von den dortigen gesellschaftlichen Zuständen, unabhängig von dem Willen des Einzelnen, hervorgebracht wird. Da sich nämlich dieses Resultat jedes Jahr durchschnittlich gleichbleibt, so muß jeder vernünftige Mensch schließen, daß gewisse allgemeine Soziabilitäts-Bedingungen, die sich ebenfalls gleichgeblieben sind, es nothwendig erzeugen. Wie sehr aber wieder diese vielen unehelichen Geburten auf die dortigen Handlungen, d. h. auf die Sitten der Bevölkerung einwirken, vermag nur Derjenige einzusehen, welcher weiß, daß die Thaten, gleich den Gedanken, deren Ausdruck sie sind, aus einander folgen, daß sie mit einander verkettet sind und daß deßhalb eine Charakteristik der Bevölkerung in den ständigen Sitten liegt. Daß dieß sich so verhält, ist keineswegs wunderbarer, als daß die durchschnittliche Lebensdauer in Wien $28^{7}/_{10}$ Jahre beträgt. Auch diese Lebensdauer hängt, obschon sie zum großen Theil aus klimatischen Verhältnissen folgt, mit den Sitten zusammen, indem sie dieselben beeinflußt.

Namentlich liefert die Statistik der Verbrechen den Beweis, daß die Handlungen der Einzelnen nicht frei sind. In jedem Lande finden, gemäß der ihm eigenthümlichen gesellschaftlichen Zustände, jährlich eine konstante Zahl Diebstähle, Raubanfälle und Mordthaten statt. Selbige vertheilen sich regelmäßig in bestimmtem verschiedenen Maße auf die verschiedenen Besitzverhältnisse und wiederholen sich mit der größten Beständigkeit, sodaß sie mit Sicherheit vorausgesagt werden können. Die Gesellschaft bildet den Einzelnen, der gerade in ihr unter ungünstige Bedingungen seit seiner Geburt gestellt ist, zum Verbrecher heran und liefert ihm, sobald die gesellschaftliche giftige Frucht reif ist, die Gelegenheit und die Mittel, das Verbrechen zu begehen. Somit sind die Verbrechen nur die Symptome gesellschaftlicher Krankheit und sie können im günstigen Falle als soziale *Reinigungs-Prozesse* angesehen werden. Man beschränkt, mildert

und vermindert sie nicht durch kriminalistische Strafen, die nur den Einzelnen, nicht aber die Gesellschaft für das begangene Verbrechen verantwortlich halten, sondern durch Verbesserung der gesellschaftlichen Zustände. Weil die Gesellschaft selber in ihrem Schooße die Verbrecher ausbrütet und großzieht, und weil die Verbrechen Symptome gesellschaftlicher Krankheit sind, geschieht es auch, daß jenen großen gesellschaftlichen Krisen, welche als politisch-soziale Revolutionen auftreten, gewöhnlich große Verbrechen als An- und Vorzeichen vorangehen.

Was aber von den Verbrechen wahr ist, gilt auch beziehungsweise von den Tugenden. Auch diese, wie alle Handlungen des Menschen, hängen von den gesellschaftlichen Bedingungen ab.

Wenn Gesetzgeber und Richter bei einzelnen Verbrechern mildernde Umstände annehmen, bei den andern jedoch in der Regel nicht, so zeigen sie nur ihre Befangenheit, ihre Inkonsequenz, ihre Oberflächlichkeit, ja ihre völlige Blindheit bezüglich der Naturgeschichte der Verbrechen. Gesetzgeber und Richter sollten tiefe Gesellschaftskenner sein, fast ausnahmslos aber sind sie vorurtheilsvolle, leichtsinnig der Routine folgende Menschen, denen von den eingelernten juristischen Begriffen der Kopf verdreht ist.

Es ist der Fehler aller Moralisten, daß sie, indem sie bei dem Menschen das Wunder eines freien Willens voraussetzen, ihn zum abstrakten, im Aether schwebenden, aus den konkreten Verhältnissen losgelösten Geiste machen, zu einem kleinen Abbilde des durch Idealisirung der Menschennatur entstandenen persönlichen Gottes, dessen Gewissen oder Stimme in seiner Brust mit sich herumzutragen ihm schuldgegeben wird.

Es gibt nur wenige denkkräftige gediegene Menschen, die sich von den ihrer gesellschaftlichen und persönlichen Lage anhaftenden Einwirkungen und Vorurtheilen loszumachen und sich auf diese Art zu einer einigermaßen allgemein menschlichen Freiheit des Urtheilens und Handelns aufzuschwingen vermögen. Die überwiegende Mehrheit der Menschen, namentlich die Armen, gelangen nicht zu der Freiheit selbständigen Bewußtseins. Dr. Otto Schraube, ein Mann, der keineswegs unter die Sozialisten gerechnet werden kann und der auch keineswegs konsequent ist, sagt in seiner „Gesundheitslehre“, einer gekrönten Preisschrift (Berlin, 2. Auflage, 1866, 8.), Seite 105 ahnungsvoll:

„Ist es ein Wunder, wenn wir in höhlenähnlichen Behausungen, welche unsern mäßigsten Anforderungen nicht einmal entsprechen, noch so oft den Armen in Schmutz und Unrath verkommen, schmutzige Leidenschaften hegen, auf Verbrechen sinnen sehen? Mehr moralische Kraft gehört wohl dazu, als mancher Sittenprediger selbst besitzen mag, um in solchen Aufenthaltsstätten sich körperlich und geistig rein zu erhalten, mehr Entsagung, um dort ein Familienleben zu führen, mehr Selbstüberwindung, um dort noch Liebe für Mitmenschen und Gesellschaft, noch Sinn für Bürgerpflicht zu hegen, als die Mehrzahl der Philanthropen sich träumen läßt. Darum ist es auch ein

vergebliches Bemühen, durch Lehren und Predigen, durch Mahnen an christliche Entsagung, durch Hinweisen auf ein freudiges Dasein im Jenseits die arbeitende Klasse heben und bessern zu wollen. Man gebe den Arbeitern erst eine irdische Heimath, die eine menschliche Heimath genannt werden kann, und wenn man sie ihnen gegeben, dann weise man ihnen an, dieselbe zweckmäßig zu benutzen; dann — aber nur erst dann wird man den richtigen Boden gefunden haben, auf welchem das geistige Wohl und die sittliche Veredelung gedeihen kann."

Wessen Kopf noch mit der alten Moral vollgestopft ist, der kennt die gesellschaftlichen Verhältnisse, sowie seine eigne Naturgeschichte nicht. Indem er sich bei seinen Handlungen als frei voraussetzt, lebt er in fortwährender Selbsttäuschung. Moralist und Sozialist sind diametrale Gegensätze. Der Moralist individualisirt den Menschen theils in idealistisch-dichterischer, theils in teuflisch-kriminalrichterlicher Weise. Der Sozialist dagegen beurtheilt den Menschen nach dessen Zusammenhang mit dem gesellschaftlichen Ganzen, dessen Theil derselbe ist.

Demnach erscheint dem Gesellschaftskenner der pfäffische Streit, ob der Zweck das Mittel heiligen kann, ganz absurd. Für ihn existirt das Heilige nicht, und da ihm weder eine Kirche, noch eine Religion, noch eine römisch-katholisch- oder protestantisch-jesuitische oder freimaurerische Herrschaft heilig scheint, so kann begreiflicherweise auch durch einen angeblich h e i l i g e n Zweck kein Mittel „g e h e i l i g t" werden.

Die Moral selbst ist dem Gesellschaftskenner nichts Heiliges mehr. Sie bedeutet ihm im Sinne von le moral den Charakter des einzelnen Gesellschaftswesens, nicht aber die Sittenlehre im Sinne von la morale und moralité. Alle guten Ermahnungen des Christenthums sind vergebens gewesen gegenüber der Macht der gesellschaftlichen Eigenthumsverhältnisse. Je stärker der Glaube, desto schlimmer die gesellschaftliche Bedrückung und desto roher die Sitten. Fast alle Religionen heiligen den Krieg und die Gewaltthat der Eroberung. Zwar haben auch die Philosophen gewöhnlich eine Ethik oder Sittenlehre aufzustellen versucht. Aber jede Philosophie sucht sich an die Stelle der Religion zu setzen, tritt darum in ihre Schuhe und kann sich folglich nicht von den Fehlern derselben freihalten. Beide — die Religion und die Philosophie — erklären die Welt der Erscheinungen aus dem Phantastisch-Allgemeinen. Während die Religion dem verwirrten Gemüth, der Phantasie des Wunderbaren und Mährchenhaften, angehört, hält sich die Philosophie an die Phantasie des Verstandes. Beide sehen ab von dem wirklichen Lebens-Prozesse, dem ewigen nothwendigen Werden aus ewig nothwendig Gewordenem. Indem die Philosophie dem Menschen eine Ethik aufstellt, reißt sie ihn aus seiner natürlichen, geschichtlichen und gesellschaftlichen Gliederung heraus und setzt bei ihm das Wunder des absolut freien Willens voraus.

Wie steht es nun mit der Moral in der Wirklichkeit? In der

jetzigen Gesellschaft bekriegt Einer den Andern durch die Konkurrenz; also herrscht in ihr kein friedlicher Zustand. Jeder Handel ist ein scheinbar friedlicher Akt latenter Feindschaft. Verhältnißmäßig Wenige leben auf Kosten der Uebrigen, ihrer Unterthanen. Folglich waltet nicht die von der religiösen Moral vorausgesetzte Gleichheit. In der jetzigen Gesellschaft eignen sich die Unternehmer, die Kapital-Besitzer und Kapital-Vorstrecker das Arbeits-Produkt der mit kümmerlichem Lohn abgefundenen Arbeiter an; somit ist in ihr Betrug und Diebstahl sanktionirt. Indem die Armen durch die eigennützigen Reichen zu Tode geradert werden können, ist in der jetzigen Gesellschaft der langsame Mord erlaubt. Kurz, die ganze Gesellschaft ist zerfahren und auf feindliche Gegensätze gestellt, sodaß es lächerlich ist, durch die christliche Moral dieselbe schützen und kräftigen zu wollen. Könnte die christliche Moral einen solchen Zustand forterhalten, diente sie zur Forterhaltung des Unrechts. Ganz dumm jedoch wäre es, sich unter derartigen Umständen über den jesuitischen Lehrsatz, wonach der Zweck das Mittel heiligen sollte, ereifern und denselben unmoralisch benennen zu wollen.

Die Moral findet folglich nicht in den Gesellschaftszuständen ihren Ausdruck, obschon sie die Forterhaltung derselben bezweckt, indem sie die Armen, die an sie noch glauben, im Gehorsam zu erhalten bestrebt ist. Sie findet aber ihren Ausdruck auch nicht im Staate, weil in der äußern und innern Politik die Macht und Klugheit entscheidet. Moralisch nennt der Staatsmann alle jene Mittel und Kunstgriffe, vermittelst deren die öffentliche Stimmung beeinflußt wird. Vom beschränkt gesellschaftlichen Standpunkte aus kann daher Jemand als unmoralisch gelten, der in staatlicher Beziehung ganz gerechtfertigt, unbescholten und makellos erscheint, gleichwie umgekehrt ein schlechter Unterthan wegen seines Angriffs auf staatliche Zustände als braver Mann betrachtet werden kann.

Das im Staate für die Gesellschaft geltende Recht hält sich an die konkreten Verhältnisse und es wird immer mehr äußerlich, je mehr es sich auf die Majoritäten, d. h. auf die Quantitäten, stützt. Die Moral dagegen, unbekümmert um die konkrete Welt, hält sich an das widerspruchsvolle Gemüth des Menschen und wird durch die wirklichen Zustände, an deren Nebeneinander sich der menschliche Verstand bildet, ins Reich der Phantasie verwiesen*). Im Großen und Ganzen stammt jedoch der Widerstreit des staatlichen Rechts mit der Moral aus jener Zeit, wo, weil sich das Gemeinwesen auf den Bund des Adels und der Geistlichkeit stützte, Weltliches und Geistliches mit einander um die Herrschaft rangen. Weil gerade in Deutschland das heilige römische Reich errichtet war, kann es nicht Wunder nehmen, daß in diesem Lande beim Volke, welches erst in der neuesten Zeit die Emanzipation anzustreben anfing, viel alte

*) Der National-Oekonom Adam Smith führt in seinem Werke über die Moral letztere auf die Sympathie zurück, welche entsteht, indem sich der Eine vermittelst seiner Phantasie in die Lage des Andern versetzt.

ter und unerlaubter Nothwehr oft schwer einhalten und nachweisen, weil sowohl die Leidenschaft des sich zur Wehr stellenden Kämpfers die Gränze der körperlichen Vertheidigung nicht abzumessen vermag, als auch selten genau bestimmt werden kann, ob der Angreifer, wäre er nicht niedergestreckt worden, dem Angegriffenen nicht noch ferner gefährlich gewesen wäre.

In freien Ländern darf man die unbefugt in die Wohnung eindringende Polizei nicht nur mit Gewalt hinaustreiben, sondern bei der Vertheidigung des Hausrechts sie sogar tödten. Ja in vielen Ländern darf ein Ehemann, der seine Frau im Ehebruche ertappt, sowohl diese, als auch den Ehebrecher, auf frischer That todtschlagen. Die Vertheidigung des „Allerheiligsten" heiligt den Todtschlag. Eine solche Heiligung wurde auch vor einigen Jahrhunderten der väterlichen Gewalt zuerkannt, da der Hausherr vermittelst derselben Knechte, Mägde, die Ehefrau und die Kinder tödten, verkaufen, vertauschen und verschenken durfte. Das Widerstandsrecht Freier und Adeliger gegen unberechtigte Gewalt, mit andern Worten das Revolutionsrecht, ist in Deutschland bis zum westphälischen Frieden 1648 als gesetzlich anerkannt und die zu diesem Behufe geschlossenen Verbindungen und eingegangenen Verschwörungen sind für gerechtfertigt gehalten worden. Das Revolutionsrecht gründete sich auf die erlaubte Nothwehr.

Für Nothwehr wurde es auch angesehen, wenn ein Tyrann getödtet wurde. Die Jesuiten haben die Lehre vom Fürstenmord nicht erfunden, sondern selbige hat bei allen freien Völkern zu allen Zeiten gegolten. In den Republiken der Griechen und Römer wurde die Ermordung oder Vertreibung eines Tyrannen, d. h. eines ruchlosen Kerls, der das Gesetz der Gleichheit der Freien verletzte und sich über die Uebrigen mit Gewalt oder auch mit List zum Zwingherrn aufwarf, für die denkbar größte Staatsbürgertugend angesehen und als solche hochgeehrt. Die Brutusse der Römer, sowie die Harmodius und Aristogeiton der alten Griechen (s. u. A. Plutarch) galten für Muster guter Bürger, weil sie tyrannisches Ungeziefer vertilgt hatten.

Auch das christliche Volk der Schweizer feiert seinen Tyrannenmörder Tell: unbekümmert darum, ob derselbe eine bloß sagenhafte Person ist oder nicht. Es feiert die historischen Führer des Aufstandes von Schwyz, Uri und Unterwalden als die tugendhaften Verschwörer, als die Konspirirer für Befreiung ihres Volkes. Ebenso feiern die Niederländer die Helden des erfolgreichen Aufstandes gegen die Bedrückung Philipp's II. Ja selbst in Deutschland feiert man des Rebellen Luther Andenken, sowie den ganzen Reformationskampf, der doch ein Aufruhr gegen Kaiser und Papst, die Spitzen der damaligen obrigkeitlichen Ordnung, war. Auch des Rebellenhäuptlings Sandwirth Hofer von Passeyer, des Buchhändlers Palm, des Attentäters Staps wird in Ehren gedacht. Ebenso ist Sand, dem Mörder des im Dienste Rußlands schreibenden Kotzebue's, zu Wunsiedel ein Denkmal errichtet worden. Noch mehr aber verherrlichen die deutschen Demokraten ihre Aufstandshelden: einen Messenhauser, Julius Becher, Jellinec, Robert Blum und Andere, die in Wien von der siegreichen

Reaktion umgebracht wurden. Sie feiern ferner das Andenken Trützschler's, der in Mannheim, sowie Tiedemann's, Böning's, Näff's, Elsenhans' und der Uebrigen, die in Rastatt wegen ihrer hervorragenden Betheiligung am Reichsverfassungskampfe auf Befehl des Prinzen Wilhelm von Hohenzollern (jetzigen preußischen Königs und Kaisers) bluten und sterben mußten. Sie erkennen damit die Berechtigung des Aufstands gegen die Zwingherrschaft an, geradeso wie die Reaktion ihrerseits die Standrechtsmorde als im Interesse der Ruhe und Ordnung geschehen betrachtet: wobei beide Theile jener Moral huldigen, nach welcher der Zweck das Mittel heiligt. Wir könnten in dieser Hinsicht aus England, wo selbst der spätere Tory-Führer Disraeli ein Buch zur Vertheidigung des Tyrannenmords geschrieben hat, Cromwell und andere Volkshelden und Tyrannenstürzer anführen. Wir könnten auf die Helden des Unabhängigkeitskampfes des nordamerikanischen Krieges und auf Payne's Buch: Common sense, aufmerksam machen. Noch mehr Beispiele aber ständen uns aus Frankreich, aus Italien, aus Spanien, ja selbst aus Rußland zu Gebote. Doch es genügt uns zu unserm Zwecke, auf die betreffenden Thatsachen einfach andeutend hinzuweisen.

Als Nothwehr wird auch der Vertheidigungskrieg eines von Außen angegriffenen Staates betrachtet. Darum gilt der Vertheidigungskrieg für erlaubt, während der Eroberungskrieg im Allgemeinen von den Moralisten verurtheilt wird. Aus diesem Grunde suchen gewöhnlich beide in Krieg gerathende Parteien einander die Schuld der Offensive zuzuschieben. Jedoch von dem Blutvergießen und Kriegsmord reinzuwaschen suchen sich die kriegführenden Theile, die häufig alle beide nicht am Ausbruche des Krieges unschuldig sind, vorzüglich nur im Beginne des Schlachtenkampfes, solange als das Kriegsglück noch ungewiß ist. Ist einmal das Geschick des Krieges entschieden und jubelt dann, unbekümmert um störrische Moralisten, die schwenkhafte Menge dem Sieger zu, so kehrt sich letzterer wenig mehr an die moralische Eroberung der Herzen, welche ihm zu Anfange des Krieges die Behauptung, daß er nur Nothwehr übe, eintrug. Er denkt jetzt an die sichere Unterbringung realer Eroberungen. Unter dem Vorgeben, daß er künftigen Kriegen vorbeugen und den Erbfeind auf längere Zeit unschädlich machen müsse, nimmt er Ländereien nebst deren Bewohnern weg und zwingt den Besiegten harte Bedingungen auf, die häufig gerade die Ursache zum Ausbruche neuen Kampfes bilden. Auch bei der Nothwehr der Staaten ist, wie bei der obenerwähnten Nothwehr der Privaten, es sehr schwer, die Gränze anzugeben, wo die wirkliche Nothwehr aufhört und wo die unnöthige Gewalt anfängt. Die Requisitionen und Kontributionen, das Einäschern von Dörfern und Städten, das Quälen der Einwohner in Feindesland, der Raub und Diebstahl, die mit dem Kriege gleichsam unzertrennlich verbunden sind, das Wegführen von Geiseln und das Zerstören von Brücken, Dämmen, Straßen und anderem sogenannten National-Kapital: — alle diese Uebel suchen sich, wie der ganze Krieg, *damit zu rechtfertigen*, daß der Zweck das Mittel heiligt.

Um der gläubigen Soldaten willen, die blind in den Tod rennen sollen, wird die Gottheit um Beistand angefleht und die Siege als das Unternehmen einer überirdischen persönlichen Vorsehung, als das Einmischen eines über den Wolken thronenden gräulichen Gespenstes in menschliches Gezänk ausgelegt und mit Gottesdienst gefeiert. So bald es zweckdienlich scheint, ist auch der vergeistigte christliche Gott nicht davor sicher, in den Vitzliputzli oder Moloch verwandelt zu werden. Gott der Vater, der alte grimme Jehova, wird dann wieder der ausrottende Schlachtengott.

Wie der Krieg, stützt sich das Strafrecht auf den Grundsatz, daß der Zweck das Mittel heiligt. Wo die Strafe nicht mehr auf ganz barbarische Weise als bloße vendetta, als Rache und Sühne, aufgefaßt wird, hat sie den Zweck, den Delinquenten unschädlich zu machen und ihn auf den Pfad bestehender gesetzlicher Ordnung zurückzuführen. Dieser Zweck heiligt die Strafe; denn ohne ihn würde sie grausam und unmenschlich erscheinen. Er verdeckt bei der Strafe den Charakter der Willkürlichkeit, der ihr immer anklebt. Willkürlich haben die Gesetzgeber ein bestimmtes Strafmaß für Fälle, deren Zusammenhang sie nicht kennen, und für Menschen, die ihnen ebenfalls unbekannt sind, im Voraus festgesetzt. Die Anwendung geschieht nach dem Ermessen der Richter. Die Gesetze werden je nach den politischen Fluktuationen abgemildert oder verschärft, oder auch wesentlich verändert. Was zu der einen Zeit mit dem Tode bestraft wurde, wird in einer späteren Zeit mit Zwangsarbeit geahndet, Zuchthaus verwandelt sich in Gefängniß, Gefängniß in Festungshaft oder es tritt auch Geldbuße an die Stelle der Haft. Wir brauchen nicht an die Schwächen der Richter zu erinnern. Um sich von der Willkür des Strafrechts auf den ersten Blick zu überzeugen, braucht man nur an die Verschiedenheit der menschlichen Glücksumstände und Charaktere gegenüber dem gleichen Leisten, den das Strafgesetz anwendet, zu denken. Nicht mit Unrecht nannten unsere deutschen Altvordern die Strafe die Küre, die Willküre. Barbarisch sind die Strafen auch noch heute, denn sie behandeln durchaus nicht die Opfer der gesellschaftlichen Mißstände wie Kranke, die zu heilen sind, sondern die Gefängnisse sind Marterhäuser, und während die Gefangenen geplagt werden, läßt man die gesellschaftlichen Mißstände, welche, wie die Statistik zeigt, mit Nothwendigkeit die Verbrechen erzeugen, ganz unverändert. Vor Allem hätte die Gesellschaft Sühne für das Verkommen der ganz einseitig für schuldig befundenen menschlichen Wesen auszuüben.

Vor dem Gesetz erscheinen alle Menschen gleich, sind es aber nicht in den Besitz- und Erbverhältnissen. Die Gleichheit vor dem Strafgesetz dient als Nothbehelf, die geübte Willkür zu vertuschen. Die Gleichheit, der die Bevorrechteten sonst nicht sehr hold zu sein pflegen, wird mechanisch im Strafrecht gepflegt um der bestehenden Ordnung willen. Denn der Zweck heiligt das Mittel. Ohne das gleiche Maß würden die Strafen in unserer Zeit als ungerecht erscheinen. (Militärstrafgesetz.)

Aber doch nicht in jeder Hinsicht huldigt das Strafrecht dem Grundsatze der Gleichheit. Es ist mit Widersprüchen behaftet, weil nur reaktionäre Stümperei und Quacksalberei, aber keine strafrechtliche Wissenschaft gepflegt wird. So werden vom Strafrecht Vorrechte anerkannt, trotzdem daß es sonst heißt: „Alle Staatsbürger sind vor dem Gesetze gleich". Ein grelles Vorrecht involvirt die Beamtenbeleidigung und ein noch größeres die Majestätsbeleidigung. Hier werden Vergehen angenommen, die nicht vorhanden sind, wenn der Grundsatz der Rechtsgleichheit im Staate rein durchgeführt ist. Man sagt, daß diese Ausnahmen um der Ordnung willen gemacht werden müssen. Der Zweck soll auch hier das Mittel heiligen.

Einen weiteren Verstoß gegen die sonst geltende Gleichheit vor dem Gesetz bildet im preußisch-norddeutschen, nunmehrigen Reichsstrafgesetzbuche, die Behandlung der Todesstrafe. Wird nämlich ein gewöhlicher Staatsbürger von einem andern vorsätzlich, aber nicht mit Ueberlegung, umgebracht, so wird der Mörder nicht mit dem Tode bestraft. Wird dagegen ein regierender Fürst, ein Herzog, ein König umgebracht, so tritt die Todesstrafe für den Mörder immer ein. Ja, was noch mehr: das bloße Attentat auf einen gekrönten Kopf schon, auch wenn es fehlgeschlagen ist, wird mit dem Tode bestraft*). Diese Bestimmungen sind, wie aus den Debatten des norddeutschen Parlaments erhellt, von den Abgeordneten, welche die in Sachsen-Weimar damals schon bestehende gänzliche Abschaffung der Todesstrafe auch in den übrigen Ländern des norddeutschen preußischen Bundes durchführen wollten, gegen ihre bessere Ueberzeugung auf den von Bismarck geltend gemachten ausdrücklichen Wunsch Wilhelm's I., des Protektors des die wahre Humanität angeblich fördernden Freimaurerbundes, angenommen worden. Politische Erwägungen, politische Vorrechte, das Ansehen des Königthums und die Sicherheit des gekrönten Trägers höchster Gewalt waren dabei im Spiele. Der Zweck heiligte das Mittel! Es ist das eine schreiende Ungleichheit, weil das Leben eines Königs nicht besser als das eines andern Menschen ist. Zudem liefern die strafrechtlichen Bestimmungen über Hochverrath den fürstlichen Herrschern ohnehin leider schon Vorrechte genug.

Wir können hier auf die Details des Strafrechts nicht weiter eingehen. Doch wollen wir noch die Zusammensetzung der deutschen Geschworenengerichte berühren. Das Geschworenen-Institut fußt auf

---

*) R.-St.-G. §. 212. „Wer vorsätzlich einen Menschen tödtet, wird, wenn er die Tödtung nicht mit Ueberlegung ausgeführt hat, wegen Todtschlages mit Zuchthaus nicht unter fünf Jahren bestraft." — — §. 80. „Der Mord und der Versuch des Mordes, welche an dem Bundesoberhaupte, an dem eignen Landesherrn, oder während des Aufenthalts in einem Bundesstaate an dem Landesherrn dieses Staates verübt worden sind, werden als Hochverrath mit dem Tode bestraft." — Dagegen fehlen im Reichsstrafgesetzbuche die Bestimmungen für die Fälle, in welchen das Bundesoberhaupt oder ein Landesherr Mord, Raubmord oder Todtschlag begeht. — In England steht auf den Attentatsversuch, der gegen die Königin unternommen wird, siebenjährige Deportation oder dreijähriges Zuchthaus, womit noch eine öffentliche oder private körperliche Züchtigung verbunden werden kann. (5. u. 6. Vikt., Kap. 1, Sekt. 2.)

dem Grundsatze, daß Jedermann nur von seines Gleichen gerichtet werden soll. Als nun 1848 in Deutschland das allgemeine Stimmrecht eingeführt worden war, war konsequenterweise auch jeder Stimmberechtigte zum Geschworenen-Amte befähigt. Mit dem Stimmrechte beschränkte die hierauf eintretende Reaktion auch die Wahlfähigkeit für die Jury, wodurch das Geschworenen-Institut geradezu gefälscht ward. Denn die Fähigkeit, als Geschworener zu fungiren, wurde an einen Zensus geknüpft. Da nun die meisten Verbrechen, welche von den Geschworenen abgeurtheilt werden, von besitzlosen oder doch armen Leuten begangen werden, so geschah es nun, daß diese Armen nicht mehr von ihres Gleichen, sondern von ihren gesellschaftlichen Herren, von Rittergutsbesitzern, Gutsbesitzern, Kaufleuten, Fabrikanten und höheren Angestellten, die natürlich mit den Vorurtheilen ihrer Klasse behaftet sind, abgeurtheilt wurden. Eine solche Einrichtung läuft dem Geiste des Geschworenen-Instituts, demgemäß Jedermann von seines Gleichen gerichtet werden soll, schnurstracks entgegen. Aber der Zweck, das niedere Volk in Zucht und Gehorsam zurückzuführen, heiligte das Mittel! — Ein fernerer Verstoß gegen die Gleichheit wurde dadurch begangen, daß fürstliche Personen nicht vor dem Gericht persönlich als Zeugen zu erscheinen brauchten, sondern ihre Zeugenschaft und den Zeugeneid schriftlich einzusenden für befugt erklärt wurden. Das in Folge einer Vorladung nothwendige persönliche Erscheinen einer fürstlichen Person vor Gericht wurde von der politischen Reaktion, der diese fürstliche Dispensation entstammt, als eine Herabwürdigung des fürstlichen Ranges unter das gemeine Recht angesehen. Louis Napoleon Bonaparte schuf zur Aburtheilung der Mitglieder des kaiserlichen Hauses einen eignen Gerichtshof: woher es denn kam, daß Peter Bonaparte, als er den Journalisten Viktor Noir ermordet hatte, freigesprochen wurde. In England müssen die Prinzen des königlichen Hauses, wenn sie vorgeladen werden, sogar vor den gewöhnlichen Polizeirichtern persönlich erscheinen.

Das Recht bezüglich des freien Gedankenausdrucks in Rede und Schrift wurde ebenfalls ganz dem Vortheile der politischen Reaktion dienstbar gemacht. So gilt in Braunschweig noch heutzutage die Bestimmung, daß Volksversammlungen unter freiem Himmel innerhalb des siebenstündigen Umkreises vom herzoglichen Residenzschlosse, welches noch dazu vom Herzog einen großen Theil des Jahres nicht bewohnt wird, nicht stattfinden dürfen. In andern Ländern bestehen ähnliche Verbote, denen gemäß solche Versammlungen innerhalb eines ganz willkürlich angenommenen Umkreises von Hauptstädten, wo und solange gesetzgeberische Versammlungen tagen, nicht abgehalten werden dürfen. Des Beispiels halber will ich an Oesterreich erinnern. — Die Bundes-Ordonnanz vom 6. Juli 1854 trägt sogar das Kennzeichen rein politischen Ermessens offen an der Stirn, indem sie in ihrem letzten Paragraphen ausdrücklich besagt, daß nach Verlauf von zwei Jahren der politische Ausschuß Bericht erstatten sollte, ob die betreffenden Bestimmungen sich hinlänglich erwiesen hätten, um den „Mißbrauch“ der „Preßfreiheit“ zu verhindern. Die Nothwehr,

welche dergleichen Bestimmungen zu Grunde liegt, erscheint ganz willkürlich, da sie einestheils keine allgemein menschliche Nothwehr, sondern die Selbstvertheidigung einer um ihre einseitige Herrschaft bangen Klasse oder bevorrechteter Stände ist und anderntheils selbst als Klassennothwehr weit über die Gränze nothwendiger Wehrgewalt hinausschießt. Aber der Zweck heiligt das Mittel!

Die Nothwehr braucht nicht bloß in Handlungen zu bestehen; sie ist auch in Worten denkbar, insofern letztere geeignet sind, als Vertheidigungsmittel zu dienen. Daher gelten im Allgemeinen für die Vertheidigung, namentlich für die gerichtliche, folgende schon von Cicero aufgestellten Maximen:

1) Hast Du etwas Straffälliges verbrochen, so läugne es rundweg ab;
2) kannst Du es nicht mit Erfolg abläugnen, so suche ihm eine unschuldige Deutung zu geben, und
3) kannst Du es nicht anders deuten, so vertheidige es mit allen Mitteln.

Der Grundsatz, daß ein Angeklagter vor Gericht nicht gegen sich selbst auszusagen braucht, ist anerkannt. Der Zweck heiligt das Mittel dieser Nothwehr.

Insofern die Nothwehr in Worten erlaubt ist, ist auch die Nothlüge gestattet. Wer unter den gegenwärtigen Zuständen, sagt Robert Owen, immer die Wahrheit reden wollte, würde für einen Narren gehalten werden. Die Nothlüge wird vorzüglich in den Vorgängen des wirthschaftlichen Lebens, im Dingen und Verdingen, im Kaufen und Verkaufen, im Werben und Erwerben, kurz, in allen Vertragsverhältnissen angewandt.

Christliche Moralisten haben beschönigend gesagt, daß bei der Nothlüge, wenn man sie auch nicht unbedingt verwerfen könne, doch ein Ausweg zur Vermeidung derselben gewöhnlich offen gelassen sei. Ist aber der Ausweg vorhanden, dann ist die Lüge überhaupt nicht mehr Nothlüge, sondern unnöthige Lüge. Und worin besteht ein solcher Ausweg in der Regel? In einer zweideutigen Aussage, die einer Aussage mit Hintergedanken oder der jesuitischen reservatio mentalis so ähnlich sieht, wie ein Ei dem andern!

Unter die Nothlüge müssen auch die im zivilisirten Leben eingeführten Anstands- und Höflichkeitsformeln gerechnet werden: — bei Hofe die Etikette. Unterläßt Jemand diese üblichen Formeln und Formen, so gilt er für grob, für ungebildet und schadet sich. Er hat dieselben also zu seiner Selbstvertheidigung im Kriege der jetzigen Gesellschaft nöthig. Es ist als eine höchst seltene Ausnahme zu bezeichnen, wenn manchen Leuten, z. B. den Quäkern oder Tyrolern, gestattet ist, Jedermann zu dutzen oder den Hut aufzubehalten. Die Wahrheit, welche gegen feine Sitte verstößt, gilt für Lümmelei, Ungeschliffenheit und Flegelei. Die feine Sitte hat ihren Nutzen: der Zweck heiligt das Mittel.

Aus der Erziehung ist, wofern die jetzige Gesellschaft nicht über den Haufen geworfen werden soll, die Nothlüge gar nicht zu entfernen.

Welche Sitten und welche Lehren mußten den erwachsenen Kindern wohl Alles wahrheitsgemäß zu sagen?! Denn die heutige Gesellschaft beruht großentheils auf dem Scheine. Einer sieht dem Andern, wie es im Braunschweiger Sprichwort heißt, auf den Kragen, aber nicht in den Magen. So giebt sich gar Mancher für einen Patrioten und für einen Liberalen aus, der im Grunde seines Herzens nur ein schmutziger Egoist ist. Der Zweck heiligt die Mittel; die Gedanken sind zollfrei.

Auch der Arzt, der einen gefährlich Erkrankten behandelt, muß häufig zur Nothlüge greifen, um das Leben seines Patienten zu schonen. Ist er Hausarzt in einer vornehmen Familie, wo die Frau von Zeit zu Zeit die Kranke spielt, so hat er, wenn er diese Kundschaft nicht verlieren will, zu thun, als ob er an die Krankheit der Dame glaubte, und ihr unschädliche Rezepte, die nur dem Geldbeutel ihres Gemahls schaden, zu verschreiben.

Um in der Bourgeois-Gesellschaft geachtet zu werden, nimmt der Kluge den Schein des Reichthums an. In der Sommerfrische, dem Stande gegenüber, ein Knicker, in öffentlicher Wohlthätigkeit dagegen ein Prahler; muß die Maxime Dessen sein, der in Kreisen verkehrt, wo der Mensch nach dem Haben und Scheinen, nicht nach Geistesgediegenheit beurtheilt wird.

Der Ausdruck „höflich“ zeigt uns, von wo aus der Jesuitismus in die unteren Stände eingedrungen ist. Durchlaucht und Erlaucht, Hoheit und Majestät, Allergnädigst und Allerhöchst sind noch das Geringste. Aber die Doppelzüngigkeit und Verstellung ist an Fürstenhöfen auf den höchsten Grad der Vervollkommnung gebracht. Selbst das Unangenehme wird in schmeichelhafte Worte eingehüllt. Darin besteht ja gerade der höfische Schliff, daß hier nicht mit dem Zaunpfahle der Wahrheit gewinkt, sondern Alles in eine täuschende Hülle eingehüllt wird. Das Schöne wird hierdurch noch schöner, das Garstige und Häßliche sogar erscheint niedlich und reizend. Wer wäre nicht der Schmeichelei zugänglich?! Geschmeidigkeit und Gewandtheit bezeichnen hier den Weltmann. Wegen der schönen Phrasen und Rollen ist an den Höfen auch die Schauspielkunst mit Vorliebe gepflegt worden. Nach dem Berichte Plutarch's war Solon darüber aufgebracht, als zu seiner Zeit die Schauspielkunst in Griechenland aufkam; denn er nahm für gewiß an, daß die Verstellung, die auf der Bühne gefiel, auch bald in die Sitten des Volkes eindringen und dieselben vergiften würde. Läßt sich doch die Kunst zu lügen von einem ästhetischen Standpunkte aus betrachten, behandeln und erlernen! Je schöner eine Lüge aussieht oder sich anhört, desto sicherer ist ihr Reiz und ihre Wirkung. Die Rhetorik, die Mimik und Gestikulation verleihen der Rede erst den Glanz, den der Kenner bewundert, während der Laie durch denselben geblendet und verwirrt wird. Gleich dem Haar, das gut gepflegt wird, verleiht auch der Rede die Kunst Schmuck; selbige wird zierlicher, wenn sie wohlgekämmt, gescheitelt, geflochten, in passende Theile gelegt, gelockt und nardenduftig erscheint. Unser Parlamentarismus würde sich in unserer gekünstelten und ge-

schraubten Zeit sehr übel ausnehmen, entbehrte er dieses Schmuckes, der immer mehr aus der Nebensache zur Hauptsache wird. Hierzu kommt, daß im Allgemeinen die Wohlberedtheit und Schönrednerei, obschon dieselben seit dem Erscheinen unserer klassischen Dichter*) sehr zugenommen haben, doch noch keineswegs Jedermanns Sache ist. Ungehobelt und wahr kann Jedermann sprechen; ausfragen läßt sich jeder dumme Kerl. Zum künstlichen Ausdrucke dagegen gehört schon geistige Begabtheit. Der gewandte, sich schön ausdrückende Lügner ist ein hervorragender Mensch, während ein Tölpel nur grobe, ungeschickte, leicht ersichtliche Lügen zu sagen weiß. Schon das alte Thier-Epos hat im Reinecke Fuchs die kunstvolle Lüge verherrlicht**).

Die Kunst des Lügens ist mit vorzüglicher Meisterschaft von den Diplomaten der europäischen Fürstenhöfe ausgebildet worden. Die Sphäre, in der sie lebten, und ihre amtliche Eigenschaft als fürstliche Geschäfsträger brachte das so mit sich. Sie hatten freundliche Beziehungen zu unterhalten und doch soviel als möglich Vortheile für die von ihnen vertretenen Regenten zu erzielen. Je mehr einer dieser Staatsmänner den andern zu überlisten und über den Löffel zu barbieren, je mehr er zu schikaniren und im passenden Augenblicke die Rolle zu wechseln verstand, für einen um so bessern Diplomaten wurde er gehalten. Im Vergleich mit der diplomatischen Meisterschaft waren die alten Jesuiten bloße Abc-Schützen. Der diplomatische Styl zeichnete sich durch Aalglätte und durchsichtige Präzision aus. Talleyrand traf den Nagel auf den Kopf, als er sagte, daß die Sprache dazu diene, die Gedanken zu verbergen. Weil aber die Diplomaten meist monarchische Staaten zu vertreten pflegten und von ihren Regierungen daheim, mit denen sie in fortwährendem Verkehr standen, instruirt wurden, konnte man zu dem logischen Schlusse kommen, daß der jetzige Staat nur eine durchgebildete jesuitische Wirthschaft wäre. Man konnte in diesem Urtheile bestärkt werden, weil Männer, welche an die Spitze des Staatsministeriums gelangten, sich oft vorher in der diplomatischen Carriere ausgebildet hatten, und weil sie, wenn sie von der Regierung zurückzutreten genöthigt waren, häufig wieder in die diplomatische Laufbahn zurückkehrten. Uebrigens ist zu bemerken, daß sich fast nur Sprößlinge aus alten Adelsgeschlechtern für die staatsmännische Laufbahn zu qualifiziren scheinen. Die Bürgerlichen, so sehr sie sich auch in der Kunst diplomatischen Täuschens geschult haben mögen, streifen selten alle sittlichen Vorurtheile ab, da sie nicht von Jugend an zu Staatsmännern herangebildet worden sind. Sie scheinen meistens nur, wenn's gut geht, zu Finanzkünstlern, zu Unter-

*) Da wir unter klassischen Dichtern die mustergültigen verstehen, welche die Spracheinheit der modernen Nationen fest begründet haben, nehmen wir sowenig für Deutschland, wie für England oder Frankreich, zwei klassische Zeitalter an. Daher halten wir die Dichter des elften bis vierzehnten Jahrhunderts, welche den Aufschwung der Adelsherrschaft repräsentiren, nicht für klassisch, wennschon Deutschland für Europa noch jetzt als das klassische Land der Adelsherrschaft gelten kann. —

**) Es muß dahin gestellt bleiben, ob dieses Epos, wie so manches andere alte Heldengedicht der deutschen Literatur, deutschen Ursprungs ist.

richts-, Handels-, Justiz- und Arbeitsministern zu passen: — und auch hierzu nur höchst selten. Allerdings darf hierbei nicht außer Acht gelassen werden, daß in der erblichen Monarchie die Ueberlieferung des blauen Blutes, der Familienrang und Familienbesitz sehr viel gelten.

Indeß sind in dieser Beziehung Ausnahmen zu konstatiren. Denn es gibt Emporkömmlinge, die bei dem alten Adel selber sehr angesehen waren. Hierher gehören Napoleon I. und Napoleon III., die selbst von den „legitimen" Fürsten als „Brüder" anerkannt wurden. Selbige verdichteten in den engen Rahmen ihres Lebens das sonst langsame geschichtliche Heranwachsen berühmter und hochangesehener Fürstengeschlechter. Sie machten sich respektirt durch Krieg, Eroberung, Eidbruch, Doppelzüngigkeit, Habgier, Herrscherglanz und unbeugsamen Willen. Besonders diente ihrer Herrschsucht die Ordnungs-Phraseologie. Wenn ich, meinte der erste Napoleon, bei Vernichtung der Volksrechte tausend Menschenleben im Straßenkampfe von Paris opfere, werde ich als Ordnungsstifter gepriesen, opfere ich deren aber zehntausend, werde ich geradezu angebetet werden. Kurz, die Napoleone waren Männer, die über der Linie der bürgerlichen Moral standen. Die sogenannte Logik der Thatsachen, nach der sie im Inlande verfuhren, machte sie auch bei den auswärtigen Regierungen respektirt. Dabei wußten sie meisterlich mit den moralischen Faktoren zu rechnen. Als z. B. der gefangene Räuberhauptmann Schinderhannes, die Geistesverwandschaft mit dem großen Kaiser fühlend, Napoleon I. um Schonung seines Lebens anflehte, indem er sich erbot, ihm ein Heer zu stellen, ward das Anerbieten nicht angenommen, sondern der Räuberhauptmann mußte sterben. Napoleon I. durfte nicht als Genosse und Protektor eines berüchtigten Räubers erscheinen, der seine Raubthaten als Räuber, nicht aber als ordnungsstiftender Fürst begangen hatte. Schinderhannes hatte nicht verstanden, durch vorgeschützten herrlichen Zweck das Mittel zu heiligen.

Indem wir nun den monarchischen Staat betrachten, so finden wir, wenn wir den Dingen auf den Grund gehen, als seinen Ursprung und als das ihn erhaltende Prinzip die Gewalt. Sobald nämlich die Gewalt eines Usurpators sich zu behaupten vermag, schreibt sie den Unterworfenen Gesetze vor im Namen des Friedens und der Ordnung, indem sie ihnen gebietet: „Meinen Frieden soll Jedermann halten". (Um ein Beispiel anzuführen, beziehen wir uns auf die Entstehung des preußischen Staates und verweisen die Leser auf das in hochstelziger Gelehrtensprache geschriebene Werk Gustav Droysen's — auf die: „Geschichte der preußischen Politik")*). Indem nun der Frieden gehalten wird, wird die Gewalt zur Gewohnheit, baut ein Ordnungs-System auf und verwandelt sich dadurch in den Augen der Unterthanen

---

*) G. Droysen ist der klassische Schriftsteller der Geschichte der preußischen Politik geworden, nachdem er seinen Republikanismus des Jahres 1848 aufgesteckt hatte. In den fünfziger Jahren wurde er nach Berlin berufen und hielt daselbst den Mitgliedern der königlichen Familie, unter Andern dem jetzigen preußischen Kaiser, Vorträge über diesen Gegenstand.

in einen Zustand des Rechts, freilich immer nur des faktischen, historischen Rechts. Die Gewalt spricht jetzt im Namen des Rechts, verschanzt sich hinter das Recht, verwächst mit ihm und scheint also das Recht selber zu sein. Sie beruft sich auf die die menschlichen Geschicke nach der Ansicht der Gläubigen leitende persönliche Gottheit, gibt vor, von Gott eingesetzt zu sein, und nennt sich von Gottes Gnaden. So verschmilzt in der Gewalt menschliches Recht mit göttlichem. Der Regent erscheint nun als der Repräsentant der Gottheit, als die Vorsehung auf Erden. Die grollenden Parteien sucht er in sein Interesse zu ziehen und zu versöhnen oder nöthigenfalls zu vernichten oder doch einzuschüchtern und zu schwächen. Indem er jede Gelegenheit wahrnimmt, seine Macht durch Uebergriffe, durch Eroberung, durch Erbe, Tausch und Kauf zu vermehren, wächst er, beziehentlich sein durch Erbfolge geregeltes Haus, zum allermächtigsten und allergnädigsten Herrn heran, und unter den Eisenschwingen seines Schutzes leben, freien und sterben seine gewaltsam und moralisch gebundenen Unterthanen. Dem vorgeschützten Zweck ist es gelungen, das Mittel zu heiligen. Daher die allerorts herrschende sittliche Ordnung!

In Frankreich ist durch die auf die gesellschaftlichen Zustände angewandte Lehre von der menschlichen Gleichberechtigung, sowie durch die sich nun beinahe seit einem Jahrhunderte in rascher Reihenfolge vollziehenden politischen Revolutionen der Glaube an das Recht des jeweilig in der Gewalt befindlichen Usurpators nicht nur stark erschüttert worden, sondern derselbe hat auch nie wieder die nöthige Zeit gefunden, historisch zu erstarken und eine dauernde Ueberlieferung zu erzeugen. Daher die Entsittlichung der Franzosen. Die französische Mittelklasse und zum Theil auch schon der französische Arbeiterstand ist hinter die Schliche gekommen, vermittelst deren sich die Gewalt als der Frieden des allgemeinen Rechts aufpflanzt. Napoleon III., als der letzte Herrscher, konnte sich nicht mehr allein auf die „Gnade Gottes“ stützen, sondern leitete sein Kaiserthum zugleich von dem „Willen des Volkes“ her, nannte sich also empereur par la grâce de Dieu et par la volonté du peuple. Nachdem er gefallen, sucht jetzt der Bonapartismus durch den Willen des Volkes sich wieder in der Gnade Gottes einzunisten.

Dem Willen des Volkes haben aber auch die übrigen Herrscher, obschon sie sich wegen der Länge der Zeit, durch die sich die Legende ihrer Familien hat festsetzen können, für legitim ausgeben, mehr oder weniger Rechnung tragen müssen. Selbst da, wo man sich zu sagen vermessen hatte, daß sich zwischen das Volk und das göttliche Herrscherrecht kein Blatt Papier drängen sollte, mußte man eine Konstitution bewilligen und eine gewisse Volksvertretung einberufen. Das göttliche Herrscherrecht, das sich bloß auf den Glauben an den Titel „von Gottes Gnaden“ stützt, will den Völkern nicht mehr recht einleuchten und erinnert sie an die naive Dichtung Homer's vom „göttlichen Sauhirten“.

Wenn es aber einmal unvermeidlich geworden ist, dem Volke gewisse Rechte einzuräumen, so muß Bedacht darauf genommen werden,

daß diese Rechte mehr zum Schein, als in Wirklichkeit existiren, damit sie der Machtvollkommenheit des Mannes, der bisher seine Gewalt von der Gnade Gottes herleitete, so wenig als möglich Abbruch thun. Zunächst muß zu diesem Behufe ein Monarch von Gottes Gnaden, der eine Konstitution einzuführen gezwungen ist, nicht dem Drängen und Dräuen seiner Unterthanen nachzugeben, sondern aus freien Stücken, und zwar aus lauter landesväterlicher Huld und um seinen Landeskindern einen erneuten Beweis seiner Liebe und Sorgfalt, sowie seines Vertrauens in ihre Besonnenheit zu geben, einen Pakt mit dem Volk einzugehen scheinen. Um also die freie Hand zu wahren, muß die Verfassung durch den Herrscher oktroyirt werden. Namentlich darf nicht gestattet werden, daß Männer aus dem beherrschten Volke dieselbe entwerfen, ausarbeiten und dem Fürsten aufnöthigen. Was aus reiner Gnade verliehen ist, kann — so lautet der Hintergedanke — jederzeit aus Ungnade, wofern dieß thunlich erscheint, wieder zurückgezogen werden. Ferner ist der Volksvertretung keine absolut beschließende Kraft einzuräumen, weil selbige einer fortwährenden Konstituirungs-Arbeit gleichkäme und somit die Souveränität in das Volk verlegte. Der Fürst muß sich demgemäß kraft der Gnade Gottes, durch die er sich auf seinem erhabenen Posten befindet, die Freiheit „allerhöchster Entschließung" vorbehalten. Hierzu gehört, daß er vermittelst eines Vetos jeden Beschluß der Volksvertretung null und nichtig machen oder doch verschieben, die Volksvertretung selbständig einberufen, eröffnen, vertagen, schließen und auflösen kann. Sodann ist auch dafür zu sorgen, daß die Volksvertretung nicht den reinen Ausdruck des gesammten Volks bildet; denn sonst würde sie zu mächtig sein. Um dieß zu erreichen, gibt es verschiedene Mittel: Wahlzensus nach Stand, Vermögen, Alter, Amt; Wahlbeeinflussung seitens der Beamten und der gekauften Presse; schlaue Eintheilung der Wahlkreise und passende Anberaumung der Wahlfristen; ein gelegener Wahl-Turnus; die Durchsiebung der Gewählten vermittelst indirekter Urwähler-, Wahlmänner- oder Landtagswahlen; gänzliche Diätenlosigkeit oder auch Besoldung der Deputirten mit einem so hohen Jahresgehalt, daß dieselben mehr auf dieses Gehalt, als auf den Willen ihrer Wähler sehen; die Ablegung eines besonderen Eides der Treue; die Ausschließung aller die bestehende Konstitution berührenden Fragen aus den Debatten; eine drakonische Geschäftsordnung für die Verhandlungen und hohe Präsidialmacht; Beeinflussung der Abgeordneten durch Ministerkränzchen, durch Geld, Aemter und Ehren, und vieles Andere mehr.

Vor Allem aber muß der Volksvertretung ein Gegengewicht entgegengesetzt werden vermittelst einer an sich konservativen und reaktionären Körperschaft. Es wird also ein Herrenhaus, Senat, Reichs- oder Bundesrath oder erste Kammer gewöhnlich der Volksvertretung mit der Bestimmung zur Seite gesetzt, daß, abgesehen von der erforderlichen Zustimmung der Krone oder Regierung, zum Zustandekommen jedes Gesetzes die Uebereinstimmung beider Häuser nöthig ist. Auf diese Weise wird nicht nur der Volksvertretung ein Knüppel zwischen

die Beine geworfen oder besser, ein Strick um den Hals gebunden, der sie fortwährend am raschen Fortschritt verhindert, sondern die Krone gewinnt durch eine solche Einrichtung auch den Vortheil, daß das Volk, das sich zu dieser Einrichtung hergibt, die reaktionären Interessen mit seinen eignen Interessen als gleichberechtigt anerkennt. Ferner braucht jetzt die Krone nicht jeden Augenblick sich dadurch gehässig zu machen, daß sie sich selber exponirt, indem sie volksfreundlichen Beschlüssen der Volksvertreter mit dem Veto entgegentritt, sondern sie kann den Widerstand des ersten Hauses dem Willen des zweiten Hauses vorschieben. Demnach ist die Schöpfung des ersten Hauses und die Einführung des Zweikammer-Systems die glückliche Realisirung eines gegen die Volks-Souveränetät gefaßten Hintergedankens. Weil aber möglicherweise das Haus der Pairs die ihm eingeräumte Macht, indem nicht alle Blitze nach Unten, sondern manche auch nach Oben schlagen, gegen die Krone selber mißbrauchen könnte, muß der letzteren die Befugniß zustehen, nöthigenfalls einen Pairs-Schub vorzunehmen. Hierdurch wird die erste Kammer geschmeidig gemacht. Diese Befugniß des Pairs-Schubs ist also der Hintergedanke in zweiter Potenz. Louis Bonaparte verlieh, um sich seinen Senat ganz ergeben zu machen, jedem Mitgliede desselben ein jährliches Gehalt von 30,000 Franken, während er die Volksvertreter, die mit allgemeinem Stimmrecht von den Präfekten und Maires, von Feldhütern und Gendarmen zusammengetrommelt waren, mit 12,000 Franken Jahresgehalt abfand.

Um sich jedoch noch mehr vor Exponirung zu schützen, schiebt die Krone ihr Ministerium vor, welches selbständig zu ernennen sie sich vorbehält. Hat sich durch volksfeindliches Verfahren das eine Ministerium abgenutzt, wird ein neues wiederum eigenmächtig ernannt. Neue Besen kehren gut. Das ist der Hintergedanke in der dritten Potenz.

Wo, wie im preußischen Kaiserreiche, neben der Reichsvertretung noch Landesvertretungen mit 2 Kammern bestehen, können erforderlichenfalls auch diese gegen die allgemeine Volksvertretung gebraucht werden.

Außerdem hat die Krone die Staatsmacht zu ihrer Verfügung und kann mit dieser die in der Volksvertretung repräsentirte Gesellschaft zu Paaren treiben. Die Staatsmacht ist allerdings angeblich zum Schutze der Gesellschaft bloß da, aus deren Schooße sie durch Organisation (Gliederung) geschaffen ist; allein im monarchischen Staate muß sie, weil sonst derselbe keine Monarchie (Herrschaft eines Einzigen) wäre, den Monarchen schützen, der die Gesellschaft vermittelst des Staatsmechanismus regiert. Ist doch ohnehin in der Gesellschaft selber der Monarch das vornehmste Glied und der durch die Ausdehnung und den Werth seiner Domänen und sonstigen Güter reichste Mann. Seine Paläste und Schlösser sind die schönsten, Nichts kommt seinen Kronjuwelen gleich und sein durch die Zivilliste um Millionen erhöhtes Jahreseinkommen ist das beträchtlichste.

In Preußen hat die königliche Krone acht in einen goldenen

Knopf auslaufende Bügel, ist mit Perlen eingefaßt und mit 111 Brillanten besetzt, wovon der größte den Umfang einer Haselnuß besitzt. Das Szepter ist aus massivem Gold, zwanzig Zoll lang und strotzt von Brillanten und von Edelgestein. Es trägt an seiner Spitze einen aus Diamanten bestehenden Adler und dieser hochedele Vogel hat obendrein einen köstlichen Rubin von der Größe eines Viergroschenstücks auf der Brust. Der reich mit Edelsteinen besetzte Reichsapfel ist aus Silber und blau emaillirt. Das Reichspanier, eine hohe Fahne bildend, besteht aus massiv silberner Stange mit goldner Spitze und aus silbergewirktem Flaggentuch. Der Griff und die Scheide des Reichsschwerts sind aus gediegnem Golde. Das Reichssiegel befindet sich in einer drei Zoll hohen und vier Zoll dicken goldenen Kapsel. Hierzu kommt die goldene Kette des schwarzen Adlerordens und der unter die überlieferten Reichsinsignien zählende Kurhut mit Hermelin-Verbrämung.

Der preußische Kaiser betitelt sich: Wir N. N. von Gottes Gnaden Kaiser von Deutschland, König von Preußen, Markgraf zu Brandenburg, souveräner und oberster Herzog von Schlesien, wie auch der Grafschaft Glatz, Großherzog von Niederrhein und von Posen, Herzog zu Sachsen, Engern und Westphalen, in Geldern, zu Magdeburg, Kleve, Jülich, Berg, Stettin, Pommern, der Kassuben und Wenden, zu Mecklenburg und Krossen, Burggraf zu Nürnberg, Landgraf zu Thüringen, Markgraf der Ober- und Niederlausitz, Prinz von Oranien, Fürst von Hohenzollern-Hechingen und Sigmaringen, zu Rügen, Paderborn, Halberstadt, Münster, Minden, Kammin, Wenden, Schwerin, Ratzeburg, Mörs, Eichsfeld und Erfurt, gefürsteter Graf zu Henneberg, Graf zu Ruppin, der Mark, Ravensberg, Hohenstein, Tecklenburg, Schwerin und Lingen, Herr der Lande Rostock, Stargard, Lauenburg und Bütow. Andere Herrschaftstitel gesellen sich zu den vorstehenden, da durch den deutschen Bundeskrieg von 1866 die Herzogthümer Schleswig und Holstein, das Königreich Hannover, das Kurfürstenthum Hessen, das Herzogthum Nassau, die Stadtrepublik Frankfurt a. M. und kleine Striche von Baiern erobert worden sind. Ebenso ist durch den Krieg gegen das französische Volk 1870—1871 Elsaß-Lothringen in die Krallen des preußischen Reichsadlers gerathen. Das Fürstenthum Neufchâtel nebst der Grafschaft Valangin oder Valendis, welches 1032 an das deutsche Reich, 1707 an Friedrich I. von Preußen, 1805 an Napoleon und 1814 wieder an das preußische Königshaus gefallen war, riß sich 1848 von preußischer Herrschaft los und entschwand 1857 aus dem Königstitel.

Es unterliegt keinem Zweifel, daß die Regenten nicht bloß im Staate, sondern auch in der Gesellschaft den ersten Rang einnehmen. Wenn sie also die bestehende Gesellschaft vermittelst der in ihrer Hand liegenden Staatsmacht schützen, sind sie durch ihre gesellschaftliche Stellung und durch ihr Privat-Interesse zunächst auf den Schutz der großen Eigenthümer angewiesen. Als Schirmer der bestehenden Gesellschaftsordnung an der Spitze der Reichen stehend schützen sie sich selber in erster Reihe. Bräche diese Gesellschaft zusammen, so wäre

es um ihre großen Güter und um ihren Thron geschehen. Daher müssen sie das sozial-demokratische Streben niederhalten oder auf Bahnen lenken, die den großen Eigenthümern unschädlich sind. Die von ihnen ausgehenden oder mit ihrer Zustimmung gemachten sozialen Reformen müssen oberflächlich bleiben, sie müssen lediglich zu beschwichtigen bestrebt sein, ohne im Wesentlichen die gesellschaftlichen Zustände zu ändern, weil bei Verrückung der Machtschwerpunkte der Gesellschaft die Monarchie, die mit den bestehenden Gesellschaftszuständen verwachsen ist, unmöglich gemacht würde. Daher der Bund der Monarchie mit der Bourgeoisie. Wie die bestehende Gesellschaft, stützt sich die Monarchie auf Familie und Erbe, auf den Familienbesitz Weniger, auf die Beschränkung der erblosen Volksmasse auf Brotarbeit und Arbeitslöhne. Es empfiehlt sich ihr, die soziale Bewegung, soweit sie nicht vernichtet werden kann, zu bemeistern und zu leiten, dabei aber immer das größtmögliche Wohl der arbeitenden Klassen öffentlich zu befürworten. Der herausgesteckte Zweck heiligt die Mittel. Je ängstlicher die Besitzenden vor den sozialistischen Bestrebungen werden, um so fester werden sie sich an den Herrscher anschließen. Ein wenigstens augenblicklich sehr wirksam scheinendes Ableitungsmittel ist der Krieg und der Kriegsruhm.

Die Staatsmacht, über welche der Monarch gebietet, besteht vornehmlich aus folgenden drei großen Gliederungen:

1) dem Kriegsheere,
2) den richterlichen Beamten und
3) den Polizeibehörden.

Was das Heer anbetrifft, so ist der Monarch der oberste Kriegsherr desselben. Er ist der geborene Generalissimus, auch wenn er weniger militärische Kenntnisse hat, als ein halbwegs gescheidter Unteroffizier. Im Heere ist der unbedingte Gehorsam noch viel mehr ausgebildet, als im Jesuiten-Orden. Der Untergebene muß seinem Vorgesetzten blind gehorchen und muß pünktlich die Befehle desselben vollziehen. Wird er kommandirt, Jemanden festzunehmen, auf Jemanden einzuhauen, Verwandte, Landsleute, Freunde, oder Fremde und Unbekannte zu erschießen, so darf er nicht zaudern und überlegen, ob Solches auch wohl recht sei, sondern hat gleichsam wie eine Maschine, welche die menschliche Sprache versteht, den Befehl zu vollstrecken. Im Kriege wird der Mord im Großen auf kunstvolle Weise und auf Kommando vollzogen. Das nennt man den Kriegsdienst, zu dem Jeder verbunden sein soll durch die Kriegspflicht. Den Kriegsdienst zu leisten, wird also für eine Pflicht ausgegeben und die freudige, genaue Erfüllung der Pflicht gilt als ein Verdienst; denn das Wort Pflicht hat in der neudeutschen Sprache — verschieden vom altdeutschen Gebrauche — eine moralische Bedeutung angenommen. Ueber das ganze blind gehorchende Heer gebietet nun der Monarch. Er hat den Ruhm davon, wenn Schlachten gewonnen werden: mag er immerhin die Siege öffentlich der gnädigen Fügung des von den Unterthanen geglaubten Gottes zuschreiben. Seine Söhne und leiblichen männlichen Anverwandten, die schon in

der Wiege den fürstlichen Titel führen und prinzliche Hoheiten heißen, sind gewöhnlich ebenso selbstverständliche Heerführer, wie er, und avanciren schnell zu Generälen oder Admirälen. Möchten sie immerhin die wenigst Gescheidten sein, strichen sie doch den Ruhm ein, den die ihnen beigegebenen höheren Offiziere erworben haben. Wie mit diesen Dingen, geht es auch mit andern. So haben die Kaiser Justinian und Napoleon I. sich den Ruhm als große Gesetzgeber, Julius Cäsar und Papst Gregor sich jenen als Kalenderverbesserer beigelegt. Durch dergleichen Escamotirung soll das fürstliche Ansehen steigen. Der Zweck heiligt das Mittel. In altmonarchischen Staaten sind die obern Befehlshaber fast durchgängig Leute aus dem alten Adel. Das souveräne Recht des Kriegs und Friedens, das Recht des Schwertes, steht nur bei dem Monarchen. Auf dem Satze, daß der Zweck das Mittel heiligt, ist das ganze monarchische Heersystem aufgebaut.

Im Beamtenstande ist ebenfalls die monarchische Disziplin durchgeführt, wenngleich hier der Gehorsam nicht so blind zu sein braucht, wie beim Militär. Da die Beamten Staatsdiener sind und ihr Brot dadurch verdienen, daß sie die Geschäfte des monarchischen Staates besorgen, so haben sie vor allen Dingen die Monarchie aufrecht zu erhalten und dem Monarchen Treue zu wahren. Der Staat beruht zum großen Theil auf der Treue seiner Beamten; denn sie sind die Träger der monarchischen Ordnung, welche ohne sie nicht bestehen könnte, und sie haben die im monarchischen Sinne erlassenen Gesetze zu vollziehen. Eine wichtige Rolle fällt hierbei den richterlichen Beamten zu. Selbige haben sich nicht darum zu bekümmern, ob ein Gesetz an sich gut oder schlecht ist, sondern sie müssen sich mit Hintansetzung der eignen Ueberzeugung nach den vorhandenen, jeweilig in Kraft stehenden Gesetzen richten. Diese Gesetze sind vom Monarchen verkündet und in seinem Namen wird Recht gesprochen. Auch in der Rechtspflege bewahrheitet sich, wie wir oben bei Erwähnung der Strafgesetze bereits zu zeigen suchten, der Satz, daß der Zweck das Mittel heiligt. Der Zweck ist die Aufrechterhaltung der monarchischen Ordnung oder die Respektirung des monarchisch-staatlich-gesellschaftlichen Friedens.

Das Militär ist der schlagfertige Arm, die Richter sind das spruchfertige Urtheil des Monarchen. Zwischen beiden Organisationen mitten inne und zwischen ihnen vermittelnd steht die Polizei. Selbige bildet das über die Gesellschaft wachende Auge des Monarchen. Zu ihr gehört der öffentliche Ankläger oder Staatsanwalt. Während die Gerichte ihrer Stellung nach von den unter ihre Behandlung kommenden Menschen voraussetzen sollten, daß sie gut seien, bis von denselben Verstöße gegen die Gesetze nachgewiesen sind, ist im Gegentheil die Polizei durch ihre amtliche Stellung darauf angewiesen, Mißtrauen gegen alle Menschen zu hegen und die Ordnungswidrigkeit derselben für möglich, ja für wahrscheinlich zu halten. Indem wir von der Polizei diesen Grundzug anführen, bemerken wir ausdrücklich, daß wir auf die einzelnen Abtheilungen derselben hier nicht eingehen

können. Doch müssen wir mit wenigen Worten der geheimen Polizei gedenken. Selbige muß alle Gestalten annehmen, alle Rollen spielen und in alle Kreise eindringen, sie muß selbst alle Beamten und sich unter einander, um Straffälligkeiten und Ordnungswidrigkeiten zu entdecken, beobachten. Wie bei Mephisto, ist Spioniren ihre Lust. Um aber ihre Aufgabe zu erfüllen, muß der geheime Agent, der ihr angehört, heucheln und sich meisterhaft verstellen können. Mit Hintergedanken muß er erscheinen, sich geberden, sprechen und handeln. Der Zweck heiligt das Mittel.

Zur Staatspolizei gehört es auch, wenn auf der Post mit geschickter Hand Briefe erbrochen werden, um von ihnen Einsicht zu nehmen, oder wenn die telegraphischen Depeschen einer Kontrole unterliegen. Auch hier heiligt der Zweck das Mittel. Die beste geheime Polizei ist diejenige, deren Vorhandensein vom Publikum nicht bemerkt wird.

Insofern die zur Staatskirche gehörige Geistlichkeit zur öffentlichen Sicherheit beizutragen, auf die Sitten der Unterthanen einzuwirken und jeden Menschen als von Natur böse vorauszusetzen hat, ist auch sie eine polizeiliche Institution. Sie bildet die Polizei der Gewissen, zitirt die Seelen vor den vorgeblichen Himmelsrichter und trägt schwarze Uniform.

Nur im Vorbeigehen wollen wir bei dieser Gelegenheit auf das Schulwesen hinweisen. Werden nämlich in den Schulen die Schüler in der Staatskirche erzogen und wird ihnen vor allen Dingen die Treue gegen den Monarchen eingepflanzt, so geschieht das ebenfalls, weil der Zweck das Mittel heiligt.

Die politische Heuchelei im Parlamente und seine eigene, mit andern Worten, den anständigen, schönthuenden, die Menschlichkeit auf der Zunge führenden Jesuitismus, hat Bismarck damals, als er sich über „die Pfeife des armen Mannes“ lustig machte, selbst konstatirt.

Also sehen wir im monarchischen Staate durchgehends, die Maxime, derzufolge der Zweck das Mittel heiligt, in Geltung. Ohne die Durchführung dieser Maxime wäre überhaupt der monarchische Staat und die gegenwärtige Gesellschaft, über welche derselbe sich gesetzt hat, nicht möglich. Wir tadeln nicht, wir entstellen nicht: nein, wir sprechen bloß aus, was vorhanden ist. Das genügt uns. Ueberhaupt hegen wir nicht das landesläufige Vorurtheil bezüglich des Jesuitismus. Unserer Ansicht nach gibt es heutzutage hochangesehene Leute, welche an Klugheit im Reden und Thun die alten Jesuiten weit hinter sich lassen. Wer jetzt noch über die Jesuiten fromme Deklamationen, Homilien und Litaneien anstimmt, steht entweder nicht auf der Höhe der Zeit oder ist selbst ein verkappter, wenn auch moderner Jesuit. Die Gegensätze liegen jetzt nicht so, daß es heißt: Hier Jesuitismus und hier reine Moral; sondern heute gilt es, dem unter der Maske der Sittlichkeit sich bergenden Egoismus ebenso wohl, wie dem ungeschminkt auftretenden, das Handwerk zu legen und an die Stelle desselben die Gleichberechtigung aller Menschen, die Beseitigung

Nur sollen sie uns in Frieden lassen und uns auch glauben lassen, was wir wollen. Uns kann es ziemlich gleichgültig sein, ob der Papst vermöge seiner Unfehlbarkeit den ersten Fürstenrang beansprucht, oder ob Solches irgend ein neuerstandener Zäsar thut. Denn wir wissen, daß weder der Eine, noch der Andere von ihnen mehr mit unserer Zeit sich verträgt und noch viel weniger eine Zukunft hat. Die Tiara und die Kaiserkrone sind für ein gemeinschaftliches Grab bestimmt. Auch Einbalsamirung kann sie nicht wieder lebendig machen, nicht das Lärmen der Lohnschreiber über Jesuiten-Kabalen sie von den Todten erwecken.

Das preußisch-deutsche Kaiserthum merkt selber, daß es nicht mehr für die neue Zeit paßt. Es fühlt sich unheimlich. Die bloßen Franzosenzüge genügen ihm nicht. Es ist nach Römerzügen und nach rumänischen Türkenkriegen lüstern. Aber das heilige römische Reich deutscher Nation läßt sich nicht wieder herstellen. Ein schwacher epileptischer Papst, bevormundet von seinem Palast-Präfekten, ein von seinem Reichskanzler berathener und getragener Kaiser, der nur Bundesoberhaupt ist, sind nicht die kräftigen mittelalterlichen Gestalten mehr. Das Zeitalter der Wissenschaft und der großen Erfindungen taugt für sie nicht. Das junge Europa kümmert sich um sie nicht. Die europäischen Völker kehren ihnen den Rücken.

Ueberall erscheint das Volk selbst auf der Bühne. In Billionen sichtbaren und unsichtbaren Verschlingungen und Verkettungen webt sich immer fester der internationale Bruderbund. Wir haben Besseres zu thun, als uns um Kaiser und Papst herumzukämpeln. Gehen wir daher als ernste Männer über alle Narrenspossen und Ammenmärchen zur europäischen Tagesordnung über!

Der Mißbrauch

der

Nationalitäten-Lehre.

Von

Bernhard Becker.

Dritte Auflage.

Braunschweig.
1873.
Druck und Verlag von W. Bracke jr.



Vorwort zur ersten Auflage.

Die Nationalitäten-Frage beschäftigt schon seit geraumer Zeit die öffentliche Meinung. Die Bewegung des Jahres 1848, der italienische Krieg von 1859, der Kampf von 1866, sowie neuerdings die Luxemburger Angelegenheit haben selbige wieder lebhaft angeregt. Gleichwohl ist das Nationalitäts-Prinzip noch nie einer gründlichen und allseitigen Erörterung unterzogen worden.

Die vorliegende Schrift hat zum Zweck, diesem Mangel abzuhelfen. Ohne alles Vorurtheil und unbekümmert um die widerspruchsvollen, veränderlichen Tagesmeinungen tritt sie an ihren Gegenstand heran, um diesen einer eingehenden Prüfung zu unterwerfen. Der Verfasser ist bemüht gewesen, in jeder Hinsicht nur der Wahrheit die Ehre zu geben. Sollte er jedoch in dem einen oder andern Punkte geirrt haben, so bittet er um freundliche Nachsicht, indem er gewiß der Erste sein wird, welcher einer unparteiischen Kritik gegenüber sein Urtheil berichtigt. Aber dagegen darf er wohl von jedem billig denkenden Leser erwarten, daß derselbe leidenschaftslos und mit Hintansetzung etwaiger liebgewordener Vorurtheile an die Lektüre der nachstehenden Arbeit gehe.

Das alte europäische Gleichgewicht hat sich abgelebt. Es fragt sich nun, ob das Nationalitäten-Recht im Stande sein wird, an die Stelle desselben zu treten und somit in Europa ein neues lebensfähiges, öffentliches Recht zu begründen. Wenn Gemüths-Politiker geneigt sind, die Lebensfähigkeit eines solchen öffentlichen Nationalitäten-Rechts ohne Weiteres vorauszusetzen, so dürften wohl doch die Schwierigkeiten, die sich bei eingehender Betrachtung dagegen erheben, zur Vorsicht mahnen und vorliegende Arbeit nicht ganz unnütz erscheinen lassen.

Je mehr sich die Ansichten läutern und klären, desto weniger Unheil werden die Europa noch bevorstehenden Stürme anrichten. Möge Jedermann nach Kräften zur Besänftigung derselben beitragen.

Wien, den 27. Juni 1867. **Der Verfasser.**

Vorwort zur zweiten Auflage.

Das Ziel, welches der Verfasser beim Niederschreiben des vorliegenden Werkes sich gesteckt hatte, beschränkte seine Darstellung hauptsächlich auf Europa, da der Nachweis zu liefern war, daß das Nationalitätsprinzip nicht im Stande ist, an die Stelle des abgelebten seitherigen politischen Gleichgewichts zu treten. Deßhalb glaubte er, zuerst zeigen zu müssen, wie sich das mit der heiligen Allianz verschwisterte System des europäischen Gleichgewichts entwickelt und worin das Wesen desselben bestanden habe, alsdann, wie sowohl im Bewußtsein der Völkerindividuen als auch in der Theorie des Völkerrechts der geschichtliche Gegensatz zum Gleichgewichte der legitimen Mächte hervorgewachsen und wie aus selbigem zuletzt als Gegensatz zur heiligen Allianz die Nationalitätenlehre entsprungen sei. In Betreff der Nationalitätenlehre schien es nothwendig, hierauf auseinanderzusetzen, daß sie, anfangs im demokratisch-revolutionären Gewande auftretend, als geschichtlicher Fortentwickelungs-Kontrast der heiligen Allianz vor einem Menschenalter ihre relative Berechtigung hatte, dagegen jetzt, nachdem sie durch die europäische Gesammtentwickelung überholt worden, in ein reaktionäres Zersetzungsmittel gegen die Demokratie verwandelt und somit lebensunfähig geworden ist. Wer also gegenwärtig noch das Nationalitätsprinzip, das keinen reinen geschichtlichen Gegensatz zu bilden vermag, für einen wesentlich bestimmenden Faktor des europäischen Völkerlebens hält, bekundet damit, daß er im reaktionären Lager steht.

Bei der Schilderung des Mißbrauchs, welcher von den Kabinetten mit der Nationalitätenlehre getrieben ward, mußte spezielle Rücksicht auf Deutschland genommen werden, weil einestheils das vorliegende Werk zunächst für Leser aus der germanischen Sprachgemeinschaft bestimmt ist, und weil anderntheils der jüngste Mißbrauch der Nationalitätenlehre aus Deutschland datirt. In Bezug nun auf Deutschland war darzuthun, auf welche Weise sich hier, den eigenthümlichen Zuständen entsprechend, die Nationalitätenlehre als Postulat der Einheit und Freiheit manifestirt hat, aber aus innerer Schwäche in das Dogma vom deutschen Berufe Preußens umgeschlagen ist. Nachdem das Verhältniß der Nationalitätenlehre zur Politik der sämmtlichen europäischen Großmächte konstatirt und auf solche Art der thatsächliche Mißbrauch

des Nationalitätsprinzips klargelegt worden, geht der Verfasser an die eigentliche Kritik der Nationalitätenlehre, indem er nachweist, daß letztere, weil der Nationalitätsbegriff des sichern Kennzeichens und innern Gehaltes entbehrt, in der Luft schwebt, in Nebel zerrinnt und um so mehr unter die überwundenen geschichtlichen Standpunkte gerechnet werden muß, als sie auch keine ausreichende Stütze an der Naturwissenschaft findet. Hiermit ist thatsächlich und theoretisch der Mißbrauch der Nationalitätenlehre bewiesen. Im letzten Kapitel werden, um die Absurdität jener Lehre vollends ins hellste Licht zu stellen, die Konsequenzen gezogen, die sich aus einer allgemeinen praktischen Anwendung der abergläubischen Theorie ergeben müßten. Die Nationalität ist somit ein wandelbarer Glaube, eine historische Vorstellung, die wieder verschwindet, und eine in der Einbildung des Völkerlebens vorübergehende Erscheinung, welche als solche zu würdigen und einer Untersuchung zu unterwerfen war.

Für den Verfasser lag keine genügende Ursache vor, bei der zweiten Auflage seiner Schrift die Methode seiner Darstellung abzuändern oder sonst irgendwelche Abänderungen im Text vorzunehmen. Zwar konnte es nicht fehlen, daß einige Träger der öffentlichen Meinung, die noch nicht von den nationalen Vorurtheilen sich emanzipirt haben, sich durch die rücksichtslose Abfertigung ihres Steckenpferdes etwas unsanft berührt fühlten und namentlich über die Behandluug, welche dem das deutsche Nationalthum zum Aushängschilde benutzenden preußischen Despotismus in der vorliegenden Schrift zu Theil wurde, einigen Aerger empfanden; allein, da die „öffentliche Meinung“ immer, wie schon der Philosoph Schelling treffend hervorgehoben hat, den bahnbrechenden Ideen nachhinkt und sie in Vorurtheile verwandelt, so muß es der Zeit überlassen werden, jene Nachzügler, die sich von ihren Lieblingsgrillen nicht losmachen können, durch den gewaltigen Durchbruch der sich vorbereitenden Ereignisse zu kuriren.

Wenn der Verfasser das nationale Schooskind der deutschen Gemüthspolitiker aus der bunten Reihe deutscher Staaten herausgriff, um an demselben eine strenge Kritik zu üben, so geschah es nur, weil eben gegenwärtig der preußische Staat in Deutschland sich als nationaler Messiasstaat in den Vordergrund drängt. Daß aber die preußische Politik sich die Nationalitätenlehre tributpflichtig zu machen verstanden hat, ist wenigstens seit dem Kriege von 1866 offenkundige Thatsache

und wird unter Anderm in der Thronrede des Königs **Wilhelm** bei Eröffnung des norddeutschen pseudo-konstituirenden Parlaments am 24. Februar 1867 unverblümt ausgesprochen. Die königlichen Worte: „große nationale Arbeit“, „der Traum von Jahrhunderten“, „das Sehnen und Ringen der jüngsten Geschlechter“, und wie die Phrasen, durch welche die preußischen Regierungsmänner das Nationalitätsprinzip umschreiben, sonst alle heißen mögen, können nur für jene unverständlich sein, welche auch, obschon sie unablässig die deutsche Aufgabe Preußens an die große Glocke hängen, ganz übersehen zu wollen scheinen, daß die vom preußischen Kabinette in Deutschland gewaltsam herbeigeführten Umgestaltungen thatsächlich mit der Einmischung in die schleswig-holsteinische Nationalitätenfrage ihren Anfang genommen haben. Insofern schien allerdings eine Aufführung der **Logik** der Thatsachen aus der deutschen und preußischen Geschichte **plan-** und zeitgemäß, sowie zweckentsprechend.

Ist jedoch in vorliegender Schrift von der „preußischen Nationalität“ die Rede, so hat dieser Ausdruck — wie Jeder, der mit Verständniß liest, sofort wahrnehmen muß — im Munde des Verfassers keinen andern Sinn, als etwa die parallelen Ausdrücke „russische“ oder „chinesische Nationalität“. Dergleichen Konzessionen an den Sprachgebrauch lassen sich nun einmal bei Besprechung volksthümlicher Vorurtheile so wenig vermeiden, daß wir zum Beispiel fortwährend noch vom Aufgange und Untergange der Sonne reden, obwohl schon seit Jahrhunderten durch die Wissenschaft nachgewiesen ist, wie es sich hiermit verhält.

Wenn ein Kritiker behauptet hat, der Verfasser habe das Nationalitätsprinzip in dem Kapitel, welches über die englische Politik handelt, als berechtigt anerkannt, so beruht eine solche Behauptung einzig und allein auf dem Irrthume, daß besagter Herr leider den objektiven Standpunkt des Nationalitätsprinzips, welches als Maßstab an die englische Politik gelegt wurde, mit dem subjektiven Standpunkte des Verfassers verwechselt und die relative Berechtigung mit der absoluten vertauscht hat. Indeß ist ein derartiger Irrthum sehr leicht erklärlich. Denn so wenig die Leute, welche noch bis über die Ohren im überlieferten Glauben stecken, geeignet sind, die Schriften eines Hegel oder Spinoza ganz zu verdauen, ebensowenig vermögen verstockte Nationalgemüther mit völliger Unbefangenheit das Werk über

den Mißbrauch der Nationalitätenlehre in sich aufzunehmen und es geistig zu verarbeiten. Indeß gereicht dem Verfasser die Wahrnehmung zur großen Befriedigung, daß im Ganzen seine Arbeit eine milde Beurtheilung erfahren hat.

Wir leben jetzt in der Zeit, in welcher die Nationalitätenlehre im Absterben begriffen ist, wie denn überhaupt in der Geschichte die anfänglich revolutionären Ideen damit enden, daß sie, wenn sie ihre Aufgabe als zivilisatorische Bahnbrecher erfüllt haben, der Reaktion zur Beute anheimfallen. Die das europäische Völkerleben inskünftig bestimmende Idee, welche das Nationalitätsprinzip zu verdrängen hat, ist die soziale. Darum werden wir immer mehr die soziale Bewegung um sich greifen sehen, bis sie zuletzt einzig herrschend in Europa geworden sein wird.

Wien, den 14. Mai 1868.

Vorwort zur dritten Auflage.

Seit dem Erscheinen der ersten und zweiten Auflage gegenwärtiger Schrift ist der mit der Nationalitäten-Lehre vorzüglich seinen Mißbrauch treibende Bonapartismus — zuvörderst in Frankreich wenigstens — an seiner innern Hohlheit zusammengebrochen. — Indem ich die dritte Auflage jetzt der Oeffentlichkeit übergebe, will ich einfach an folgende Stelle in Humboldt's Kosmos erinnern:

„Aeußere Mittel des Zwanges, kunstreiche Staatsverfassungen, eine lange Gewohnheit der Knechtschaft konnten freilich einigen, sie konnten das vereinzelte Dasein der Völker aufheben; aber das Gefühl von der Gemeinschaft und der Einheit des ganzen Menschengeschlechts, von der gleichen Berechtigung aller Theile desselben hat einen edleren Ursprung ... Selbst die persönliche Freiheit ganzer Menschenklassen hat lange in den christlichen Staaten, bei geistlichen Grundbesitzern und Korporationen, keinen Schutz gefunden. Solche unnatürlichen Hemmungen, und viele andere, welche dem geistigen Fortschreiten der Menschheit wie der Veredelung des menschlichen Zustandes im Wege stehen,

werden allmählich verschwinden. Das Princip der individuellen und der politischen Freiheit ist in der unvertilgbaren Ueberzeugung gewurzelt von der gleichen Berechtigung des einigen Menschengeschlechts. So tritt dieses, wie schon an einem andern Ort gesagt worden ist, als Ein großer verbrüderter Stamm, als ein zur Erreichung Eines Zwecks (der freien Entwickelung innerlicher Kraft) bestehendes Ganzes auf." (Kosmos. J. G. Cotta'scher Verlag. 1847. Zweiter Band. Seite 235.)

Braunschweig, den 18. Mai 1873.

Einleitung.

Das europäische Gleichgewicht und die heilige Allianz.

Gleichwie im Privatleben die Habgier und Uebervortheilung sich in anständige Form zu kleiden und sogar sich mit der Tugend uneigennütziger Aufopferung, ernster Pflichterfüllung und selbstloser Hingabe aus Gemeinwohl zu schmücken verstehen, so auch, nur in noch höherem Grade und unbehelligter, wußte häufig die Politik die schlimmsten Absichten und die gräulichsten Gewaltthätigkeiten, indem sie die herrschenden Vorurtheile und den Stumpfsinn der großen Masse benutzte, mit glänzenden Flittern zu verbrämen und in schöne Masken zu hüllen. Nur in ganz roher Zeit zeigte sich die rohe Gewalt in ihrer Blöße. Sowie sich die Sitten abschliffen und einigermaßen die Kultur sich hob, paarte sich mit der Gewalt die List und Gleißnerei.

Im Mittelalter diente sehr oft die Religion, weil damals das Gemüthsleben sehr innig und stark war, zur Beschönigung der Gewalt-Akte. Der fromme Glaube heiligte schändliche Unternehmungen und die Zaubermacht der Kirche deckte schreiende Verbrechen mit dem Mantel christlicher Liebe und Gnade zu. Chlodwigs Religionswechsel besänftigte den Griffel des Chronik-Schreibers; der Eroberer Karl, genannt der Große, beging ein verdienstliches Werk, als er einen dreißigjährigen Unterjochungskrieg gegen die Sachsen unter dem Scheine eines Bekehrungskrieges führte; der viele Unflath der Kreuzzüge veredelte sich unter religiöser Weihe; die Tyrannei herrsch- und raubsüchtiger Ritterorden ward durch den Glanz der Tapferkeit gegen Ungläubige verklärt, und endlich schlossen die mit der Einziehung von Kloster-, Kirchen- und weltlichen Gütern, mit Ländererwerb und Machteroberung geschwängerten Reformationskriege das Mittelalter im zivilisirten Europa würdig ab, so daß jetzt nur das heilige Rußland das Vorrecht hat, seine Kriege gegen die Türken immer noch als Glaubenskriege zu führen.

Im Mittelalter war die geistliche mit der weltlichen Macht verschwistert. Beide stritten um den Vorrang, bis im Reformations-Zeitalter das Geistliche dem Weltlichen untergeordnet wurde. Aber nicht bloß die Ebenbürtigkeit der Kirche war jetzt vernichtet, sondern auch die Adelsgleichheit gebrochen und die zur Selbständigkeit aufstrebenden Bürger und Bauern zurückgeworfen. Alles Recht repräsentirte nun der Eine, der Fürst, der Unverantwortliche und Unfehlbare, der den Staat wie einen Privatbesitz er- und vererbte. Darum bildete in dieser, von der Kirchen-Reformation bis zur ersten französischen Revolution reichenden Periode fast einzig und ungeschminkt das fürstliche Erbrecht den sittlichen Untergrund und rechtlichen Vorwand für Ländererwerb und Krieg, wie aus dem spanischen Erbfolgekriege, den schlesischen Kriegen und dem Kartoffelkrieg ersichtlich.

Indeß trat jetzt schon die Idee des europäischen Gleichgewichts mehr und mehr in den Vordergrund. Das europäische Gleichgewicht ist die durch ebenmäßige Machtvertheilung bewirkte Zügelung der Herrsch- und Habsucht, der mit dem gezückten Schwert der stehenden Heere erhaltene europäische Frieden. Während des Mittelalters hatte Deutschland im Ganzen das Uebergewicht gehabt, obschon Frankreich und England ein Gegengewicht herzustellen bemüht gewesen waren. Beim Verfall des deutschen Reiches schien eine kurze Zeit hindurch Spanien sich an der Spitze Europa's behaupten zu wollen; allein hierzu gebrach diesem Lande, wie sich namentlich unter Philipp II. offenbarte, die nachhaltige innere Kraft. Auch Schweden's Macht war bald verflackert, nachdem dieselbe unter Gustav Adolph und Karl XII. sich keine dauernden Eroberungen zu verschaffen vermocht hatte.

Inzwischen waren im Nord-Osten Preußen und Rußland herangewachsen, zwei Mächte die neben Oesterreich, (der aus dem deutschen Kaiserreiche hervorgegangenen Großmacht) und neben den beiden alten Mächten Frankreich und England für Europa maßgebend wurden. Vor dem Uebergewicht dieser fünf Mächte hatten sich die kleinen Staaten, von denen die meisten sich aus dem alten Deutschland herausgesplittert hatten, im Wege der Ruhe und des Friedens zu erhalten. Schien aber irgendwo die vertragsmäßige Ordnung bedroht, so einigten sich die fünf Großmächte über die Beruhigungsmittel. Hierbei bewirkte ihre gegenseitige Eifersucht, daß keine derselben aus den da und dort ausbrechenden Unruhen einen bedeutenden einseitigen Vortheil zog.

Die Aufrechterhaltung des Gleichgewichts hieß beschönigt: die Aufrechterhaltung der bestehenden europäischen Verträge. Insofern nun sich

die Erhaltung des Status quo gegen die Freiheitsbestrebungen der Völker kehrte, trat sie als heiliger Fürstenbund oder als heilige Allianz auf.

Die Entstehung der heiligen Allianz datirt im Grunde von der Theilung Polens. Wenn zuletzt die Ausdrücke „heilige Allianz" und „europäisches Gleichgewicht" und „europäisches Völkerrecht" ziemlich gleichbedeutend gebraucht wurden, so deutet auch schon die Entstehung der heiligen Allianz auf diese Identität hin, da die Rechte der Völker damals im Rechte der Fürsten aufgingen und die Theilung Polens zugleich auf der Herstellung eines Gleichgewichts unter den sie vornehmenden Mächten beruhte. Bekanntlich machte sich der preußische König Friedrich II. darüber lustig, daß Maria Theresia von Oesterreich erst über die Theilung Polens Thränen vergossen, dann aber doch zugegriffen habe, um auch ein Stück zu erhaschen. Indeß trug jene Theilung vorzüglich den herrschenden Zug der heiligen Allianz, die Intervention behufs Unterdrückung von Volksunruhen, wie wir sofort sehen werden, an ihrer Stirn.

In dem am 5. August 1772 abgeschlossenen Traktat wurden die Gründe, warum in Polen eingeschritten werden mußte, folgendermaßen angegeben:

„Die Bürger bewaffneten sich gegen einander. Aufrührer bemächtigten sich des öffentlichen Ansehens und mißbrauchten dasselbe mit Verhöhnung der Gesetze, der guten Ordnung und der öffentlichen Sicherheit. Gerechtigkeit, Polizei, Handel, ja sogar der Landbau, Alles ward zerstört, die natürlichen Bande der benachbarten Nationen werden auseinandergerissen, und die an Polen gränzenden Mächte müssen jetzt die traurigen Folgen dieser heillosen Unordnungen fühlen. Sie sahen sich hierdurch schon längst zu den kostbarsten Vorsichtsmaßregeln gezwungen, um die Ruhe innerhalb ihrer eigenen Gränzen zu sichern. Nichts ist folglich nöthiger, als ein schnelles Heilmittel gegen diese Menge von Uebeln, wovon die benachbarten Staaten die furchtbarsten Gegenstöße erdulden müssen. So viele Gründe von höchster Wichtigkeit erheischen, daß Ihre Majestäten, der König von Preußen, die Kaiserin von Ungarn und Böhmen und die Kaiserin aller Reußen, in dem so kritischen Verhältnisse ohne Zeitverlust entscheidende Maßregeln ergreifen. Diese Mächte haben daher beschlossen, gemeinschaftlich und im Einverständniß dahin zu arbeiten, um in Polen die Ruhe und gute Ordnung zurückzuführen und die alte Staatsverfassung nebst den Freiheiten der Nation auf eine dauerhafte Grundlage zu stellen. Aber da sie beträchtliche Ansprüche auf mehrere Besitzungen von der Republik haben, so können sie nicht dieselben

dem Gange der Ereignisse überlassen, sondern sie haben miteinander beschlossen, zugleich ihre alten Rechte und legitimen Ansprüche geltend zu machen, welche jede von ihnen bereit ist, zu gehöriger Zeit und am gehörigen Orte zu rechtfertigen.“

Schon 1392 hatte der Fürst von Oppeln den Vorschlag einer Theilung Polens gemacht, wornach Masovien und Großpolen bis Kalisch mit dem kreuzritterlichen Preußen, die Wojewodschaften Krakau, Sandomir, Lenczyc und Reußen mit Ungarn und die südlichen und westlichen Theile Großpolens mit der Mark Brandenburg vereinigt werden sollten.*) Jetzt nahm Friedrich II. Westpreußen und den Netze-Distrikt mit 631 Quadrat-Meilen, Maria Theresia Lodomerien und Galizien mit 1500 Quadrat-Meilen und Katharina die lithauischen Provinzen mit 2200 Quadrat-Meilen ohne Schwertschlag und Blutvergießen. Angeblich um die Republik dauerhaft zu machen, damit sie in Zukunft ähnlichen Stürmen ausweichen könne, ward durch russischen Einfluß in dem Reste der polnischen Besitzungen ein permanenter Rath eingeführt.

Nachdem die polnische Regierung am 3. Mai 1791 eine neue Konstitution, wodurch Polen zu einem Erbreiche gemacht und neben der Ordnung die Macht des Reiches begründet werden sollte, unter dem lebhaftesten Enthusiasmus des Volkes verkündet hatte, da hielten die drei Theilungsmächte es nochmals für geboten, gemeinsam in Polen einzuschreiten. Auf dem Reichstage zu Grodno ließ der König von Preußen die Erklärung abgeben, daß er wegen des in der Republik verbreiteten demokratischen Giftes sich genöthigt sähe, vereint mit der russischen Kaiserin Katharina die Ruhe herzustellen, da er, während er in Frankreich schon gegen den Feind aller bürgerlichen Ordnung zu Felde liege, nicht erlauben könne, daß seine Unterthanen von der entgegengesetzten Seite her angesteckt würden. Aehnlich sagte der in Polen einrückende preußische General Möllendorf in seiner Proklamation:

„Die Grundsätze des Jakobinismus breiten sich immer weiter aus und drohen allen Thronen und Völkern die größte Gefahr. Im ganzen Lande, sogar auf den Dörfern, wo doch Niemand weiter lebt, als Bauern und aristokratische Edelleute, sind Jakobinerklubs, die laut und öffentlich ihre abscheulichen Ansichten dem Volke vortragen. Besonders ist Großpolen der wahre Sitz und die Wiege des Demokratismus, und die Fürsten sind es sich selbst, ihren Völkern und der ganzen Menschheit schuldig, dem Uebel Einhalt zu thun.“

*) S. Preußens Verhältniß zu seinen polnischen Landestheilen. Dargestellt von Anton Mauritius. Berlin 1844, 8⁰.

Durch die zweite Intervention, resp. den Vertrag vom 3. Februar 1792, erhielt Preußen die Stadt Czenstochow in Kleinpolen und einen Theil von Großpolen nebst den Städten Thorn und Danzig: zusammen 1161 Quadrat-Meilen, 252 größere und kleinere Städte, 8274 Dörfer und 1,136,389 Einwohner. Rußland nahm die östliche Hälfte Polens, Lithauen, Podolien und die Ukraine, mit 4000 Quadratmeilen. Der polnische Reichstag zu Grodno fügte sich der Gewalt.

Als jedoch nun bald darauf die Polen unter Thaddäus Kosziusko wegen der Wegnahme ihrer Gebiete einen Aufstand machten und am 12. Juni 1794 an Preußen durch ihren Regentschaftsrath förmlich den Krieg erklärten; da erheischte es die Ruhe und Ordnung, nochmals in Polen einzuschreiten. Der Aufstand wurde nach tapferem Widerstande niedergeschlagen, und nun legte der polnische König Stanislaus August in der Urkunde von Grodno unterm 25. November 1795 die Krone in die mütterlichen Hände der Kaiserin aller Reußen „aus Liebe zur öffentlichen Ruhe."

Preußen erhielt bei der dritten Intervention durch den Petersburger Vertrag die Theile von Masovien und Podlachien am rechten Ufer des Bug, in Litthauen diejenigen Theile der Wojewodschaften Trock und Samogitien, welche auf der linken Seite des Njemen liegen, nebst einem Theile der Wojewodschaft (des Herzogthums) Krakau: zusammen gegen 1000 Quadrat-Meilen mit 144 Städten und Städtchen, 4802 Dörfern und 940,000 Köpfen. Es hatte zwar alles Land zwischen der Weichsel und Pilica zu erhalten gewünscht; allein das politische Interesse der beiden mitbetheiligten Kaiserhöfe war dieser natürlichen Abgränzung zuwider. — Oesterreich erhielt das Gebiet von Krakau mit 1000 Quadrat-Meilen. Rußland welches mit Oesterreich sich einigte, um den preußischen Bundesgenossen zu übervortheilen, nahm für sich über 2000 Quadrat-Meilen.

Also reichten sich die drei Theilungsmächte die Hände zum Bunde der spätern heiligen Allianz über dem Grabe Polens. An die polnische Theilung reihte sich im verwandten Sinne das Bündniß fast sämmtlicher legitimen, das heißt, durch Verträge anerkannten monarchischen Häupter der europäischen Staaten gegen die erste französische Revolution. Was einst das heilige römische Reich unter dem Oberbefehle des ersten Brandenburger Markgrafen aus Hohenzoller'schem Blute gegen die Hussiten unternommen, das wurde jetzt im großartigsten Maßstabe gegen den Bewegungsherd in Frankreich zur Ausführung gebracht. Auch hier galt es, einen mit der bisherigen Ordnung der Dinge unverträglichen Orga-

nismus im Keime zu vernichten. Denn wenn es dem zur Herrschaft gelangten französischen Bürgerthume erlaubt wurde, auf völlig demokratischer Basis eine nationale Republik dauernd zu begründen, so schwebten diejenigen Länder, wo der Adel und die Geistlichkeit unter dem absoluten Regimente eines Einzigen die Herrschaft und die schönsten Genüsse des zivilisirten Lebens inne hatten, in der Gefahr, daß die Unterthanen, über Kurz oder Lang das Beispiel Frankreichs nachahmend, hier ebenfalls die Grundsätze des gleichen Menschenrechtes verwirklichten. Wurden bei dem gegen Frankreich unternommenen Kampfe selbst keine großen Erfolge errungen, so wurde doch bewirkt, daß sich durch den Krieg die Sympathie für die französische Neuerung in patriotischen Haß daheim verkehrte. Nachdem der lange, von einer großen Reihe Niederlagen begleitete Kampf, endlich glücklich mit der Restauration von 1815 beendet war, trat die heilige Allianz zum Schirme der bestehenden Verträge kräftig ins Leben und schritt nun überall ein, wo das Gleichgewicht der Mächte irgendwie bedroht schien. Anfangs mit England vereint, dann aber allein warfen sich die Regierungen von Oesterreich, Preußen und Rußland zu obersten Schiedsrichtern des europäischen Festlandes kraft der von ihnen besessenen Macht auf, indem sie sich gegenseitig verpflichteten, die demokratischen Regungen aller Völker niederzuschlagen und die europäischen Zustände geradeso zu erhalten, wie sie nach dem Sturze Napoleon Bonaparte's durch die für ewige Zeiten abgeschlossenen Wiener Verträge festgesetzt waren. Der in Frankreich durch die Fürsorge seiner europäischen Brüder wieder installirte Bourbonen-Stamm hatte begreiflich äußerst wenig in die allgemeine Ordnung der Dinge hineinzureden; denn da er bloß durch die Anstrengung und Gnade seiner hohen Kollegen wieder in die Regierung eingesetzt worden war, so hatte er häufiger den Sachen ihren Lauf zu lassen und Folge zu leisten, als kräftig mitzuwirken oder gar selbständig zu bestimmen. Schien eine Ruhestiftung unvermeidlich, so schritten zwar nöthigenfalls alle Großmächte vereint ein; gewöhnlich aber reichte es schon hin, daß die dem Bewegungsherde am Nächsten liegende Macht die Dämpfung des Feuers allein besorgte. So erstickte das Haus Habsburg-Lothringen anfangs der Zwanzigerjahre die konstitutionelle Bewegung in Neapel und Sardinien, das Haus Bourbon diejenige in Spanien Rußland war bemüht, die griechischen Unruhen der Türkei zu seinem Vortheile zu ordnen, und in Deutschland walteten die beiden Großmächte Oesterreich und Preußen über die unter ihren Schutz gestellten kleinen Staaten des deutschen Bundes. Ließ sich aber zu allseitiger Zufriedenheit der auf einander eifersüchtigen Großmächte ein aufständisches Land

nicht anders beruhigen, als durch einen Kompromiß, so wurde daselbst ein König aus einem der vielen kleinen Herrscherhäuser Deutschlands eingesetzt. Nur ungern wurde die Einführung von Konstitutionen in den kleinen deutschen Ländern gesehen, obschon die konstitutionelle Regierungsform doch bloß ein spärliches Abfinden der Bedürfnisse der Neuzeit war: denn es konnte, wie die Großmächte befürchteten, sich leicht aus den unvermeidlichen Kompetenz-Konflikten des konstitutionellen Wesens, aus der Veröffentlichung der Kammerverhandlungen und besonders aus dem Steuerbewilligungsrecht, ein zur reinen Demokratie führender Kampf entspinnen. Italien ward auf diese Weise durch Oesterreich, die deutschen Staaten durch die im Bunde vereinten beiden deutschen Großmächte, Spanien durch Frankreich, Portugal durch England, die vom Halbmonde beherrschten Völkerschaften durch die angrenzenden Großmächte, so wie durch die mit Kriegsflotten ausgerüsteten Staaten überwacht. Bloß den skandinavischen Ländern ward eine größere Freiheit gestattet, weil sie auf das übrige Europa keinen wesentlichen Einfluß ausübten.

Das System der heiligen Allianz herrschte in Europa unbestritten bis zum Jahre 1848. Die von ihm gestiftete Ruhe, die Unterdrückung der Volksfreiheit und die Beschwichtigung der Aufstände, war zugleich eine Zeit des Friedens. Seine Tendenz war die Erhaltung des Status quo. Da jedoch die menschliche Entwickelung sich nicht auf die Dauer daran behindern läßt, neue äußere Gestaltungen im Völkerleben hervorzubringen, so trug jenes System von vornherein den Keim seiner eigenen Vernichtung und die Ursache zu gewaltsamen Volksausbrüchen in sich. Der 24. Februar war sein Todestag.

Erstes Kapitel.

Die Heranbildung des Nationalitäten-Bewußtseins.

Es konnte nicht fehlen, daß der Lehre von dem absoluten Fürstenrechte die Lehre vom Selbstbestimmungsrechte der Völker gegenübertrat. Obwohl das im Mittelalter vom Adel und der Geistlichkeit beherrschte Volk im staatlichen Leben Nichts gezählt hatte, war ihm doch noch hin und wieder die Rivalität der beiden herrschenden Stände und der Kampf des Adels unter sich zu Gute gekommen. Mit dem Reformationskampfe änderte sich dies. Es erhob sich über allen Staatsfaktoren die absolute Fürstenmacht, in welcher das ganze Recht gipfelte. Der Reformations-

kampf war hervorgegangen aus der namentlich durch die Entfaltung der Städte, sowie durch große Entdeckungen und Erfindungen bewirkten Umgestaltung in den gesellschaftlichen Zuständen, und wenn auch das Streben nach Selbständigkeit der Einzelnen sich zunächst nur als ein religiöses Erwachen offenbarte, so lag doch in dem dunkeln Drange der Menge nach Neuerung ein demokratisches Gefühl, welches in den Bauernkriegen genugsam zu Tage trat. Indem in Deutschland der große Adel sich der Reformation bemächtigte, um sich unabhängig von der Reichseinheit zu machen, versank durch Zersplitterung das deutsche Reich in Ohnmacht und Verfall. Anders ging es dagegen in jenen Ländern, wo die Reformation nicht einzig und allein zu Gunsten des großen Adels ausschlug: in England und Holland, wo durch die sogenannte Kirchenverbesserung kräftige Nationen erstanden.

Hatte im Mittelalter das deutsche Reich wie ein Alp über Europa gelastet, so wurden jetzt mit seinem Zerfalle die Nationen frei, und gleichwie das Einzelwesen in Glaubenssachen von nun an eine größere Selbständigkeit beanspruchte, so auch erhoben sich jetzt die einzelnen Länder zu größerer nationaler Selbständigkeit.

Vor allen Dingen zeigte sich dies in Holland, das durch den Reformationskampf sein Nationalitäts-Bewußtsein erlangte, indem es seine Unabhängigkeit von Spanien erkämpfte und einen blühenden Freistaat errichtete. Die Reformation legte also den Anfang zum Nationalitäts-Bewußtsein der Völker-Individuen. Obschon sie theils vom großen Adel ausgebeutet, theils da, wo das Königthum schon eine beträchtliche Gewalt besaß, niedergeworfen worden war, erhielt doch in der durch sie angeregten Bewegung der Geister, die durch die Erfindung der Buchdruckerkunst sich mit ausgleichender Macht verallgemeinerte, der Trieb nach Selbständigkeit immer neue Nahrung, so daß, wenn auf der einen Seite der staatliche Absolutismus sich ausbildete, auf der andern auch mit unwiderstehlicher Kraft sein Gegenmittel heranwuchs.

So kam es denn, daß aus der Reformation die Lehre vom Völkerrecht hervorging. Der gelehrte Holländer Hugo Groot (Grotius) war der Erste, der ein solches Völkerrecht systematisch ausarbeitete. Ihm folgten bald andere Rechtslehrer nach, welche, wenn sie auch die Fürstengewalt nicht unbedingt verdammten, doch die Tyrannei, indem sie ein absolutes Vernunftrecht aufstellten, durchweg verwarfen, und bisweilen sogar, wie z. B. Vattel, den Tyrannenmord für heilig erklärten. Der erste Völkerrechtslehrer in Deutschland war Thomasius.

Auf diese Weise bildete sich ein demokratisches Recht aus, das seinem Ursprunge gemäß individualisirend und das Nationalitäts-Bewußtsein belebend verfuhr. Daher hatte der große Kanzelredner Bossuet nicht Unrecht, wenn seine Leichenrede auf den Tod der unglücklichen englischen Königin die Quelle „alles Unheils“ in der Reformation erblickte. Das protestantische Holland und nach demselben das gleichfalls protestantische England wurden Freistätten der unbehinderten Forschung und regten auch jene Völker an, welche, wie es mit Frankreich der Fall gewesen, die Reformation hatten bei sich vernichten sehen. Was die Denker Europa's als Recht niedergeschrieben hatten, kam in dem amerikanischen Unabhängigkeitskampfe zur Verwirklichung und übte bald darauf einen Rückschlag auf Frankreich aus, wo sich Ideen und Interessen vereinigten, die große Revolution des Bürgerthums zu Stande zu bringen.

Die Denker der Reformationszeit hatten zu viele Schwierigkeiten zu überwinden gehabt, um gleich ganz mit der alten Ueberlieferung aufräumen zu können. Ihre Nachfolger hatten leichtere Arbeit: weßhalb sie auch viel radikaler verfuhren. Wer die große Bibliothek der französischen Enkyklopädisten des vorigen Jahrhunderts liest, der staunt ob der Vielseitigkeit des Wissens, der tiefen Gelehrsamkeit und des kühnen Forschens. Im Reiche der Geister war der Umschwung schon vollbracht, ehe er thatsächlich zu Stande kam.

Anfangs war die immer weiter greifende Bewegung, welche sich zur großen Revolution herausarbeitete, ein Klassenkampf. Nachdem erst durch die französischen Klassiker, dann durch die Kritik der Denker die beiden herrschenden Stände im Volksbewußtsein erniedrigt waren, forderte der zu Bildung, Wohlstand und Ansehen gelangte dritte Stand die Gleichberechtigung, erzwang dieselbe und wandelte jetzt vermittelst durchgreifender Umgestaltungen den seitherigen Ständestaat in einen Nationalstaat um. Das bisher beherrschte Volk wurde gleichberechtigt, betrachtete sich als die Nation. Das National-Bewußtsein wurde noch dadurch verschärft, daß das gesammte monarchische Europa gegen diese zur Freiheit gelangte Nation zu Felde zog. In Folge der vom Auslande fortwährend geschürten Kämpfe sah sich die französische Nation genöthigt, die Freiheit der übrigen Bewohner Europa's zu erstreben, indem sie den Wahlspruch verkündete: „Friede den Hütten, Krieg den Palästen!“ Die über die verbündeten Monarchen Europa's erfochtenen Siege trugen nicht wenig dazu bei, das französische National-Bewußtsein in Nationalstolz zu kehren und den äußern Ruhm allmählig an die Stelle der innern Freiheit zu setzen.

Während der Restauration von 1815 bis 1830 wurde die französische Nation möglichst gedemüthigt. Ihre eingeengte Kraft explodirte jedoch in der Juli-Revolution, durch welche ein nationaler konstitutioneller Fürst, ein König der Franzosen, dem restaurirten König von Frankreich den Thron abnahm.

Also war mit dem über das ganze Europa ausgedehnten Kampfe, welcher in Frankreich Thron und Altar zertrümmerte, an die Stelle des bis dahin herrschenden ersten und zweiten Standes der dritte gelangt, welcher sich individualisirend als Nation auf- und zusammenfaßte. Von nun an war in Europa nicht mehr von Religionskriegen oder von fürstlichen Erbfolgekriegen die Rede, sondern es gab nur noch Nationalitätskämpfe. Die alte Politik mußte, wenn sie auf ihre Zeit einwirken wollte, sich in einen nationalen Schafspelz zu hüllen verstehen. Selbst die deutschen Mächte, welche doch für Thron und Altar gegen die französische Nation zu Felde gezogen waren, sahen sich 1813 zu einem Nationalkriege oder deutschen Befreiungskriege genöthigt, und wenn auch nach dem Sturze Bonaparte's die Reaktion das Legitimitäts-Prinzip des Gottesgnadenthums starr aufrecht zu erhalten suchte, so machte sich doch bald das Nationalitäts-Prinzip wieder geltend.

Zweites Kapitel.

Die demokratische Bedeutung des Nationalitäts-Prinzips.

Im Mittelalter gab es keine deutsche Nation im neuern Sinne, sondern verschiedene Nationen germanischer Zunge, welche zusammen das vom Kaiser beherrschte heilige römische Reich ausmachten. Als z. B. die hohe Schule in Prag gestiftet wurde, ward sie in vier Nationen: in Böhmen, Baiern, Sachsen und Polen eingetheilt. Ebenso zerfiel damals Frankreich in verschiedene Nationen, welche erst durch absolutistische Herrscher in einem einzigen Staat zusammengehalten und verschmolzen wurden. Die moderne französische Nation aber entstand, wie oben gezeigt wurde, erst durch die Revolution und den Sieg des demokratischen Bürgerthums.

Da die Nationalität angeblich das Richtscheit der neuen Politik abgeben soll, so ist nicht wenig daran gelegen, auf die neue Bedeutung des Wortes Nation aufmerksam zu machen. Wie viele andere Wörter hat das römische Wort natio eine Geschichte hinter sich. Das Wort Nationa-

lität ist Küchenlatein, verkauderwälscht im Französischen nationalité und im Englischen nationality. Die Nation ist eigentlich ein Stamm, ein Verwandtschaftsverein, eine Anzahl Familien gleichen Ursprungs. Ein Nationaler ist der diesem Stamme Angehörige, und das Wort Nationalität zeigt hiernach die Angehörigkeit und Verwandtschaft an. In der neuern Zeit ist das Wort Nation theils in eine landsmannschaftliche Bedeutung übergegangen, theils gleichbedeutend mit dem Begriffe Staatsbürgerschaft, theils synonym mit dem Begriffe Volk geworden, insofern letzteres als staatliches Einzelwesen aufgefaßt wird.

Der oft gebrauchte, aber wenig überlegte Ausdruck Nationalität faßt gewöhnlich unselbständige Volksbestandtheile in ihrer Eigenschaft als Nation zusammen und verleiht dem Unfertigen oder Ungebundenen derselben das Attribut der Zusammengehörigkeit. Die Nationalität ist demnach diejenige Eigenschaft, welcher zufolge dem Nationalitäts-Prinzip eine beträchtliche Anzahl Individuen befähigt, selbständiges Leben zu haben und Nation zu sein. Wenigstens wird bei den Nationalitäten das Streben vorausgesetzt, Nationen zu bilden und ein selbständiges staatliches Dasein zu genießen. Ist eine Nationalität zur Nation geworden, so hat sie ihr Ziel erreicht, sie genügt ihrer geschichtlichen Aufgabe und weilt nun im Stadium politischer Vollkommenheit.

Die Lehre des Nationalitäts-Prinzips und die Anwendung des Wortes Nationalität im demokratischen Sinne ist neuern Ursprungs; sie ging, wenn wir nicht irren, von den in Paris lebenden Flüchtlingen des jungen Europa's aus. Zuerst sprach man blos von Nationalitäten als den Trümmern einstiger mächtiger Reiche, von Ueberbleibseln vergangener Pracht und Größe, welche berechtigt wären und die Pflicht hätten, die sie an ihrer Vereinigung und Unabhängigkeit hindernde Tyrannei abzuschütteln und mit den übrigen Völker-Individuen Europa's als gleichberechtigte Glieder zu existiren. Die Haupt-Nationalitäten waren zuerst die Griechen, die Polen, die Italiener, die alle drei über fremde Unterdrückung sich zu beklagen hatten. Die Flüchtlinge, welche die genannten Nationalitäten in großen, selbständigen Staaten vereinigt zu sehen wünschten, vermengten das Menschenrecht mit der Abstammung, und die Freiheit mit der Unabhängigkeit. Im Uebersprudeln des Gefühls sahen sie ab von der Vernünftigkeit realer Verhältnisse. Die Abstammung machte in ihren Augen alle Volksgenossen gleich, und wer jetzt Pole, Grieche oder Italiener hieß, den berechtigte dieser Geburtsadel zum Aufstande. Man ging von der irrthümlichen Annahme aus, daß jene der einheitlich-staatlichen Zusammenfassung und Abschließung ermangelnden

Bestandtheile naturgemäß zusammengehörten und daß sie folglich alle Erfordernisse einer Nation in sich trügen. Die Demokratie verfiel also auf die Theorie natürlicher Staaten, die wiederum natürlicher Gränzen bedurften.

Demnach gleicht die Nationalität dem Janus-Kopfe. Sie liebäugelte zugleich mit Vergangenheit und Zukunft, wirkte zersetzend und bindend zugleich, ließ der Willkür einen großen Spielraum und ward von der schwärmerischen Demokratie des jungen Europa's zu einem Lieblinge auserkoren, weil sie sich mit Volksunabhängigkeit, Volksgröße und Volksfreiheit auf unbestimmt revolutionäre Weise leicht verbinden ließ.

Zu den aufgezählten Nationalitäten fügten jene burschenschaftlichen Demokraten bald noch viele andere hinzu, sowie die Gelegenheit zu einer solchen Vermehrung sich günstig erwies. Man hatte dann noch eine belgische, germanische, ungarische, skandinavische und slavische Nationalität. Ließ man indeß bei dem hierdurch entstehenden Wirrwar die Juden und Zigeuner bei Seite und brachte man die unbedeutenden tartarischen Stämme nicht in Rechnung, so konnte man schlechthin Europa in Romanen, Germanen und Slaven eintheilen; wodurch auf den ersten Blick eine große Einfachheit der europäischen Verhältnisse entstand.

Schade nur, daß diese Eintheilung nicht so einfach ist, wie sie aussieht! Denn nirgends in Europa wohnt eine völlig ungemischte Bevölkerung; selbst da nicht, wo das eine oder andere Element allein zu existiren scheint. Europa ist aus den verschiedenartigsten Bestandtheilen zusammengewachsen. Jedenfalls waren schon die in der Völkerwanderung vom Osten hereinbrechenden Schaaren nicht ganz rein, gleichwie sie nirgends auf eine ungemischte Bevölkerung trafen. Soweit die Geschichte reicht, hat kein einziges naturwüchsiges Volk existirt. Das Naturwüchsige ist das Thierische. Der Staat hingegen ist das Produkt menschlichen Denkens, eine mit Bewußtsein und Ueberlegung vollbrachte und fortgesetzte That. Natürliche Nationen, die einen Staat zu bilden von Natur aus berufen wären, hat es nie gegeben, und die Nationalitätsstaaten sind bloße Phantasien, gleichsam ein ins Gegentheil umgeschlagener Nachklang von Rousseau's Naturzustande. Wäre Tacitus ein gründlicherer Forscher gewesen und hätte er seine ins Kaiserreich versunkenen Zeitgenossen nicht im reinen Barbarenthum bespiegeln wollen, so würde er nicht die Germanen als ungemischt und nur sich selber gleich geschildert haben. Die einzige Ausnahme unter den Nationen scheinen die Juden zu bilden; allein einestheils ist ihre wundervolle Geschichte, wenn sie geglaubt wird, unbegreiflich, wenn sie aber nicht geglaubt wird, absurd, und

anderntheils hatten auch die Juden einen Herrscherstamm, den der Priester, der auf Eroberung und auf ein fremdartiges Regiment schließen läßt, in sich. Zudem wurden sie von ihrem National-Gott, da ihre Ausschließlichkeit und ihr nationaler Fanatismus sich rächte, zuletzt in alle Welt zerstreut.

In Europa hat der Krieg, welcher in der Geschichte einen ebenso langen Zeitraum wie der Frieden einnimmt, ferner die Aufhebung der Sklaverei und Leibeigenschaft, das Zurückströmen der Völker von Westen nach Osten in den Kreuzzügen, sodann die Kolonisation wenig bebauter Länderstrecken, ebenso die kirchlichen Begebenheiten und endlich der unablässige Verkehr die Vermischung im höchsten Grade gefördert, und letztere nimmt jetzt um so rascher zu, je mehr sich die Verkehrsmittel vervollkommnet haben.

Physisch genommen scheint gerade der geschichtliche Fortschritt darin zu bestehen, daß eine immer größere Blutvermischung stattfindet, wie es ja auch an den Thieren erweislich ist, daß durch die Kreuzung der Racen edlere Geschöpfe hervorgebracht werden. Nicht minder ist es bekannt, daß Familien, die immer untereinander heirathen, körperlich und geistig verkommen, und daß sie mit Schwächlingen, Blödsinnigen und Wahnsinnigen heimgesucht sind. Selbst vom Standpunkte der Naturwüchsigkeit aus betrachtet ist also die Nationalitäts-Theorie weniger die Theorie des Fortschritts, als vielmehr des Rückschritts.

Der eigentliche Grund, warum die Demokratie mit der Nationalitäts-Idee sich verschwisterte, liegt in dem Umstande, daß zufolge eines leicht verständlichen geschichtlichen Gesetzes in Zeiten politischer Gährung sich das Demokratische erst aus dem Nationalen herausschält. Was nach Außen Unabhängigkeit heißt, tritt im Innern als staatsbürgerliche Freiheit auf. Die Demokratie ist aus sehr verschiedenen Anhängern zusammengesetzt. Die festen Pioniere der Zukunft sind klein an Zahl. Neben diesen sattelfesten gibt es Demokraten, die viel weniger gewappnet sind. Die Einen lassen sich vom Gefühle hinreißen, ohne genau zu wissen was sie wollen; die Andern hängen von den Gelegenheiten ab, weil sie berechnende Verstandsmenschen sind. Bei den Einen wirkt persönlicher Ehrgeiz, bei den Andern die Hoffnung auf Verbesserung ihrer Lage. Manche finden die Zustände im Allgemeinen unerträglich und wünschen eine Veränderung um jeden Preis, während Viele blos bestimmte Uebelstände abstellen wollen und sich daher mit gewissen Abänderungen begnügen. Ein Theil erblickt in geregelten Verfassungszuständen und im repräsentativen Wesen sein Heil, ein anderer Theil hingegen meint in die

Eigenthumsverhältnisse, in die gegenwärtige Produktion und Vertheilung der Güterwelt, eingreifen zu sollen. Manche glauben ganz friedlich, manche ganz revolutionär verfahren zu müssen. Die Einen verschmähen Kompromisse mit andern Parteien nicht, den Andern liegt es daran, jeden Kompromiß zu vermeiden. Den Einen scheint die Form unzertrennbar vom Wesen der Sachen zu sein und die Sachveränderung aus der Formveränderung zu folgen, indeß die Andern auf die Form wenig halten, aber die Umschaffung des gesellschaftlichen Untergrundes betonen. So gibt es monarchische, republikanische, föderalistische, sozialistische, zentralistische und kommunistische Demokraten, von denen jede Abtheilung wieder ihre Schattirungen hat. In alle diese Abtheilungen aber fällt das Nationale — je nachdem — wie ein trennendes oder auch bindendes Element hinein. Das Nationalthum, eine Sache des Gemüthslebens, ist ihre Verwirrung.

An sich hat die Demokratie keine nationale Färbung und kann sie nicht haben. Weil sie aber immer erst in bestimmten einzelnen Völkern auftritt und daselbst zur äußern Erscheinung kömmt, nimmt sie meist nationale Gestalt an und ist von nationalen Vorurtheilen befangen. Handelt es sich bei der Demokratie um die in der Freiheit und Gleichheit liegende Macht und Herrschaft, um die Gleichberechtigung Aller, um das Recht als Mensch für jeden Einzelnen und fußt folglich die Demokratie auf die fortgeschrittene Vernünftigkeit und Zivilisation, so ist dagegen das Nationale das Unvernünftige, welches auf gewisse Länderstrecken die Bewohner ohne ursprüngliche Rücksicht auf Freiheit und Gleichheit, bloß um der Stammverwandtschaft willen, einheitlich zusammenfaßt. Oft nur benutzen die Demokraten das Nationale, weil es ihnen am Nächsten liegt und weil sie ihre Absichten am Ersten bei ihren Landsleuten, welche mit ihnen die Sitten und die Sprache gemein haben, verwirklichen zu können hoffen. Doch während vielen von ihnen das Nationale — der Ruhm, die Größe, Ehre und Blüthe ihres Staats — ein vortreffliches Agitationsmittel zu sein scheint, hinter welchem sie ihre weitern Pläne verstecken können, erhebt sich ein gar großer Theil der Demokratie keineswegs über die nationalen Schranken, sondern schließt sich selbst in der Theorie nach Landsmannschaften ab.

Die französische erste Revolution, anfangs ein bloßer Klassenkampf der sich erst in der Folge zur vollen Demokratie entwickelte, kehrte wegen des feindlichen Auslandes bald eine herbe nationale Seite heraus, doch blieben bei ihr demokratisch und national gerade wegen der von Außen erfolgenden Angriffe des Monarchismus lange identisch. Eine ähnliche

Erscheinung bot die hussitische Bewegung; denn diese wurde aus einem religiösen Streite durch den Kreuzzug des heiligen römischen Reichs national und demokratisch zugleich und blieb es, bis sie in religiösen Kommunismus umschlug. Uebrigens erscheint es sehr begreiflich, wenn das Volk das Hausrecht beansprucht und sich nationalitätsweise häuslich einzurichten sucht.

Gleichwohl hat die Demokratie durch den Wechsel der Zeitverhältnisse eine Umwandlung erfahren. Was vor einem Menschenalter noch revolutionär zu sein schien, das ist jetzt bei veränderter Sachlage theilweis schon reaktionär. Die burschenschaftlichen deutschen Revolutionäre, welche wegen der schwarz-roth-goldenen Farben vom Bundestage verfolgt wurden, ahnten gewiß nicht im Entferntesten, daß 1866 eine der letzten Handlungen des nämlichen Bundestags darin bestehen würde, zu seiner Rettung die schwarz-roth-goldenen Farben auf dem Bundespalaste aufzustecken und dieselben beim Bundesheere einzuführen. Ebenso wenig ahnten ihre geistesverwandten Zeitgenossen, ein Mazzini, Lelewel, Niemojowski, Dwernicki und Andere, daß das Nationalitäts-Prinzip in etwa 30 Jahren dem Zäsarismus gute Dienste leisten würde.

Die moderne Demokratie hat ihre Quelle in der ausgleichenden Bewegung, welche nicht durch den nationalen, sondern durch den internationalen Verkehr hervorgebracht wird. Je näher die Nationen einander gerückt werden, desto stärker wird die Demokratie und desto weniger lassen sich ihre Forderungen zurückweisen. Zu jener Zeit jedoch, in welcher bei verhältnißmäßig geringem Verkehr die Landstraßen noch schlecht und die Völker von einander durch Mauthen abgesperrt waren; in jener Zeit, wo jedes kleine Land sich gegen das andere abschloß und wo es schon Etwas sagen wollte, wenn ein Deutscher auch fließend französisch und englisch sprechen konnte; in jener Zeit der beschränkten Landsmannschaften und provinziellen Stockung, wo noch Niemand an Dampfschiff, Eisenbahn und Telegraph dachte: da war es gewiß im vorwärtstreibenden Geist der Zeit gelegen, wenn zunächst die zersplitterten Theile der in geographische Begriffe verwandelten Staaten sich zu einem großen Ganzen einheitlich zusammenzuschließen beflissen waren. Seitdem wir jedoch aus dem Zeitalter der schlechten Landstraßen herausgetreten sind in das der Eisenbahnen, seitdem die Post durch den Telegraphen verdrängt wird und nun weder die Sprachen, noch die Flüsse und Meere die Völker mehr trennen; da ist der früher unter gänzlich andern Umständen vom demokratischen Geist getragene Abschluß der Nationen ein reaktionäres Hemmungs-, Auskunfts- und Zufluchtsmittel geworden, welches bloß solche

Leute, die nicht mit der Zeit fortgeschritten sind, noch für demokratisch-revolutionär halten können. Denn die sonst als fortschreitende und erweiternde Vereinigung dienende Nationalitäts-Gestaltung ist in ihrer Außenseite aufhaltende, abschließende und rückschreitende Bindung. Gegenwärtig handelt es sich also nicht mehr um die deutsche, italienische oder polnische Einheit, sondern um die europäische, da sich jetzt der Fortschritt nicht mehr um Nationen, sondern um ganze Erdtheile dreht.

Somit hatte das Nationalitätsprinzip, wenn es die staatliche Zersplitterung länderweise aufheben wollte, vor einem Menschenalter noch seine Berechtigung. Es war das unklare Bestreben, Europa demokratisch zu verbinden und an die Stelle des sogenannten Völkerrechts der heiligen Allianz ein neues eigentliches Völkerrecht zu bringen. Hierin lag seine geschichtliche Aufgabe.

Aber es beruhte, wie schon bemerkt, auf der irrthümlichen Annahme, daß die Völker-Komplexe, welche jetzt Nationen heißen, aus rein natürlichem Wachsthum hervorgegangen seien und daß jede Nation aus Individuen einen und desselben Ursprungs bestehe.

Doch nicht die Abstammung, nicht die Sprache, nicht die gleiche Religion und die verwandten Sitten haben, obschon sie manchmal zur leichteren Verschmelzung beitrugen, die großen Staaten hervorgerufen. Im Gegentheil haben die Eroberung, die Einwanderung, die staatlichen Gesetze und die Zusammenheiratung überall in Europa die verschiedenartigsten Elemente zu staatlichen Einheiten oder Nationen umgeschaffen. Nun mögen wohl solche Staaten, welche sich zersetzen, stammverwandtschaftsweise, sprachweise und religionsweise wieder auseinanderfallen, weil der Staat für sie kein höheres zivilisatorisches Bindemittel gewesen ist; aber Staaten mit frischem Leben, in welchem die gesetzliche Vereinigung zu immer höherer Kultur treibt, kommen nicht in den Fall, hinter die Zeit der Völkerwanderung zurückzugehen.

Die demokratische Lokomotive unserer Zeit ist eine europäische Macht. Sowie sich die Demokraten ihrer europäischen Zusammengehörigkeit überall bewußt werden und sich miteinander verständigen, erlangen sie immer neue Stärke und nähern sich dadurch ihren Zielen. Schließt sich dagegen die Demokratie nach Nationen ab, die höchstens miteinander sympathisiren, aber sonst sich wenig um einander bekümmern, so wird nicht nur die in der Vereinigung liegende Stärke nicht gewonnen, sondern es kann obendrein vorkommen, daß die nationalen Demokraten wegen nationaler Besitzansprüche, Vorrangskleinigkeiten sowie Ruhm- und Ehrsüchteleien mit einander in Streit gerathen.

Ueberall in Europa sind die nationalen Gränzen vom Verkehr durchbrochen; der Arbeitsmarkt, der Geldmarkt, das ökonomische Kapital, der Gütertausch haben sich der nationalen Fesseln entledigt, und ebenso ist die gediegene Bildung nicht mehr englisch, französisch, deutsch oder italienisch, sondern europäisch-universell. Also ist jetzt das Nationale sowohl im Reiche des Materiellen, wie auch auf dem Gebiete des Geistes ein völlig überwundener Standpunkt, und die Demokratie steht sich folglich selbst im Wege, wenn sie die sogenannten Ausländer nach griechischer Manier wie Barbaren und nach römischem Erobererbrauche wie Feinde (hospes=hostis) ansieht. Sie darf sich nicht mehr an das Nationale verlieren; denn dasselbe gehört gegenwärtig zu den Reagentien und Kunstgriffen schlauer Staatsleute gegen die vorwärts treibende ausgleichende Richtung unserer Zeit. Nicht ganz mit Unrecht sagte 1861 ein Franzose bei einem Revolutionsfeste der Flüchtlinge in London: Mourir pour la patrie, c'est mourir pour un roi, pour un empereur! (Der Tod für's Vaterland ist der Tod für einen König, einen Kaiser). Alles erwogen stehen jetzt die fortgeschrittenen Geister vor der Alternative:

Entweder streift die Demokratie das Nationale als unzeitgemäß von sich ab, oder alle auf der Höhe der Zeit befindlichen Männer sehen sich genöthigt, mit dem sehr wohlfeil gewordenen Patriotismus zugleich den veralteten Namen Demokraten in die Rumpelkammer unter das verrostete Eisen zu werfen. Ein Drittes gibt es nicht.

Drittes Kapitel.

Das Liebäugeln der englischen Politik mit den Nationalitäten.

Um die Zeit, in welcher durch die erste Theilung Polens der Grundstein zur heiligen Allianz gelegt wurde, war die englische Regierung unter dem Könige Georg III. beflissen, den bestimmenden Einfluß, welchen das Haus der Gemeinen in Anspruch nahm, beharrlich von der Hand zu weisen. Da die Krone ihre absolute Macht behaupten und den sogenannten Volksvertretern nicht erlauben wollte, durch parlamentarische Majoritäten die Minister ab- und einzusetzen, entwickelte sich ein innerer Konflikt, welcher dem von 1862—1866 dauernden preußischen Verfassungskampfe sehr ähnlich sah. Die aus Deutschland stammenden englischen Könige hatten „deutsche" Anschauungen von der Königsgewalt und suchten die Unbeschränktheit, welche die Monarchen in Deutschland errungen hatten, auch

in England zu genießen. Nicht selten verstrickten sie, wie im siebenjährigen Kriege geschah, England wegen ihrer deutschen Beziehungen in kontinentale Händel. Der Druck, der gegen die nationale Entwicklung Englands ausgeübt wurde, dehnte sich auch auf die Kolonien aus und führte jenen amerikanischen Unabhängigkeitskrieg herbei, welcher mit der Selbständigkeit der Vereinigten Staaten endigte. Als nun die französische erste Revolution ausbrach, fanden die in Frankreich verkündeten Freiheitslehren in England einen mächtigen Anklang unter dem Volke, weßhalb die Bevorrechteten Englands in die Besorgniß geriethen, die vielen revolutionären Vereine, welche in ganz Großbritannien die französische Bewegung hervorgerufen hatte, möchten hier ebenfalls ein republikanisch-demokratisches Gemeinwesen einführen. Darum trat die englische Regierung dem heiligen Fürstenbunde bei, der die Vertilgung der französischen Demokratie und die Restauration der feudal-monarchischen Zustände sich zur Aufgabe stellte. Der Krieg gegen Frankreich sollte die Gelegenheit an die Hand geben, strenge Maßregeln im Innern gegen alle Diejenigen zu ergreifen, welche mit demokratischen Ansichten hervortraten. So entstand das harte Fremdengesetz von 1793, welches, zuerst auf ein Paar Jahre eingeführt, immer wieder erneuert wurde und bis 1816 War-Alien-bill (Kriegsfremdengesetz), von da an aber in gemilderter Form bis zu seinem Ende im Jahre 1824 Peace-bill (Friedensgesetz) hieß.

Nachdem England einmal in den Revolutionskrieg verflochten war, erschienen im Gefolge desselben die ärgsten Ausschreitungen der exekutiven Gewalt. Die Buchdrucker wurden einer Konzession unterworfen, die Habeas-Corpus-Akte ward aufgehoben, Hausdurchsuchungen waren an der Tagesordnung, anstößige Bücher wurden konfiszirt und durch Henkershand verbrannt, das Vereinsrecht war so gut wie aufgehoben, das Denunziations-System stand in voller Blüthe, Preßknechte wurden in Sold genommen, eine Menge Einkerkerungen fanden statt und eine große Anzahl Personen wurden wegen politischer Anschuldigungen vom Leben zum Tode gebracht.

Da alle Versuche, England zu erobern, scheiterten, erwies sich die englische Regierung als der gefährlichste Feind der neuen bürgerlichen Ordnung Frankreichs. Als Napoleon Bonaparte gestürzt war, dauerte die völkerfeindliche Politik Englands bis zum Tode Castleragh's fort. Hierauf jedoch sagte sich die englische Politik unter Canning von dem System der heiligen Allianz los.

Mannigfach waren die Gründe, welche zu dieser Abschwenkung nöthigten. Der oberste Grund war wohl der, daß jetzt alle Gefahr für die englischen Bevorrechteten beseitigt war. Dann aber auch entstand unter dem englischen Volke großer Abscheu vor jener mit dem Namen „Germanismus“ belegten Verflechtung Englands in die kontinentalen absolutistischen Maßnahmen, weil dieselbe mit dem Nachtheile verknüpft war, daß sie sich auch gegen die innere Freiheit Großbritanniens kehrte. Mögen gewandte Staatsleute bei ihrer äußeren Politik immerhin einen weiten Spielraum haben, sind ihnen doch durch die Eigenthümlichkeiten des von ihnen beherrschten Landes bestimmte Gränzen gezogen, die sie nicht ungestraft lange verletzen. Denn da die äußere Politik mit der innern in Wechselwirkung steht, so läßt sich eine den Landes-Interessen widersprechende äußere Politik nicht auf die Dauer einhalten. Das englische Volk nun konnte mit den Völkern des von der Reaktion in Beschlag genommenen Kontinents nicht gleichen Schritt halten, weil die Unterdrückung aller Volksfreiheit den Handel und Wandel beeinträchtigte, den freien Verkehr hemmte und also die Volksinteressen schädigte. Der jährlich — zumal seit dem Friedensabschluß — wachsende Handel und Verkehr brachte nothwendig im Innern Englands eine immer größere Freiheit hervor, indem einestheils viele barbarische Gesetze abgeschafft wurden und anderntheils das frisch erblühende Vereinsrecht, das Versammlungsrecht, die Preß- und Redefreiheit, die beim Ausbruch der französischen Revolution verschobene, erst 1818 wieder aufgenommene, wenn auch spärliche Einführung von Staatsschulen, die Katholiken-Emanzipation u. s. w., in der öffentlichen Meinung die Losreißung von dem freiheitsfeindlichen Streben der heiligen Allianz begründeten. Ferner konnte England, weil es keine große Landmacht besaß, auf dem Kontinente, wenn es in die heilige Allianz eingeschlossen blieb, doch bloß eine untergeordnete Rolle spielen und mußte auf diese Weise eine Stellung einnehmen, die sich weder speziell mit dem britischen Nationalstolze, noch im Allgemeinen mit der Würde einer Großmacht vertrug. England war ein Inselreich und seine meisten Besitzungen lagen nicht in Europa, sondern waren über die ganze Erde zerstreut. Was sich daher mit dem Charakter großer Landmächte vereinigen ließ, das paßte gleichwohl nicht für diejenige Nation, welche die Seeherrschaft unbestritten besaß und eine Weltstellung einnahm. Kurz, die geographische Lage, die Sitten, die Institutionen, die Interessen und die Großmachtwürde nöthigten England, sich von der heiligen Allianz zu trennen.

Aber durch diese Trennung sprang die englische äußere Politik nicht in das Gegentheil von der heiligen Allianz über, sondern sie wahrte sich

einzig und allein eine freie Hand, um in den einzelnen Fällen bloß den Interessen Großbritanniens gemäß zu verfahren. Sie verdiente fast den Namen einer Krämer-Politik, den ihr der alte Napoleon gegeben hatte. Sie liebäugelte zwar mit den Nationen und Nationalitäten Europas, war aber weit davon entfernt, außer der leeren Sympathie, durch welche sie sich bei den Anhängern des Metternich'schen Unterdrückungs-Systemes verhaßt machte, das geringste Opfer für die Abschüttelung kontinentaler Fesseln zu bringen. Wohl begünstigte sie die Losreißung Belgiens von Holland; allein hierzu ließ sie sich bestimmen, einestheils durch die Erwägung, daß das rivale Holland auf diese Weise in seiner maritimen Bedeutung geschwächt wurde, und anderntheils durch die Absicht, auf dem Kontinente ein Land für sich zu gewinnen, welches ihr als Vormauer gegen Frankreich diente. Im Uebrigen verfuhr sie bisweilen gegen die Nationalitäten hart bis zur äußersten Schonungslosigkeit, wie z. B. gegen das kleine Griechenland, dessen Flotte ihr ein Dorn im Auge war. Selbst der als Lord Feuerbrand verschriene pfiffige Palmerston stachelte die Nationalitäten nur auf, um heimtückisch seinen kontinentalen Kollegen Verlegenheiten und Aerger zu bereiten; weßhalb er, sobald die Aufgestachelten Ernst machten, die Nationalitäten stets im Stiche ließ, um sie durch die heilige Allianz abwürgen zu lassen. Daher war Lord Palmerston nicht zu vermögen, 1830 mit Louis Philipp vereint zu Gunsten des polnischen Aufstandes zu interveniren. Ebenso bemühte sich während des ungarischen Aufstandes Pulsky, der Gesandte Kossuths, vergebens, bei Palmerston Anerkennung, Gehör und Hülfe zu finden. Auch wurde vom Präsidenten der französischen Republik die Expedition gegen die römische Republik im Einverständnisse mit der englischen Regierung unternommen. (S. Parliamentary Debates.)

Wie hätte auch die englische Regierung in ihrer äußern Politik aufrichtig dem Nationalitäts-Prinzipe huldigen können?! War doch England selbst aus ganz heterogenen Nationen zusammengewachsen. Abgesehen von den vorgeschichtlichen Einwohnern Europa's, über die nicht viel mehr als Vermuthungen herrschen, hatten sich in England mit den Kelten die Römer, dann die Sachsen und Angeln, hierauf die Dänen und endlich die Normanen vermischt. Zu diesen Mischlingen waren die Schotten und Pikten herangezogen und nach und nach mit ihnen in ein einziges Staatsleben verschmolzen worden. Während im Königreiche Wales noch jetzt in Kirche und Schule sich die Sprache der Einheimischen erhalten hat, ist die englische Sprache das vielseitigste Mixtum compositum von der Welt. Aehnlich steht es hinsichtlich der Religion: denn mit Ausnahme

der nordamerikanischen Vereinigten Staaten gibt es kein Land, in welchem so viele religiöse Sekten wuchern. Seit vierhundert Jahren ist Irland unterworfen, bedrückt und ausgebeutet, und wenn auch im Jahre 1800 durch wiederholte Auflösung und vielfache Bestechung und Wahlfälschung es gelungen ist, das gesonderte irländische Parlament abzuthun, so bekunden doch unaufhörliche Aufstände unwiderleglich, daß das irländische Volk noch nicht englisch nationalisirt worden ist. Ferner beherrscht England Indien, wo eine zahlreiche Nation auf das Aergste gepeinigt und ausgeplündert wurde. Sodann entsendet es seine Missionäre in alle Weltgegenden, um erst mit Bibeln, und hierauf mit Kanonen zu seinem Vortheil die Segnungen der europäischen Zivilisation zu verbreiten. Nachdem die amerikanischen „Wilden" aus den englischen Kolonien gehetzt oder vertilgt worden sind, wird jetzt die nämliche Zivilisations-Methode der Nationalisirung mit den Eingeborenen Australiens, den Maoris von Neuseeland und am Kap vorgenommen. In Europa selbst besaß England im Widerspruche mit dem Nationalitäts-Prinzipe Helgoland, Jersey, Guernsey, Gibraltar, Malta und bis auf die neueste Zeit die ionischen Inseln; wozu noch kommt, daß die Portugiesen seit dem Abschlusse des portugiesisch-englischen Handelsvertrages im Anfange des vorigen Jahrhunderts so gut wie in englischer Abhängigkeit lebten.

Unter solchen Umständen konnten die englischen Staatsmänner wohl mitunter mit dem Nationalitäts-Prinzipe kokettiren; allein sie waren viel zu schlau, zu erfahren und zu verständig, um jemals an eine ernste Durchführung desselben zu denken. Nichts destoweniger bildete in der herben Zeit unerbittlicher Reaktion die englische Politik zu der Politik der heiligen Allianz einen wohlthuenden Kontrast, gleichwie das freiere Leben im Innern Englands dem jungen ungeduldigen Europa als ermuthigendes Beispiel diente.

Viertes Kapitel.

Das Nationalthum des alten Bonapartismus.

Obwohl jener gewaltige Mann Napoleon Bonaparte, von dem der erste Name auf griechischen, der zweite auf italienischen Ursprung deutet, nicht aus dem Innern Frankreichs, sondern von Korsika stammte, ward dessenungeachtet sein Andenken mit dem französischen Nationalthume eng verwebt. Derselbe hatte sich, um mit Lenau zu reden, als Hero aus

Stürmen losgewunden. Einst Schüler und eifriger Bewunderer Robespierre's trat er die Erb- und Herrschaft an, welche sein Meister aus Ungeschick und Beschränktheit eingebüßt hatte.

Es ist oben dargethan worden, daß die siegreiche Bewegung des dritten Standes die französische Nation gebar und daß der Bürgerkrieg durch die Einmischung des monarchischen Auslandes in einen National-Krieg umschlug. Robespierre hatte sich nicht über den nationalen Standpunkt von Rousseau's Contract social erhoben, und sein Demokratismus obschon er manchmal verworrene Weltstreiflichter ausströmte, nahm sich einen sehr engen Standpunkt des römischen und griechischen Alterthums zum Muster. Robespierre wußte so wenig, daß die Urkraft der Revolution in der Emanzipation des Bürger- und Bauernstandes wurzelte, daß er sich vielmehr fortwährend in illusorischen Abstraktionen bewegte, die Menschen in Gute und Böse eintheilte und mit der republikanischen Tugend Ernst machen wollte. Fortwährend von der realen Welt auf thatsächlichen Unrichtigkeiten ertappt, verfiel er in die schreiendsten Widersprüche: woher es denn kam, daß der Beantrager der Abschaffung der Todesstrafe ein paar Jahre nachher die Guillotine im Lande umherfahren, die Kanonaden, Fusilladen und „republikanischen Hochzeiten" vornehmen lassen mußte, und daß der nämliche Mann, welcher dem allgemeinen Stimmrecht im Anfange der Revolution eine warme Lobrede gehalten, später die strengste Diktatur ausübte. An seiner Unklarheit, an dem fortwährenden Widerspruche seiner fanatischen Traumwelt mit der wirklichen Welt, ging Robespierre zu Grunde, und kaum hatten die geheimen Agenten der monarchischen Kabinette nach Hause gemeldet, daß er nun König von Frankreich werden würde, als der Held des Tages, weil er „nicht reiten gelernt" hatte *), dem staatsmännischeren, aber blasirten Danton auf die Guillotine nachfolgte.

Die ganze Entwickelung des großen Drama's drängte darauf hin, die Herrschaft über Frankreich einem Manne des Säbels zu überliefern, nachdem der Mann des Fallmessers unter sein eigenes Rettungs-Instrument gerathen war. Die zerfahrenen innern Zustände bedurften eines organisatorischen Talentes, welches, um Ruhe für die Entwicklung der neuen Eigenthumsverhältnisse zu schaffen, die Strenge und das Blut

*) Als Robespierre am Tage seines Sturzes sich des Stadthauses bemächtigt hatte, riethen ihm seine Freunde im kritischen Augenblick, ein Pferd zu besteigen und sich dem Volke zu zeigen; allein Robespierre antwortete, er habe nicht reiten lernen. S. Villaumé, l'histoire de la révolution française. Paris 1850.

nicht scheute, während nach Außen für die noch immer angegriffene Republik der Schutz eines ausgezeichneten Feldherrn nöthig war. Napoleon Bonaparte hatte das Glück, daß er beim Beginne der gewaltigen Begebenheiten noch jung gewesen war. Denn im Heere geborgen, konnte er beobachten, ohne sich in den Vordergrund zu drängen, vermochte aus den Fehlern Anderer zu lernen, ohne seinen eigenen Kopf zu riskiren, und hatte genug Zeit vor sich, um zu warten, bis der Hauptsturm im Innern sich ausgetost und bis die regierenden Advokaten ihre Unfähigkeit bewiesen hatten. Wie jeden andern Mann machten ihn die Zeitumstände fertig; aber da die Vorgänge, welche seinen Charakter bildeten, sich ihm in markiger Konsequenz ohne irre leitende Beimischung von Nebenumständen entwickelten, wurde er mehr als Andere ein Mann aus blankem Guß. Das starke Hervortreten der europäischen Zusammenhänge streifte von ihm die nationalen Vorurtheile ab und seine ägyptische Expedition erweiterte noch unendlich den schon geklärten Scharf- und Fernblick. Während der Idealismus des französischen Volkes in dem Maße abnahm, in welchem sich die neuen Eigenthumsverhältnisse konsolidirten und entfalteten, machte das Schlachtenglück Napoleon zum nationalen Lieblinge und knüpfte an seinen Namen den höchsten Ruhm Frankreichs. Nur so konnte er seinen Staatsstreich wagen, nur so dieses Wagniß, das sonst ein Verbrechen gegen die Nation geblieben wäre, durch das allgemeine Stimmrecht legalisiren lassen. Dem Erfolge stimmt immer die große Menge zu, wäre es auch nur der abenteuerliche Erfolg eines Cartouche oder Schinderhannes!

Was bisher als begeisternde Idee die Gemüther des Volks erregt hatte, kräftigte sich unter Napoleon Bonaparte's Regimente als staatliche Organisation. Er schmiedete die Nation erst fest zusammen. Freilich schwand dabei die scheinbar freie Beweglichkeit der vorher losgelassenen, wild umher treibenden Faktoren; denn die Bewegung kühlte sich ab, ihr heißer Fluß gerann in feste Form und Alles gestaltete sich unter der Leitung des kundigen Imperators zu Kampf- und Herrschaftsmitteln. Aber gleichwohl vertrat Napoleon I. noch die frische, in Frankreich zuerst erschienene Neuzeit. Spielte er mit Nationen wie mit bildsamem Thone, der bald in diese, bald in jene Figur geknetet wird, standen seine Füße doch nur fest auf dem nationalen französischen Boden, weil dieser allein rein die Neuzeit darstelle. Erst als er über seine eigene Person die Nation und die Ideen, die ihn groß gemacht, ganz vergaß, da kam er zu tiefem Falle. Er wollte zuletzt nur noch eine große Dynastie begründen und zwar sollte diese keineswegs bloß Herrscher für Frankreich liefern,

sondern über Europa gebieten und vermittelst der besessenen europäischen Macht die Herrschaft über die ganze Erde anbahnen. Er war nicht im Entferntesten bei seiner europäischen Organisation auf das Nationalitäts-Prinzip bedacht; im Gegentheil mußte ihm dasselbe lächerlich vorkommen und ihn bei seinen großen Entwürfen stören. Wenn er jedoch Italien narrte, mit Illyrien spielte und Polen benutzte, so geschah es, weil der Zweck das Mittel heiligte. Hätte er nun aufrichtig und rückhaltslos die Errungenschaften der französischen Revolution über Europa verbreitet, ohne Dynastie machen zu wollen, so würde er, anstatt gemach seine Kraft abzuschwächen, stätig und sicher an Stärke gewonnen und Europa, dessen Bewohner im Grunde doch bloß eine einzige Familie (nach Hegels Ausdruck) ausmachen, eine innerlich und organisch wohlbegründete Einheit gegeben haben. Aber die mechanische Gewalt, die lebenslose Einheit, die persönliche Ueberhebung untergruben seine Macht. Je mehr er seine Autorität erweiterte, je mehr alte Zustände er sich im Wege stehen ließ und je mehr ferner seine Herrschaft eine rein persönliche wurde: desto mehr bedrohte ihn der alte Nationalismus der angestammten Treue und Religiosität, desto mehr verlor er sich in Abenteuerlichkeiten und desto mehr schwand unter ihm der feste Grund, auf dem er heimisch war und dem er seine Kraft entlehnt hatte. Während er nichts bleibendes Organisches in Europa schuf, hatte er sich auch in Frankreich, dessen Kinder er nur noch seinem Ehrgeiz zu Tausenden opferte, entnationalisirt. Zwar blendete der äußere leere Glanz das nationale Vorurtheil des Massenstolzes eine Zeit lang; allein das Volk findet, wie Napoleon im Unglück bekannte, zuletzt immer das Richtige heraus. So erlag er der szythischen Kriegführung der Russen, dem religiösen Fanatismus der Spanier, dem Golde des staatsschuldenreichen Englands und dem Nationalkriege der Deutschen.

Indeß blieb im Munde des französischen Volks und in den Liedern eines Beranger der Name Napoleon's I. gleichbedeutend mit dem höchsten nationalen Ruhme, und die glorreichen Erinnerungen, die sich an ihn knüpften, waren um so lebhafter, als das Ausland ruhmlose Herrscher auf den Thron gebracht hatte und selbst der Bürgerkönig Louis Philipp Frankreich nicht aus der Nullität herauszuheben sich getraute, in welche es die heilige Allianz und die Wiener Verträge gebannt hatten.

Fünftes Kapitel.

Das Nationalthum des neuen Bonapartismus.

Der dumpfe Frieden der heiligen Allianz konnte nicht ewig währen. In Frankreich wo die Last der Reaktion am Meisten drückte, erfolgte 1830 der erste Ruck, der die Bourbonen vom Throne warf, und 1848 der zweite, welcher, an die Erinnerungen von 1789 anknüpfend, auch die Orleans beseitigte und mit dem kurzen Uebergange der Republik zur Wiederherstellung des Kaiserreichs führte. Der Ruck von 1830 war nur das ferne Wetterleuchten von 1848 gewesen. Nebenher lief der galizische Aufstand, die österreichische Konfiskation Krakau's und der Sonderbundskrieg der Schweiz, sowie die Gährung in Italien. Wie das Gleichgewicht der heiligen Allianz war die Bewegung von 1848 europäisch. Daher mußte das Kaiserreich, welches aus ihr hervorging, gleichfalls europäische Bedeutung haben.

Die französische Republik von 1848 faßte sich durch den Mund des Girondistenfreundes Lamartine wieder national auf, so daß sich die Vorsicht der englischen Staatsleute, das Fremdengesetz in der Form der peace-bill wieder hervorzusuchen, als unnütz erwies. Der an die Spitze Frankreichs gelangte Dichter verkündete aus poetischer Weltauffassung den Völkern Frieden und Eintracht. Also trat auch der neue Imperator, der dreifache Staatsstreichsheld, welcher das gegen die Republik als ihr Präsident verübte Verbrechen nach dem Vorgange seines Onkels durch das allgemeine Stimmrecht heiligte, die Herrschaft mit dem schönen Ausspruche an: L'empire c'est la paix. Was wäre aber aus der Republik, hätte sie länger gedauert, wol geworden? Nichts Anderes als der europäische Revolutionskrieg. Denn sie konnte — wenn auch mit etwas Diktatur — bloß dann andauern, wenn der Junikampf von Paris in den Sieg der Sozialisten mündete. Diese aber hätten nicht nur zur Durchführung ihrer Ideen, denen keineswegs mit Proudhon's National-Bank gedient war, die Eroberung Europa's nöthig gehabt, sondern sie würden auch umgekehrt gegen sich alsbald wieder eine europäische Koalition im Felde gesehen haben. Ebenso konnte das neue Kaiserthum, wollte es sich am Leben erhalten, nicht ganz umhin, die ihm von Frankreich verliehene Macht im Sinne der europäischen Einheit zu verwenden.

Weit davon entfernt, aus eigner Kraft auf den französischen Thron gelangt zu sein, verdankte Louis Napoleon seine Erhöhung hauptsächlich seinem mit dem Ruhme Frankreichs verknüpften Namen. Nicht blos das

Heer, sondern der gemeine Mann erwartete von ihm glänzende Thaten, und diese Erwartung war um so tiefer, als Louis Philipp's Regierung ruhmlos gewesen war und ruhmlos geendet hatte. Vor allen andern verlangten aber die Offiziere der Armee Beschäftigung.

Ein Kaiser, der sich auf die friedliche Entwicklung Frankreichs beschränken wollte, müßte in der allgemeinen Achtung sinken; er wäre nicht mehr als ein Sprößling des gestürzten Königthums und würde sich schnell genöthigt sehen, von jener Höhe, die für die Spitze Europa's gehalten wird, herabzusteigen. Denn wenn das Kaiserreich halbwegs eine vernünftige Bedeutung haben soll, so muß es, wenn auch mit persönlichem Interesse gefälscht, wenigstens einigermaßen die einheitliche Organisation der ihm zu Grunde liegenden Revolution, die zum Ausgleichen der europäischen Unebenheiten geschaffene Diktatur der Demokratie, sein. Ein anderer Kaiser antiquirt sich selber. Ob nämlich Diktator, Protektor oder Kaiser genannt, muß der aus einer tiefgehenden Volksbewegung stammende und mit Allgewalt bekleidete Mann, den noch dazu das allgemeine Stimmrecht absolvirt hat, einzig die Grundgedanken seiner Zeit verwirklichen und, anstatt nur auf die Gründung einer Dynastie bedacht zu sein, vielmehr sich und sein Alles der an ihn geknüpften Weltwende zum Opfer bringen.

Allerdings bedeutete das Kaiserreich für das Innere Frankreichs den Frieden, denn es schloß gewaltsam, vermittelst der Soldaten- und Polizei-Kohorten und gestützt noch außerdem auf ein Beamtenheer von einer halben Million Mann, die innern Parteikämpfe ab. Allein die sich immer wieder ansammelnde innere revolutionäre Kraft läßt sich nur von Angriffen auf das Kaiserthum selbst zurückhalten, wenn sie der Kaiser, indem er hierdurch seine strenge Unterdrückung aller Freiheit gewissermaßen rechtfertigt, im Dienste der Revolutionsgedanken nach Außen verwendet. Das allgemeine Stimmrecht schützt ihn nur, so lange als er im Sinne der bestimmenden Mehrheit handelt, wenn er seine Thaten als zündende Blitze der ihn tragenden Menge in das fremdartig organisirte Europa schleudert. Selbst der ruhmreiche Napoleon I. fiel, als er die in das Strombett der kaiserlichen Politik abgeleitete und scheinbar ohnmächtig gewordene Revolution gar nicht mehr berücksichtigte und als sich die Begierde nach Gründung einer Hausmacht fälschend zwischen ihn und seine große geschichtliche Mission gedrängt hatte. National muß der Kaiser wohl sein, aber seine Nationalität darf nicht einer vergoldeten tauben Nuß gleichen; sie muß innern Gehalt haben, und hat darin zu bestehen, daß er der in Frankreich unter allen europäischen Ländern am Reinsten

und Konsequentesten erfolgten Entwickelung der Neuzeit mit dem Schwerte Bahn bricht. Leider war der neue Kaiser in der üblen Situation, daß bei der Revolution, die er beerbte, die belebende Idee des Sozialismus nicht vollständig hatte transpiriren können, sondern daß diese der Nation in den Gliedern stecken geblieben war. Er konnte unter diesen Umständen, wenn er nicht wieder die Revolution zum Nachtheile seiner hoffnungsvollen Dynastie entfesseln wollte, nach Außen nichts vollständig Neues tragen. Insofern bedeutete allerdings das Kaiserreich den Frieden.

Deßhalb war das zweite Kaiserreich bei Weitem mehr, als das erste, die Ausbeutung der Demokratie für selbstische Zwecke. Zu diesem Behufe mußte auf der einen Seite strenge Gewalt, verkörpert im trefflich geschulten Polizei-, Beamten- und Soldatenheere, gehandhabt, und andrerseits das Volksleben — denn das Kaiserthum ist der Niederschlag des Idealismus — auf materiellen Erwerb und auf die katholische Religion, auf Herz und Magen, beschränkt werden. Jeder geistige Aufschwung war niederzuhalten, weil das römische Zäsarenthum kopirt werden sollte. Napoleon III. versuchte also wieder die Gründung der Dynastie, die schon Napoleon I. erstrebt hatte. Was Cäsar nicht vermocht, gedachte Augustus zu vollbringen.

Um die Geistlichkeit zum gefügigen Werkzeuge zu machen, wurde in Rom der Papst unter Schutzherrschaft gestellt und die syrische Expedition unternommen. Damit das Heer Beschäftigung hatte, Handelsanknüpfungs- und Kolonisations-Punkte zur Ableitung der Revolution entständen, und der öffentliche Geist sich divertirte, wurden kriegerische Unternehmungen nach China, Cochin-China, Afrika und Mexiko in's Werk gesetzt. Um jedoch zu verhüten, daß die Nation nicht frühzeitig der Tyrannei überdrüssig würde, gab es im Innern Entwässerungen, Verkehrshebungen, Bauten, Schein-Konstitutionalismus, Schein-Oppositionspresse und in unbestimmter Ferne die Aussicht auf endliche „Krönung des Gebäudes mit der Freiheit."

Napoleon III. ließ sich bei seiner Politik durch den Einen Gedanken leiten: sich und seiner Familie in Frankreich den Thron zu sichern und die Aera der Revolutionen zu schließen. Wenn der demokratische Geist der französischen Nation im Innern behufs der Aufrechterhaltung der kaiserlichen Herrschaft gefesselt und niedergehalten werden mußte, so schien es gerade, um gewaltsame Ausbrüche der revolutionären Leidenschaft zu verhüten, unbedingt nothwendig, dem Nationalgefühl zu schmeicheln und dem Volke wenigstens nach Außen für das im Innern verödete und brachliegende politische Leben einigen Ersatz zu bieten. Von Zeit zu Zeit

einiger Schlachtenruhm, gewonnen in ungefährlichen kurzen oder von Frankreich entfernten Kriegen, sollte die Gedanken des Volkes beschäftigen, den Kaiser in den Augen der national-stolzen, denkfaulen Masse heben und durch fortgesetzte Aderlässe die Mannbarkeit und übersprudelnde Kraft der Franzosen abschwächen. Erwarteten doch die gemeinen Leute vom Neffen ein Anknüpfen an die ruhmreiche Politik des Onkels, welcher die Errungenschaften der ersten Revolution gegen das ganze mittelalterliche Europa vertheidigt und dem französischen Namen großen Respekt erworben hatte! Um seiner selbst und um seiner Familie willen mußte Louis Napoleon handeln. Daher konnte an der unthätigen äußern Politik, wie sie Louis Philipp und nach ihm die Republik eingeschlagen hatte, nicht festgehalten werden.

Napoleon III. handelte also im Geiste Napoleons I., nur verfuhr er viel behutsamer — vielleicht zu behutsam; ein Verfahren, wozu ihm die Abstumpfung der frühern großen Gegensätze in Folge der weiteren europäischen Entwicklung und der Umstand, daß seit der Herrschaft seines Onkels die Revolution in Europa die Runde gemacht hatte, den Hauptanlaß geben mochte. Auch der erste Napoleon hatte fortwährend seine Friedensliebe versichert und Beweise seiner Uneigennützigkeit und Mäßigung gegeben, vorausgesetzt, daß hierdurch seine Herrschaftspläne eher gefördert als gefährdet wurden. Das Aufgehen Frankreichs in der Person des Kaisers, die Ableitung und Verwendung der Revolution im Dienste seiner Herrschaft und die erste Rolle in Europa waren also auch jetzt noch, wie früher, vom Kaiserreiche unzertrennlich. In diesem Sinne allein wollte Louis Napoleon die französische Nation vertreten und insofern wurde auch das Nationalitäts-Prinzip vom neuen Kaiser bei seiner äußern Politik zu verwerthen gesucht Louis Napoleon ritt sonst auf keinen Prinzipien herum, sondern huldigte als praktischer Politiker der „Logik der Thatsachen.“ Doch war er bemüht, herrschende Vorurtheile sich zu Nutze zu machen.

Sechstes Kapitel.

Die nationale Seite der westmächtlichen herzlichen Allianz und des Krimkrieges.

Durch Ueberlieferung und Volksabstimmung, freilich nicht ohne die entscheidende Hilfe eines Staatsstreichs, repräsentirte Louis Napoleon die französische Nation. Auf den Münzen nannte er sich: „Kaiser der Franzosen von Gottesgnaden" (respektive den Staatsstreich) „und durch den Willen des Volkes" (respektive das allgemeine Stimmrecht). Als Emporkömmling stand er unter den europäischen Herrschern, die alle bloß kraft des fürstlichen Erbrechts und der demselben zu Grunde liegenden Gnade Gottes existirten, vereinzelt da. Die bescheidene Stellung eines bis auf Weiteres Geduldeten vertrug sich einestheils wenig mit den Aspirationen auf endgiltige Gründung eines Herrscherhauses und anderntheils konnte sie auch der ruhm- und ehrbedürftigen französischen Nation nicht zusagen. Die Duldung der Gegenwart mahnte an die Unsicherheit der Zukunft. Verlangte aber Louis Bonaparte mehr als Duldung, so mußte er sich Respekt verschaffen und sich gefürchtet machen. Hierzu war es nöthig, daß er den ihm schon bei seiner Heirat entgegentretenden Stolz der alten Herrscherfamilien brach, indem er sie auf alt-noble Manier durch Schlachten demüthigte.

Indeß sah er ein, daß er, wofern er nicht den in Banden gelegten revolutionären Geist wieder freimachte, in einem allgemeinen europäischen Kampfe, wie schon sein Onkel in Erfahrung gebracht, unterliegen müßte. Deßhalb spähte er nach Bundesgenossen, nach gelegener Zeit und nach einem geeigneten Kriegsschauplatze. Mit andern Worten wollte er nun den unvermeidlichen Kampf verhindern große Dimensionen anzunehmen. Er rechnete dabei auf die Beschränktheit der Staatsleute aus der alten Schule, welche in Oesterreich und Preußen mehr für die Reaktion im Innern ihrer Staaten, als für die ungeschmälerte Machtstellung im europäischen Gleichgewicht Sorge trugen.

Weil nun die englische Politik ebenfalls vereinzelt dastand, war ein Bund zwischen den Regierungen Frankreichs und Englands sehr nahe liegend. Derselbe wurde auch bald als die Verbrüderung der beiden großen Nationen und als die einzige Garantie des europäischen Rechts, des wirklichen Gleichgewichts, des Fortschritts, des Friedens und der Gesittung gefeiert. Beide Nationen waren unter allen europäischen Völkern

in industrieller Hinsicht am Weitesten entwickelt. Bei beiden hatte die „civilisation" am tiefsten Wurzel gegriffen. England war die bedeutendste Seemacht, Frankreich die stärkste Landmacht. Louis Napoleon brauchte das englische Gold zur Ausführung seiner Entwürfe, umgekehrt konnte die englische Aristokratie die französischen Waffen gebrauchen. Ferner mußte die Allianz der Waffen die Allianz des Handels, den Fall des französischen Schutzzoll-Systems und das Aufschließen neuer Märkte in der Nähe und Ferne nach sich ziehen. Durch den innigen Bund des französischen Kaisers mit der „Nation", welche die National-Oekonomie gleichsam geboren und zu einer allseitig verzweigten Praxis ausgearbeitet hatte, wurde die repressive Kraft der kaiserlichen Regierung gegen die europäische Tragweite der sozialistischen Bestrebungen des französischen Volkes sehr verstärkt und somit ein Nutzen erzielt, welcher den „obern zehn Tausend" Englands äußerst erwünscht war. Aus der englischen Allianz entsprang für den französischen Emporkömmling obendrein der Vortheil, daß er, wenn die englische Aristokratie — die stolzeste des Erdenrunds — ihn als ebenbürtig anerkannt, schon hierdurch an Ansehen mächtig gewann, gleichwie auch seine Politik durch das Bündniß mit dem freisinnigen englischen Gemeinwesen einen liberalen Anstrich gewann. Um die Allianz recht populär zu machen, erschien er 1854 in England, hielt einen Umzug durch die Straßen Londons, verkehrte mit der Bourgeoisie im Krystallpalast zu Sydenham, und große Plakate an den Straßenecken der Metropole, sowie die Leitartikel der Times forderten das Volk auf: Englishmen, give a hearty welcome to our august ally, the emperor of the French!

Das Ergebniß der herzlichen Allianz war die Besiegelung derselben mit dem Blute der beiden „Nationen"; es zeigte sich als der Krimkrieg oder der Kampf gegen den Czaren, den Oberherrscher, welcher stolz den französischen Kaiser mit bon ami betitelt hatte. Der von der Revolution unberührt gebliebene Czar nämlich, welcher Oesterreichs Regierung in Ungarn gerettet und hinter Preußens Königshause schirmend in Polen gestanden hatte, galt jetzt mehr denn jemals als der allmächtige Beschützer der europäischen Legitimität und war durch die allerwärts glücklich erfolgte Reaktion zu einem solchen prestige gelangt, daß die Zeitung Times, das wetterähnlich veränderliche Orakel der englischen „öffentlichen Meinung", sich zu dem Ausspruche veranlaßt fand: Europa werde nur noch von Obersten in russischer Uniform regiert. Den überwiegenden Einfluß des Czaren und damit die Macht der heiligen Allianz zu brechen, war — abgesehen von dem zu erwerbenden Nationalruhm —

für Louis Napoleon der Hauptzweck des Krimkrieges. Die bedrohte Integrität des türkischen Reiches bot ihm den schicklichen Anlaß.

War für die englische Regierung, deren Einfluß in kontinentalen Fragen bisher fast gleich Null gewesen war, in ähnlicher Weise, wie für ihren Verbündeten, der Krimkrieg eine Geltendmachung ihrer Großmachtstärke und sollte nebenbei der Kampf den gefährlichen asiatischen Rivalen, welcher das Mittelmeer in Beschlag zu nehmen und Europa zu umklammern drohte, empfindlich demüthigen; so war für den französischen Kaiser die Niederlage des Czaren geradezu eine Lebensfrage. Der gekränkte imperialistische Nationalstolz dürstete nach Rache für die Niederlage bei Waterloo. Ueber Napoleon I. war einst das Unglück in Rußland hereingebrochen, und an dieses Unglück im weitern Gefolge hatten sich jene Verträge der heiligen Allianz geknüpft, welche die Napoleoniden auf ewig vom Throne Frankreichs ausschlossen. Diese Verträge bestanden in Europa noch öffentlich zu Recht. Zugleich eine große Demüthigung und Herabsetzung der französischen Nation enthaltend, mußten sie mit dem Schwerte durchhauen und durch ein neues europäisches Vertragsrecht ersetzt werden. Denn wurde die alte, vom Czaren geführte Reaktion nicht gehemmt und eingeschüchtert, so mußte die weitere Entwicklung der europäischen Kabinetsverhältnisse eine Koalition gegen den Bonapartismus und den Versuch einer zweiten französischen Restauration zuwegebringen. Der dem Czaren streitig gemachte Schlüssel des heiligen Grabes war der Schlüssel zu den Tuilerien. Also war unter nationaler Schale der Krieg in seinem innersten Kerne ein Kabinetskrieg. The present war is a war of statesmen, sagte damals Lord Ellenborough im englischen Oberhause. Beide Verbündete — Palmerston und Louis Napoleon — suchten einander möglichst zu benutzen; denn Herzlichkeit der Bündnisse gibt es bei solchen gewiegten Staatsleuten nicht. Dazu ist auch bei der englischen Nation selber, deren Sprachgebrauch zwischen „klug" und „weise" bezeichnend genug schon längst keinen Unterschied mehr kennt, von herzlicher Gemüthlichkeit kaum die Rede.

Während die englischen Staatsleute durch den Krimkrieg sich im Rathe Europa's geachtet machten, setzte sich Louis Bonaparte durch denselben erst auf dem Throne recht fest. Den Czaren ließen die Freunde schmählich im Stiche. Denn Oesterreichs Regierung begnügte sich mit bewaffneter Neutralität und der König von Preußen pries das „goldene Füllhorn des Friedens." Einzeln wollte und konnte Louis Napoleon die Macht seiner Feinde brechen. Auf diese Weise zeigten nicht blos die westmächtlichen Waffen, sondern auch die französische Diplomatie ihre Ueber-

legenheit. Im Pariser Frieden, der 1856 den Krimkrieg abschloß, wurden zum ersten Male die Verträge von 1815 seit 40 Jahren bei Seite gesetzt, indem der Napoleonide in die europäische Fürstenbruderschaft vertragsmäßig aufgenommen ward. Demnach war er durch jenen sogenannten Zivilisationskampf, der laut der englischen und französischen Zeitungen für Recht und Freiheit geführt wurde, nicht blos viel populärer in Frankreich, sondern auch legitim bei den europäischen Fürsten geworden. Die nationale Seite der westmächtlichen Allianz hatte Privatzwecken zum Aushängschilde gedient, und die flüchtigen Ungarn, die Polen, sowie andere Revolutionäre, die von der weitern Entwicklung des Krimkriegs eine allgemeine europäische Feuersbrunst erwartet hatten, sahen sich zuletzt vollständig in ihren sanguinischen Hoffnungen betrogen.

Im Krimkriege war es Louis Napoleon gelungen, die beiden gefährlichen Weltmächte Rußland und England gegen einander zu stellen. Dieser Krieg, in welchem Oesterreich und Preußen nicht über eine gemeinsame Haltung sich zu einigen vermochten, endigte nicht nur mit einer Demüthigung Rußlands, sondern machte auch die Schwächen des englischen Heeres offenbar und legte die Anfänge eines neuen europäischen Rechts zu Gunsten des französischen Kaisers.

Siebentes Kapitel.

Der italienische Nationalitätskrieg.

Gleichwie im Innern Frankreichs der Kaiser darauf halten muß, daß die alten Parteien sich nicht sammeln und zu seinem Sturze vereinigen, ebenso muß er dafür sorgen, daß die alten europäischen Mächte sich nicht gegen ihn koaliren. Darum müssen immer neue, das alte Gleichgewicht störende Fragen auf's Tapet gebracht werden. Aus diesem Grunde wurde von Napoleon III. mehrmals der Zusammentritt eines europäischen Areopags angeregt: eine schon unter den französischen Königen Heinrich IV. und Ludwig XIV. aufgetauchte Idee, die auch bei den Deutschen in jener philosophisch-idyllischen Abhandlung „über den ewigen Frieden“ zum Vorschein gekommen ist. In ähnlichem Sinne sprach der französische Kaiser die Ansicht aus, daß wir in einer demokratischen Periode, in welcher sich das Zusammengehörige agglomerirt, und in der Zeit der freien Allianzen leben.

Der italienische Krieg sollte auf der im Krimkriege gewonnenen Grundlage weiter bauen. Den Krimkrieg hatte das Recht, die Freiheit und die Zivilisation populär gemacht; den italienischen Krieg sollte das reine mit natürlichen Grenzen verbundene Nationalitäts-Prinzip heiligen.

Durch die römische Expedition hatte sich der französische Kaiser bereits in der Mitte Italiens festgesetzt. Indem er sich damals zum Beschützer des nach Gaëta geflüchteten Papstes aufwarf, zog er gegen die italienische demokratische Revolution zu Felde. Den katholischen Mächten Oesterreich, Spanien und Neapel, die ebenfalls dem heiligen Vater zu Hilfe eilen wollten, war er zuvorgekommen, und zwar hatte er die neapolitanischen Truppen erst durch die römischen Republikaner schlagen lassen, ehe er der römischen Republik selber das Lebenslicht ausblies. Mit dieser Intervention in den Augen der katholischen Christenheit Schutzherr des Papstes und Schirmer der allein selig machenden Religion geworden, hielt er auch das Geschick Italiens, in dessen Metropole er eine starke Besatzung stehen ließ, nunmehr ununterbrochen in der Hand. Gleichwie in Frankreich bändigte er in Italien die Revolution, warf sich aber auch dabei zum Oberherrn der katholischen Mächte auf.

Allerdings war in Italien Oesterreich noch sein Rival, da selbiges nicht bloß Herr von Mailand und Venetien war, sondern auch auf die italienischen Herzogthümer einen großen Einfluß ausübte, beim Papste besser als der französische Befreier angeschrieben stand und sich der Sympathien des vor dreißig Jahren geretteten neapolitanischen Königs erfreute. Oesterreich besaß Einfluß auf der ganzen Halbinsel. Allein die freie Entwicklung dieses Einflusses wurde verhindert durch die in der Mitte zwischen Ober- und Unteritalien stehende französische Besatzung.

Das unglückliche Italien, in kleine Staaten zersplittert und dem Walten der Reaktion preisgegeben, war jetzt obendrein von zwei rivalen ausländischen Mächten besetzt. Außer dem Papste, in dessen Hauptstadt das französische Heer stand, waren die beiden bedeutendsten italienischen Herrscher der König von Sardinien und der König von Neapel. Während nun letzterer mit Oesterreich hielt, fand es ersterer unter Cavour's staatsmännischer Leitung seinem Vortheile angemessen, den Bund Frankreichs zu suchen. Von Oesterreich war Karl Albert, der Vorgänger Viktor Emanuels, 1848 auf's Haupt geschlagen worden und der Ueberwundene hatte die Erhaltung seines Staates einestheils bloß dem französischen und englischen Einflusse und anderntheils der halbbegründeten Ausrede, daß er, um sich vor der demokratischen Revolution zu retten, den Einheitskrieg habe beginnen müssen, zu danken. Im Krimkriege hatte der König

von Sardinien den Westmächten ein Hilfskorps von 22,000 Mann gestellt und war hierdurch, wenn er sich auch für seinen Beistand bezahlen ließ, als handelndes Mitglied in die westmächtliche Allianz eingetreten. Um unter bonapartistischer Aegide den Befreier Italiens spielen zu können, führte Cavour in Sardinien das konstitutionelle System ein und schützte die aus der Lombardei, aus Venetien und aus den Herzogthümern kommenden italienischen Flüchtlinge.

Den direkten Gegensatz zu Sardinien bildete das Königreich Neapel. Der dortige alte König benahm sich ganz ungelehrig. Von Louis Napoleon und Lord Palmerston mehrmals mit Drohnoten bedacht, antwortete er, um die ihm zum Vorwurf gemachte Volksbedrückung zu entschuldigen, mit Hinweisen auf den Staatsstreich vom 2. Dezember, auf die Tyrannei Louis Napoleon's und auf die Jammerlage Irlands. Da die englischen Staatsleute schon lange lüstern nach dem Besitz der Insel Sizilien waren, vermochte Louis Napoleon seinen Freund Palmerston von der Nothwendigkeit, eine durchgreifende Veränderung in Italien zu treffen, um so eher zu überzeugen, als unter der schlechten Verwaltung im Königreiche Neapel, in den römischen Staaten und in den Herzogthümern der Gewerbfleiß und Verkehr darniederlag, so daß die englischen Fabrikanten und Kaufleute Italien nicht als gute Absatzquelle benutzen konnten.

Den übrigen europäischen Großmächten konnte der französische Kaiser den Vorwand entgegenhalten, daß er in Italien dem Ausbruche der demokratischen Revolution vorbeugen müßte. Die Intervention behufs Abwehr einer drohenden Revolution aber mußte der Diplomatie hinlänglich motivirt scheinen, da solches Einschreiten durch die Zeit geheiligt war. Louis Napoleon führte an, daß die italienische Anarchie, ehe sie sich selber unheilvoll organisire, in geordnete Zustände unter einem national-monarchischen und genug Garantie für die Aufrechthaltung der Ordnung bietenden Elemente übergeleitet werden müsse. Von dem Ausbruche der Revolution in Italien sei Frankreich und hiermit ganz Europa bedroht; denn die Katastrophe, welche das monarchische Europa von Zeit zu Zeit heimgesucht, habe stets ihren Anfang in Italien genommen, und sei von da nach Frankreich gekommen, von wo sie sich über alle Theile des Festlandes verbreitet habe.

Italien litt an den sämmtlichen Uebeln, an denen Ungarn, Polen und Deutschland einzeln laborirten: denn es stand wie Ungarn unter Fremdherrschaft, war gleich Polen getheilt und ähnlich wie Deutschland zersplittert. Da also in Italien das Nationale mehr als anderwärts mit

dem Revolutionären zusammenfiel, gab es hier eine Menge nationaler Verschwörungen, an denen sich vornehmlich auch die Demokratie betheiligte. Besonders machten drei Hauptverschwörer von sich sprechen: Joseph Mazzini, der sich zwar auch mitunter gegen den französischen Kaiser kehrte, aber doch sein Augenmerk vorzüglich auf die Vertreibung der Oesterreicher richtete; der sozialistische Oberst Pisacane, welcher mit 400 Mann einen der kühnsten Aufstandsversuche im Neapolitanischen unternahm, und Felix Orsini, der Italien zu befreien glaubte, wenn er in Paris mit Bomben Louis Napoleon aus dem Wege räumte, nachdem Pianori mit Pistolenschüssen vergebens dasselbe bezweckt hatte. Wäre es nun der Demokratie gelungen, sich ausschließlich des nationalen Strebens und endlich der ganzen Nation zu bemeistern, so hätte sich an der Schwelle Frankreichs eine anti-monarchische Macht erhoben, welche die Franzosen mit dem Republikanismus angesteckt haben würde. Dieser Gefahr mußte vorgebeugt werden.

Das Kaiserreich absorbirt allerdings die Demokratie, allein es zehrt sie blos auf, um sich damit zu mästen und in starke Positur zu stellen. Von der Revolution geboren, muß es auch von ihr, indem es sie einem Verdauungsprozesse unterwirft, sein Dasein fristen. Die Mythologie läßt den Saturn seine eigenen Kinder auffressen; umgekehrt verzehrt das Kaiserreich seine Erzeuger und Anverwandten. Durch Ausbeutung der demokratischen Glaubenssätze und Stichwörter wird die Demokratie dekonzertirt, getrennt, irregeleitet und in's Verderben geführt. Aus Republikanern werden Monarchisten gemacht. Zu diesem Behufe pflanzte der französische Kaiser das Nationalitätenbanner auf. Dasselbe diente ihm demnach als Sprengungsmittel nach zwei Seiten hin: sowohl gegen die alten Monarchen als auch gegen die Republikaner.

Durch den italienischen Krieg wurde in der That der letzte Rest der heiligen Allianz vollends aus einander getrieben. Gleichwie im Krimkriege ein Schauplatz gewählt worden war, auf welchen einzutreten weder Preußen noch Oesterreich für vortheilhaft hielten, so auch blieben jetzt Preußen und Rußland vom italienischen Kampfe fern, weil sie an demselben kein unmittelbares Interesse hatten. Rußland suchte sich noch von den Verlusten des Krimkrieges zu erholen und Preußen nahm nur die nämliche drohende Stellung gegen die kriegführenden Parteien an, welche Oesterreich während des Krimkriegs gezeigt hatte. Als indeß Preußen Miene machte, sich in Deutschland zu vergrößern, ging der italienische Krieg rasch vorüber. Der vom Kriegsglück begünstigte Louis Napoleon begnügte sich, ohne Italien bis zur Adria zu „befreien“, mit der Los-

reißung der Lombardei von Oesterreich, die zu Sardinien geschlagen wurde, während er seine eigene Uneigennützigkeit und Mäßigung damit belohnte, daß er Frankreich mit einer natürlichen Grenze versah. Er erwarb nämlich das Fürstenthum Monaco und ließ unter dem Schatten der Bajonette die Savoyer über ihre Einverleibung in Frankreich abstimmen, so daß durch das allgemeine Stimmrecht nun eine französisch sprechende Provinz, der zu Italien führende Alpenschlüssel, — dabei auch verschiedene Ortschaften am Genfer See, die zufolge den Wiener Traktaten wegen ihrer strategischen Wichtigkeit neutrales Gebiet bleiben sollten — an das französische Kaiserreich kam. Zwar ging in Italien dem Kaiser nicht Alles nach Wunsche, allein er erreichte doch, daß sich sein Einfluß erweiterte und daß seine ausnahmsweise Politik in Europa Regel zu werden anfing.

Achtes Kapitel.

Der Uebertritt Preußens zum Bonapartismus.

Die preußische Regierung fand sich aus mehrerlei Gründen bewogen, die bonapartistische Politik im Allgemeinen zu adoptiren. Erstens hatte sie den Erfolg gesehen, mit welchem im Innern diese Politik die unruhigen Köpfe „zur Raison" brachte. Zweitens war die preußische äußere Politik der bonapartistischen insofern verwandt, als auch sie, wie die preußische Geschichte unwiderleglich zeigt, eine Politik des Annektirens war. Drittens gewahrten die preußischen Staatsleute, daß das Nationalitäts-Prinzip, sobald als man seine volksthümliche Seite herauskehrte, ein Gegenmittel gegen bonapartistische Uebergriffe enthielt und daß folglich bei einiger Klugheit nicht unschwer vorherzubestimmen sei, wer der Betrüger und wer der Betrogene sein sollte. Viertens mußte das durch den italienischen Krieg geschwächte rivale Oesterreich um seinen ersten Rang in Deutschland gebracht werden. Fünftens war der deutsche Bund in seiner alten Zusammenfügung nicht stark mehr genug, um im Falle einer großen europäischen Erschütterung Widerstand leisten zu können: weßhalb die preußische Regierung es für gerathen hielt, denselben nach ihrer Weise und nöthigenfalls gewaltsam zu reformiren.

Schon Napoleon I. hatte auf St. Helena nach dem Berichte eines seiner Leidensgefährten seine Verwunderung darüber ausgedrückt, daß kein einziger deutscher Fürst auf den doch so nahe liegenden Gedanken

verfallen war, seine Macht und Besitzungen dadurch zu vergrößern, daß er die nationale Idee zum Aushängeschilde nahm, um alle deutschen Stämme und Staaten unter seinem Szepter zu vereinigen. Dieser Gedanke wurde endlich von Bismarck aufgegriffen, freilich aber in der Hauptsache bloß dazu benutzt, die preußischen Grenzen zu rektifiziren und die demokratische deutsche Einheitsbewegung zu bemeistern. Doch darüber weiter unten.

Die Existenz des Bonapartismus in Europa war eine nicht zu ignorirende Thatsache. Derselbe mußte, um bei den europäischen Zusammenhängen bestehen zu können, da, wo man nicht von selbst sich seiner Existenz akkomodirte, gewaltsam reformiren. Bei den Schlägen, die er gegen die alten europäischen Mächte ausführte, machte er mit Rußland den Anfang, Oesterreich kam in zweiter Linie, der dritte Schlag schien wol Preußen zugedacht zu sein. Nun hatte die Politik Stein's und Hardenberg's, die zur Bekämpfung des Bonapartismus den Verkehr gehoben und das Nationalgefühl gestärkt hatte, das Mittel ausfindig gemacht, wodurch jetzt eine zweite Einkehr von „Preußens tiefster Erniedrigung" abgewendet werden konnte. Preußen adoptirte also in Deutschland das bonapartistische System zu seiner eigenen Sicherheit, denn auf diese Weise konnte es entweder dem intendirten bonapartistischen Schlage ausweichen, oder, wenn dies nicht anging, gegen den französischen Kaiser mit gleichen Waffen kämpfen. Weil die Wendung der preußischen Politik in ihrer Tragweite am französischen Hofe tief empfunden wurde, darum betonte Girardin, der Freund des Prinzen Napoleon, neuerdings die Nothwendigkeit, im Innern Frankreichs freiere Saiten aufzuziehen, um der französischen Politik neue Ueberlegenheit über die Politik der alten europäischen Mächte zu verleihen. Der coup de liberté sollte nach Girardin ein coup de pouvoir sein.

Indeß steht so viel fest, daß die unter Bismarck vollzogene Wendung der preußischen Politik von dem in mancher Hinsicht noch räthselhaften Agitator Ferdinand Lassalle öffentlich empfohlen worden ist. Derselbe veröffentlichte nämlich 1859 eine Broschüre unter dem Titel: „Der italienische Krieg und die Aufgabe Preußens — eine Stimme aus der Demokratie" (Berlin, Verlag von Duncker). In dieser Schrift suchte Lassalle Dreierlei zu erhärten: erstens, daß der italienische Krieg vollständig gerecht und heilig sei; zweitens, daß ein Angriffskrieg gegen Louis Napoleon erst dann unternommen werden dürfe, wenn Frankreich die Lombardie oder den Rhein für sich nehme, und drittens, daß Preußen nun den Einheitskrieg in Deutschland zu beginnen habe. Lassalle

erblickte im italienischen Kriege die unerläßliche Vorarbeit für die Einigung Deutschlands. Er drückte sich so aus:

„Indem er (Louis Napoleon) die Italiener zu ihrem Kriege ermuntert und sich in seiner Proklamation verpflichtet hat, denselben nicht zu beenden, ohne die Halbinsel von Oesterreich befreit zu haben, indem er hierdurch den Ungarn die Möglichkeit gewährt, sich ihrerseits in Waffen zu erheben, was sie wohl zweifelsohne spätestens während des zweiten italienischen Feldzuges vollbringen werden, vollzieht Napoleon eine wesentlich deutsche Aufgabe, beseitigt er durch die Zerstücklung Oesterreichs die reale Schwierigkeit der deutschen Einheit. Der italienische Krieg ist also nicht nur geheiligt durch alle Prinzipien der Demokratie, er ist auch im höchsten Grade im Vortheil der deutschen Nation gelegen. Er ist das Lebensinteresse der deutschen Politik." — Zufolge dieser Auffassung nun muß „Oesterreich zerschlagen, zerfetzt, zerstückt, vernichtet, zermalmt, seine Asche muß in alle vier Winde gestreut werden," weil die selbständige Weltstellung desselben die durch kein Palliativmittel zu beseitigende Ursache des deutschen Dualismus und der Unmöglichkeit der deutschen Einheit ist. Mit der Zerstückelung von Oesterreich fällt das besondere Preußen von selbst, wie der Satz mit seinem Gegensatz verschwindet. Auf vorstehende Gründe gestützt, fordert dann Lassalle Preußen zum Handeln auf. Er gebraucht die Worte:

„Die einzige, würdige und große, ebenso sehr in den Interessen der deutschen Nation als in denen Preußens gelegene Haltung wäre folgende Sprache Preußens: „„Revidirt Napoleon die europäische Karte nach dem Prinzip der Nationalitäten im Süden, gut, so thun wir dasselbe im Norden. Befreit Napoleon Italien, gut, so nehmen wir Schleswig-Holstein!"" Und mit dieser Proklamation unsere Heere gegen Dänemark gesendet! . . . Möge die preußische Regierung diesen Nationalkrieg beginnen, schnell, ohne Zaudern, allein und aus sich selbst, ohne Bundes-Intriguen — möge sie erst mit dem fait accompli des erklärten Kriegs vor den Bund treten . . . Und wagten intrigante Kabinete eine undeutsche Gesinnung an den Tag zu legen, so wäre der Augenblick da, daran zu erinnern, daß schon einmal ein König von Preußen die feierliche Erklärung unterschrieben hat: „„Jeder deutsche Fürst, der dem Aufruf zur Befreiung des Vaterlandes nicht Folge geben wird in einem fixirten Zeitraum, wird mit dem Verlust seiner Staaten bedroht werden!""

Unter den verschiedenen Wegen, die zur Herstellung der deutschen Einheit betreten werden können, wählte also Lassalle den preußisch-monarchischen und empfahl ihn als den einzig praktischen für alle Anhänger

der deutschen Einheit, möchten nun diese ein erbliches Kaiserthum, eine straffe Form der Föderation oder die einheitliche deutsche Republik wollen. Daß er nicht als Demokrat, sondern als preußischer Monarchist „die Stimme aus der Demokratie" erhob, darüber wurde er sich am Schlusse seiner Broschüre klar, indem er sagte: „Wenn Preußen zaudert und Nichts thut, so wird damit nur aber und aber bewiesen sein, daß die Monarchie in Deutschland einer nationalen That nicht mehr fähig ist."

Dieser Weg war aber noch mehr als monarchisch; denn er schloß die freiwillige Uebertragung des Bonapartismus nach Preußen in sich. Bismarck, bedrängt vom innern Verfassungskonflikt und bedroht von der äußern Gefahr der Eroberung, hat ihn sich erkiest als den einzigen Ausweg, den Absolutismus zu retten.

In Bezug auf die Demokratie besteht der Unterschied zwischen der heiligen Allianz und dem Bonapartismus darin, daß die heilige Allianz als offener Feind gegen sie verfuhr, während der Bonapartismus als heimtückischer Freund sich ihr anschließt, um sie zu Boden zu werfen und zu beherrschen. Hinsichtlich der alten Kabinette war die heilige Allianz die Verbrüderung der legitimen Fürsten, die Achtung ihres Besitzstandes, die Wahrung der Rechte auch des kleinsten. Dahingegen schüchtert die Kabinette der Bonapartismus mit der von ihm zu bewältigenden Revolution ein, verlangt ihre Unterordnung unter der Vorspiegelung, daß es besser sei, einen Theil der Souveränität an ihn, als die ganze Regierungsgewalt an die Demokratie zu verlieren, und räumt die ihm im Wege stehenden Monarchien aus „höheren Staatsgründen" rücksichtslos hinweg. Der Bonapartismus trägt ein Doppelgesicht, schiebt sich wie ein Keil zwischen zwei Weltanschauungen und ist Niemandes Freund, während er aller Welt Freund zu sein vorgibt. Er ist ein Bastard, erzeugt in der Umarmung der vollendeten Diplomatie mit der entschiedenen Demokratie.

Für Preußen hielt es nicht schwer, zum Bonapartismus überzugehen. Abgesehen davon, daß es seine nähere Bekanntschaft 1807—13 gemacht hatte, lagen auch in der Geschichte seiner Politik mehrere Präzedenzfälle vor. Der älteste dieser Fälle ist aus der Zeit der Reformation. Damals war nach dem Tode des Herzogs Friedrich von Sachsen in Preußen Albrecht von Brandenburg zum Großmeister des deutschen Ritterordens gewählt worden. Er strebte darnach, unabhängiger Herr von Preußen zu werden und dieses Herzogthum auf seine Nachkommen zu vererben. Sowohl die Ordensgelübde, als auch die Abhängigkeit von den Rittern, denen er

mehr untergeordnet war, als sie ihm, schienen ihm gleich unerträglich. Er überlegte sich daher, ob er als staatskluger Fürst die Lehre Luthers nicht zu seinem und seines Hauses Vortheil verwerthen könne. Er besprach sich deßhalb mit Luther, und dieser rieth ihm, sein Ordenshabit abzulegen, die Reformation einzuführen und sich zum weltlichen Herrn von Preußen zu machen. Albrecht, ein unternehmender Herr, gab dem Ritterorden alsbald eine andere Gestalt. Er hob die Rechte der Ritter auf, nahm ihre Güter weg, verachtete die Autorität des Papstes und des Kaisers, setzte sein Glück und seine Ehre aufs Spiel, brach seine Gelübde und schwor die Religion ab, welche als Großmeister zu vertheidigen er die Pflicht hatte. Als er in Gefahr kam, seine Erwerbung ganz zu verlieren, schlug er seinem Onkel, dem polnischen Könige Sigismund, eine Theilung vor, welche dieser sich auch gefallen ließ. Demnach ward ausgemacht, daß alle Städte, Schlösser und Länder Preußens, welche laut dem zwischen dem Könige Casimir IV. und dem Großmeister von Erlichhausen abgeschlossenen Vertrage dem Orden überlassen worden waren, hinfort dem Herzoge Albrecht zugehören und auf seine Kinder oder, in deren Ermangelung, auf seine Brüder und Vettern vererbt werden sollten.

Was damals die offizielle Reformation war, ist jetzt die offizielle oder bonapartistische Demokratie. Wie die Abhängigkeit von den Rittern so war die Abhängigkeit vom deutschen Bunde lästig. Die Aussicht, Deutschland durch Annahme der bonapartistischen Lehre unter die Herrschaft zu bringen, war verlockend. Die Rechte der alten Ritter wurden daher aufgehoben, ihre Staaten annektirt und bedeutungslos gemacht, und das Parlament war der zweite Luther, der hierzu seine Sanktion zu ertheilen hatte. Um nicht die gemachten Erwerbungen ganz zu verlieren, wurde die Theilung der Mainlinie eingegangen. Wie sich die Mark Brandenburg zu Preußen erweitert hat, so soll Preußen Deutschland umfassen.

Fünfthalb Jahrhunderte arbeitete die Hohenzollern'sche Familie unausgesetzt daran, aus der Mark Brandenburg einen großen Staat zu machen. Sie griff zu allen möglichen Vorwänden und gebrauchte alle Mittel, wenn diese ihr zweckdienlich schienen. Sie begab sich unter die Lehnsherrschaft von Schweden und Polen, sie benutzte die Reformation, sie verbündete sich der Reihe nach mit allen Feinden des deutschen Reichs und trug unter der scheinheiligen Maske der Sorge für die Sicherheit Deutschlands und für die Rechte der Reichsstände am Kräftigsten zur Abschwächung der kaiserlichen Autorität bei. So lange als sie sich nicht genug in Deutschland zu vergrößern vermochte, unterjochte sie Polen und Deutsch-

ritter, unterwarf sie Kaschuben, Sorben, Wenden, Litthauer und Masuren. Mit Hilfe dieser fremden Erwerbungen stärkte sie durch Verschmelzung das einheimische Element, um nun in Deutschland desto nachdrücklicher um sich greifen zu können. Wenn indeß Preußen seit 1815 zu den europäischen Großmächten gezählt wurde, ward eine solche Hinzurechnung doch von manchen Seiten, wie z. B. von englischen Blättern, bisweilen nur für eine Höflichkeit angesehen. Freilich schien das an den Bund gekettete Preußen, weil es unter österreichischem Einflusse majorisirt werden konnte, nicht ganz selbständig. Fand sich nun, indem so viele innere und äußere Gründe für einen deutschen Staatsstreich sprachen, die Gelegenheit, eine Aenderung bezüglich der Stellung Preußens zu treffen, so wäre es vom Standpunkte der preußischen Politik aus thöricht gewesen, jene Gelegenheit nicht an allen vier Zipfeln zu erhaschen.

Neuntes Kapitel.

Die preußische Nationalität.

Man hört sehr oft Preußen einen rein deutschen Staat nennen. Demnach wäre Preußen in der That ein kleines Deutschland. Hierbei wird zunächst übersehen, daß ein reines Deutschthum überhaupt nicht existirt, noch je existirt hat, und daß die Bevölkerung, welche die deutsche Sprache spricht, und zuerst von Karl dem Großen zusammenerobert wurde, um nicht viel weniger ein Mischvolk ist, wie die Bevölkerungen, welche englisch und französisch sprechen. Selbst wenn man aber diese Mischung nicht urgiren, sondern in der Sprache, der Religion oder den Sitten das Merkmal des Deutschthums finden will, so hat Preußen in seinem Staate gleichwol die erforderliche Einheitlichkeit nicht aufzuweisen.

Nach den amtlichen Veröffentlichungen vom Jahre 1837 lebten in Preußen 2,102,000 Einwohner, welche dem deutschen Sprachstamme nicht angehörten, so daß allemal der siebente Preuße nicht deutsch sprach. Von den nichtdeutschen Einwohnern waren im genannten Jahre 1,946,000 Slaven, die sich so vertheilten: zwei Drittel oder 772,000 kamen auf das Großherzogthum Posen; ein Viertel oder 517,000 wohnten in der Provinz Preußen, und ein Fünftel oder 500,000 gehörten Schlesien an, in welch' letztgenannter Provinz schon zwei Meilen von Breslau Dörfer zu finden waren, worin die Bewohner nicht deutsch verstanden. Hierzu kamen noch 4000 Kaschuben im Cösliner Regierungsbezirke, ferner

11,500 Mähren, 10,500 Böhmen, 76,000 wendische Lausitzer und 146,000 Lithauer in den Bezirken Königsberg und Gumbinnen. Diese fremdartige Bevölkerung hat sich seit 1837 nicht vermindert. Noch im Jahre 1861 gab am 23. Mai im preußischen Abgeordnetenhause der Oberpräsident Bonin folgende Zahlen in Betreff der Bevölkerung Posens an *): Evangelische Deutsche 453,413, deutsche Katholiken 98,910, Juden 72,219, Gesammtbevölkerung des Großherzogthums 1,411,000. Mithin betrugen die posenschen Einwohner polnischer Zunge 786,458. Letztere hatten sich demgemäß von 1837 bis 1861 um 14,000 vermehrt. Ferner konstatirte 1867 im norddeutschen Parlamente (zufolge der Berliner National-Zeitung) Graf Bismarck das betreffende Bevölkerungsverhältniß folgendermaßen:

„Es gibt nach der vorletzten Zählung in Posen und Westpreußen unter 2,700,000 Einwohnern ungefähr 1,150,000 Polen und 1,400,000 Katholiken, Polen und Deutsche. Es geht daraus hervor, daß dort auch 300,000 Katholiken deutscher Zunge sich befinden."

Vorstehende Angabe Bismarck's bezieht sich nur auf die Polen, und zwar nur auf diejenigen, welche in den Provinzen Posen und Westpreußen wohnen und zusammen demnach auf 2,200,000 sich belaufen. Uebrigens wird in zweifelhaften Fällen die amtliche Angabe aus Staatsklugheit immer geneigt sein, die Zahl der Deutschen nicht zu gering anzugeben. Preußen, welche jetzt französischer Zunge sind, gibt es gegen 40,000 **).

Der Name Preußen oder Bo-russen (auch Po-russen) deutet ebenfalls nicht gerade auf reindeutschen Ursprung hin; denn die Preußen, ein Nebenstamm der Alanen, gehörten nebst den Wenden, Vandalen und Lithauern zu den Völkern Sarmatiens, und als die Deutschritter von dem Herzoge Konrad, der mit den heidnischen Preußen beständig Krieg führte, herbeigerufen wurden, da war das Land Preußen nicht von einer deutschen, sondern von einer besondern sarmatischen Völkerschaft bewohnt. Zwar wanderten Deutsche ein, und trieben die Eingebornen in die Enge,

*) Vgl. Urzedowa Statystyka W. Ks. Poznanskiego i jéj konsekwencye. Die offizielle Statistik des Großherzogthums Posen und deren Konsequenzen. Posen, 1861, 8.

**) Voltaire hat berechnet, daß wegen der Hugenotten-Verfolgung über eine Million Menschen Frankreich verließen. Die meisten dieser Verfolgten flüchteten nach Deutschland, wo sie sich größtentheils naturalisirten. Auch in Preußen ließen sich viele Hugenotten nieder. (In der Gegend von Frankfurt a. M. trifft man jetzt noch Ueberreste französischer Kolonien, in denen sich die französische Sprache erhalten hat.)

allein es ging hierbei nicht bis zur völligen Ausrottung der Preußen. Im Gegentheil gaben die letztern dem von ihnen bewohnten Lande den Namen, erhielten sich ihre Sprache und vermischten sich nach und nach mit den fremden Einwanderern.

Der vom Pfarrer Abel Will zu Pobeten auf Samland in preußischer und deutscher Sprache verfaßte und 1561 zu Königsberg in Preußen durch Joh. Deubnern gedruckte kleine Katechismus Dr. Martin Luther's ist 1821 zu Braunschweig von J. S. Vater in dem Buche: „Die Sprache der alten Preußen" veröffentlicht worden. Der Titel dieses Katechismus lautet in preußischer Sprache:

„Stas Likuts Catechismus D. M. L. Mixkai bhe Prusiskai prastans Predickerins no tautan, Stans Langiseilingins prei Powaidint, bhe stan Maldunin enstesmu prei jaukint kai stai ismukint masi ka tenneimons enterpon ast prei tenneisson deiwutiskan. Preistesmu stas Lübi bhe Crixtisnalaiskas Kaigi stas subs en stesmu kirkis teikusnan, tenti en Prusiskan tautan laikuts wirst". (Auf deutsch: „Der kleine Katechismus D. M. L. Deutsch und Preußisch für die Landpfarrer, die Einfältigen zu unterweisen und die Jugend in denselben zu üben, damit sie erlernen mögen, was ihnen zu ihrer Seligkeit nützlich ist. Zudem das Trau- und Taufbüchlein, wie dasselbe in der Kirchenordnung jetzt im preußischen Lande gehalten wird".)

Das preußische Vaterunser (Tawa Nouson) lautet so: „Tawa Nouson kas tu essei Endangon. Swintints wirstwais Emnes. Pereit twais Ryks. Twais Quaits audasin kagi Endangon tyt deigi nosemin. Nouson deinennin geitien dais noumans schan deinan. Bhe etwerpeis noumas nousons auschautins, kaimes etwerpimai nousons auschautenikamans. Bhe ni weddeis mans emperbandasman. Schlait israukeis mans, esse wissan wargan. Amen.

Aus diesen, dem 16. Jahrhunderte angehörigen Proben der preußischen Sprache mögen Diejenigen, welche die Sprache eines Volkes für das Kennzeichen seiner Nationalität halten, beurtheilen, ob die Preußen zu den **reinen Deutschen** gehören. Die masurischen Ländereien bildeten niemals Theile Polens, sondern waren urpreußische Gauen (Galindien und Sudauen). Viele Tausende der überwundenen Sudauer wurden nach Samland versetzt, wo nun, gleich wie in Sudauen und Galindien, das Altpreußische gesprochen wurde. Durch die Einwanderung deutscher Bauern in Natangen und Samland entstand daselbst eine Mischbevölkerung.

Die Theilung Polens vermehrte das schon vorhandene slavische Element Preußens. Sie wurde inaugurirt von dem nämlichen Könige Friedrich II., welcher auch dem deutschen Reiche den Todesstoß gab. Nachdem derselbe durch die Eroberung Schlesiens eine Menge Slaven seinen Preußen hinzugefügt hatte, vermehrte er 1772 dieselben noch um 860.000 fast durchgängig polnische Einwohner, so daß unter Friedrich „dem Großen" im „reindeutschen" Staate das deutsche Element sich zu dem slavischen wie etwa drei zu zwei verhielt. Friedrich II. hegte bekanntlich keine große Vorliebe für das Deutsche. Er berechnete sich den Gewinn, den ihm die Theilung Polens einbringen mußte, sehr genau, indem er schrieb: „Domhardt wird aus diesen (Mittheilungen) meine Idee ersehen, und wird es darauf ankommen, daß man die Aemteranschläge macht und solche bald mit Pränumeration verpachtet. Die Kosten der Regimenter wird (werden) sich belaufen, auf 580,000 Rthlr., und wenn das Land gut administrirt wird, muß es wohl bald 1,200,000 Rthlr. einbringen."

Weil aber die Polen dem Staatssäckel mehr nützten, wenn sie eine höhere Zivilisation empfingen, so war schon Friedrich II. bemüht sie zu entnationalisiren. Er verordnete, daß hierbei verfahren werden sollte, „wie ehedem im Kottbus'schen und in Oberschlesien geschehen." Demgemäß sollten deutsche Schulmeister auf den Dörfern und in den kleinen Städten angestellt und die Einwohner mit Deutschen „meliret" werden. Deßhalb freute er sich darüber, daß aus dem Eichfelde sich „ein Haufen" Familien in Preußen „etabliren" wollte. Doch schien es ihm nicht gut, daß die fremden Familien einzeln unter den Polen wohnten, weil sie auf diese Weise, anstatt ihrerseits die Polen zu germanisiren, in dem Polenthume untergehen müßten. Sie sollten also „mitten unter dem groben und bunten Zeuge" ganze Dörfer und Kolonien bilden *).

Als der ganze polnische Staat 1795 unter die drei angrenzenden Mächte getheilt worden war, wurde in den von Preußen erworbenen neuen Besitztheilen das preußische Landrecht eingeführt: wodurch die Polen ihr nationales Recht verloren und Preußen wurden. Das königliche Patent unterm 30. April 1797 für die Provinz Neu-Ostpreußen lautete:

---

*) Bis zum Jahre 1800 waren im Posen'schen 13 Kolonien, zusammen gegen 700 Köpfe stark, zu Stande gekommen. Die Einwanderer stammten meistens aus Würtemberg, und jede Familie kam dem Staate, wie der Bialystocker Regierungs-Direktor v. Holsche nachgewiesen hat, auf mehr als 1000 Thlr. zu stehen.

„Wir verordnen also zuvörderst, daß in Zukunft, vom 1. September d. J. an gerechnet, die in unsern übrigen Staaten eingeführten Rechte und Gesetze, sowie dieselben in dem allgemeinen Landrechte für die preußischen Staaten enthalten sind, auch in der Provinz Neu-Ostpreußen gelten und bei allen von dieser Zeit an eintretenden Fällen, Begebenheiten und rechtlichen Handlungen, sowie bei der Entscheidung aller darüber vorkommenden Streitigkeiten und Prozesse zu Grunde gelegt werden sollen."

Um die Polen mit dem neuen Rechte bekannt zu machen, wurde dasselbe nicht in die polnische, sondern in die lateinische Sprache übersetzt.

Der „Befreiungskrieg" von Anno 13 brachte die 1807 verloren gegangenen polnischen Landestheile nicht an Preußen zurück, weil Hardenberg sich von der russischen Diplomatie überflügeln ließ.

Nachdem Preußen endlich durch die Wiener Verträge das Großherzogthum Posen definitiv erhalten hatte, erließ Friedrich Wilhelm III. im Mai 1815 an die dortigen Einwohner folgenden Aufruf:

„Auch Ihr habt ein Vaterland und mit ihm einen Beweis meiner Achtung für Eure Anhänglichkeit an dasselbe erhalten. Ihr werdet meiner Monarchie einverleibt ohne Euere Nationalität verleugnen zu dürfen. Ihr werdet an der Konstitution theilnehmen, welche ich meinen Unterthanen zu gewähren beabsichtige, und Ihr werdet, wie die übrigen Provinzen meines Reichs, eine provinzielle Verfassung erhalten. Euere Religion soll aufrecht erhalten und zu einer standesmäßigen Dotirung ihrer Diener gewirkt werden. Euere persönlichen Rechte und Euer Eigenthum kehren wieder unter den Schutz der Gesetze zurück, zu deren Berathung Ihr künftig zugezogen werden sollt. Euere Sprache soll neben der deutschen in allen öffentlichen Verhandlungen gebraucht werden, und Jedem von Euch soll nach Maßgabe seiner Fähigkeiten der Zutritt zu den öffentlichen Aemtern, Ehren und Würden meines Reiches offen stehen."

Aus dieser königlichen Proklamation könnte man schließen, daß Preußen, welches solchergestalt die polnische Nationalität berücksichtigte, schon seit 1815 eine rein nationalitäten-freundliche Politik eingehalten habe. Es wird deßhalb nicht unwichtig sein, die Beziehung Preußens zu seinen polnischen Unterthanen ein wenig weiter zu verfolgen. Es wird sich dann herausstellen, daß die preußische Politik kein anderes Interesse kennt, als das des Gesammtstaates, welcher nicht die Erhaltung der ihm untergeordneten Nationalitäten, sondern die Stärke des

Königthums — nach dem Grundsatze: l'état c'est moi! — sich zur Aufgabe gestellt hat.

Trotz der in obiger Proklamation ausgesprochenen Achtung für die polnische Nationalität, wurde in Posen das Entnationalisirungs-Werk schon bald in Angriff genommen; wobei die preußische Regierung besonders der gerechte Tadel trifft, daß bei den Gerichten die polnische Sprache in den Hintergrund gedrängt und somit die des Deutschen völlig unkundigen posenschen Einwohner nicht immer sehr glimpflich behandelt wurden. Zwar war durch die Verordnung vom 9. Februar 1817 vorgeschrieben, daß in der polnischen Sprache in allen solchen Fällen verhandelt werde, „in welchen die Verhandlung den Gebrauch derselben vorschreibt." — Der Verzicht auf ein polnisches Nebenprotokoll hatte ausdrücklich stattzufinden. — „Es genügt zu diesem Zweck," heißt es in der angezogenen Verordnung weiter, „die in der Verhandlung enthaltene, in deutscher und polnischer Sprache aufgenommene ausdrückliche Erklärung der Partei, daß sie auf das Recht, die Uebersetzung zu verlangen, Verzicht leistet, oder sich des von dem Dollmetscher zu führenden Nebenprotokolls begebe." Allein einestheils bezog sich diese Verordnung nicht auf das ganze Gerichtswesen, da sie erst durch eine Ministerial-Verfügung vom 12. Februar 1840 auch auf Kriminalsachen ausgedehnt wurde und erst damals bei gerichtlichen Verhandlungen aller Art in Gebrauch kommen sollte, anderntheils wurden aber auch mannigfache Klagen laut, daß den Polen vor Gericht der Gebrauch ihrer Sprache schlechtweg verweigert wurde.

In welchem Geiste die Verwaltung des Großherzogthums Posen geführt wurde, wird ersichtlich aus dem Bericht des früheren Oberpräsidenten Flottwell, den derselbe im März 1841 über seine Verwaltung des Großherzogthums erstattete. Er enthält folgende offene Darlegung:

„Während meiner Wirksamkeit vom Dezember 1830 bis zum Beginne des Jahres 1840 habe ich die der Verwaltung dieser Provinz gestellte Aufgabe dahin verstehen zu müssen geglaubt: ihre innige Verbindung mit dem preußischen Staate dadurch zu fördern und zu befestigen, daß die ihren polnischen Einwohnern eigenthümlichen Richtungen, Gewohnheiten, Neigungen, die einer solchen Verbindung widerstreben, allmählig beseitigt, daß dagegen die Elemente des deutschen Lebens in seinen materiellen und geistigen Beziehungen immer mehr in ihr verbreitet werden, damit endlich **die gänzliche Vereinigung beider Nationalitäten** als der Schluß dieser Aufgabe durch das entschiedene Hervortreten deutscher Kultur erlangt werden möge. Das

Gesammtwohl des Staats macht die Verfolgung dieses Zieles zur Nothwendigkeit, und wenn dabei die Erinnerungen und Gefühle eines Theils der polnischen Einwohner verletzt worden, so liegt die Beruhigung hierüber in der Ueberzeugung, daß die Provinz dabei in allgemein menschlicher Hinsicht gewinnt, und **daß die Geschichte allmählig alle Völker aus den Schranken früherer und noch bestehender Trennungen solchen Umwandlungen und neuen Umgestaltungen entgegenführt** . . . . Am Kräftigsten und zugleich Willkommensten fördert die Zwecke des Staats die Sorge für die materiellen oder wenigstens von der Mehrzahl als materiell aufgefaßten Interessen der Provinz . . . . Sowie aber bei der allmähligen Beschränkung der widerstrebenden Elemente jeder Schritt über die nächste Nothwendigkeit und Möglichkeit hinaus, bedenklich erscheint, so ist jedes Schwanken in den Verwaltungsgrundsätzen verderblich . . . Was durch Bevorzugung der polnischen Einwohner erreicht wird, haben die Erscheinungen in dieser Provinz während der Revolution im Königreiche Polen gezeigt; diese selbst hat gelehrt, daß den unzufriedenen Theil der Einwohner keine Zugeständnisse oder Vergünstigungen befriedigen, weil eine vollkommen unbeschränkte nationale und politische Selbständigkeit der Polen verlangt wird. . . . . Allerdings wird eine solche Offenheit der Landesregierung nicht die Neigung der jetzt ihr widerstrebenden Einwohner gewinnen, aber dazu gibt es noch überhaupt keine Mittel; also wäre es unzeitig, darnach zu streben . . . .“

Gewiß war eine solche Verwaltung nicht im Sinne des Nationalitäts-Prinzips! Im Gegentheil wurden durch dieselbe die Wünsche und Bestrebungen „eines phantastischen Patriotismus“ arg enttäuscht.

Nicht minder verletzte die Polen die unterm 25. Juni 1834 erlassene „Instruktion zum Unterrichte in der deutschen Sprache bei den Schulsozietäten fremder und gemischter Zungen“, wonach alle Kinder fremder Zunge in deutscher Sprache und im deutschen Sprechen, wöchentlich die obere Abtheilung in 6, die mittlere in 8 und die unterste in 12 Stunden, unterrichtet werden sollten. Im Lesen ihrer Muttersprache sollten die Kinder der fremden Zunge nur zwei Stunden und zwar nur dann unterrichtet werden, wenn es die Aeltern ausdrücklich verlangten. Auch sollten alle Kinder, welche deutsch verständen, in allen Lehrfächern bloß deutschen Unterricht empfangen und selbst in ganz polnischen Schulen das Lautiren, Schreiben, Singen, Zeichnen und Rechnen nur deutsch betrieben werden. Weil dieses der Willkühr Thür und Thor öffnende

Schulgesetz eine Menge Beschwerden hervorrief, kam im August 1837 eine Verordnung heraus, welche jene harten Bestimmungen zwar etwas milderte, aber gleichwohl immer noch dem vor seiner vorgesetzten Behörde bangen Lehrer Vieles anheimstellte und dadurch bewirkte, daß der Unterricht fast gänzlich deutsch blieb.

Fortwährend erhoben die Polen Beschwerden, allein diese fruchteten wenig. So richteten die posenschen Provinzialstände 1841 eine Adresse an den König Friedrich Wilhelm IV., um die Betrübniß auszudrücken, in welche sie durch den Landtagsabschied vom 6. August des genannten Jahres versetzt worden waren. „Sie haben," heißt es darin, „die Thatsache nicht verkennen wollen, daß das Großherzogthum ein Theil Ew. Majestät Monarchie ist. Aber dieser politischen Verbindung ungeachtet war ihnen Erhaltung und Bewahrung ihrer Nationalität als Polen, war ihnen ein Vaterland, der Gebrauch ihrer Sprache in allen Verhandlungen zugesichert. Sollen sie, gleich den in ihrer Nationalität nicht mehr bestehenden lithauisch und wallonisch redenden Unterthanen, ihren Vereinigungspunkt in dem Namen Preußen finden, so erblicken sie hierin eine Gefährdung jener Verheißung; sie fürchten, nicht mehr sein und sich nennen zu dürfen, was sie nach ihrer Sprache, ihren Sitten, ihren geschichtlichen Erinnerungen, was sie nach feierlich geschlossenen Verträgen und ertheilten Zusicherungen sind: Polen .... Ew. Majestät getreue Stände des Großherzogthums Posen erblicken in der Vereinigung der ständischen Ausschüsse eine Fortbildung der ständischen Verfassung; sie halten aber dafür, daß ihre Wirksamkeit nur dann volle Bedeutung gewinnen kann, wenn mit dieser Vereinigung auch alle diejenigen Institutionen in's Leben treten, welche durch die allerhöchste Verordnung vom 22. Mai 1815 verheißen worden sind." — Schließlich beschwerten sich die Stände noch über die neueste Zensur-Instruktion.

Der auf diese Adresse ertheilte Bescheid war sehr ungnädig. Es würde dieselbe überhaupt unbeantwortet geblieben sein, wenn ein Schweigen nicht hätte den Zweifel erregen können, als ob vom König nicht die in der Adresse „ausgesprochenen Gesinnungen und Anträge in hohem Grade gemißbilligt" würden. Nachdem die königliche Antwort die separatistische Gesinnung der Polen, welche den in dem gemeinsamen Namen aller Stämme des Reichs gegebenen Vereinigungspunkt förmlich ableugnen will, derb abgefertigt hat, werden sie damit bedroht, daß sie bei fortgesetzter Böswilligkeit von der königlichen Verheißung, die Provinzialstände der Monarchie in regelmäßigen Perioden zu versammeln, ausgeschlossen werden sollen. Der Bescheid sagt dann weiter: „Wir wollen in

Gnaden die Aeußerungen nicht näher erörtern, welche auf ein Gebiet übergreifen, das unserer Erwägung und Entschließung vorbehalten bleiben muß, noch die unangemessene Berufung auf eine Verordnung (vom 22. Mai 1815), welche, wie wir schon in dem Landtagsabschied für das Königreich Preußen vom 9. September 1840 ausdrücklich erklärt haben, völlig unverbindlich für **uns** ist, da schon unseres in Gott ruhenden Vaters Majestät, von denen dieselbe ausgegangen, ihre Ausführung mit dem Wohle des Volks nicht vereinbart fanden und das Gesetz vom 5. Juni 1823 an ihre Stelle treten ließen . . . ."

Somit war jene feierliche Verheißung von 1815, welche den Polen die Erhaltung ihrer Nationalität und ein Vaterland zusicherte, sowohl von Friedrich Wilhelm III. wie auch von Friedrich Wilhelm IV., weil ihre Erfüllung mit dem Wohle des Volks und dem Gedeihen des Gesammtstaats unverträglich sei, kurz und bündig zurückgenommen. Noch weniger konnten jetzt die Kaschuben und die andern slavischen Stämme des „rein deutschen" Preußens hoffen, daß Rücksicht auf ihre Nationalität werde genommen werden. „Die königliche Achtung für die Anhänglichkeit" der Polen an ihre alten Institutionen hatte sich schnell in Mißachtung verwandelt. Kein Wunder, wenn unter ihnen fortwährend Unzufriedenheit herrschte, zumal da das Entnationalisirungswerk schwer von statten ging, weil Posen im Osten an gleichgesinnte Bewohner des ehemaligen polnischen Reichs grenzte. Zwar wurden die Aufstandsversuche der Jahre 1846 und 1848 niedergeschlagen, aber die Polen Posens protestiren bis heute, wenn auch vergeblich, so doch unausgesetzt, gegen ihre Einverleibung in Preußen.

Es mögen sich für das Verfahren der preußischen Regierung gegen die Polen allerdings sowohl in staatlicher als auch „in allgemein menschlicher Hinsicht" viele Rechtfertigungsgründe anführen lassen. Wer einmal dem preußischen Staate die Berechtigung einer großen geschichtlichen Mission zugesteht, der muß sich auch dazu bequemen, die Konsequenzen davon hinzunehmen. Allein mit dem Nationalitäts-Prinzipe verträgt sich die Behandlung, welche die Herrscher Preußens den Polen haben angedeihen lassen, keineswegs. Polen beweist, daß der preußische Staat die fremde Nationalität nicht respektirt. Sollte dieser Umstand unsere „deutschen" Nationalen nicht stutzig machen? Oder steht in ihnen der Glaube unerschütterlich fest, daß Preußen es ehrlich mit der deutschen Nationalität meint?

Auf slawischem Boden ist Preußen erst herangewachsen. Noch Friedrich II., der eigentliche Begründer Großpreußens, baute theilweise den neuen Großstaat aus slawischen Stücken. Ueber den Trümmern zweier alternder Nationalitäten und auf Unkosten derselben erstand die neue preußische „Nationalität." Diese erstarkte vorzüglich durch zwei Mittel: durch Unterhaltung und sorgliche Pflege einer bedeutenden Militärmacht und durch die Förderung der materiellen Interessen, mit Einem Worte, durch Soldaten und Geld. Letzteres war nöthig wegen der ersteren.

Seit dem Jahre 1415 wurde die preußische Politik nicht von deutscher Vaterlandsliebe, sondern vom rein preußischen Vergrößerungs-Prinzipe geleitet. Da aber nach Osten hin, das heißt: in der Richtung, in welcher Brandenburg sich früher hauptsächlich ausdehnte, von Rußland der Weg verlegt wurde, und da im Norden in Ermangelung einer starken Kriegsflotte das Meer Halt gebot, so war Brandenburg genöthigt, seine fernere Erweiterung in Deutschland zu suchen. Es hat lange gedauert, ehe es ihm gelang, das deutsche Reich zu Grunde zu richten. Als letzteres 1815 in der schwachen Form des deutschen Bundes wieder hergestellt war, brauchte das Königreich Preußen volle fünfzig Jahre, um nach sorgsamer Vorbereitung endlich nochmals, wie schon Friedrich II. gethan, die Axt an den alten Baum zu legen. Wenn aber Deutschland ein halbes Jahrhundert des Friedens genoß, so war diese lange Erholung weder das Verdienst Preußens noch das des deutschen Bundes, sondern die nothwendige Folge der durch den dreiundzwanzigjährigen Krieg gegen Frankreich eingetretenen allgemeinen Erschlaffung und Erschöpfung.

Schon glaubten viele Deutsche, in Folge der langen Friedenszeit, das tausendjährige Reich Elihu Burrit's sei angebrochen. Da kamen den preußischen Vergrößerungsbestrebungen die äußern Ereignisse zu Hilfe. Denn der in Frankreich installirte Napoleonide schwächte Oesterreich, den preußischen Rivalen, dergestalt, daß man sich nun des lästigen Bundes, welcher der Ausdruck der Waffenruhe, der Neutralität und eines Kompromisses gewesen war, entschlagen zu können glaubte. Der österreichische Widerstand gegen das andrängende Preußen gab nach. Preußen sagte also: „Revidirt Louis Napoleon die europäische Karte im Süden, gut, so thun wir dasselbe im Norden."

Doch die Eroberung brauchte einen Vorwand. Denn es würde zu starken Anstoß erregen und in unserer zivilisirten Zeit gar zu wegelagerisch und räubermäßig klingen, wenn die Ländergier sich dafür ausgeben würde, was sie wirklich ist. Als Friedrich „der Große" die schlesischen

Kriege begann, schützte er Erbansprüche vor, obwohl er später eingestand, daß ihn bloß der Ehrgeiz und die Herrschsucht getrieben habe. Aehnlich geschah es bei dem Eroberungskriege von 1866. Auch da hatten die preußischen Kronjuristen Erbansprüche auf die Erb-Herzogthümer nachzuweisen. Weil aber dieser Vorwand nicht recht mit unserer Zeit harmonirte, wurde glücklich das jetzt epochemachende Nationalitäts-Prinzip, welches für Preußen mit dem Segen natürlicher Gränzen verbunden sein sollte, jenseits der Alpen und des Rheins aufgefischt und zur „deutschen" Thatsache gemacht. Auf diese Weise führte gemäß der Anschauung der Gemüths-Politiker Preußen jetzt seinen Krieg einzig um des burschenschaftlichen Vaterlands willen! Nun rechnete man Preußen zum Verdienst an, was ohne Erfolg verdammt geblieben wäre! Höchstens bedauerte man und machte der preußischen Regierung — wie im preußischen Abgeordnetenhause Schulze (Delitzsch) that — zum Vorwurf, daß sie nicht mehr Länder weggenommen hatte! Indeß ist ein solcher Vorwurf gewiß völlig unüberlegt und ungerechtfertigt. Denn die natürlichen Gränzen Preußens bestimmen sich nicht aus dem Willen der preußischen Regierung, sondern aus der Stichhaltigkeit der preußischen Macht, die gewöhnlich von den Preußenthümlern überschätzt wird. Wir unserntheils zweifeln nicht im Geringsten an dem guten Willen der betreffenden Staatsmänner, so viel zu nehmen, als sie zu erlangen vermögen und zu behaupten hoffen können! Aber wir zweifeln daran, daß der preußische Staat aus irgend einem andern Grunde, als um seiner selbst willen, sich vergrößert. Am Allerwenigsten läßt sich die preußische Regierung von burschenschaftlich deutsch liberalen Phantasien leiten. Wenn sie es vermöchte, würde sie sicherlich nicht allein ganz Deutschland, sondern auch Frankreich, das skandinavische Gebiet, Galizien, ganz Polen, Rußland und jedes andere Land erobern! Trug sich doch Friedrich Wilhelm IV. eine Zeitlang mit dem Gedanken, Kalifornien zu erwerben, ein Land, welches wegen der später dort entdeckten Goldwäschereien für die preußische Eroberungspolitik eine Himmelsgabe geworden wäre!

Für Preußen*) existirt blos eine preußische Nationalität. Dieselbe besteht in der eigenthümlichen Triebkraft, welche den preußischen Staat gegründet, erhalten, umgemodelt und erweitert hat. Sie ist das Resultat der Zusammenschmiedung slawischer und deutscher Elemente zu einem

---

*) Wenn wir in dieser Schrift häufig anstatt preußischer Regierung oder preußischer Dynastie bloß Preußen sagen, so folgen wir dem herrschenden Gebrauche nur der Kürze wegen.

Staatsganzen. Wenn nun das deutsche Element, als das überwiegende, das slawische zu assimiliren sucht, so besitzt letzteres doch, wie wir oben hauptsächlich an der posenschen Bevölkerung zeigten, genug Zähigkeit und Widerstandskraft, um auf das deutsche und den ganzen Staat nicht ohne Einfluß zu bleiben. Es liegt auf der Hand, daß der preußische Staat bei vorherrschend deutschem Elemente gegen das slawische in diesem Verarbeitungs-Prozesse gewissermassen eine rauhe, preußisch-deutsche Seite hervorkehren muß; allein hierdurch wird die Rückwirkung des Slawischen auf den preußischen Staat nicht aufgehoben. Ferner war aber auch, wie wir gleichfalls theilweise zeigten und wie die Geschichte lehrt, dieser Staat schon vor der Theilung Polens aus einer Mischung deutscher und lithauisch-slawischer Elemente hervorgegangen. Somit repräsentirt Preußen nicht das ganze reine Deutschthum, sondern eine besondere und zwar mit fremden Elementen getrübte Erscheinung desselben.

Wer also, wie neuerdings Droysen in einer Zuschrift an seine Kolberger Wähler, preußisch und deutsch für gleichbedeutend erklärt, der begeht entweder einen geschichtlichen Irrthum oder eine geschichtliche Fälschung. Er verwechselt den Preußen untergeschobenen „Beruf," einen bloßen Wunsch, mit der widersprechenden Wirklichkeit und hält Preußen schon darum für ganz deutsch, weil es das ganze Deutschland erst noch erobern soll. Uebrigens scheint Droysen sich seiner Verwechslung bewußt zu sein, wenn er in dem berührten Schreiben sagt: „Gelingt es, die Gründung des norddeutschen Bundes wieder zu zerbröckeln, so rollt der Sisyphusstein unserer deutschen (?) Anstrengungen wieder einmal (sic!) von der Höhe, auf die er endlich hinaufgewälzt ist, hinab, und wohl noch tiefer und zerstörender hinab, als 1849. — Dann ist Preußen nicht bloß eine Fehlgeburt (sic!), schwächer, sondern in seiner eigensten geschichtlichen Aufgabe gebrochen, dann wird dem schon voll Eifersucht und Erbitterung lauernden Auslande sich vielleicht der Vorwand bieten, sich auf das umgeworfene" (durch wen umgeworfen?), „in wüster Parteiung zerrissene Deutschland zu stürzen, dann wird Oesterreich sich Revanche nehmen und sie nehmend erstarken, dann gehen die Rheinlande, es geht Schleswig-Holstein, es geht Posen und vielleicht Westpreußen über Bord." — — Somit scheint der Verfasser der „Geschichte der preußischen Politik," welcher den Mitgliedern der preußischen Königsfamilie Unterricht gegeben hat, Preußen und Deutschland doch nicht für völlig gleichbedeutend anzusehen! Wenigstens ist es sehr verdächtig, daß Preußen möglicherweise eine Fehlgeburt sein kann.

Der Umstand, daß die deutsche Sprache in dem größten Theile Preußens gesprochen wird und zugleich auch in den slawischen Besitztheilen fast durchgängig die Verwaltungssprache ist, kann Preußen noch zu keinem rein deutschen Staate stempeln. Auch in den nichtdeutschen Besitzungen Oesterreichs war eine Zeit lang die deutsche Sprache die Verwaltungssprache und gleichwohl fiel es Niemandem ein, Oesterreich für einen rein deutschen Staat zu erklären. Die gleiche Sprache drückt allerdings eine Geistesverwandtschaft aus, allein letztere verhindert nicht, daß Diejenigen, welche dieselbe Sprache sprechen, in ihren Richtungen auseinander gehen. Ungeachtet der gleichen Sprache trennten sich die amerikanischen Kolonien von England. Ungeachtet der gleichen Sprache gehört das südliche Belgien nicht zu Frankreich, die nördliche Schweiz und der Elsaß nicht zu Deutschland. Letzteres fiel auseinander, obschon es die einheitliche Sprache hatte, und der große Riß, den es in der Reformation erhielt, beginnt äußerlich mit dem Hervortreten der als Norm geltenden einheitlichen Schriftsprache. Umgekehrt ist die Schweizer Bevölkerung eine politische Nation geworden, wenngleich dort drei verschiedene Hauptsprachen gesprochen werden. Höchstens könnte sich Preußen zu Deutschland verhalten, wie jener Philipp von Makedonien, gegen welchen Demosthenes seine donnernden Reden hielt, zu Griechenland.

Preußen ist und bleibt ein partikularer Staat, wie die übrigen aus dem deutschen Reiche abgesplitterten Staaten; nur mit dem Unterschiede, daß Preußen (mit Ausnahme Oesterreichs) sich mehr, als die übrigen mit fremdartigen Bestandtheilen vermischt, sich auf diese bei dem Kampfe gegen das deutsche Reich gestützt und in Folge dessen eine größere Macht und Ausdehnung gewonnen hat. Die Verschiedenheit des preußischen Bewußtseins offenbart sich schon dadurch, daß die preußischen Staatsangehörigen sich selbst häufig die preußische Nation nennen, wodurch sie doch unzweifelhaft eine besondere Nation zu sein beanspruchen. Auch im Jahre 1848, in welchem doch das alte Deutschland regenerirt werden sollte, trat dieses partikularistische Preußenbewußtsein stark in den Vordergrund. Denn während in Frankfurt a/M. eine deutsche Nationalversammlung Deutschland konstituiren wollte, tagte zur selben Zeit auch in Berlin eine preußische Nationalversammlung, um Preußen durch Vereinbarung mit dem Könige zu konstituiren. Zwar traten auch in anderen „rein deutschen" Staaten konstituirende Versammlungen auf, aber keine derselben wagte sich Nationalversammlung zu nennen. Ferner wurde vom preußischen Heere, „vom Volke in Waffen", die deutsche National-

bewegung 1849 in Blut erstickt, was nicht möglich gewesen wäre, hätte die preußischen Landeskinder das deutsche Nationalbewußtsein beseelt.

Wenn aber das Preußenthum den unterworfenen Slawen gegenüber das Wohl des Gesammtstaats geltend macht, um sie in Preußen zu verwandeln, so geschieht dieß auch nicht minder hinsichtlich der eroberten deutschen Länder, die dem preußischen Landrecht unterworfen und, soweit es nur irgendwie angeht, auch in jeder andern Beziehung unter die preußische Pickelhaube gebracht werden. Bei dieser Verpreußungsarbeit hilft das preußische Volk dergestalt mit, daß die Abgeordneten des preußischen Unterhauses gegen jede Personalunion auftraten und ihrerseits, ohne die Bewohner der eroberten Länder zu befragen, den Hannoveranern, Hessen, Frankfurtern und Schleswig-Holsteinern die preußische Verfassung oktroyirten. Ja sie zeigten sich mit der Vergewaltigungs-Politik ihrer Regierung im höchsten Grade zufrieden; weshalb sie den Ministern des Aeußern und des Krieges, sowie den hervorragendsten Generälen eine „National“-Belohnung von ein und einer halben Million dekretirten und außerdem durch ein Vertrauensvotum der Staatsregierung zur Behauptung und Fortsetzung der Eroberung 40 Millionen Thaler anwiesen. Wer könnte hiernach an dem separaten preußischen Nationalbewußtsein noch zweifeln? Selbiges manifestirte sich gleichermaßen deutlich durch den Gehorsam, welchen das „Volk in Waffen“, ohne den eigentlichen Zweck und Grund des unpopulären Krieges zu kennen, seinen Vorgesetzten und seinem Könige bewies. Diese Treue und Tapferkeit erinnerte in der That immer noch an jene — nicht deutsche, sondern — altpreußische Zeit, in welcher es hieß: „Wir sind Bauern von geringem Gut, Und dienen unserm Kurfürsten mit unserm Blut!“

Somit kann der preußische Staat nichts Anders sein, als was er im Laufe der Geschichte geworden ist. Er kann das Deutschthum bloß in seine vorhandene Substanz absorbiren. Höchstens wird also Deutschland preußisch, nicht aber Preußen deutsch, schon darum nicht, weil letzteres nicht seine eigene Vernichtung wollen kann. Preußen und Deutschland decken sich nicht: was ja auch Jene zugeben müssen, die erst noch durch Preußen ein einiges Deutschland zu Stande bringen wollen. Alles in Allem geht hieraus hervor, daß, wenn die preußischen Staatsleute für Gemüths-Politiker das Nationalitäts-Prinzip als Köder gebrauchen, unter demselben doch nicht das deutsche, sondern das spezifisch preußische nationale Wesen gemeint sein kann.

Zehntes Kapitel.

Die zwei Seelen in der preußischen Regierung.

Wir wiesen bereits auf das Doppelgesicht des Bonapartismus hin. Wir bemerkten auch, daß der Bonapartismus sich wie ein Keil zwischen zwei Weltanschauungen einschiebt. Weil das Alte nicht mehr möglich ist, das Neue jedoch nicht gewollt wird: darum stellt er sich zwischen beide in die Mitte, sucht in ihnen die Verbindungsglieder auf, bringt einen gewaltsamen Kompromiß zu Stande und fristet sein Leben davon, daß er beide fortwährend gegen einander balancirt. Mit beiden anscheinend freundlich, bekämpft er sie doch unablässig. So ist der Bonapartismus zugleich die Herrschaft des allgemeinen Volkswillens und die Tyrannei eines Einzelnen, das Zeitalter des Voltairianismus und der Schutz des Papstthums, die Ausnutzung der sozialistischen Ideen und die Rettung der Bourgeoisie, der Frieden und der Krieg, die Lehre von 89 und der absolute Staat Ludwigs XIV. Während hinter den Coulissen vollste Eintracht herrscht, vertritt, auf dem Theater der Oeffentlichkeit die Gegensätze zur Schau tragend, der Prinz Napoleon gewöhnlich die eine, der Kaiser die andere Seite. Die eigenthümlichen Verhältnisse der bonapartistischen Stellung, die Schwäche der im Untergehen begriffenen alten und die noch nicht hinlängliche Erstarkung der im Anzuge befindlichen neuen Welt bringen die doppeltgeartete Natur, das Kennzeichen des Uebergangszustandes, mit sich.

Für Preußen gilt das Nämliche. Zwar stehen sich hier nicht ähnlich wie in Frankreich etwa der König und der Kronprinz scheinbar gegenüber; gleichwohl aber ist das Doppelgesicht der preußischen Politik so auffällig gewesen, daß die Leute der preußischen Fortschritts-Fraktion darüber stutzig geworden sind. Da dieselben den in Preußen eingeführten Bonapartismus nicht begriffen, verfielen sie auf den komischen Glauben, es müßten im preußischen Ministerium **„zwei Seelen"** sein. So geschah es denn, daß Aegerter und mit ihm 24 Genossen (darunter auch Herr v. Unruh) die bekannte Erklärung abgaben, der gemäß sie das Ministerium in der äußern Politik unterstützen, in der innern dagegen nach wie vor bekämpfen wollten.

Aber auch in Preußen haben eigenthümliche Verhältnisse die scheinbar doppeltgeartete Natur der Politik zuwege gebracht. Hier zeigten sich ebenfalls die Vertreter der neuen Zeit noch so schwach, daß sie über die

alte Regierungsweise keinen vollständigen Sieg zu erringen und dieselbe nicht mit Stumpf und Stiel auszurotten vermochten, dahingegen die alten Zustände schon zu sehr verwittert waren, um im ganz alten Styl fortdauern zu können. Preußen hat sich also nicht Hals über Kopf mit einem salto mortale in den Bonapartismus hineingestürzt. Die allmähliche Entstehung der jetzigen preußischen Politik ist vielmehr geschichtlich genau erweislich.

Von vornherein hatte der preußischen Politik das Bestreben zu Grunde gelegen, eine unabhängige Großmacht zu schaffen. Im Anfange dieses Jahrhunderts sah es Preußens König daher nicht ungern, daß von Napoleon Bonaparte das alte deutsche Kaiserreich zerstört wurde und daß damals der seitherige deutsche Kaiser, indem er dem Eroberer ein Kompliment machte, den Titel eines österreichischen Kaisers annahm, wodurch sein neues Kaiserthum jüngern Ursprungs wurde, als das französische. Preußen hoffte nun, durch Abfindung mit dem Eroberer sich ungestört in Deutschland vergrößern zu können, hatte sich aber verrechnet. Als hiernach der deutsche Bund hergestellt wurde, war es der preußischen Regierung unbequem, daß sie sich dem österreichischen Vorsitze fügen mußte. Zwar machte sie gewöhnlich gute Miene zum bösen Spiel, wenn sie majorisirt wurde; allein in zwei Sachen, welche Preußens Wachsthum und Kraft begründeten, wahrte sie die preußische Selbstständigkeit und Eigenthümlichkeit. Soldaten und Geld hatten Preußen groß gemacht. Soldaten und Geld brauchte es auch ferner, wenn es noch größer werden und die völlige Selbstständigkeit erringen wollte. Der Bund mußte nach und nach unter preußische Botmäßigkeit zu bringen gesucht werden. Einestheils ließ sich daher Preußen in Heeresangelegenheiten Nichts hineinreden und sein Militär-Bevollmächtigter lag mit dem österreichischen in Frankfurt am Main deßhalb häufig im Streite; anderntheils gründete es einen Zollverein, einen preußischen Bund im deutschen Bunde, einen Maulwurf, der unvermerkt den bestehenden Zustand Deutschlands untergrub. In dem drei und dreißigjährigen Zeitraume von 1815 bis 1848 traten die preußischen Sondergelüste nur zweimal etwas greller hervor, nämlich 1830 und 1847, in welch' letzterem Jahre Friedrich Wilhelm IV. mit einer Bundesreform schwanger ging; im Uebrigen brauchte Preußen Muße, um die durch den letzten Krieg erworbenen Provinzen zu assimiliren, seine Finanzen in guten Zustand zu setzen und sich ein schlagfertiges Heer heranzuziehen.

Das Jahr 1848 erschien. Den sozialen Bestrebungen gegenüber bildeten die nationalen ein wirksames Gegengewicht. Es war der Kampf

alter Erinnerung gegen die neuen Ausgleichungsversuche. Auch Deutschland sollte wieder einig, stark und groß werden. Auf welche Weise aber konnte die deutsche Einheit zu Stande kommen?

„Die Gräben," sagt Beidtel in seiner Brochüre: „Die Slawen im Kaiserthum Oesterreich" (von Albrecht Tebeldi, Wien, 1848), — „die Gräben, welche die deutschen Gebiete auseinander halten, konnten nicht anders als auf zweierlei Weise ausgefüllt werden. Einmal durch die Landesherrlichkeit der kleinen Gebiete. Ein deutscher Fürst mußte in die Gewalt bekommen, seine gesammten Genossen zu mediatisiren und die Mediatisirung wirklich vornehmen. Auf andere Art dadurch, daß die Völker die Fürsten überwältigen und sich unter einander verbrüdern."

Weil nun in Deutschland zwei Großstaaten waren, von denen das Geschick der kleineren Länder abhing, so stellten sich hiermit für die Lösung der deutsch-nationalen Frage drei Möglichkeiten heraus. Entweder nämlich setzte sich die demokratische Revolution durch Völkerverbrüderung irgendwo fest und reorganisirte von da aus Deutschland, oder der Kaiser von Oesterreich wurde wieder deutscher Kaiser, indem er sich die Revolution dienstbar zu machen wußte, um sich die kleinen Fürsten zu unterwerfen, namentlich aber um die Macht des rivalen Preußens zu brechen, oder endlich, der preußische König gelangte an die Spitze Deutschlands und zertrümmerte vor allen Dingen Oesterreich.

Alle drei Möglichkeiten tauchten 1848 auf und kamen zur Sprache. Einestheils nämlich schlug Schmerling im Anfange der Bewegung zu Frankfurt unter der Hand seinen Herrn zum deutschen Kaiser vor, und die Anhänger Preußens parirten den drohenden Streich glücklich durch den „kühnen Griff" des Gagern'schen Kompromisses, durch welchen einstweilen, bis sich für Preußen die Sachen günstiger gestalteten, der österreichische Erzherzog Johann zum Reichsverweser eingesetzt wurde. Anderntheils versuchte die demokratische Revolution den Sieg über die Fürsten zu erringen, besonders aber sich in Wien oder Berlin die Herrschaft über einen Großstaat zu erobern. Endlich versuchte der preußische König an die Spitze Deutschlands zu gelangen, indem er die nationale Bewegung in einen preußisch-monarchischen Strom ableitete.

Wir haben uns hier bloß mit dem preußischen Einheitswege zu beschäftigen. In Berlin hatte am 18. März 1848 der Kampf gegen das absolutistische Königthum mit einem Waffenstillstande geendigt, welcher es zweifelhaft ließ, auf welcher Seite der Sieg lag. Die Folge davon war die Berliner Vereinbarungs-Versammlung, die sich preußische Nationalversammlung nannte. Auf der einen Seite stand also noch unbe-

wältigt das absolute Königthum, auf der andern Seite das souveräne, durch die Königsmacht beim Aufstande nicht besiegte Volk. Von dieser Zeit datirt das Doppelgesicht der preußischen Politik, die zwei Seelen in der preußischen Regierung. Nicht ohne Grund hat Bismarck das norddeutsche Parlament auf den 24. Februar, den Jahrestag des Ausbruchs der Revolution von 1848, einberufen.

Hatte das preußische Königthum die demokratische Bewegung nicht niederwerfen können, so mußte es versuchen, sich an die Spitze derselben zu stellen, um sich ihrer hierdurch völlig zu bemeistern. Schon das Patent vom 18. März kündigte die neue Politik an. Dasselbe that die Proklamation vom 21. März, betitelt: „An mein Volk und an die deutsche Nation!" Ebenso unternahm der König Friedrich Wilhelm IV. am letztgenannten Tage einen feierlichen Umritt durch die Straßen Berlins, wobei er sich folgendermaßen aussprach:

„Ich trage Farben, die nicht mein sind. Aber ich will damit Nichts usurpiren, ich will keine Krone, keine Herrschaft; ich will Deutschlands Einheit, Deutschlands Freiheit, ich will Ordnung; das schwöre ich zu Gott. Ich habe nur gethan, was in der deutschen Geschichte schon so oft geschehen ist: daß mächtige Fürsten und Herzoge, wenn die Ordnung niedergetreten war, das Banner ergriffen und sich an die Spitze des ganzen Volks gestellt haben; und ich glaube, daß die Herzen der Fürsten mir entgegenschlagen, daß der Wille des Volks mich unterstützen wird."

Hier sehen wir schon die beiden Gesichter, hinter welchen die beiden Seelen stecken: Deutschlands Einheit und Deutschlands Freiheit, verkörpert in der Ordnung; die Herzen der Fürsten und der Wille des Volks, beide vereint durch Preußen. Die rettende That kündigte sich gleichfalls, wie das französische Kaiserreich, als der Friede an. Sie war der Schatten, den die Ereignisse von 1866 vor sich herwarfen.

Noch mehr. Am 24. März 1848 schrieb Friedrich Wilhelm IV. an den Herzog von Augustenburg einen Brief, worin er die Ansprüche desselben auf Schleswig-Holstein anerkannte, und schickte zu gleicher Zeit die Garden, welche gegen das Volk in Berlin gefochten hatten, in die Elbherzogthümer. Während nun die „deutschen" Gemüths-Politiker annahmen, die preußischen Truppen seien in Schleswig-Holstein eingerückt, um jenes Land von den Dänen unabhängig zu machen, versicherte die preußische Regierung insgeheim die dänische durch eine vom preußischen Legationsrath v. Wildenbruch überbrachte Note, daß die preußischen Solda-

ten in die unruhigen Herzogthümer bloß einrückten, um zu verhüten, daß nicht die Republikaner sich der schleswig-holsteinischen Bewegung bemächtigten. Aehnliches Doppelspiel ward bei und nach dem Malmöer Waffenstillstande, im Kriege unter Wrangel und Willisen, getrieben.

Aehnlich ging's mit der Berliner „National"-Versammlung. Ehe die Vereinbarung zu Stande gekommen war, waren in raschem Wechsel vier Ministerien auf einander gefolgt, deren letztes den vom Anfange beabsichtigten Staatsstreich ausführte. Es wurde darauf eine Verfassung oktroyirt. Was war dies Verfahren der preußischen Politik anders, als Bonapartismus?

Ferner holten sich Vincke, Gagern, Bassermann und Andere, die in der Frankfurter Paulskirche dafür wirkten, daß dem Könige von Preußen die deutsche Kaiserkrone übertragen würde, die Losung dazu persönlich vom Könige. Als jedoch die Kaiserwahl geschehen war, nahm derselbe die dargebotene Krone nicht an. Dennoch wurde die deutsche Bewegung auszubeuten gesucht. Während die preußischen Truppen den Reichsverfassungskampf in Dresden, in Baden und in der Pfalz zu unterdrücken hatten, wurde gleichwol ein Dreikönigsbündniß, eine Union, ein norddeutscher Bund gebildet. Hieß das nicht in bonapartistischer Manier auf der scharfen Kante zwischen Revolution und Reaktion equilibristische Kunststückchen aufführen?

Zufolge der neuen Politik drängt man die demokratische Bewegung zurück, so lange als man kann. Geht dieß nicht mehr an, so ergreift man die Initiative, um sich im Innern nicht das Heft aus den Händen winden zu lassen. Man ruft den Patriotismus wach, stellt sich an die Spitze der Bewegung und wirft nun die Staatsmacht hinter dieselbe, damit man sie in den allen Staatsangehörigen gemeinsamen Kampf gegen den äußern Feind ableite. Indem man die demokratischen Gedanken auszuführen *scheint*, verblüfft und zersetzt man die demokratische Partei: denn viele Anhänger derselben werden jetzt fahnenflüchtig und versöhnen sich mit der nämlichen Monarchie, die sie kurz vorher noch bekämpft haben. Als Louis Napoleon den italienischen Krieg beendet hatte, fühlte er sich in seiner Stellung so sicher, daß er eine unbedingte Amnestie für alle Verbannten verkündete.

Wie in Frankreich ist in Preußen die innere Freiheit durch die äußere Glorie betäubt und bewältigt worden. Schon 1848 hatte die preußische konservative Partei mit dem Demagogen Held einen ähnlichen Feldzugsplan verabredet. Das Aeußere sollte das Innere in's Schlepptau nehmen. Daher die beiden Seelen im preußischen Ministerium!

Aber der Kern der Demokratie läßt sich nicht durch äußern Ruhmesflitter blenden. Ein Mazzini in Italien, ein Jacoby in Preußen, ein Louis Blanc in Frankreich sind fest geblieben. Doch was sind Einzelne ohne die Menge, die dem Erfolge nachläuft und der von Louis Napoleon so oft betonten „Logik der Thatsachen" huldigt?

Genau betrachtet sind die Menschen das Produkt ihrer Zeit. Die Parteien spiegeln die Zustände ab. Lägen die beiden Seelen nicht in den Zuständen und folglich auch in den Parteien, würden sie nicht im Ministerium sitzen. Die Regierung kann mit den Parteien nur so lange ein Doppelspiel treiben, als diese in Selbsttäuschung wegen Unkenntniß der Zustände befangen sind.

In Preußen wurde der Regierung das Doppelspiel leicht gemacht. Ohne es zu wissen, trug die Fortschrittspartei die nämlichen beiden Seelen in sich, die sie später zu ihrem Erstaunen an der Regierung gewahrte. Weil ein Zwiespalt zwischen ihrem preußischen und deutschen Bewußtsein eingetreten war, trennte sie die innere von der äußern Politik. Sie war es, die in ihren Partei-Organen den Ausschluß Oesterreichs aus Deutschland verlangte; sie forderte den Austritt Preußens aus dem deutschen Bunde; sie glaubte an die Einigung Deutschlands durch Preußen, wenn auch nur auf der Bahn moralischer oder besser liberaler Eroberung; sie agitirte für einen deutschen Bundesstaat, obschon sie denselben nur auf der breiten demokratischen Unterlage der Reichsverfassung von 1849 aufgerichtet wissen wollte. Ihre Agitationsmittel und Glaubenssätze wandte schließlich die des innern Konflikts müde Regierung gegen sie selbst an. Daher das allgemeine Reißlaufen der Fortschrittspartei: hinc lacrymae illae! Die Meisten erschraken vor der That ihrer Gedanken! —

Ferner ist es männiglich bekannt, mit welchem Nachdruck in der Arbeiterfrage die Fortschrittspartei darauf drang, daß der Staat ganz aus dem Spiele bleiben müßte: — ob mit Recht oder Unrecht, soll hier, weil es nicht darauf ankommt, nicht untersucht werden. Der Staat sollte im Innern so schwach als möglich sein. In der deutschen Frage dagegen klammerten sich die nämlichen Herren, da sie gleich Faust „zwei Welten" oder Seelen in ihrer Brust trugen, an einen starken Staat an, damit dieser vollzöge, was sie ihm als seinen Beruf vorschrieben. Auch hieraus erhellte, daß ihnen die deutsche Frage als eine Angelegenheit der äußern Politik erschien, während sie die Arbeiterfrage lediglich als innere Angelegenheit auffaßten. In die Fortschrittspartei-Sprache übersetzt, ließ sich der hierdurch gemachte Unterschied zwischen innerer und äußerer Politik

so auffassen: „Nach Innen das Recht, nach Außen die Macht!“ Mit andern Worten: „Nach Außen die Gewalt, im Innern der eigene Vortheil!“

Als Schulze (Delitzsch) höhnisch sagte, die Fortschrittspartei werde Preußen den Großmachtskitzel schon austreiben: da gab er die einzig richtige Taktik an, welche bezüglich der äußern Politik eingehalten werden sollte. Aber alsdann mußte die Entscheidung des innern Kampfes beschleunigt werden, damit die Junkerpartei nicht durch äußere Erfolge die Macht, die sie im innern Kampfe zu verlieren im Begriffe stand, verzehnfachen und verhundertfachen konnte. Wich das Ministerium nicht der parlamentarischen Opposition, so mußte es durch einen Appel an die Volkskraft mit Gewalt gestürzt werden, und dann mußte mitfallen, was die Stütze dieses Ministeriums war. Alsdann hätte man zwar gleichfalls eine „Logik der Thatsachen“ gehabt, aber keine bonapartistische, sondern eine demokratische.

Ohne vorhergegangene innere Vergewaltigung wäre seitens der preußischen Regierung keine äußere Vergewaltigung möglich gewesen. Die nämlichen Bajonette, welche das kölnische Abgeordnetenfest heimsuchten, waren das Vorspiel zum Kriege von 1866. Umgekehrt zieht wieder die nach Außen geübte Gewalt die Gewalt nach Innen und die Beschränkung der innern Freiheit nach sich. Folglich besitzt nicht das preußische Ministerium zwei Seelen, wol aber Diejenigen, die da meinen, im Innern könne der Liberalismus walten, während nach Außen mit „Blut und Eisen“ verfahren wird. Der Kredit von vierzig Millionen Thalern, zur Eroberung, respektive Unterdrückung Deutschlands bewilligt, war zugleich ein Kredit zur Unterdrückung der unter der Junkerherrschaft stehenden preußischen Unterthanen. Er gleicht dem Steine, welcher auf das Haupt des ihn Abwerfenden zurückfällt. Die Strafe für die Zustimmung zu der Eroberungspolitik wird und kann nicht ausbleiben.

Manche Franzosen scheinen der bonapartistischen Glorie endlich überdrüssig geworden zu sein, nachdem sie in Erfahrung gebracht haben, daß ihnen der nationale Siegesrausch die innere Freiheit raubt. Mindestens deuten viele Anzeichen, unter Andern auch Chassin's desfallsige Broschüre, welche die Schweizer Volksbewaffnung befürwortet, auf eine solche Entnüchterung hin. Freilich haben die Preußen noch lange nicht die politische Erfahrung erlangt, deren sich die Franzosen zu rühmen haben. Aber wenn der Bonapartismus an seiner Quelle einmal versiegt, dann wird wol auch das bonapartistische Mühlrad in Preußen bald zum Stillstande kommen und somit der Spuk der zwei Seelen aufhören.

Elftes Kapitel.

Die Logik der Thatsachen bezüglich der deutschen Nation.

Wir haben im 1. und 2. Kapitel gesehen, daß sich das Nationalitäts-Prinzip aus dem Streben nach Selbständigkeit im Einzelnen herausentwickelt und dann zu einem demokratischen Postulate gestaltet hat. In Deutschland machten sich erst im langsamen Prozesse, dann aber gelegentlich der Reformation rascher und entschiedener die einzelnen Staaten vom Reiche unabhängig, und die Frucht dieser Entwickelung, die Souveränetät, gelangte zuletzt durch Napoleon I. zum vollen Ausdruck. Sie konnte auch bei der Restauration von 1815 im deutschen Bunde nicht wieder beseitigt werden; denn derselbe stellte mit Ausnahme der vier freien Städte Nichts mehr und Nichts weniger als ein Bündniß unabhängiger Fürsten dar. Eine deutsche Nation war durch den Bund nicht vertreten. Im Gegentheil war für diese Institution der Territorialbesitz dergestalt maßgebend, daß die Könige von Dänemark und von Holland, ersterer als Besitzer der Elbherzogthümer und letzterer als Souverän von Luxemburg und Limburg, ebenfalls Mitglieder des Bundes wurden.

Je nachdem nun der deutsche Bund bald als der Ausdruck der Zersplitterung des vormaligen Reiches und bald als der Repräsentant fürstlichen Erbrechts gegenüber dem nach Selbständigkeit ringenden Volksleben angesehen wurde, machten sich gegen ihn zwei Strömungen geltend, die beide vereint auf die Schöpfung einer deutschen Nation im modernen Sinne hinarbeiteten. Anfangs vereinzelt und von einander getrennt, waren doch beide Kinder der französischen Eroberung und des gegen dieselbe geführten Unabhängigkeitskampfes.

Die eine dieser Strömungen, eng zusammenhängend mit der 1815 vorgenommenen Restauration früherer Zustände, verlangte die Wiederherstellung des Reichs unter einem Kaiser. Sie schwärmte für die altgermanischen Einrichtungen, griff zurück bis in das tiefste Mittelalter, wo Deutschlands Macht am Höchsten gestanden hatte, und hoffte auf das Erwachen des nach der Sage im Kyffhäuser schlafenden Kaisers Friedrich Barbarossa. Deutsche Tracht, deutsche Sitte, deutsche Grobheit, deutscher Glaube, deutsche Treue, deutsche Kraft: das waren die Steckenpferde der alles Fremde hassenden deutschthümelnden Richtung. Aber nicht bloß einheitlich gegipfelt sollte das heilige römische Reich wiedererstehen,

sondern in seiner Ganzheit, in seiner früheren Ausdehnung, soweit die deutsche Zunge reicht, sollte das deutsche Volk, welches sich in jeder Beziehung selbst genügen könnte, in allen seinen Stämmen durch das wiederherzustellende Kaiserthum geeinigt werden. Die Niederlande und Flandern, Lothringen und der Elsaß, die Schweiz und Burgund, die Elbherzogthümer und die deutschen Ostsee-Provinzen gehörten demnach ebenso gut zu Deutschland, wie die spezieller deutschen Länder Sachsen, Thüringen, Hessen, Baiern oder Schwaben. Somit war der Gedanke der Einheit innig verknüpft mit dem der Ganzheit, und von einem Ausschluß Oesterreichs, weil selbiges nicht vorwiegend mit Deutschen bevölkert sei, oder gar von einem Kleindeutschland bis zur Mainlinie konnte um so weniger die Rede sein, als nicht die Einwohner Deutschlands, sondern vielmehr der große Gebietsumfang unter mächtigen Kaisern bei der Wiedergeburt des Reichs den Ausschlag zu geben hatte: weßhalb selbst das Gebiet des deutschen Bundes den Deutschthümlern noch viel zu klein erschien. So beschaffen war die Entstehung des Rufes nach deutscher Einheit.

Aus und neben diesem Rufe entstand das Verlangen nach deutscher Freiheit erstens wegen der gegen die Deutschthümler angestellten Verfolgungen, zweitens in Folge der allgemeinen und systematischen Reaktion der heiligen Allianz, drittens durch die Einwirkung der fremden Freiheitsbestrebungen in Italien, Griechenland, Frankreich, Spanien, England und Polen auf Deutschland, und endlich als unzertrennliche Folge des mit dem Frieden einkehrenden Wohlstandes des deutschen Bürgers. Während also der Ruf nach der Wiederherstellung des einheitlichen ganzen Reiches ursprünglich ein schwärmerischer Restaurationsruf war, der sich sehnend längst vergangener Zeit zuwandte, hielt sich das Streben nach Freiheit vorwiegend an die Gegenwart gegebener Verhältnisse, an das wachsende Bedürfniß der Selbständigkeit im Volke und an greifbare Uebelstände, obwol es auch diesem Freiheitsstreben nicht an Ausschreitungen und Ueberschwänglichkeiten fehlte, insofern die Freiheit Griechenlands und Roms nicht selten den auf ganz anderem Grunde stehenden germanischen Zuständen als Muster vorleuchtete. Erst als sich die Gluth der deutschthümlenden Romantiker abgekühlt und das wilde Flackern der Freiheitseiferer sich an dem wachsenden Verkehr besänftigt und geläutert hatte, da vereinigten sich beide Gegenströmungen des deutschen Bundes in einen einzigen Strom, dessen wenn auch noch unbewußtes Ziel darin bestand, durch den Sieg des deutschen Bürgerthums über die Reste der Feudalzeit, wie solches in Frankreich und England geschehen, eine Nation im modernen Sinne zu gründen. Das freie einige Deutschland konnte

nur die Selbstherrlichkeit des „dritten Standes“, die deutsche Republik, bedeuten.

Im Jahre 1848 hatte das deutsche Bürgerthum seine Probe zu bestehen. Allein selbiges erwies sich zu schwach, die aus dem deutschen Reiche hervorgegangenen Herrenstaaten, die Hindernisse der Einheit und Freiheit, mit einem Schlage hinwegzuräumen. Im Gefühle seiner Schwäche lehnte sich die schüchterne „deutsche Nation“ an das preußische Königthum an, hoffend, daß dasselbe, weil es unter allen Fürstenhäusern den größten Theil vom alten Reiche an sich gerissen, nach und nach alle deutschen Lande sich angliedern möge. Um der preußischen Dynastie hiebei behilflich zu sein, ward derselben in der Reichsverfassung des Jahres 1849 erblich die deutsche Kaiserwürde übertragen. Wurde auch hierdurch die volle Einheit und Freiheit nicht erlangt, so sollte dieselbe doch angebahnt werden. Indeß erhielt das Bürgerthum Deutschlands damals nicht einmal eine Abschlagszahlung.

Der preußische Staat nämlich sucht sich zwar so viel als möglich auf Kosten des alten Reichs zu vergrößern; allein er geht stätig seinen eigenen Weg, wie ihm solcher durch seine erbliche Politik vorgeschrieben ist. Die Einheit der Deutschthümlei ist ihm fremd, weil er nur seine eigene Einheit, welche auch das Wohl des Gesammtstaates heißt, um seiner Existenz willen berücksichtigen kann. Das Deutsche ist ihm ein verschwommener, durch die Zeit abgeblaßter Begriff, der höchstens als Preußenthum wieder Bestimmtheit und neues Leben eingehaucht erhalten kann. Noch ferner liegt ihm die deutsche Freiheit. Solche ist ihm ein Unding, eine Abstraktion, ein burschenschaftliches Gespenst. Der preußische Glaube steht auf festerem Grund. Nicht auf die Freiheit, sondern auf die Kanonen und Bajonette, nicht auf schwärmerische Gebilde, sondern auf die materiellen Interessen und auf strammen Gehorsam gründet er seine Herrschaft. Letztere hat sich darum nicht aus Deutschthümelei sofort über ganz Deutschland auszudehnen, sondern greift bloß soweit, als die preußische Macht reicht, oder besser, *soweit sich neue Angliederungen mit dem Gesammtwohle des preußischen Staates vertragen*. Hätten 1848 die deutschen Fürsten dem Könige von Preußen die Kaiserkrone angeboten, so wäre dieser vielleicht auch nicht ohne viel Bedenken Kaiser **von Deutschland** geworden. Aber keineswegs wünschte er im Widerspruche mit den Traditionen seines Hauses Kaiser **der Deutschen** zu werden, da er sonst hätte die schweren Konsequenzen hinnehmen müssen, die sich unfehlbar aus einer **Volkswahl** für seine königliche Stellung ergaben. Denn die Könige von Preußen sind nicht vom

Volke gewählt, sondern sie haben zuerst unter der Form eines Kaufes in der Mark Brandenburg festen Fuß gefaßt und dann mit eigener Hand die Königskrone in Preußen „vom Tische des Herrn genommen." Für die preußische Politik gibt es nur das Recht des Kaufes oder Tausches, das Erbrecht, das Recht des Klügern und das Recht des Stärkern, Rechtsarten, die im Vertragsrecht geheiligt und einheitlich verbunden werden. Im bekannten Briefe an Moritz Arndt von 1849 drückte der König Friedrich Wilhelm IV., indem er die Demokratie mit den Wörtern „Blut," „Koth" und ähnlichen starken Ausdrücken bezeichnete, seinen Abscheu vor der Volkswahl aus. Nachdem aber der Demokratie es nicht gelungen war, das ihr feindliche Preußen zu bezwingen, setzte letzteres, da eine siegreiche Demokratie seinem Umsichgreifen in Deutschland Einhalt thun müßte, Alles daran, einer Wiederholung des Jahres 1848 vorzugreifen. Seinerseits sucht das Preußenthum nun die Demokratie zu vernichten und ist der gefährlichste Gegner derselben.

Hieraus erklärt sich der preußische innere Konflikt, der Bundeskrieg von 1866 und die neue Schöpfung des „norddeutschen" Bundes.

Die preußische Fortschrittspartei war eine gemäßigte, mit Gothaismus verquickte Demokratie. Noch auf dem rechtmäßigen Boden der Reichsverfassung von 1849 verharrend, wollte sie das preußische Königthum demokratischen Zielen dienstbar machen. Auf dem langsamen Wege des Ausbaues verfassungsmäßiger Freiheit sollte die absolutistische Macht der preußischen Krone untergraben, hiermit dem Liberalismus der stärkste Staat des deutschen Bundes gewonnen und von da aus das ganze Deutschland mit einstweiligem Ausschlusse Oesterreichs zu einer einheitlichen Verfassungsfreiheit verschmolzen werden. Hiergegen sträubte sich das preußische Königthum mit Händen und Füßen. Besonders ließ es sich keine Eingriffe in die beliebige Verfügung über das Heer und das zu dessen Einrichtung und Erhaltung nöthige Geld gefallen. Soldaten und Geld waren immer der Hauptnerv des Königthums gewesen; sie waren es auch noch jetzt. Der innere Konflikt drehte sich also namentlich um zwei Dinge, die im konstitutionellen Leben als das Budget-Recht und die Heeres-Reorganisation bezeichnet wurden.

Zwar wollte sich Preußen auf Kosten des deutschen Bundes vergrößern und stärken; allein die preußische Regierung konnte dieß bloß, ihrer erblichen Politik gemäß, durch Eroberung und Kauf, durch Beerbung, Einschüchterung, Tausch oder Ueberlistung thun. *Der fortschrittliche Weg vertrug sich nicht mit einem starken Königthume.*

Nun hatte die Fortschrittspartei ihre Bundesgenossen in den deutschen kleineren Staaten, und die durch den Tod des Dänenkönigs wieder entbrannte schleswig-holsteinische Frage zeigte zur Evidenz, daß diese Staaten in aufgeregter Zeit dem demokratischen Anlaufe, wie schon 1848 dargethan worden, nicht zu widerstehen vermochten. Auch hier wiegten sich die Fortschrittsverwandten in dem burschenschaftlichen Traume eines durch Freiheit geeinigten Deutschlands. Wenn also die preußische Regierung die begonnene Schöpfung des modernen nationalen Deutschlands durch einige Kraftschläge zertrümmerte, so schwächte sie die deutsche Demokratie inner- und außerhalb Preußens auf Jahre hinaus. Indem der alte Bund nicht mehr zur innern Sicherheit der Monarchie genügte, so fragte es sich, ob Preußen und Oesterreich sich über neue Einrichtungen zu einigen und somit die Beherrschung Deutschlands friedlich zu vollziehen vermochten, oder ob es nöthig war, behufs des Kampfes gegen die Demokratie, welche in der Sprache der Diplomatie schlechtweg „die Revolution" genannt wird, das Schwert zu ziehen und das preußische Uebergewicht geltend zu machen.

Während die österreichischen Staatsleute fast bis zuletzt nicht an den Ausbruch eines Krieges glauben wollten, ging das preußische Königthum um seiner eigenen Sicherheit willen ernstlich an die Zerschlagung des alten Bundes, um diesen auf neuer vortheilhafterer und festerer Grundlage zu errichten. Der oberste Gedanke dabei blieb die Rettung vor der Demokratie, die Kräftigung des Königthums und die Abrundung des unfertigen preußischen Staats. Hieraus ergab sich fast von selbst die neue Bundesschöpfung.

In Betreff der äußeren Gestaltung Deutschlands annektirte Preußen solche Staaten, welche zwischen seiner östlichen und westlichen Hälfte die Verbindung unterbrachen oder wie Schleswig-Holstein ein unablässiger Bewegungsherd waren. Sodann theilte es Deutschland in drei Theile, um durch diese Dreitheilung bei einer Wiederkehr europäischer Katastrophen der demokratischen Einheitsbewegung die Kraft zu benehmen. Indem es zunächst von der Ost- und Nordsee bis zum Main, zum Thüringer Wald und Erzgebirge die innerhalb seiner Macht-Sphäre gelegenen Staaten zu einem engen Bunde vereinigte, übernahm es daselbst die Ueberwachung demokratischer Regungen und legte sich in diesem Gebiete fast sämmtliche Souveränitätsrechte bei. Die süddeutschen Staaten, die ihm durch den Zollverein verbunden waren, stellte es in zweite Linie, indem es aber gleichwol auch dort behufs der Integrität der bestehenden Monarchien die Schutzherrschaft übernahm. Oesterreich hingegen, das von

Bismarck ein sich zersetzender Staat genannt wurde, ward, damit eine in Wien etwa zum Ausbruch gelangende Revolution nicht wieder wie im Jahre 1848 einen Rückschlag auf Berlin ausüben könnte, gänzlich aus Deutschland hinausgewiesen.

Diesem Plane gemäß erfolgte dann auch die innere Einrichtung des deutschen Bundes. Der König von Preußen erhielt also den unbedingten Oberbefehl über alle Bundesstaaten, konnte immerdar in bedrohlicher Zeit den Kriegszustand über ganze Distrikte und Länder verhängen, verfügte über die Bundeskassa und verlangte für das einheitliche Heer ein Normal-Budget gleich auf zehn Jahre hinaus. Von einem Einheitsstaate mit Zentralgewalt und verantwortlichen Ministern, ja sogar von einem Bundesstaate sahen die preußischen Staatsleute ab. Das neue Gebilde war ein neuer Fürstenbund, nur daß die denselben bildenden Fürsten für den Schutz, den Preußen ihnen nach Innen und nach Außen gewährte, und zum Zwecke dieses Schutzes, einen bedeutenden Theil ihrer Souveränität an den König von Preußen ablassen mußten. Weil aber der Absolutismus für gerathen hielt, sich nicht in ganz nackter Gestalt zu zeigen, ward ein Schein-Parlament und eine Schein-Verfassung bewilligt. Indeß wurden bei dieser Schein-Konzession die Parlaments-Befugnisse fast ganz auf die materiellen Interessen, namentlich auf die Zollvereins-Angelegenheiten, beschränkt. Damit aber auch hieraus dem starken Königthume keine Gefahr erwachsen könnte, machte die preußische Regierung auf die Regelung und vollständige Leitung aller Verkehrsmittel Anspruch, indem sie die Eisenbahn, die Post und den Telegraphen, die Lebensbedingung und Grundlage der modernen Industrie, in ihre Hand nahm. Sie machte somit auch in materieller Beziehung das aufstrebende Bürgerthum, da sie ihm nun jederzeit den Daumen auf's Auge drücken konnte, von sich abhängig. Zugleich traf sie in der Bundesverfassung Bestimmungen, kraft deren sie in die Verfassungen und das freiheitliche Leben der einzelnen Bundesländer überhaupt in der Form von Bundesbeschlüssen beliebig eingreifen und hierdurch alles demokratische Streben vereiteln konnte. Auf diese Weise vollendete unter dem Aushängeschild des Nationalitäts-Prinzips kraft der Logik der Thatsachen die preußische Regierung ihren im Kriege errungenen Triumph über die Demokratie und sicherte sich so viel als möglich die Zukunft.

Weil also der glücklich gelungene deutsche Staatsstreich einer gewissen Sanktionirung seitens des Volkes bedurfte, ward das allgemeine Stimmrecht und ein norddeutsches Parlament oktroyirt. Gleichwie nun

ersteres nur reichen Leuten unter ausdrücklichem Ausschluß der Beamten und dem indirekten Ausschluß der Intelligenz des Proletariats, da die Diäten wie im ursprünglichen Entwurfe, verweigert blieben, zum Vortheil ausschlagen sollte, so auch sollte das pseudo-konstituirende Parlament selbst ein Mittel gegen das **volksthümliche** einheitliche Deutschland sein, weil es nur ein Parlament für Nord-Deutschland war und somit Deutschland halbirte. Hätte dagegen die preußische Regierung in Wahrheit ein deutsches Parlament einberufen wollen, so hätte sie diesen Schritt zu thun vermocht, ohne den Bundeskrieg zu führen. Denn sie hätte bloß zu wollen gebraucht, dann hätten sich wol alle Regierungen, die österreichische mit eingeschlossen, ihr zu fügen und das von ihr ausgeschriebene Parlament zu beschicken veranlaßt gefunden. Kurz, wäre es Preußen ernstlich um die Berufung eines deutschen Parlaments und um die Förderung der volksthümlichen deutschen Einheit zu thun gewesen, so wäre es ohne Schwertstreich und Blutvergießen insofern an die Spitze des ganzen Deutschlands gelangt. In seiner Hand hätte es gelegen, einen solchen Volkssturm hervorzurufen, daß keine Macht der Erde **dieser** Einigung Deutschlands durch Preußen hätte widerstehen können. Preußen vermochte dieß schon 1863 zu thun, als der Fürstentag in Frankfurt stattfand. Es hatte ferner hierzu eine herrliche Gelegenheit beim Ausbruch der schleswig-holsteinischen Bewegung. Endlich konnte es diesen Schritt unternehmen, wenn ihm Oesterreich oder der deutsche Bund zu widerhaarig wurde oder wenn ihm seitens des französischen Kaisers Gefahr drohte. Konnte aber die preußische Regierung durch die Berufung eines deutschen Parlaments in Deutschland sich auf diese Weise allmächtig machen schon **vor** dem Kriege, so konnte sie es noch viel leichter **nach** demselben, als Oesterreich und das ganze Süddeutschland überwunden war. Aber gerade dieß demokratisch-einheitliche Deutschland sollte durch den Krieg unmöglich gemacht und die Idee eines kraftvollen deutschen Parlamentes durch den norddeutschen Parlamentarismus selbst umgebracht werden. Daß solcher Erfolg möglich war, dafür bürgte der Siegesrausch, jene Betäubung, bei welcher der großen Menge der Verstand stille steht und welche man in der Sprache des Bonapartismus die Logik der Thatsachen nennt. Die Nationalitäten-Lehre paßte ganz zu dieser Absicht, da auch sie von den sitilichen Faktoren absieht, um sich an die Welt des Thatsächlichen und folglich an die force majeure zu halten, wodurch sie mit der Staatsstreichspolitik auf den gleichen Standpunkt geräth. Da nämlich der Nationalitäten-Lehre gemäß gewisse Volksbestandtheile nicht deßhalb eine Nation bilden sollen, weil dieselben auf

sittlicher Grundlage zu einer solchen sich vereinigen wollen, sondern weil die vorausgesetzte Naturwüchsigkeit einheitlicher Abstammung sie für einander bestimmt hat, so entscheidet doch nur in letzter Instanz die Gewalt des Erfolges und das Glück des gelungenen Coups. Der moderne Staatsstreich hat sich deßhalb auch mit der Nationalitäten-Lehre verbunden und läßt, auf die Gewalt der Thatsachen über die Menge bauend, nachträglich durch das allgemeine Stimmrecht seine Handlungen sanktioniren, hütet sich aber wohlweislich eine Berufung an's Volk vorzunehmen, ehe die allgemeine Abstimmung der Flinten und Kanonen die Leute in's Bockshorn gejagt hat. Nur wenige Leute lassen sich durch augenblicklichen Erfolg nicht irre machen; denn nur auf wenige läßt sich der Spruch anwenden:

Causa diis placuit victrix, sed victa Catoni!

Uebrigens ließ Preußen in den eroberten Ländern keine Volksabstimmung vornehmen, weil das Resultat trotz des Sieges der preußischen Waffen voraussichtlich der Annexion nicht günstig ausgefallen wäre. Dagegen ergriff die preußische Regierung ein sehr schlaues Mittel, um gleichwol auf einem Umwege durch das Volk ihre Eroberungen sanktioniren zu lassen. Indem sie wußte, welchen Werth das deutsche Bürgerthum dem Parlamentarismus beimaß, legte sie dem auf Grund des allgemeinen Stimmrechtes einberufenen norddeutschen Parlamente einen sogenannten Verfassungsentwurf vor, der die Legalisirung ihrer Handlungen in sich schloß. Weil nun das preußische Volk, das gegen 20 Millionen Menschen zählte, in diesem Parlamente das Uebergewicht haben mußte; weil gleichfalls nicht zu zweifeln war, daß unter dem Eindrucke der eben geschehenen Waffenthaten das preußische Nationalgefühl selbst in der Fortschrittspartei unwillkürlich über die demokratisch deutschen Sympathien die Oberhand gewonnen hatte, und weil ferner die kompaktere Gestaltung Norddeutschlands unter preußischer Herrschaft sich als ein Anfang zur deutschen Einheit darstellen ließ: so stand es von vornherein fest, daß das Ergebniß der mit allgemeinem Stimmrecht vollzogenen Parlamentswahlen ganz den daran geknüpften Erwartungen der preußischen Regierung entsprechen werde. Das Parlament, in welchem die Preußen überwogen, sanktionirte nun die Annexionen, festigte den neuhergestellten Bund und enthob die preußische Regierung der unangenehmen Nothwendigkeit, vermittelst einer Volksabstimmung die Angliederung der eroberten Länder an Preußen mit dem moralischen Scheine einer freiwilligen Unterwerfung zu vollenden. Da Niemand das Geschehene zu ändern vermochte, in dem allgemeinen Wirrwarr einen Ausweg wußte und bei der klug

arangirten Aussicht auf Einmischung des Auslands in die deutschen Verhältnisse die Verantwortlichkeit für das Mißlingen des Einigungswerkes auf sich nehmen wollte: so beugte sich das Parlament vor der Macht der Thatsachen und hieß nicht bloß gut, was geschehen war, sondern willigte auch in das Verfahren ein, welches die preußische Regierung in Zukunft gegen die deutschen Länder einzuhalten gedachte. Obendrein erhielt durch dieses Parlament der Absolutismus auch insofern eine Kräftigung, als er nun eine volksthümliche Handhabe gewonnen hatte, um störrische Landesvertretungen im Namen der deutschen Einheit seinem Willen zu unterwerfen. So zog die eine Thatsache die andere nach sich und verdrängte durch ihre Logik die unhaltbar gewordene alte Rechtsanschauung.

Zwölftes Kapitel.

Logik der Thatsachen aus der preußischen Geschichte. *)

Der Burggraf Friedrich VI. von Nürnberg wurde am 8. Juli 1411 in die Mark Brandenburg als Statthalter eingesetzt, weil er Siegmund von Ungarn und Brandenburg zur Kaiserkrone verholfen hatte. Also nicht wegen eines Verdienstes um Deutschland, sondern aus persönlicher Gunst und Dankbarkeit seitens des Kaisers gelangte das Haus Hohenzollern auf den Boden, wo es sich im Laufe einiger Jahrhunderte eine große Macht erwarb. Dem neuen Statthalter wurden zugleich für die dem Kaiser persönlich geleisteten Dienste 150,000 Goldgulden geschenkt, die ihm zwar nicht baar bezahlt, wofür ihm aber die Mark als Unterpfand verschrieben wurde. Das Konzil in Kostnitz 1414 gab dem Brandenburger Statthalter Gelegenheit, sich noch mehr in der Gunst des Kaisers festzusetzen. Er schmeichelte der Eitelkeit desselben, beredete ihn zu einer europäischen Triumphreise und trug durch seinen Sekretär d'Ailly hauptsächlich zur Verbrennung des Ketzers Huß bei. Der Kaiser trat ihm daher am 30. April 1415 urkundlich die Mark Brandenburg nebst der Kur-

---

*) Die hier aufgezählten Thatsachen können in jedem ausführlichen preußischen Geschichtswerke nachgeschlagen werden. Sie finden sich z. B. sämmtlich, was für etwaige Zweifler ausdrücklich bemerkt wird, in der „Preußischen Geschichte“ von William Pierson (Berlin, Verlag von Stilke und van Muyden, 1865, 8°) verzeichnet — und Pierson ist doch bekanntlich ein „guter“ Preuße.

würde und dem Erzkämmereramt als erblichen Besitz ab, jedoch unter dem Vorbehalte, daß Siegmund oder seine männlichen Erben die Mark jederzeit für 400,000 ungarische Gulden zurückkaufen konnte. Friedrich, der nun als Brandenburger Kurfürst Friedrich I. hieß, setzte sich in der Mark fest, indem er die ihm feindlich gesinnten Einwohner, den Adel und die Städte, durch List, Versprechung und Gewalt trennte und unterwarf, wobei er bestehende Rechte nicht schonte. Nachdem er einmal in den Besitz der Mark gelangt war, gerieth sein Privat-Interesse mit dem des Kaisers in Konflikt und zwischen beiden wurden die Beziehungen kälter. Friedrich I. erhielt deßhalb 1423 nicht, wie er gewünscht hatte, beim Aussterben der Askanier das Herzogthum Sachsen-Wittenberg. Noch größere Spannung aber trat zwischen den beiden früheren Freunden ein, als Friedrich I. König von Polen zu werden suchte. Die Gründung der Hohenzollernschen Herrschaft in der Mark fällt in eine Zeit, wo an die Stelle des deutschen Gemeinwesens erbliche Fürsten-Territorien getreten waren, die immer mehr die im deutschen Reichsganzen durch die goldene Bulle zum gesetzlichen Ausdruck gelangten Zerklüftungen erweiterten. Der Zerfall des Reichs hatte also schon begonnen, und jeder einzelne Fürst dachte jetzt weniger an die Einheit und Unverletzlichkeit des morsch gewordenen Staats, als vielmehr an die Zerstückelung desselben behufs der Vermehrung seiner eigenen Hausmacht. Auch die Hohenzollern waren von solchem partikularistischen Streben erfüllt. Während aber mitten im Reiche der eine Reichsstand den andern nach Kräften am raschen Aufkommen verhinderte, hatten die Hohenzollern durch die geographische Lage der Mark den Vortheil, daß sie über das deutsche Gebiet hinaus sich durch Erwerbungen slawischen Bodens die Macht vermehren und dort jenen archimedischen Punkt finden konnten, von welchem aus das deutsche Reich vollends aus den Angeln zu heben war. So kam es, daß die Hohenzollern'sche Herrschaft unabläßig sich vergrößerte, den Kaisern nach und nach über den Kopf wuchs und zuletzt die Reste der Reichseinheit gänzlich zerstörte.

Zunächst war es den Hohenzollern darum zu thun, sich in der Mark zu absoluten Herren zu machen. Schon Kurfürst Friedrich II. nahm den märkischen Städten ihre Freiheit, wiewol dieselbe mit schwerem Gelde erkauft, durch landesherrliche Urkunden bestätigt und vom Kurfürsten beschworen war. Die Macht von Berlin-Köln zu brechen, dazu brauchte Friedrich II. sechs volle Jahre (1442—1448).

Indeß besaßen die Stände noch lange das Steuerbewilligungsrecht. Als Albrecht Achilles 1471 von Franken in die Mark gekommen war,

bestätigte er zwar herkömmlicherweise die bestehenden Gerechtsame; allein er ließ sich diese Bestätigung theuer bezahlen. Sein Versuch, den Märkern eine willkürliche Steuer aufzuerlegen, scheiterte an der Hartnäckigkeit der Stände, welche ihm ein für alle Mal 100,000 Gulden bewilligten, jedoch daran die Bedingung knüpften, daß damit nur die Landesschulden bezahlt werden sollten. Ferner wahrten die Stände ihr altes Recht, wonach ohne ihre Einwilligung kein Krieg geführt werden durfte. Von Albrecht Achilles rührt die Dispositio Achillea her, derzufolge die Mark Brandenburg, welche er übrigens für die Sandbüchse des heiligen römischen Reichs" ansah, stets ungetheilt auf den ältesten Sohn, oder in Ermangelung von Söhnen auf den ältesten Bruder vererben sollte.

Joachim I. Nestor war der grimmigste Feind der Reformation, sein Bruder, Erzbischof Albrecht von Mainz, selbst Oberpächter des Ablaßkrames. Noch auf dem Todtenbette ermahnte Joachim I. seine Söhne, fest zu dem Papste zu stehen; denn er haßte Luther, war über die „Frechheit dieses Mönchleins" empört und meinte, eine Kirchenverbesserung dürfe nur auf einem allgemeinen Konzil beschlossen werden. Er ließ 1509 auf dem Platze vor der Berliner Marienkirche 38 Juden unter thörichter Beschuldigung verbrennen und verwies die übrigen Israeliten des Landes, ungeachtet daß dieselben ihm erst unlängst sehr theuer einen Schutzbrief abgekauft hatten. Aber auch dem Adel, der den Landfrieden beeinträchtigte, machte er seine Autorität fühlbar. Gegen die Dispositio Achillea theilte er sein Land unter seine beiden Söhne, von denen Johann von Küstrin ungeachtet der Ermahnung des sterbenden Vaters aus Politik 1536 die Reformation einführte. Joachim II. Hektor, der Nachfolger Joachim's I. in der Kurwürde, ging an die Kirchenverbesserung 1539, behielt aber die ihm liebgewordenen päpstlichen Zeremonien bei. Durch die Reformation erlangte die landesherrliche Gewalt einen großen Zuwachs. Denn nun machte sich der Landesherr zum geistlichen Oberhaupte seines Staates und aus lauter Frömmigkeit verstärkte er die Machtmittel des Absolutismus durch die Einziehung der geistlichen Güter. Joachim II., auf die Erweiterung des Brandenburger Gebiets nach Osten hin bedacht, schloß 1537 mit dem Herzoge von Liegnitz, Brieg und Wohlau eine Erbverbrüderung ab und selbige wurde durch eine Doppelheirath der Kinder der beiden Kontrahenten noch besiegelt. Doch erhob gegen jene Erbverbrüderung der böhmische König Ferdinand als Lehnsherr Einspruch und erklärte sie für nichtig: eine Thatsache, die erst durch die spätere Thatsache des siebenjährigen Krieges endgültig entschieden wurde. Wegen des Bestrebens, Brandenburg nach Osten hin zu erweitern, ließ sich Joachim II.

1569 in die Belehnung aufnehmen, welche der polnische König dem Herzoge Albrecht Friedrich von Preußen gewährt hatte. Der Kurfürst erließ Gesetze gegen den Luxus, lebte aber selber so ausschweifend und prachtvoll, daß er von den Ständen abhängig wurde und ihnen versprechen mußte: „keine wichtige Sache, daran das Gedeihen oder Verderben des Landes gelegen, ohne Vorwissen und Rath der Stände zu beschließen." Nach seinem Tode wurde seine Maitresse, die „schöne Gießerin", von seinem Sohne Johann Georg lebenslänglich auf die Festung Spandau gesetzt; sie ist, zufolge einer von den drei hierüber herrschenden Sagen, die „weiße Frau", das unheilverkündende Gespenst des Berliner Schlosses.

Der Kurfürst Johann Georg besaß den Fehler religiöser Unduldsamkeit, weßhalb er an der streng-lutherischen Torgauer Eintrachts-Formel von 1576 einen hervorragenden Antheil nahm. Die von ihm erlassenen Luxusgesetze kehrten sich nicht gegen den Adel, sondern gegen die Bürger. In dem Lande eines so starrköpfigen Lutheraners, wie er war, konnte sich der vom Papste Gregor XIII. 1582 verbesserte Kalender keinen Eingang verschaffen; im Gegentheil wurde eine solche Neuerung mit Abschen betrachtet und sie verschob sich auch unter seinen Nachfolgern bis zum Jahre 1701. Aber die Frömmigkeit verhinderte gleichwol den Kurfürsten nicht, auf irdische Macht bedacht zu sein und 1594 durch die Vermählung des Prinzen Johann Sigismund, seines Enkels, mit Anna, der ältesten Tochter des Herzogs Albrecht von Preußen, die auch Erbin der jülich-kleve'schen Lande war, seinem Hause künftige Erbansprüche zu sichern. Da er aber in schwacher Stunde einem Sohne dritter Ehe, Namens Christian, die Neumark vermacht hatte, so sah sich sein Nachfolger Joachim Friedrich genöthigt, durch Anrufung der Stände das väterliche Testament umstoßen zu lassen.

In Preußen hatte die fränkische Linie der Hohenzollern 1511 festen Fuß gefaßt, in welchem Jahre der Markgraf Albrecht von Brandenburg zum Hochmeister des deutschen Ritterordens erwählt worden war. Der Name Preuß oder Po-Ruß soll — was aber zweifelhaft bleibt — so viel bedeuten als: Anwohner des Ruß (der Hauptmündung des Memel) und im Lande Preußen hatte sich nach Abzug der Suewen ein sarmatisch-lithauisches Volk niedergelassen, das nach langem Kampfe und wiederholten Aufständen vom deutschen Ritterorden unterjocht, zwar theilweise zurückgetrieben und vertilgt wurde, von dem sich aber dennoch bedeutende Reste erhielten. Der aus Hohenzollernschem Stamme herrührende Hochmeister Albrecht benutzte die Reformation dazu, den

Orden abzuthun, dessen Güter zu konfisziren und sich unter polnischer Lehnshoheit das Herzogthum Preußen als erbliches Besitzthum zu erwerben. Ihm folgte daselbst in der Regierung Albrecht Friedrich nach. Als dieser wahnsinnig wurde, wurde selbiger 1578 unter die Vormundschaft seines Vetters, des Markgrafen Georg Friedrich von Ansbach, gestellt. Da aber der Kurfürst von Brandenburg, Joachim Friedrich, gern das Herzogthum Preußen **an sich und seine Familie bringen wollte**, bewog er 1605 durch Bestechung den polnischen König und Reichsrath, die Vormundschaft über den gemüthskranken Herzog ihm selber zu übertragen. Aus dem nämlichen Grunde hatte er sich, nachdem er Witwer geworden war, 1603 mit Eleonore, der jüngeren Tochter des Herzogs Albrecht Friedrich, vermählt: da ihm die spekulative Heirath seines ältesten Sohnes — seines Nachfolgers — nicht völlig hinreichend schien. Letzterer empfing die Vormundschaft über den wahnsinnigen Schwiegervater 1609, wurde mit dem Herzogthume Preußen vom polnischen Könige 1611 belehnt und vereinigte nach Friedrich Albrechts Tode 1618 Preußen mit Brandenburg. Kurfürst Joachim Friedrich war bereits 1608 gestorben.

Die Erwerbung der jülich-kleve'schen Lande schien **einen Religionswechsel** nöthig zu machen. Denn obschon Johann Sigismunds Gemahlin Anna die Tochter von Marie Eleonore, der ältesten Schwester des 1609 kinderlos verstorbenen Herzogs Johann Wilhelm von Jülich-Kleve-Berg war, gab es doch mehrere Bewerber der reichen Nachlassenschaft, worunter der Pfalzgraf Wolfgang von Neuburg, der Sohn einer jüngern Schwester des Dahingeschiedenen, der beachtenswertheste war. Um sich der Unterstützung der Holländer und eines Theiles der jülich-kleve-berg'schen Unterthanen zu versichern, trat also Johann Sigismund 1613 zur reformirten Kirche über. Indeß kam es nicht zum Kriege. Nachdem der vom Kaiser unterstützte Kurfürst von Sachsen aus der Erbschaft zurückgedrängt worden war, vereinigten sich der Kurfürst von Brandenburg und der Pfalzgraf im Vertrage zu Xanten 1614 über gütliche Theilung durchs Loos: wodurch Jülich und Berg an Wolfgang, und Kleve, Mark, Ravensberg und Ravenstein an Johann Sigismund fielen. Der Religionswechsel hatte zur Folge, daß in Berlin und an andern Orten der Mark Volksaufläufe stattfanden, während die vom polnischen Lehnsherrn geschützten Stände Preußens dem Kurfürsten den größten Theil seiner Souveränitäts-Rechte entzogen. Johann Sigismund starb ein Jahr nach dem Ausbruch des dreißigjährigen Krieges, dessen Beginn er ruhig mit angesehen hatte.

Auch sein Nachfolger Georg Wilhelm sprang den bedrängten Protestanten Deutschlands nicht zu Hülfe, so daß die Brandenburger den Protestantismus ebenso saumselig vertheidigten, wie sie ihn bei sich eingeführt hatten. Erst Gustav Adolph, der freilich Ansprüche auf Pommern erhob, zwang Georg Wilhelm zur Theilnahme am Kriege; doch schloß derselbe schon 1635 mit dem Kaiser Frieden.

Nachdem 1640 Friedrich Wilhelm, „der große Kurfürst", zur Regierung gelangt war, führte er durch Verstellung nach allen Seiten hin eine Schaukel-Politik ein, um sich für alle Fälle aus dem Kriege Vortheile zu sichern. So erhielt er 1648 Hinterpommern und wurde durch geistliche Güter — die vormaligen Bisthümer Kamin, Halberstadt, Minden und das Erzbisthum Magdeburg — abgefunden. Ihn erfüllte ebenfalls das Streben, sich zum völlig unabhängigen Herrscher zu machen. Nach Preußen brachte er schon 1646 ungesetzlich brandenburgische Truppen und seit 1656 berief er keine allgemeine Ständeversammlung mehr ein, sondern versammelte nur, wenn er nicht umhin konnte, die Stände einzelner Landschaften. Den kaiserlichen Privilegien zum Trotz errichtete er unter der Leitung von Michael Mathias eine Post in seinen Staaten. Durch den dreißigjährigen Krieg hatte der Kaiser am Meisten gelitten; denn seine Macht war sehr abgeschwächt worden. Die 1189 noch vorhandenen deutschen Landesherrschaften schalteten unbekümmert um Kaiser und Reich in ihren Territorien nach Willkür, und die größten unter ihnen waren gerade diejenigen, welche bei ihrer Politik das Wohl Deutschlands am Wenigsten zu Rathe zogen. Der sich jetzt vollbringende geschichtliche Prozeß war nicht die Erhaltung, Einigung, Mehrung des Reichs, sondern im Gegentheil die Zerklüftung, Abschwächung, Verkleinerung und Theilung desselben. Selbst wenn man den ebenfalls auf seine Hausmacht bedachten Kaiser unterstützte, that man es aus Berechnung des eigenen Vortheils. Da Brandenburg der gefährlichste Feind der kaiserlichen Macht war, suchten die Habsburger die Entstehung eines „Königreiches der Vandalen am baltischen Meere" möglichst zu verhindern, gelangten aber, weil sie nicht zeitig genug eingegriffen hatten, nicht mehr zum Ziele. Wäre das bald in Verfall gerathende Schweden von Brandenburg nicht durchs Meer abgegränzt gewesen, wäre Polen nicht seinem Ende entgegen geeilt und hätte die Politik der Welfen nicht nach England ihr Hauptziel verlegt: so würden die Hohenzollern nicht unaufhaltsam zu immer größerer Macht emporgestiegen sein.

Den Brandenburger Kurfürsten war, sobald es ihre Macht galt, jedes Mittel heilig. Mit der größten Leichtigkeit brachen sie, um die Gerechtsame der Unterthanen zu beschränken, ihre Eide, waren aber dessen ungeachtet immer fromme Leute. Der sogenannte große Kurfürst brachte durch seine verschlagene Politik, die damals als Muster der Treulosigkeit und des Hintergedankenthums galt, seine Besitzungen über das Maß des kleinstaatlichen Ranges hinaus und erwarb sich im Herzogthume Preußen die Souveränität. Im Kriege zwischen dem schwedischen Könige Karl X. Gustav von Schweden und dem polnischen Könige Johann Kasimir schloß er zunächst mit Schweden im Januar 1656 den Königsberger Vertrag ab, durch welchen er die schwedische Oberhoheit anstatt der polnischen anerkannte, nahm aber eine so zweideutige Haltung ein, daß er in jedem Falle aus dem Kriege Gewinn zu ziehen hoffen konnte. Der erwähnte Vertrag wurde im Juni desselben Jahres schon durch das schwedisch-brandenburgische Bündniß von Marienburg ersetzt, demzufolge das polnische Reich erobert werden und der große Kurfürst als Lohn die Souveränität über die polnischen Wojewodschaften Posen, Kalisch, Siradien, Lenczi̧z und Wielun erhalten sollte. Zu gleicher Zeit pflog Friedrich Wilhelm auch geheime Unterhandlungen mit Warschau; allein er ward von den Polen mit Mißtrauen zurückgewiesen. Mit den Schweden vereint schlug er nun am 28. Juli 1656 die siegreiche Schlacht bei Warschau, bei welcher er mitten im Siege mit seinen Truppen an der Weichselbrücke Halt machte, damit der polnische König, anstatt vernichtet zu werden, einen großen Theil seines geschlagenen Heeres mit sich nach Lublin retten könnte. Denn Schweden war ihm zu mächtig. Darauf spann der Kurfürst wieder nach allen Seiten Unterhandlungen an. Es folgte dann ein neuer Vertrag vom 20. November 1656, abgeschlossen zu Labiau, demzufolge der Kurfürst das herzogliche Preußen und Ermeland als souveränen Besitz, Schweden dagegen das königliche Preußen (Westpreußen) nebst Pomerellen, einem Theile von Kaschuben, ferner Samogitien, Semgallen und die deutschen Ostsee-Provinzen Kur- und Liefland erhalten sollte. Fast gleichzeitig (am 29. September 1656) schloß aber unter kaiserlicher Vermittlung der Kurfürst den Vertrag von Welau mit Polen ab, wonach er dem polnischen Könige Beistand gegen die Schweden zu leisten, alle seine Eroberungen herauszugeben und dafür die Aufhebung der polnischen Lehnshoheit über das Herzogthum Preußen zu empfangen

hatte. Der brandenburgische General Sparr marschirte jetzt gegen Bromberg und der Kurfürst erlangte nun durch dieses Manöver den erblichen Besitz der Herrschaften von Lauenburg und Bütow, sowie als Pfand für eine künftige Zahlung von 400,000 Thalern die in schwedischen Händen noch befindliche Stadt Elbing. Um sich aber wegen seiner Treulosigkeit vor schwedischer Rache sicher zu stellen, ging Friedrich Wilhelm ein Bündniß mit Dänemark und Oesterreich ein. Endlich kam am 3. Mai 1660 der Frieden von Oliva zu Stande, welcher die Verträge von Welau und Bromberg bestätigte. Zwar fiel Vorpommern noch nicht den Brandenburgern zu, aber sie hatten nunmehr im Herzogthum Preußen die Souveränität erlangt und besaßen hiermit eine Waffe, kraft deren sie sich von Deutschland ganz loswinden und sich von Kaiser und Reich völlig unabhängig machen konnten.

Nachdem der Kurfürst draußen außerhalb des deutschen Reichs souveräner Herr Preußens äußerlich geworden war, suchte er es in diesem Lande auch nach Innen zu werden. Schon während des Krieges hatte er dort auf ganz ungesetzliche Weise gewirthschaftet, so daß selbst die dortigen Beamten zu ihm in Opposition getreten waren. Er hatte willkürlich eine Hufen- und Vermögenssteuer ausgeschrieben, ohne Bewilligung der Stände Kriegslieferungen erhoben und Steuer auf Steuer folgen lassen. Auch nach eingetretenem Frieden ließ diese willkürliche Besteuerung nicht nach. Zugleich forderte er einzeln die Städte und den Adel auf, ihm als Souverän zu huldigen. Dessen weigerten sich aber die Preußen, weil sie zuvörderst ihre Rechte verbürgt wissen wollten. An der Spitze der preußischen Städte bei diesem Verfassungskampfe stand Königsberg, befeuert von dem wackeren Schöppenmeister Rhode, und die Edelleute deren sich am 11. Februar 1661 über 200 in Königsberg versammelten, führte der General von Kalkstein. Im Mai darauf trat der Landtag zusammen und sprach sich für die Landesrechte aus, während Rhode's Sohn nach Warschau um Hilfe geschickt wurde. Allein der Polenkönig leistete keinen thatsächlichen Beistand, und den Adel beschwichtigte der Kurfürst dadurch, daß er die Hufensteuer fahren ließ. Als nun Adel und Bürger von einander getrennt waren, kam er am 28. Oktober 1662 mit einer starken Truppenabtheilung nach Königsberg, um den Widerstand zu brechen und die Huldigung einzunehmen. *Seine erste Sorge ging dahin, den braven Schöppenmeister, der für die beschworenen, verbrieften und besiegelten Rechte des Landes eingetreten war, in die Gewalt zu bekommen.* Nach einem gescheiterten Versuche gelang dieß durch List. Um die Königsberger

zu besänftigen, versprach Friedrich Wilhelm, der nun die Huldigung empfing, mit Rhode bloß Rechtens zu verfahren, allein er ließ denselben als Hochverräther erst auf die Festung Kolberg, dann nach Küstrin und zuletzt nach Peiz bringen, wo der unglückliche, aber ungebeugte Mann nach sechszehnjähriger Haft im Kerker starb. Den Ständen versicherte der Kurfürst am 12. März 1662 in einer „Assekuranz", daß er die alten Privilegien achten wollte. Als er jedoch einmal die Huldigung empfangen hatte, brach er sein Wort und nahm den Ständen das Steuerbewilligungsrecht. An seinen Eid band er sich nicht und ließ die ständischen Privilegien nur so lange gelten, als sie ihm nicht im Wege standen. Der nach Warschau gegangene Oberst Kalkstein, Sohn des erwähnten Generals Kalkstein, welcher sich bemühte, die Hilfe der Polen gegen den Tyrannen zu erhalten, ward vom dortigen preußischen Gesandten in einen Hinterhalt gelockt, von Reitern geknebelt nach Preußen gebracht und 1672 zu Memel hingerichtet. Auf solche Weise auch im Innern unbeschränkte Herren von Preußen geworden, hatten jetzt die Brandenburger jene feste Stütze gewonnen, kraft deren sie sich immer mehr zum Nachtheile der deutschen Einheit vergrößern konnten. Nachdem sie in einem außerdeutschen Lande die Souveränetät errungen hatten, wich das Interesse ihres Hauses immer merklicher und mit jeder neuen Vergrößerung immer entschiedener von dem des auseinander fallenden deutschen Reiches ab.

Dem durch seine Diplomatie erlangten Ruhme fügte der „große" Kurfürst durch die Schlacht von Fehrbellin (1675) und durch die Eroberung von Stettin (1677) den Kriegsruhm hinzu. Doch berief er sich 1655 nach dem Erlöschen der herzoglichen Linie von Liegnitz, Brieg und Wohlau vergebens auf den Erbvertrag von 1537, den der damalige Kaiser als Lehnsherr sogleich für ungültig erklärt hatte. Der Kaiser aber zog jene Länder als erledigte Lehen der Krone Böhmen für sein eigenes Haus ein. Dafür wollte sich Friedrich Wilhelm rächen.

So wie nun 1681 der französische König Ludwig XIV. durch die sogenannten Reunionen verschiedene Striche am linken Rheinufer, dabei auch die alte deutsche Stadt Straßburg, an sich riß, da trug der große Kurfürst kein Bedenken, sich mit dem Reichsfeinde gegen den deutschen Kaiser zu verbünden. Auf diese Art ging Deutschland

für immer der Elsaß verloren. Diese Thatsache wird nicht dadurch geändert, daß der Kurfürst Brandenburgs nach seiner treulosen Manier bald darauf einer Koalition des Oraniers gegen Frankreich beitrat.

Beim Aussterben der Simmern'schen Linie in der Pfalz verbündete sich der vielgewandte Kurfürst wieder mit dem Kaiser unter der Bedingung, daß dieser ihm Schwiebus gab. Unter der Hand stellte jedoch der mit seinem Vater uneinige Brandenburger Kurprinz dem Habsburger Kaiserhause einen Revers aus, daß er bei seiner Thronbesteigung Schwiebus wieder an Oesterreich zurückerstatten wollte. In seinem Testamente vom 26. Januar 1686 theilte Friedrich Wilhelm der Dispositio Achillea zuwider seine Staaten in vier Stücke unter seine Söhne. Er hatte 1682 die afrikanische Gesellschaft gestiftet und ihr Sitz war in Emden, welches nebst Gretfiel an der Ems er dadurch an sich gebracht hatte, daß er in dem Streite der Fürstin von Ostfriesland mit ihren Ständen für letztere Partei ergriff. An der Küste von Afrika, in Guinea, erbaute er das Fort Großfriedrichsburg zwischen Axim und dem Kap und betrieb eifrig Sklavenhandel. Auch führte er 1678—81 gegen Spanien und Frankreich einen Seeräuberkrieg. Unter seiner Regierung ließen sich viele flüchtige französische Protestanten in den brandenburgischen Staaten nieder; in Berlin machten sich 10,000 solcher Franzosen ansässig. Friedrich Wilhelm beschränkte zwar der landesherrlichen Gewalt gegenüber die Rechte des Adels, erweiterte dieselben aber nach Unten. Denn in seinen Bauern-, Gesinde-, Hirten- und Schäferordnungen von 1678, 1681 und 1683 legalisirte er die Herabwürdigung der gemeinen Landleute zur Dienst- und Leibeigenschaft. Die Stände suchte er getrennt zu erhalten: weßhalb er den Edelleuten, Geistlichen und Bauern die Betreibung des Handels, sowie den Hörigen und Leibeignen das Studiren und das Betreiben eines Handwerks untersagte. Hohe Beamte aus dem Volke wurden geadelt. Unter die schweren Lasten, die er ungesetzlich über das Volk verhängte, gehört die Akzise und die Kopfsteuer. Seiner Initiative ist nicht bloß die Einführung des stehenden Heeres im Brandenburgischen zuzuschreiben, sondern er vermiethete auch seine Truppen zu Expeditionen, die seine Politik sonst wenig angingen: weil er hierdurch den dreifachen Vortheil erlangte, daß er sein Heer nicht selbst zu erhalten brauchte, daß er sich andern Fürsten gefällig erwies und daß er die Zahl seiner Truppen höher zu bringen vermochte, als mit der Steuerkraft des Landes

verträglich war. Hieher gehört theilweise auch die Expedition des Prinzen von Oranien nach England, zu welcher er unter dem General Schomberg 9000 Mann stellte. Die erlangte Souveränetät nach Außen war der Despotismus nach Innen. Er folgte dabei den Traditionen seines Hauses; denn es war erbliche Politik der Hohenzollern, die Rechte und Freiheiten der Unterthanen zu Gunsten der landesherrlichen Gewalt zu annulliren. Selbst der sonst unbedeutende Kurfürst Georg Wilhelm hatte 1624 gesagt: „dieß **demokratische Wesen,** wo die Stände herrschen, ist nicht zu dulden." — Friedrich Wilhelm starb 1688.

Die erste Regierungshandlung des Kurfürsten Friedrich III. bestand in der Enterbung seiner Brüder und in der Umstoßung des väterlichen Testamentes. Derselbe kaufte von August dem Starken für 300,000 Thaler unter der Vermittelung eines Juden die Erbvogtei über das Stift Quedlinburg und die Reichsvogtei, sowie das Schulzenamt der Reichsstadt Nordhausen, ferner für 40,000 Thaler erb- und eigenthümlich das Amt Petersberg bei Halle. Da sich die Quedlinburger und Nordhäuser diesen Menschenhandel nicht gefallen lassen wollten, wurde die Huldigung in Quedlinburg 1698 und in Nordhausen 1703 durch Truppenmacht erzwungen. Im letztgenannten Jahre nahm Friedrich III. auch das elbingische Landgebiet weg. Unter seiner Regierung dauerte die fremde Einwanderung so stark fort, daß allein im Magdeburgischen im Jahre 1700 die Zahl der eingewanderten Franzosen 15,000 betrug. Außer den Franzosen kamen französische Schweizer, Wallonen und Pfälzer. Der hervorstechende Zug des neuen Kurfürsten war gränzenlose Eitelkeit: weßhalb er Wissenschaft und Künste beförderte, aber auch eine noch größere Pracht entfaltete, als sein Vorgänger, und aus dem nämlichen Grunde seinen Erzieher Danckelmann, dem er namenlos zu Danke verpflichtet war, 1697 ins Gefängniß werfen, zehn Jahre unschuldig einkerkern und dann lebenslänglich interniren ließ. Seine Eitelkeit trieb ihn auch dazu, in Preußen sich zum Könige proklamiren zu lassen; denn er wollte dem Kurfürsten von Sachsen, der König von Polen geworden war, nicht nachstehen und nicht mit den in den Kurfürstenrang erhobenen Welfen auf gleicher Stufe sein. Die Krönung wurde mit der größten Verschwendung ausgeführt. Als er am 17. Dezember 1700 nach Königsberg aufbrach, führte er ein so großes Gefolge mit sich, daß er 30,000 Pferde

Vorspann brauchte. Am 17. Januar 1701 durch einen Herold in Königsberg zum Könige ausgerufen, stiftete er aus diesem Anlaß den schwarzen Adlerorden und vollzog eigenhändig am folgenden Tage von Gottes Gnaden die Krönung, deren Kosten sich auf viele Millionen Thaler beliefen. Wegen der neuen Würde wurde die Pracht des Hofes noch gesteigert. Die armen Unterthanen seufzten unter schweren Lasten. Um in allen Dingen es den französischen Königen gleichzuthun, hielt sich in der Gräfin Wartenberg Friedrich, der als König nun Friedrich I. hieß, eine öffentliche Maitresse. Die Beschwerden der preußischen Stände, die allein noch sich versammeln durften, blieben wirkungslos. Da gab es Schloßbaugelder, Legationsgelder, Kronsteuer und Perückenstempel. (Die Mode, Perücken zu tragen, hatte der König in seinen Landen eingeführt, weil er unter der Perücke seinen Höcker verbergen wollte.) Er erhob einen Judenschutz, bezog für das Ausleihen seines Heeres beträchtliche Subsidiengelder und gab den Befehl, im ganzen Lande die Schweinsborsten abzuliefern, damit die Regierung mit denselben Handel treiben konnte. Das Monopol mit Salz und Mühlsteinen hatte bereits der große Kurfürst eingeführt. Friedrich setzte 1696 für die Drucksachen einen Zensor ein. Da er ein großer Jagdliebhaber war, erließ er zur Hegung des Wildes harte Jagdgesetze, sah besonders auf die Vermehrung der wilden Schweine, verpflanzte in die Wälder der Mark Elennthiere und Auerochsen und schützte die in der Elbe lebenden Biber. Die Leitung der Regierungsgeschäfte und die Ausbeutung seiner Unterthanen legte er in die Hand des feilen Schmeichlers Kolb von Wartenberg, der ein Heer von Günstlingen unterhielt und dem kontraktlich versprochen worden war, daß er, auch wenn er beim König in Ungnade fiel, nicht zur Rechenschaft gezogen werden sollte. Kolb von Wartenberg bereicherte sich auf Kosten des armen Volkes um viele Millionen.

Um für die Erhöhung in den Königsrang die Zustimmung Oesterreichs zu erhalten, wurde am 16. November 1700 zu Wien der sogenannte Kronvertrag unterzeichnet, demzufolge der Kurfürst für den spanischen Erbfolgekrieg, der ihn sonst Nichts anging, 8000 Mann Hülfstruppen auf eigene Kosten zu unterhalten versprach. Friedrich I. stellte aber nicht bloß 8000, sondern gegen die obligaten Hülfsgelder 25,000 Mann.

Nachdem der Oranier Wilhelm III. 1702 kinderlos gestorben war, erhielt Friedrich I. als Haupterbe Lingen an der Ems, sowie die Stadt und Grafschaft Mörs sogleich und Neuenburg 1707. Im letztgenannten Jahre kaufte er die Grafschaft Tecklenburg in Westphalen für 250,000

Thaler; im folgenden Jahre ward ihm die Grafschaft Geyern vermacht. Sein stehendes Heer betrug 1709 bereits 50,000 Mann, die unter 40 Generälen standen und über die Hälfte der auf 4½ Millionen Thaler sich belaufenden Staatseinnahmen verzehrten. Der jährliche Sold für jeden Mann machte 50 Thaler aus. Bei Friedrichs I. Tode im Jahre 1713 war der felddiensttüchtige Truppenbestand 30,000 Mann.

Dadurch, daß die Hohenzollern Könige in Preußen geworden waren, wurden sie von Deutschland fast ganz losgelöst. Sie hatten nunmehr außerhalb Deutschlands eine völlig unabhängige Stellung und berücksichtigten das Interesse des Reichs jetzt erst recht nur insofern, als dasselbe mit ihrem eignen Interesse übereinstimmte und zu ihrem Vortheil diente. Wenn sie aber hin und wieder gleichwol die Bündnisse mit Frankreich ausschlugen, so geschah es aus Egoismus und zwar aus der klugen Berechnung, daß bei einer Theilung Deutschlands die Könige von Frankreich als die Stärkern den Löwenantheil für sich genommen und somit auch durch die bedeutende Vergrößerung ihrer schon ohnehin sehr beträchtlichen Macht das aufstrebende Preußen in Gefahr und Abhängigkeit gebracht hätten. Ueber die Begründung des preußischen Königthums sagt William Pierson in seiner „Preußischen Geschichte“ Seite 152—153:

„Die großen Ausgaben, welche die Rangerhöhung des Staates mit sich brachte, waren für das Land eine schwere Last; die Unterthanen mußten schwer dafür steuern, daß sie nun königlich preußisch hießen. Doch war der Gewinn“ (d. h. der Gewinn für das Herrschergeschlecht) „größer als der Preis, den er kostete. **Der Staat erhielt eine eigene Nationalität;** die getrennten Stämme, die zu ihm gehörten, wurden leichter und rascher **zu einem ganzen Körper verschmolzen,** seit alle denselben Namen **als Preußen,** alle dieselbe Farbe, die **schwarz-weiße Fahne** trugen. Zwar das Preußenthum entwickelte sich nunmehr im Unterschied von dem übrigen Deutschland auch um so bestimmter als ein **eigenes Wesen;** der preußische Staat trat um so entschiedener als ein **Eignes, Besonderes** auf. Aber bei der allgemeinen Zerrüttung, dem unheilbaren Verfall des deutschen Reichs, das längst nur noch dem Namen nach bestand, war es ein Segen für das deutsche Volk, daß unter den zahllosen deutschen Staaten, in die es zerrissen war, einer sich zu einem Körper entwickelte, der

auf eigenen Füßen stand und auf eigene Hand das leistete, was das Ganze nicht vermochte, nämlich Deutschland mit Kraft und Ehren zu vertreten und, indem er ein Stück Deutschlands nach dem andern in sich zog, die Hoffnung (??) gewährte, daß er zuletzt alle getrennten Glieder wieder vereinigen, und daß so (sic!) allmählich aus dem preußischen Staate der deutsche Staat erwachsen werde."

William Pierson hat Recht, vollkommen Recht, wenn er hervorhebt und ganz besonders betont, daß sich nunmehr eine preußische Nationalität zum Unterschied von der ständischen deutschen, die verloren ging, entschiedener denn zuvor herausbildete. Allein seine Schlußfolgerung, daß aus dem preußischen Staate, indem dieser ein Stück Deutschlands nach dem andern in sich zieht, der deutsche Staat — hoffentlich! — erstehen werde, hinkt gewaltig, weil sie gegen die gewöhnlichste Logik verstößt. Denn durch jenes Verschlingen ins Preußenthum wird doch Preußen nicht deutsch, sondern umgekehrt Deutschland preußisch. Auch ist nicht abzusehen, was für ein Segen für das abhanden gekommene deutsche Volk, für das in lauter After-Nationalitäten zersplitterte Reichsvolk, daraus erwachsen muß, wenn es zuletzt von der stärksten After-Nationalität verschlungen und preußisch verdaut wird. Das deutsche Volk kann doch nicht identisch werden mit dem Adler, der es auffrißt, und es kann sich eben so wenig für die Vergewaltigung des Auffressens als für einen Segen bei seinen Zwingherren bedanken! Obschon die freien Deutschen zu einem Bedientenvolke herabgesunken sind, gehört doch ein so starker Grad des Sklavensinns und asiatischer Unterthanenseligkeit dazu, sich für die Einheit der erzwungenen Knechtschaft noch zu bedanken, daß die Hoffnung auf solche Niederträchtigkeit als frevler Wunsch einstweilen von der Hand gewiesen werden muß. Aber Pierson tritt in innern Widerspruch mit sich selber; denn er tadelt Seite 587 die Fortschrittspartei deßhalb, weil nach ihrer Ansicht Preußen „seine Interessen den allgemein deutschen unbedingt unterzuordnen habe, obwohl doch", wie er zur Begründung seines Tadels hinzusetzt, „der Großstaat Preußen nunmehr schon über ein Jahrhundert lang mit Ehren auf eigenen Füßen stand und nicht ein Atom seiner reellen Macht dem guten Willen der übrigen Deutschen, sondern Alles seinem altpreußischen Schwerte verdankte."

Somit herrscht zwischen den preußischen und den allgemein deutschen Interessen ein großer Unterschied. Selbiger trat unter den preußischen Königen immer stärker in den Vordergrund. Nachdem der König Friedrich Wilhelm I. auf den Thron gelangt war, verfiel zwar die äußere

Politik des neuen preußischen Staates, dessen deutsche Provinzen nunmehr Anhängsel der außerdeutschen, das Königreich bildenden, geworden waren, anscheinend auf einige Zeit in Schwäche, aber unter dieser Regierung (von 1713 bis 1740) sammelte der Despotismus die innere Kraft und spannte sie auf den höchsten Grad, um unter dem folgenden Herrscher ein um so stärkeres Gewitter über das deutsche Reich hereinbrechen lassen zu können. Doch selbst Friedrich Wilhelm I. fügte mit Gewalt Preußen die Baronie Herstal im Bisthum Lüttich, Stettin und die Odermündungen (1714), ferner (1720) Vorpommern zwischen Peene und Oder, also Stettin, Usedom, Wollin, Damm und Gollnow hinzu. Er pflegte zu sagen: „Ich bin König und Herr und kann machen, was ich will." Selbst den Adel, obschon er denselben bevorzugte, schonte er nicht; denn er legte ihm Hufenschoß auf. Seine Regierung ist besonders deßhalb wichtig, weil er einestheils die stramme Staatsorganisation Preußens schuf und anderntheils durch die Einführung des Kanton-Systems (1733) die Anfänge zur allgemeinen Wehrpflicht legte. Mit Ausnahme der Reichen, die ein Vermögen von 6000 Thalern nachweisen konnten, sowie mit Ausnahme der Söhne von Geistlichen und Staatsbeamten, ferner mit Ausnahme der ersten Generation von Einwanderern und der einzigen Söhne oder Derer, die ihres Vaters Wirthschaft übernehmen wollten, mußte fortan Jedermann in Preußen Soldat werden. So wurde das ganze Volk in Drill-Maschinen verwandelt und an pünktlichen Gehorsam gewöhnt. Den gleichen Schritt und Tritt beim Marschiren hatte der alte Dessauer im spanischen Erbfolgekriege erfunden und brachte ihn nun beim ganzen preußischen Heere in Anwendung. Weit entfernt also, ein freies Volk heranzubilden, verwandelte die in ganz despotischer Zeit eingeführte allgemeine Wehrpflicht vielmehr die Preußen in gehorsame Unterthanen und unterstellte sie unter dem Kommando adeliger Offiziere der Willkür ihrer obersten Kriegsherren. Auch die Universitäten, deren schon mehrere entstanden waren, die Gymnasien und elementaren Schulen wurden den Zwecken des despotisch regierten Staates dienstbar gemacht und bloß des Staates halber gepflegt.

Endlich erschien der König Friedrich II., der Große genannt. Er warf während seiner langen Regierungszeit die verwitterten Ruinen deutscher Einheit vollends über den Haufen, um darauf, sowie auf den Trümmern des gleichfalls schwach gewordenen, innerlich zerrütteten polnischen Reiches die Großmachtstellung Preußens aufzurichten. Seine schlesischen Kriege zogen fremde Kriegstruppen ins deutsche Land und

brachten über das deutsche Volk unsägliches Elend. *Von jetzt an bestand in Deutschland ein doppelter Dualismus*, bedingt einerseits von Preußens Stellung zu Oestreich als europäischer Macht und andererseits vom Verhältniß Preußens zum deutschen Reiche, worin sich beide Theile den Einfluß streitig machten, weil es der eine wie der andere Theil zu verschlingen Lust hatte. So geschah es denn, *daß der preußische König*, als Joseph II. sich in Baiern festzusetzen Miene machte, *sogar zum Schutz des nämlichen Reiches auftrat, welches er am meisten abgeschwächt hatte.* Er stiftete 1785 mit den regierenden Häuptern von Hannover, Sachsen, Kurmainz, Weimar, Gotha, Zweibrücken, Baden, Braunschweig, Hessenkassel, Anhalt und anderer Länder einen „*deutschen Fürstenbund*", *den Vorläufer des norddeutschen Bundes von 1866.*

Die Zunahme des Hohenzollern'schen Staates wird aus folgender, von Pierson zusammengestellter Tabelle, die sich an die von Ungewitter in seiner „Preußischen Monarchie" aufgestellten Bevölkerungszahlen hält, ersichtlich. Die nach Brandenburg übergesiedelten Hohenzollern besaßen demnach

		auf □M.	Einw.
unter dem Kurfürsten	Friedrich I.	424	188,500
" " "	" II.	614	293,550
" " "	Albrecht Achilles	653	308,750
" " "	Johann Cicero	660	312,550
" " "	Joachim I.	692	329,350
" " "	" II.	692	342,050
" " "	Joachim Friedrich	715	355,400
" " "	Johann Sigismund . . .	1370	899,100
" " "	Georg Wilhelm	1370	930,000
" " "	Friedrich Wilhelm	1930	1,500,000
" " König	Friedrich I.	1981	1,731,000
" " "	Friedrich Wilhelm I. . . .	2097	2,486,000
" " "	Friedrich II.	3476	5,659,000
" " "	Friedrich Wilhelm II. (1797).	5307	8,687,549
" " "	" " III. (1840)	5082½	14,928,501
" " "	" " IV. (1850)	5103	16,550,000

Hierzu kommt der Ankauf Lauenburgs und im Jahre 1866 die Vermehrung Preußens durch die Einverleibung von Schleswig, Holstein, Hannover, Hessen-Kassel, Nassau und Frankfurt a. M., wodurch der preußische Staat auf 24 Millionen Einwohner anwuchs.

Im nämlichen Verhältniß, in welchem Preußen zunahm, mehrte die Regierung auch die Truppenstärke; denn sie spannte die Wehrkraft des Landes immer aufs Höchste. Der erste Kern des stehenden preußischen Heeres unter dem großen Kurfürsten, gebildet 1641 aus den vorher nur auf eine gewisse Zeit geworbenen Söldnern, betrug 3000 Mann. Unter Friedrich-Wilhelm I. waren die jährlichen Staatseinnahmen auf 7,371,700 Thaler gesteigert, wovon nicht weniger als 5,977,400 Thaler aufs Heer, das sich im Jahre 1740 auf 85,000 Mann belief, verwandt wurden. Friedrich II., unter dessen Regierung sich 250,000 fremde Kolonisten in Preußen ansässig machten, trieb die Zahl des stehenden Heeres bereits bis zum Jahr 1750 auf 136,000 Mann und bis zu seinem Tode (1786) auf 200,000 Mann. Es ist also völlig unbegründet und wird durch die preußische Geschichte schlagend widerlegt, wenn behauptet wird, daß Preußen nur um der deutschen Sicherheit willen zur Zeit des deutschen Bundes habe ein übermäßig starkes Heer unterhalten und die Militär-Kosten für Deutschland allein tragen müssen. Eine solche Sentimentalität ist der erblichen preußischen Politik fremd. Gegenwärtig besitzt nach den „Militärischen Blättern" die vom preußischen Könige befehligte „Norddeutsche Armee" eine Friedensstärke von 292,348 Mann, wozu das vergrößerte Preußen 253,779 Mann mit einem Kostenaufwande von 53,050,275 Thalern stellt, während für die nichtpreußischen Truppentheile 56,569 Mann mit einem Kostenbetrage von über 10½ Millionen Thaler übrig bleiben. Bei voller Wirksamkeit der Wehrverfassung besteht das jährliche Rekruten-Kontingent in 90,000 Mann. Alsdann beläuft sich die Friedensstärke auf 292,000 Mann; vier Jahrgänge Reserven zählen 360,000 Mann, wovon nach Abzug eines durchschnittlichen Ausfalls von 20 Prozent (oder 72,000 Mann) für die Feld-Armee sich 580,000 Mann ergeben. Hierzu kommen fünf Jahrgänge Landwehr oder 450,000 Mann, von denen nach Abrechnung eines durchschnittlichen Ausfalls von 30 Prozent (= 72,000 Mann) 315,000 Mann verfügbar bleiben. Somit beträgt die gesammte Heeresmacht:

292,000 Mann junge Leute,
288,000 Mann Reserven und
315,000 Mann Landwehr,

zusammen 893,000 oder in runder Zahl 900,000 Mann.

Wer wollte Angesichts solcher Daten noch daran zweifeln, daß Preußen weniger ein Kultur-Staat, weniger der vielberufene „Staat der Intelligenz," als vielmehr ein Militär- und Eroberungsstaat ist? Ein

Staat aber, neben dessen Soldatenheer ein großes stehendes Beamtenheer und ein ebenso beträchtliches Polizeiheer mit soldatischer Disziplin steht; ein Staat, der die Eroberung, wie die preußische Geschichte unwiderleglich darthut, zu seiner höchsten Aufgabe macht und alle seine männlichen Unterthanen unter den soldatischen blinden Gehorsam beugt; ferner ein Staat, dessen Herrscher Jahrhunderte lang ihre Kraft in dem absolutistischen Regimente gesucht und gefunden haben und dessen Organisation auf der Grundlage eines felsenfesten Despotismus beruht: ein solcher Staat ist nicht für die allgemeine menschliche Freiheit, für das gleiche Menschenrecht, noch weniger für das Auf- und Untergehen in dem geographischen Begriffe Deutschland geschaffen, sondern seine Einheit muß, wenn sie auch etwas modernisirt wird, doch den Ueberlieferungen der herkömmlichen Politik, die den Staat erst gebaut und dann groß gemacht hat, treu bleiben. Die Krönung des preußischen Gebäudes mit der Freiheit, wovon man jetzt à la française fabelt, wäre das gerade Gegentheil der Königsberger Königskrönung, die nicht einmal aus den Händen eines Priesters ihre Weihe empfängt, weil der oberste Bischof des Landes auch oberster Kriegsherr ist; sie wäre mit einem Worte die Absetzung der preußischen Herrscher, die Hinwegräumung des Thrones und die Zertrümmerung der Monarchie. In dieser Beziehung lassen sich die Grundsätze der preußischen Regierung in folgenden Maximen zusammenfassen:

1) Der preußische Staat ist identisch mit seinem Herrscherhause;

2) suche das Königthum stark zu erhalten und immer stärker zu machen;

3) halte die demokratische Beimischung so viel als möglich fern;

4) benutze, wenn es nicht anders angeht, die demokratischen Vorurtheile zur Abschwächung der Demokratie und zur Stärkung der Monarchie;

5) vertheidige das Königthum mit allen Mitteln und spiele nöthigenfalls va banque!

Gleichwohl erfuhr die preußische Politik durch die Wandlung der Zeitverhältnisse eine kleine Aenderung; allein selbige erstreckte sich nicht auf ihr Wesen, sondern bloß auf die Modalität der äußeren Erscheinung. Seit der Theilung Polens und seit der ersten französischen Revolution

nämlich machte sich ein dem Königthume mehr oder minder feindliches Element geltend, gegen das die Monarchie fast ausschließlich alle ihre Anstrengungen richtete. Bald zeigte sich dasselbe bescheiden als Liberalismus, bald trat es wild als republikanische Ueberzeugung auf, hier verlangte es den Rechtsstaat und entspann Verfassungskämpfe, dort bedrohte es als Sozialismus die Grundpfeiler der alten Ordnung. Gegen dieses Element führte die preußische Monarchie ihre ganze Macht in's Feld. Zuerst mit Oesterreich im Bunde suchte sie dasselbe zu bewältigen; als ihr aber das Haus Habsburg-Lothringen dermaßen altersschwach geworden schien, daß der Bund mit ihm eher lähmte als stärkte, da ergriff das preußische Königthum das burschenschaftliche Vorurtheil der deutschen Einheit, um unter der Blende des Nationalitäten-Banners so viel als möglich vom alten Deutschland an sich zu reißen, dasselbe nach seinem Ermessen und Vortheil zu organisiren und nun den Kampf gegen die Revolution, der den Hohenzollern als Vergrößerungsmittel diente, allein und auf eigene Faust zu führen. Schritt jetzt die preußische Regierung in Schleswig-Holstein ein, so geschah es, um die Republikaner dort nicht aufkommen zu lassen und die Bewegung, ehe sie große Dimensionen annehmen konnte, im Keime zu ersticken. Zerschlug Preußen den deutschen Bund, so mußte hierzu gegangen werden, weil derselbe einen Neubau nothwendig machte, dessen Aufführung man nicht der Demokratie überlassen durfte. Wiesen die Hohenzollern die österreichische Politik aus Deutschland hinaus, so war die Isolirung des angeblich brüchig gewordenen Oesterreichs nöthig, damit eine dort platzgreifende Anarchie nicht die deutschen Staaten anstecken konnte. Annektirte Preußen die deutschen Kleinstaaten und nahm den Herrschern derselben ganz oder theilweise die Souveränität ab, so ließ sich eine solche Amputation nicht vermeiden, weil dieselben, weit davon entfernt das monarchische Interesse schützen zu können, Brütenester der Demokratie geworden waren. Dabei wahrte sich die preußische Regierung immer die Initiative, die gewöhnlich das Anzeichen der überlegenen Macht und eng mit dem Rechte des Stärkeren verbunden ist. Sie war also immer besorgt, das Heft in der Hand und die oberste Leitung zu behalten. Darum oktroyirte sie die unvermeidlichen Verfassungen und die Arten der Volksvertretung, als der königliche Ausspruch, daß sich zwischen den Monarchen und

sein Volk kein Blatt Papier drängen sollte, unhaltbar geworden war. Aber sie wußte auch, indem sie ihre Kräfte überschlug, der Ausdehnung ihrer Macht zeitig Einhalt zu thun, damit sie das Gewonnene assimiliren und behaupten könnte. Seit der Hinausweisung Oesterreichs aus dem alten deutschen Reiche und seit der Auflösung des alten deutschen Bundes hat das Preußenthum vollends allen beschränkt deutschen Charakter abgestreift, es ist völlig unabhängig geworden und nunmehr in die Reihe der rein europäischen Großmächte eingereiht, wenngleich es sich aus begreiflichen Gründen der Sorge seiner Schützlinge, der lieben Kleinen im heiligen römischen Reiche, keineswegs entschlagen hat. Die Reformation verpflanzte die Brandenburger nach Preußen und schuf recht eigentlich das Königreich; die Revolution verpflanzte Preußen ganz nach Europa und vollendete die preußische Großmachtstellung. Gleichwie die Lehre der Kirchenverbesserung, so auch wurde die Nationalitätenlehre dem preußischen Königthume zinsbar und tributpflichtig. Hierdurch jedoch ist Preußen hart an Frankreich gerückt, wohin die moderne Demokratie trotz aller vorübergehenden Zwingherrschaft ihr Hauptquartier verlegt hat und von wo für Europa der entscheidende Kampf über Kurz oder Lang kommen muß. In diesem großen Kampfe wird der Nationalitäten-Schleier fallen und von seinem Ausgange wird es abhängen, welches neue System fortan die Beziehungen der europäischen Völker regelt. Dann wird es sich herausstellen, ob das Volk in Waffen und der Druck der stehenden Heere maßgebend bleibt, oder ob die Industrie friedlich ihr Lager im internationalen Atelier aufschlägt.

Dreizehntes Kapitel.

Der Nationalitäten-Knäuel im Kaiserthume Oesterreich.

Es ist unbekannt, worin man den Grund der Völkerwanderung zu suchen hat. Ebenso dunkel ist der Ursprung, nämlich der frühere Wohnsitz und die genaue Zusammensetzung, der von Asien gewöhnlich längs der Donau Europa mehrere Jahrhunderte hindurch überfluthenden Völkerschaften. Daß dieselben nicht weiter nördlich nach Europa einwanderten, davon war wohl zunächst das rauhe Klima des Nordens, sowie das im Wege liegende Uralgebirge die Ursache. Vielleicht trug auch die von den alten Griechen und Römern nach Kleinasien gebrachte Zivilisation und der mit ihr verbundene Wohlstand dazu bei, raublustige Völker gerade in

diese Gegend zu ziehen. Einmal nach Europa gekommen, folgten die Völkerhorden im Allgemeinen der Wasserstraße der Donau und hielten sich südlich, wo ein milder Himmel, ein fruchtbarer Boden und die Aufspeicherungen des römischen Reiches sie anlockten. In den Kreuzzügen erfolgte eine Rück- oder Gegenströmung von Europa nach Kleinasien auf demselben Wege. Die Ueberbleibsel und Merkzeichen dieser Völkerzüge sind die vielen im südöstlichen Europa zusammengewürfelten Völkerschaften oder Nationalitäten. Da hier die Unruhe des schaarenweisen Hin- und Herziehens länger dauerte, als anderwärts, und da ferner hier zwei allein seligmachende Haupt-Religionen sich im heftigen Glaubenseifer den Boden und die Herrschaft streitig machten, wuchsen nicht im Laufe der Zeit die verschiedenartigen Menschengruppen, wie es in den gesitteten westlichen Ländern Europa's der Fall war, zu höhern Einheiten unter dem ausgleichenden Einflusse staatlicher Kultur zusammen.

Darum sind der österreichische Staat und die Türkei ein mehr oder minder loses Konglomerat scheinbar naturwüchsiger Völker geblieben. Es kommt hinzu, daß die Regierungen beider genannten Staaten es sich nicht immer genug angelegen sein ließen, die fremdartigen Gruppen zu zivilisiren und sie durch das geistige Band der Kultur in einander zu schmelzen. Je roher die Menschen noch sind, desto mehr halten sie sich an das Sinnliche und Aeußerliche, achten die Vetterschaft der Abstammung und sondern sich nach Sprache, Brauch und Religion ab. Wie im Kleinen die einzelnen Menschen, Dörfer, Gaue und Stämme, so auch gruppiren sich abschließlich im Großen ganze Volksverbände. Wird dann gar von Außen auf irgend eine Weise das Selbständigkeitsgefühl in jene abgeschlossenen Gruppen getragen oder finden sie in andern Völkern eine Verwandtschaft heraus, die sie mächtiger anzieht, als der Staat, welcher es nicht vermocht hat, ihnen eine sogenannte „allgemein menschliche" Kultur einzupflanzen und sie auf diese Weise an das Staatsganze zu gewöhnen; so suchen sie sich vom betreffenden Staate, dessen Organisation sie nun nicht als Wohlthat, sondern als Plage und drückende Fessel empfinden, gewaltsam loszureißen, um entweder ein selbständiges Leben zu führen oder, wenn sie sich hierzu nicht stark genug fühlen, sich an die wahlverwandten Gemeinschaften anzulehnen. Der österreichische Staat ist mehr als einmal, gleich der Türkei, in Gefahr gekommen, in Nationalitäten aus einander zu fallen, weil er, anstatt sich zeitig durch Verbreitung moderner Bildung unter seinen Staatsangehörigen die Berechtigung der Existenz zu erwerben, mit seinem Regierungs-Systeme hinter der Zeitentwicklung zurückgeblieben war. Zwar ist kein Staat von

ewiger Dauer, und auch die meist fortgeschrittenen Staaten werden ihren Untergang finden; allein diese sind doch bestimmt, ihre Existenz so lange zu fristen, bis sie als Theile in einer höhern Einheit aufgehen, während der österreichische und türkische Staat umgekehrt in kleine Bestandtheile und scheinbar naturwüchsige Ansammlungen mehrmals zu zerbröckeln drohten.

Gegenwärtig ist in Oesterreich die Nationalitäten-Frage wieder an der Tagesordnung gewesen. Wenn sie der Regierung einige Schwierigkeiten bereitete, so war das also die Nachwirkung vergangener Zeiten und gleichsam die Sühne alter Fehler. Als die Reformation in Deutschland unaufhaltsam durchbrach, da lag es in der Hand der Habsburger Herrscher, vermittelst einer weltbewegenden Idee, wenn sie sich an die Spitze derselben gestellt hätten, Deutschland zu einigen, die Nationalitäten-Unterschiede an der Donau zu verwischen und ein festes Reich auf Grund eines neuen Prinzips zu stiften. Anstatt jedoch sich der Reformation zu bemeistern, über sie hinauszugehen und sie staatsmännisch zum Verschmelzungsmittel der getrennten Nationalitäten zu machen, verlegten sich die Habsburger Kaiser aufs fruchtlose, reine und rückhaltslose Bekämpfen derselben und bewirkten dadurch, daß sie mit individualisirend belebender Kraft in die einzelnen Stämme des weiten unter ihrem Szepter stehenden Reiches fuhr. Hätte ein Karl V., ein Ferdinand I., ein Maximilian II. oder Rudolph II. die Reformation so benützt, wie dieselbe der große Reichsadel zur Erwerbung seiner Unabhängigkeit zu benützen verstand, so würde weder die deutsche Zersplitterung, noch die Nationalitäten-Frage an der Donau entstanden sein. Sie hätten dann in Folge der Reformation wohl auch Kämpfe zu bestehen gehabt, allein diese hätten nur zur Hinwegräumung der partikularistischen Gelüste gedient. An das Aufkommen der Hohenzollern'schen Brandenburger wäre in diesem Falle nicht zu denken gewesen. Zugleich wäre Deutschland für Europa das Land der Initiative geblieben.

Zwar trat durch den Rückschlag des dreißigjährigen Krieges in den Nationalitäten überall — in Böhmen schon seit der Schlacht am weißen Berge 1620 — Erschlaffung ein; allein vom Neuen setzte der vorwärts treibende Geist von Europa in der ersten französischen Revolution seine ganze Kraft ein, um die Vereinigung der getrennten Gruppen herbeizuführen. Nun folgte neuer Rückschlag und neues Aufstreben. In diesem fortgesetzten Kampfe suchte sich die Reaktion dadurch die Herrschaft zu erhalten, daß sie die eine Nationalität gegen die andere hetzte. Kein Wunder, wenn die in Oesterreich neubelebten Sonderheiten ihre Kraft gegen

das Kaiserthum selbst zu kehren suchten. Freilich wollte Joseph II. seine nichtdeutschen Länder durch die deutsche Sprache germanisiren; doch die Sprache allein kann für einen in Sonderheiten gespaltenen Staat nicht das hinreichende Bindemittel abgeben. Daher bewirkte Joseph II. das Gegentheil von dem, was er wollte. Der bloße Schematismus rief den verletzten Nationalitäten-Schematismus wach und der Partikularismus wurde durch jenen wohlgemeinten Versuch gestärkt.

Woher rührt es aber, daß dessenungeachtet die Nationalitäten sich nicht vom österreichischen Kaiserhause zu emanzipiren vermocht haben? Der tiefere Grund liegt darin, daß sie bei ihrem Streben nach Vereinzelung in Widerspruch treten zum allgemeinen Zuge unserer Zeit, der nach Vereinigung geht. Sie sind meist konfuse Haufen, die außer der Naturwüchsigkeit und dem Schematismus der Sprachverwandtschaft kein höheres Bindemittel kennen. Die meisten von ihnen sind so gering an Zahl, daß sie offenbar kein selbständiges Leben zu führen vermögen. Dann sind sie auch wirr durcheinandergewürfelt. Allerdings machen die Slawenstämme die Hälfte des österreichischen Kaiserthums aus; allein auch sie sind einander, was auch die Slawenfreunde dagegen sagen mögen, in vieler Hinsicht fremd, nicht bloß der Religion, sondern selbst auch der Sprache nach. Was jedoch bei ihnen das Schlimmste ist, besteht in dem Umstande, daß sich in unserer demokratischen Zeit der Adel und die Geistlichkeit zu ihrer Regeneration vordrängen: zwei abgethane Stände, welche nothwendig die Nationalitäts-Bewegung, anstatt sie in ein heilsames Bett zu leiten, immer zum Scheitern bringen müssen — gerade so, wie es bei den vielen Aufständen in Polen der Fall gewesen ist. Dazu sind die Slawen nicht das fortgeschrittenste Element Oesterreichs, und die deutschen Ansiedlungen sind in Böhmen, Mähren, Kärnten, Krain, Steiermark so situirt, daß sie die slawischen gleichsam umlagern und einschließen.

In Oesterreich gibt es bei 34 Millionen Einwohnern, die in 19 Ländern wohnen, 18 Nationalitäten mit 20 Mundarten. Während, wie gesagt, die Slawen die Hälfte des Kaiserstaates ausmachen, bilden die Deutschen, Magyaren, Walachen, Italiener, Juden, Zigeuner, Armenier, Griechen, Klementiner, Osmanen, Franzosen u. s. w. die andere Hälfte. In dieser zweiten Hälfte wiegen die Deutschen nicht bloß durch ihre Zahl, sondern auch durch Bildung und Betriebsamkeit vor. Nach ihnen kommen die Magyaren am Meisten in Betracht. Gering an Zahl und sonstiger Bedeutung sind die Walachen und Bulgaren, indeß die Italiener, die vor den beiden Kriegen von 1859 und 1866 zahlreicher als die Magyaren

waren, gegenwärtig wenig Ausschlag bei Nationalitätsstreitigkeiten zu geben vermögen. Die Juden dagegen, über eine Million stark, schließen sich meistens den Deutschen an und zeigen kein Verlangen nach getrennter politischer Selbständigkeit. Die andern oben aufgezählten Nationalitäten aber verschwinden unter dem Gewicht der übrigen Völkerschaften.

Als das Habsburger Haus das bunte Gemisch von Völkern unter seine Herrschaft brachte, verfuhr es keineswegs anders, als die übrigen deutschen Dynastien, welche ja, wie bekannt, ebenfalls durch äußere Erwerbung ihre Macht zu vergrößern beflissen waren. So suchte sich das Hohenzollern'sche Haus in Polen und Lithauen, in Deutschland, Holland und der Schweiz Machtzuwachs zu verschaffen; ebenso setzte sich das sächsische Fürstenhaus auf den Königsthron in Polen, und von gleichem Streben geleitet, gelangten die Welfen in den Besitz der englischen Krone. Während die Unterwerfung Italiens ein Erbtheil der deutschen Kaiserwürde war, spornte die Habsburger zur Herrschaft über Ungarn und die sämmtlichen Völkerschaften längs der Donau die fortwährende Gefahr seitens des Erbfeindes der Christenheit an. Zudem zivilisirte die deutsche Herrschaft die rohen Volksstämme verhältnißmäßig und schützte sie nicht bloß vor den Polen und Türken, sondern auch gegen einander. Uebrigens galt im Mittelalter der Grundsatz, daß, wer den Grund und Boden besaß, auch Eigenthümer der darauf lebenden Menschen war. Somit war von dem heutzutage betonten Rechte der Nationalitäten keine Rede.

In Böhmen hatten zuerst die Bojer gesessen, und als diese von den Markomannen nach Baiern verdrängt worden waren, siegten über letztere die Longobarden. Dann bildete Böhmen (seit 526) einen Theil des thüringischen Reiches. Die Czechen sollen gegen 550 nach Böhmen eingewandert sein, und ungefähr um dieselbe Zeit mögen die Stammverwandten derselben sich in Mähren niedergelassen haben. Als 845 vierzehn böhmische Fürsten sich zu Regensburg hatten taufen lassen, erschien in Böhmen im Gefolge des Christenthums das Deutschthum. Denn während neben der czechischen Sprache für diplomatische Akte die lateinische Sprache gebraucht wurde, ward gleichzeitig auch die deutsche eingeführt. Für Germanisirung wirkten besonders deutsche Priester, deutsche Kriegsgefangene und eine deutsche Prinzessin, Namens Hemma von Sachsen. Seit dem 11. Jahrhunderte gestaltete sich immer entschiedener die czechische Sprache unter dem Einfluß der lateinischen und deutschen. Nachdem Prag, die damals volkreichste Stadt Deutschlands, wo der Hof seine Residenz genommen, unter Kaiser Karl IV. seinen Glanzpunkt erreicht hatte, machte sich bereits unter Wenzel, dem Sohne des eben genannten Kaisers, eine czechisch-

nationale Reaktion geltend: wodurch erzielt wurde, daß 1409 an der Universität bei allen Akten die böhmische Nation 3, die deutsche dagegen nur 1 Stimme erhielt. In der hussitischen Bewegung trat das nationale Element noch stärker hervor und steigerte sich im Hussitenkriege zum feindlichsten Gegensatze. Schon 1492 wurden Landtagsbeschlüsse in czechischer Mundart abgefaßt. Die erste czechische Bibel erschien 1488 zu Prag, der älteste czechische Druck überhaupt 1468. Im Anfange des 16. Jahrhunderts existirten mehrere czechische Druckereien, darunter die von Prag seit 1487. Unter der Regierung von Wladislaw II. gingen alle Verordnungen aus der Kanzlei in czechischer Sprache hervor, und ebenso fleißig wurde diese Sprache durch Rudolph II. gepflegt, der seinen beständigen Sitz in Böhmen aufschlug. Von der oben erwähnten Schlacht am weißen Berge bis auf Joseph II. (1780) gerieth in Folge der Niederlage des Protestantismus das Czechenthum in Verfall, dergestalt, daß die böhmischen Slawen in der ersten Hälfte des vorigen Jahrhunderts fast gar nicht mehr sich der czechischen Sprache beim Schreiben bedienten. Hauptsächlich die katholischen Geistlichen waren es, die hierauf das Czechenthum wieder anfeuerten. Wenn Joseph II. durch seinen Germanisirungs-Eifer Anstoß erregt hatte, so suchte er doch, indem er in der Universitäts-Bibliothek zu Prag Ziska's czechische Handschriften las, das nationale Vorurtheil mit sich zu versöhnen. Nach ihm folgten eine Menge Verordnungen, welche das Czechenthum begünstigten. So mußten an der Universität Prag die praktischen Uebungen in der Pastoraltheologie, Katechetik, Homilie, Predigt, im Krankenbesuch schon 1806 deutsch und czechisch abgehalten werden, hinsichtlich der Geburtshülfe in der Medizin galt ein Gleiches schon seit 1804, wozu 1810 die Weisung kam, daß der Dekan der medizinischen Fakultät des Böhmischen kundig sein müsse. Seit 1809 mußten in czechischen Orten die Protokolle czechisch mit nebenan stehender Uebersetzung angefertigt werden, und von den Regiments-Auditoren forderte der Hofkriegsrath 1811, daß sie entweder ungarisch oder eine der slawischen Mundarten verstehen sollten. In Bezug auf die damaligen 26 Gymnasien wurde 1816 eine ähnliche Bestimmung getroffen, wie früher hinsichtlich der Universität. Laut Verordnung vom 23. September 1816 sollte nur Derjenige als Präfekt oder Professor in czechischen oder gemischten Orten angestellt werden, der mit der czechischen Sprache vertraut sei. Verschiedene ähnliche Verordnungen in Betreff der juridischen, theologischen und medizinischen Hörsäle folgten. Auch wurde 1817 an den drei Gymnasien von Prag, ferner an denen von Budweis, Gitschin, Klattau, Teutschbrod, Bunzlau, Neuhaus, Pilsen, Slan, Pisek, Reichenau, Leitomischl, Leitmeritz

und Königgrätz czechische Grammatik und Stylistik eingeführt. Also pflegte die österreichische Regierung das Czechenthum und förderte es bis zum Jahre 1848, wo sie dasselbe als Hauptstütze der Reaktion gegen die Ungarn und Deutschen gebrauchte. Die Czechomanen hatten auf schlaue Weise sich hinter die Geistlichkeit und den großen böhmischen Adel gesteckt, um nicht den geringsten Verdacht aufkommen zu lassen, daß jemals dem Bestande des österreichischen Staates von ihrer Seite die leiseste Gefahr drohen könnte. Hierdurch wurde die Wachsamkeit der Regierung eingeschläfert. Letztere glaubte demnach nicht im Entferntesten, daß 1867 ein Slawen-Kongreß in Rußland tagen, und daß eine slawische Deputation jemals sich beikommen lassen würde, dem Beherrscher aller Reußen als dem Protektor der czechischen Nationalität ihre Aufwartung zu machen.

Die übrigen slawischen Nationalitäten Oesterreichs wurden zwar gleichfalls durch die Reformation, welche von Deutschland aus unter sie Missionäre schickte und in ihren eigenthümlichen Mundarten Bibeln und Gebetbücher schleuderte, individuell angeregt; allein unter allen diesen slawischen Gruppen konnten doch bloß die Böhmen, weil selbige verhältnißmäßig am Gebildetsten waren, und eine ziemlich kompakte Masse ausmachten, gefährlich werden. Der dreißigjährige Krieg brach in Böhmen aus.

Außer den Czechen sind für den Bestand des österreichischen Staates vorzüglich die Magyaren verderbenschwanger. Schon Prinz Eugen warnte in seinen politischen Briefen: man möchte es nicht dahin kommen lassen, daß aus den Ungarn Waldenser würden. Aber die Magyaren sind nur gefährlich, weil dort die Hauptstädte Pest und Ofen, sowie der große Grundbesitz auf das niedere, noch sehr ungebildete Volk viel Einfluß ausüben. Die magyarische Nationalität bildet in Ungarn nicht einmal die Mehrzahl. Hierüber hat Ludwig Eckardt in seiner sonst sehr schwach beschlagenen Broschüre: — „Nationalität oder Freiheit? Ideen zu einer geschichts-philosophischen Würdigung des begonnenen Weltkrieges“ (Wenigenjena 1859, 8°), — folgende treffende Betrachtung angestellt:

„Es ist der drolligste Widerspruch, wenn Diejenigen, welche Oesterreich auf Grund des Nationalitäts-Prinzips zertrümmern wollen, für ein selbständiges Ungarn schwärmen. Wir empfehlen denselben einige statistische Studien. Die Bevölkerung der ungarischen Kronländer vertheilt sich nach der Nationalität also:

Magyaren	Slawen	Deutsche	Romanen
4,500,000	(Slowaken, Ruthenen, Kroaten, Wenden, Serben, Bulgaren, Griechen, Morlaken) 5,200,000.	1,500,000. (Eine Zahl, die Deutschland nicht übersehen darf.)	2,200,000.

„Dazu kommen noch," fährt Eckardt fort, „350,000 Juden und 150,000 Zigeuner. Diesen runden Zahlen liegt eine Zählung von 1850 zu Grunde; sie dürften sich seither gleichmäßig gehoben haben *). Die Tabelle zeigt, daß ein selbständiges Ungarn nur ein Neu- oder Klein-österreich wäre; an die Stelle der Deutschen würde nur die Herrschaft der magyarischen Minderheit treten. Minderheit, sage ich; denn die magyarische Nationalität stünde nur mit 4,500,000 Seelen einer Zahl von 8,500,000 Seelen Anderer gegenüber. Der Magyare müßte sich mit dem Deutschen und Walachen verbinden, um sich nur im Innern des Landes gegen den Slawen nothdürftig zu behaupten, während dieser von West, Nord, Ost und Süden her auf den Ungar so lange drückte, bis seine Nationalität, die im Kampfe mit Oesterreich sich behauptete, endlich doch untergehen müßte. Dieser Fall würde noch beschleunigt, wenn Ungarn auch Galizien mit fast fünf Millionen Slawen an sich zöge."

So lange Ungarn bloß durch das lose Band der Personal-Union an Oesterreich gekettet ist, so lange läuft die österreichische Regierung Gefahr, dieses Land zu verlieren; denn je mehr sich die modernen Zustände entwickeln, desto unzeitgemäßer und haltloser wird jenes mittelalterliche Bindemittel. Die geschehene Königskrönung mag zeitweilig auf die große Menge ihren Eindruck nicht verfehlen; allein auf die Dauer ist damit nicht geholfen. Wenn es den Ungarn erlaubt ist, sich abgesondert von den übrigen Reichstheilen auf Grund ihrer eigenthümlichen und herkömmlichen Institutionen ein Eigenleben zu begründen, so muß mit mathematischer Gewißheit, obschon die übrigen Nationalitäten Ungarns für das Magyarenthum ein Bleigewicht und Gegengift sind, daraus doch allmählich ein Zwiespalt mit dem Reichsganzen und das Streben nach gänzlicher Losreißung vom Gesammtverbande hervorgehen. Will sich die Regierung, wie man glauben könnte, jenseits der Leitha auf die Magyaren, diesseits auf die Deutschen stützen, um die vielen Nationalitäten zusammenzuhalten, so mag dieser Nothbehelf zwar gut geheißen werden, allein er begründet weiter Nichts, als einen dualistischen Uebergangszustand, der, wenn er nicht zur Herstellung einheitlicher Staatszustände benutzt wird, zu einer heftigen Krisis führt.

Die Deutschen sind das eigentliche Zivilisations-Element Oesterreichs. Insofern ist die Ausweisung Oesterreichs aus dem deutschen Bunde und der Zerfall des letzteren für den österreichischen Staat sehr nach-

*) Nach der Zählung von 1857 betrugen die Magyaren 4,947,134 Köpfe. Sie können also jetzt höchstens 5,500,000 Köpfe stark sein.

theilig gewesen. Aus gleichem Grunde war der Gedanke richtig, mit dem ganzen österreichischen Staatenverbande in den deutschen Bund und Zollverein einzutreten. Die einschlägigen Abmachungen vom 2. Januar und 20. April 1852, sowie der Handels- und Zollvertrag zwischen Oesterreich und Preußen vom 19. Februar 1853, geschahen in der rechten Richtung. Denn vermittelst des innigen Zusammenhanges mit Deutschland wäre höhere Gesittung in Oesterreich eingeströmt und selbige hätte im geistigen und materiellen Verkehr zunächst durch die in Oesterreich lebenden Deutschen auf die übrigen Völkerschaften im einheitlichen Sinne eingewirkt. Durch den Wegfall der staatlichen Verbindung mit Deutschland aber ist vorsätzlich das Mittel, durch welches auf zivilisatorischem Wege über die Nationalitäten hinweg eine Einheit angebahnt werden konnte, von den Gegnern Oesterreichs zu beseitigen gesucht worden. Unverkennbar hat der Bismarck'schen Politik, die obendrein durch die Installirung Karls von Hohenzollern in Rumänien Oesterreich einen Pfahl in's Fleisch schlagen wollte, die Absicht zu Grunde gelegen, das Kaiserthum an inneren Nationalitäts-Zuckungen verenden zu lassen.

Indeß läßt sich Oesterreich denn doch nicht völlig isoliren. Dann aber auch kann der Nachtheil, in den es durch den Ausschluß aus Deutschland gestellt ist, sich in Segen verkehren, wenn die österreichische Regierung, über den Kopf des Nationalitäten-Standpunkts hinausgreifend, eine völlig zivilisatorische Politik einschlägt, welche Preußen und die andern Staaten weit hinter sich läßt. So lange als sie sich noch auf eine einzige oder ein paar Nationalitäten stützt, so lange kann sie sich nicht von der leidigen Nationalitäts-Frage und den aus derselben entspringenden Verlegenheiten losmachen. Wenn sie dagegen in ihrer Bedrängniß über den Nationalitäten-Standpunkt hinausgeht, überflügelt sie nicht bloß Preußen und gewinnt Einfluß in Deutschland unter dem Volke, sondern sie wird auch der Bahnbrecher der Zukunft und gelangt faktisch an die Spitze Europa's, das zu führen der österreichische Staat in sehr vieler Beziehung angethan ist. Werden erst die reichen Hilfsquellen entwickelt, welche Oesterreich in sich birgt, so wird dasselbe gar rasch und wunderbar sich aus seinen Niederlagen zu neuem und erhöhtem Glanze erheben.

Freilich darf, wenn die Rettung des Staates auf dem Spiele steht, keine Scheu vor radikalen Hilfsmitteln vorhanden sein. Die betretene konstitutionelle Bahn dient eher zur Besänftigung und Bepflästerung, als zur gründlichen Heilung. Es ist gut, daß sie eingeschlagen wurde, und es wird auch gut sein, wenn sie, *insoweit sie sich mit der Staatseinheit verträgt*, in Zukunft aufrichtig eingehalten wird.

Aber sie räumt das Auseinanderstreben der Nationalitäten viel zu langsam hinweg, um als einzig sicheres Rettungsmittel gelten zu können. Ja, das konstitutionelle Leben verstärkt sogar in mancher Hinsicht die Nationalitäts-Vorurtheile, da es nur die vorhandenen Zustände abzuspiegeln und dauerhaft zu machen pflegt. Gleichzeitig müssen daher tiefer greifende Hebel angesetzt werden.

Also kommt die Frage in Betracht: Wodurch können ganz gründlich und sicher die Nationalitäts-Vorurtheile beseitigt werden? Die Antwort ist ganz einfach die: Durch den mächtigen Ausgleich der Bildung und des Verkehrs. Hieraus folgt, daß die geistige und materielle Seite des Volkslebens sowohl durch die Aufhebung hemmender Schranken, als auch durch positives Zuhilfekommen auf's Höchste und Schleunigste gefördert werden muß. Das Konkordat, keiner Revision fähig, muß als ein Hohn auf den Menschengeist schlechthin fallen; die Erziehung der Jugend darf nicht in den Händen der Geistlichkeit bleiben, sondern muß den Fortschritten der Wissenschaft entsprechen, so daß sie tausendmal besser als die unter den Schulregulativen ausgeübte preußische wird. Behufs der Erziehung der Erwachsenen muß das unbedingte Vereins- und Versammlungsrecht, sowie eine vollständig freie, keiner Kaution, keinem Zeitungsstempel, keiner Konzession oder ähnlichen Hindernissen unterliegende Presse thätig werden. Der internationale Verkehr und die Niederlassung Fremder in Oesterreich muß aufs Sorgfältigste gepflegt, die Heirathen auf jede Weise erleichtert und ganz besonders die materielle Wohlfahrt, sowie geistige Hebung des niedern Volks, dessen nationale Vorurtheile unschädlich zu machen sind, in Angriff genommen werden. Um aber den Staat auch pekuniär zum Ausführen seiner zivilisatorischen Mission zu befähigen, ziehe man die Klöster- und Kirchengüter ein, die doch ohnehin gänzlich im schreienden Widerspruch mit der Rechtsanschauung und den ökonomischen Grundsätzen unserer Zeit stehen, und um die Geistlichkeit zu verhindern, aus Eigennutz an den Aberglauben des niedern Volks zu appelliren, lasse man die liegenden Gründe durch Errichtung von Assoziationen bloß dem armen, gemeinen Manne zu Gute kommen, so daß er an der Einziehung ein Interesse gewinnt. Auch gibt es sehr wirksame Mittel, die nationalitäten-freundlichen Edelleute zahm zu machen. Doch der Zweck unseres Buches kann bloß der sein, in dieser Beziehung Andeutungen zu geben.

In dem Widerstreite der Nationalitäten und bei der Unmöglichkeit, friedlich neben einander zu wohnen und sich auf der Grundlage des Hergebrachten zu einigen, kann allein die soziale Idee, welche über den

Adel und die Geistlichkeit, sowie über das sich abschließende Bürgerthum, also über die Elemente der Besonderheit und Individualisirung, glücklich hinausgreift, das Heilmittel bringen. Wenn aber die Nationalitäten ein subjektives Recht auf das Land, worauf sie sich festgesetzt und eingerichtet, zum Fortführen ihrer Sonderheiten zu haben behaupten, so dürfte sie die Völkerwanderung daran erinnern, daß das ganze jetzige Europa auf dem Rechte des Stärkern aufgebaut ist und daß man, woferne man eigensinnig bei diesem Rechte verharrt, nicht darüber zu klagen hat, wenn man auch das heiligste Besitzthum nur so lange behält, so lange als man es zu behaupten vermag.

Vierzehntes Kapitel.

Rußlands Verhältniß zum Nationalitäts-Prinzipe.

Ein so großes Reich, wie das russische, ist begreiflicherweise aus den fremdartigsten Bestandtheilen zusammengesetzt und bildet folglich keine reine Nationalität. Auf dem weiten Raume, über den es sich erstreckt, werden beinahe hundert Sprachen gesprochen. Die Indianer und Eskimos im nun verkauften russischen Nord-Amerika, die sibirischen Kirgisen, die Samojeden des archangelschen Gouvernements, die Nomaden des Kaukasus, die Kalmücken im astrachanischen Gouvernement und die Juden sind jedenfalls Elemente, welche sich vom Hauptstamme der russischen Macht sehr wesentlich unterscheiden. Nichtsdestoweniger ist sehr oft von der russischen Nationalität die Rede. Denn die russische Regierung ist bemüht, das Dutzend große Volksstämme, in welche Rußland zerfällt, in eine einzige Nation zu verwandeln. Die eigentlichen Russen selbst werden eingetheilt in die Kleinrussen, die Weißrussen, die Großrussen und die Nowgoroder, welche, obschon sämmtlich den Slawen beigezählt, doch wieder von einander unterschieden sind. Der Kernpunkt der russischen Nation liegt im Swjataja Rusj — im „heiligen" Rußland.

Seit Peter I. bezog die russische Politik, weit davon entfernt die russische Nationalität zu betonen, die zivilisirenden Kräfte für das noch verwilderte Reich über ein Jahrhundert aus Deutschland, Holland und Frankreich, und der russische Adel, welcher eigentlich die „Nation" repräsentirt, empfand bis auf den heutigen Tag eine große Vorliebe für das Ausländische des westlichen Europa's. Nachdem jedoch der Sieg über Napoleon Bonaparte das russische Nationalgefühl wachgerufen hatte, erstand

im Altrussischen, ähnlich wie in Deutschland, eine Reaktion gegen das eindringende Fremde. Nunmehr sollte es in Rußland bloß noch eine einzige Macht, eine einzige Religion, eine einzige Nation geben, und nach dem Tode Alexanders erklärte der Kaiser Nikolaus, ein großer Despot, die Nationalität bei seiner Thronbesteigung für eins der Fundamente des Staats. Hier tritt denn recht deutlich hervor, daß im Munde der Machthaber das Nationalitäts-Prinzip eine ganz andere Bedeutung hat, als im Munde gefühlseliger Kannegießer. Diejenige Staatsmacht, welche sich das halbe Europa und das halbe Asien unterjocht hat, stellt keine gelehrten Untersuchungen darüber an, ob die Völker, die sie ihrem Reiche hinzufügen will, sprachlich zusammen gehören, sondern sie unterwirft einfach dieselben und sucht sie dann, indem sie sie immer mehr unter ihre Autorität beugt, dem Staatsganzen zu assimiliren. Kann sie eine Stammverwandtschaft irgendwo entdecken, benützt sie dieselbe für ihre Eroberungspläne; kann sie es nicht, so hilft die Gewalt und List, die Bestechung und die Religion. Mögen die unterjochten Theile des russischen Reichs noch so verschiedenartig sein, haben sie doch ferner nur die russische Nationalität zu bilden. Denn hier macht die einheitliche Autorität die Nationalität aus.

Wenn aber die Unterthanen an ihre Nationalität glauben sollen, darf sich ihr beschränkter Unterthanenverstand nicht etwa daran stoßen, daß das Herrscherhaus selbst ursprünglich aus Fremden besteht. Auch dürfen sie sich in ihrem Patriotismus nicht dadurch stören lassen, daß die herrschenden Familien, unbekümmert um die Nationalität, fremde Heirathen eingehen. Denn zwischen den Herrschenden und den Beherrschten ist eine unsichtbare Linie gezogen, welche die Gränzscheide der Moral ausmacht.

Den russischen Staatsleuten ist, wie den andern, das Nationalitäts-Prinzip gerade soweit lieb und werth, als daraus für ihre Politik Nutzen gezogen zu werden vermag; tritt es dagegen der Staats-Raison in den Weg, wird es verletzt, bekämpft und verworfen. Während die Herrscher Rußlands eine Hauptsäule der heiligen Allianz waren und im Verein mit den Herrschern von Oesterreich und Preußen die demokratischen Regungen der Nationalitäten auf's Entschiedenste bekämpften, wurden sie dennoch nicht müde, im türkischen Reiche und an der Donau die Nationalitäten aufzustacheln. Die Anstiftung von Nationalitäten-Unruhen unter den Völkerschaften der Türkei und Oesterreichs gehört noch jetzt unter die Lieblingsbeschäftigungen der auswärtigen russischen Politik,

die zu diesem Zwecke eine Menge politischer Agenten unterhält. Denn die russische Regierung darf erwarten, daß die sich von Oesterreich und der Türkei etwa loswindenden Völkerschaften, weil selbige an sich zu unbeholfen und schwach sind, ihrer Zaubermacht anheimfallen. Das russische Geld, die griechische Religion und die slawische Stammverwandtschaft sind die untrüglichen Kennzeichen **dieser Nationalitäts-Politik.** Wenn dabei das unbedeutende „hellenische" Königreich fetirt oder eine andere fadenscheinige Nationalität etwas mit Vergrößerung gefüttert wird, so gleicht dieß Verfahren der Pflege jener Hausthiere, die durch Mast für's Schlachten vorbereitet werden. Die slawische und christliche Nationalitäten-Propaganda arbeitet demnach im Grunde für die russische Herrschaft!

Indeß sind die „Nationalitäten" von dem unglücklichen Wahne befangen, daß sie als selbständige Staaten zu existiren im Stande sind, während doch genau genommen die Lösung der Nationalitäten-Frage nichts Anderes ist, als die Theilung der schwachen Nationen unter die starken Großmächte. In welchem Sinne die russische Regierung die Nationalitäten-Lösung versteht, haben besonders die Magyaren und die Polen erfahren. Letztere getheilt und wiederholt unterworfen, erstere von russischer Uebermacht zur Treue gegen Oesterreich zurückgeführt, könnten in der That, wenn der jetzt grassirende Nationalitäten-Aberglaube Vernunft zuließe, den übrigen Patrioten als abschreckendes Beispiel dienen. Zudem sollte man doch erwägen, daß jetzt, wenn große Völker-Komplexe ihre Unabhängigkeit nur durch das System der stehenden Heere aufrecht erhalten, kleine unruhige Völker nicht dem vormundschaftlosen freien Leben entgegengehen können. Die russische Politik befördert wohl gelegentlich in Europa Revolutionen; aber sie rührt bloß das stille Gewässer auf, um desto ungestörter im Trüben zu fischen. Käme jedoch das sprachliche Kennzeichen der Nationalität, insofern es den geistigen Bau der Sprache betrifft, im großartigen Umfange zur Anwendung, so würde die russische Regierung sich zu beglückwünschen haben.

Denn sie würde dann über zwei Drittheile Europa's Ukas auf Ukas zu erlassen berechtigt sein. Auch ein Theil des norddeutschen Bundes würde mit solchem patriotischen Segen bedacht werden. Die Kosaken würden dann Breslau umschwärmen und die Kalmücken sich die Pelze in der Lausitz ausklopfen.

Fünfzehntes Kapitel.

Das Kennzeichen der Nationalität.

Es ist unmöglich zu bestimmen, welches das sichere äußere, stets zutreffende Merkmal der Nationalität sei. Die Abstammung ist es nur irrthümlich; denn erstens steht fest, daß dieselbe nirgends rein und ungemischt ist und zweitens verliert sie sich überall im undurchdringlichen geschichtlichen Dunkel. Gerade darum aber kann auch das Nationalitäts-Prinzip nicht praktisch ins politische Leben verpflanzt und an die Stelle des unhaltbar gewordenen sogenannten Gleichgewichts-Systems der heiligen Allianz gesetzt werden. Wenn Richard Böckh in seiner unlängst in Berlin erschienenen Broschüre die Sprache als das Kennzeichen der Nationalität betrachtet, so hat zwar eine derartige Aufstellung auf den ersten Blick viel Bestechendes; allein wenn man dieser Hypothese zu Leibe geht, erweist sie sich keineswegs als stichhaltig. Wir führen dagegen nur Folgendes an:

Wenn es irgend eine Nationalität gibt, so sind es anerkanntermaßen die Juden. Ungeachtet ihrer jahrhundertlangen, ja nach dem Jahrtausend zählenden Zerstreuung sind sie in den Augen der Völker, unter denen sie lebten, die Juden geblieben und haben sich selber als solche angesehen. Sie könnten sogar wegen ihres Alters den Adel unter den Nationalitäten beanspruchen. Gleichwol ist die Sprache keineswegs das Kennzeichen der jüdischen Nationalität. Im Gegentheil nahmen die Juden die Sprache des sie umgebenden Volkes an und hielten an dieser häufig mit großer Zähigkeit fest. So sprechen die Juden in Polen, Galizien und dem österreichischen Staate deutsch, sprechen das Hebräische nicht weil sie es gar nicht, oder schlecht gelernt haben, und bedienen sich folglich des Deutschen als ihrer Muttersprache. Ebenso erzählt Dr. Franz Sartori in seinem gelehrten Werke: „Historisch-ethnographische Uebersicht der wissenschaftlichen Kultur, Geistesthätigkeit und Literatur des österreichischen Kaiserthums" (Wien 1830), hinsichtlich der Israeliten im ersten Bande, Seite 335: „Auch für die türkischen Juden wurden in Wien Werke in der sogenannten gemischten, einer verdorbenen altspanischen, Sprache (Ladina) gedruckt. Diese Sprache verdankt ihr Dasein denjenigen Hebräern, welche in Tagen einer sehr rohen Unduldsamkeit vor dem Scheiterhaufen nach der Türkei flohen, und die spaniche Sprache, als ihre damalige Muttersprache, freilich wol in einer nun sehr ausgearteten Gestalt, bis auf die jetzigen Generationen

vererbten, während ihre Glaubensgenossen in Portugal sich vor ähnlichen Verfolgungen nach Holland, Frankreich und Italien retteten. Die morgenländischen Israeliten und jene in Holland, Italien und Frankreich hatten zwar schon längst Gebetbücher und Psalmen mit der sogenannten Ladina, doch die holländischen, französischen und italienischen Juden druckten diese Uebersetzungen in der Ladina nicht für eigenen Gebrauch, da sie die Landessprachen angenommen haben, sondern für die Juden in der Türkei und in den Barbareskenstaaten."

Bei den Juden also, der Nationalität der Nationalitäten, trifft das Kennzeichen Richard Böckh's nicht zu; bei ihnen war die Religion und die mit der Religion zusammenhängenden Sitten das innere Moment der Eigenthümlichkeit und Absonderung. — „Die polnischen Juden", sagt A. C. v. Holsche in seiner „Geographie und Statistik von West-, Süd- und Neu-Ostpreußen" (Berlin 1800, Band I., Seite 261): „Die polnischen Juden hangen mehr an ihren Gebräuchen, als die Juden in andern Ländern, welche sich den Christen schon mehr genähert haben. Sie tragen alle lange Bärte, gehen schwarz gekleidet und verläugnen ihren Ursprung nicht, indem sie alle deutsch sprechen."

Aehnlich verhält es sich mit den Armeniern, einer gleichfalls sehr verbreiteten und alten Nationalität, bei welcher weder die Sprache noch die gleiche Religion das Erkennungszeichen sind. Verfasser dieses hat in London mit Armeniern verkehrt, deren Muttersprache das Französische war und die sich dessen ungeachtet ihrer armenischen Abstammung bewußt waren. „Im Innern von Kleinasien," berichtet Sartori, „ist der merkwürdige Fall eingetreten, daß in mehreren Städten die griechischen Einwohner ihre Religion behalten, dagegen ihre Sprache verloren haben, so daß sie den Gottesdienst in türkischer Sprache verrichten; doch sind ihre gottesdienstlichen Bücher, obschon in türkischer Sprache, doch mit griechischen Typen gedruckt. So auch einige Armenier." — Bei einem großen Theile der nordamerikanischen Neger ist das Englische die Muttersprache. Das sprachliche Kennzeichen kann die Mohren nicht weiß waschen.

Pickering (The races of man and their geographical distribution; by Charles Pickering, M. D., member of the United States' exploring expedition. By John Charles Hall, M. D., London, 1854, 8°) zählt sorgfältig die europäisirten, arabisirten und malaiisirten Negergruppen

auf. Diese sind noch Neger, sprechen aber gleichwol keine Negersprachen. Gleichermaßen sprechen die am Kap in Südafrika lebenden Hottentotten die Sprachen ihrer Herren, nämlich Holländisch und Englisch. In Batavia, wo Vertreter einer Menge Nationalitäten wohnen, ist die allgemeine Umgangssprache das Malaiische.

Es ist natürlich, daß ein jedes Kind zunächst die Sprache seiner Säug- und Warteamme lernt. Diejenigen Kinder nun, die zugleich mehrere Sprachen von vornherein gelehrt werden, würden zufolge der Theorie des sprachlichen Kennzeichens zugleich mehreren Nationalitäten angehören, was ein Widersinn wäre. Würde aber, was häufig bei Auswanderern vorfällt, ein Mensch seine Muttersprache mit einer andern vertauschen, so hätte er damit gleich einer sich häutenden Schlange, auch seine Nationalität gewechselt. Ein junger, von Holländern erzogener Kaffer adoptirt die holländische Sprache, gehört aber nichtsdestoweniger dem Kaffernstamme an, von dem man glaubt, daß er aus einer Mischung der Araber mit den Eingebornen Südafrika's hervorgegangen sei. Ebenso spricht ein junger Indianer, von Yankees erzogen, das Englische, bleibt aber dessenungeachtet der Nationalität nach eine Rothhaut. Wie jedoch mit den einzelnen Individuen, ebenso verhält es sich mit ganzen Völkern; denn die eine Sprache gestaltet ihren geistigen Bau häufig unter dem Einflusse einer andern. Um nur ein Beispiel namhaft zu machen, sei darauf hingewiesen, daß die lateinische Sprache, die ihrerseits von der keltischen beeinflußt wurde, auf den geistigen Ausbau der sämmtlichen modernen europäischen Sprachen eine große Einwirkung gehabt hat. Umgekehrt spricht man in China so viele verschiedene Sprachen, wie es große Provinzen gibt — und dennoch gehören fast alle diese nur einer einzigen Nationalität an. Die nicht von Sem, sondern von Ham abstammenden Kanaaniter, redeten das Phönizische, also gleichwohl eine semitische Sprache, während die am persischen Meerbusen ursprünglich seßhaften Elamiter und Elymäer, die doch zur semitischen Race gezählt werden, eine keineswegs semitische Sprache gebrauchten.

Diese Fälle enthalten jedenfalls einen vernichtenden Gegenbeweis für Richard Böckh's Aufstellung. Ferner ist nach Sulzer die walachische Sprache aus folgenden Bestandtheilen zusammengesetzt: 4/8 der Wörter sind lateinisch, 3/8 slawisch, 1/8 türkisch, gothisch und griechisch. Die Gesammtzahl der Walachen beträgt fünf Millionen Köpfe. Wäre nun die Sprache das untrügliche Zeichen der Nationalität, so könnten die Walachen, welche wieder in die Makedowlachen oder Kutzowlachen und die Mauro- oder schwarzen Wlachen zerfallen, wegen ihrer grellen Misch-

sprache gar nicht unter die Nationalitäten gezählt werden. Auch hat die Frage hinsichtlich ihres Ursprungs und ihrer Sprache zu verschiedenen Hypothesen Anlaß gegeben. Sie selber halten sich für Römer und nennen sich stolz Romani oder Rumeni. Aber Andere leiten sie von den Thrakiern, Andere von romanisirten Geten oder Daken, einem slavischen Volksstamme, her, und nach Andern sind sie Mischlinge, racen-gekreuzte Nachkommen von römischen Kolonisten, die theils unter Trojan nach Dakien, theils unter demselben und seinen Nachfolgern nach Makedonien, Thessalien und Romanien gekommen sind. Aber selbst wenn man sie von den Römern herleitet, kann man ihre Nationalität noch nicht fixiren; denn Eutropius berichtet ausdrücklich: Trajanus victa Dacia ex toto orbe romano infinitas eo copias transtulerat, womit Julianus übereinstimmt. Also: „Trajan hatte nach der Unterwerfung Dakiens aus dem ganzen römischen Reiche unendlich viele Soldaten dahin verpflanzt", so daß auch hiernach die Walachen als Sammelvolk aus dem über die ganze bekannte Erde verbreiteten römischen Reiche keine bestimmte Nationalität haben könnten. Dessen ungeachtet werden sie unter die Nationalitäten gezählt und machen sogar der Zahl nach eine sehr hübsche Nationalität aus.

In Ungarn wird magyarisch, slawisch, serbisch, deutsch, neugriechisch, walachisch, armenisch, zigeunerisch u. s. w. gesprochen. Somit gibt es daselbst, sprachlich betrachtet, viele Nationalitäten. Die stärkste darunter bilden die Magyaren. Aber auch sie besitzen keine reine Sprache, da erweislich in dieselbe seit Ludwig dem Großen (1348) viele italienische, nachher sogar türkische Wörter übergingen. Nach dem Untergange des siebenbürgischen Fürstenhauses, welches die magyarische Sprache als Hof- und amtliche Sprache gebrauchte, verloren sich die altungarischen Sitten, und die Sprache der Magyaren fing an sich zu vermischen. Freilich hat die magyarische Sprache viele Eigenthümlichkeiten bewahrt, die auf die Verwandtschaft mit den Petschenegen, Chazaren, Uzen, Polowzen, Awaren haben schließen lassen; allein wer will beweisen, daß sie von einer eignen Ursprache herkommt, worin die semitischen und finnischen Sprachen noch als Töchter gelebt haben? In die polnische Sprache haben sich gleichfalls viele italienische, türkische und anderweitige Ausdrücke eingebürgert.

Noch sonderbarer steht es um die bulgarische Sprache. Denn diese besitzt einen Artikel, der wie der walachische und albanesische hinten angehängt wird. Obschon sie ein slawischer Dialekt sein soll, hat sie doch alle sieben slawischen Casus eingebüßt und ersetzt dieselben nach italienischer und

auf. Diese sind noch Neger, sprecher … sche Materie in albanesi-
chen. Gleichermaßen sprechen die o … s angenommen, daß die
tentotten die Sprachen ihrer Herr … nd Tartaren sind und
In Batavia, wo Vertreter einer … teren abgestoßen …
allgemeine Umgangssprache das … en“ hat. A…

Es ist natürlich, daß ein … wenn die
und Warteamme lernt. Diese … ndern
von vornherein gelehrt wer … ng
Kennzeichens zugleich me … deres
wäre. Würde aber, v … x-sten Potenz!!!
seine Muttersprache … es, Feststehendes, Unwandelba-
einer sich häutende … lohnte es sich kaum der Mühe, so viel
junger, von Holl … , denn ihr Gehalt würde dann unter der
gehört aber nic … in eitel Schaum und Luft zerrinnen — wie es
glaubt, daß e … all ist. Die Sprache dagegen, die das Kennzeichen
Südafrika's … abgeben soll, steht zu der letztern in dem Widerspruche,
von Yank … als Ausdruck des Erdgeistes, der sich auf die verschiedenste
tionalitä … manifestirt, in ewiger Wandlung begriffen ist. Darum haben wir
ebenso … alte und neue, lebende sowie halb- und ganz-todte Sprachen. Folglich
stalte … ist die Sprache ganz ungeeignet, das Kennzeichen der Nationalität ab-
nur … zugeben. Sie ist die unendliche contradictio in adjecto!
lo …

Und wer will beweisen, wann und wie eine Sprache entstanden ist? Nehmen wir nur eine uns nahe liegende Nationalität — die italienische. Der Mann soll in der That erst noch geboren werden, der da aufzuzeigen versteht, in welchem Jahrhunderte die italienische Sprache und somit die italienische Nationalität in's Dasein trat. Das klassische Latein, von dem viele Wörter und Wendungen später durch Gelehrte der italienischen Sprache eingeimpft worden sind, war nur Schrift- und Umgangssprache der Gebildeten Roms. Welchen Einfluß auf dasselbe das Griechische ausgeübt hat, lassen wir hier dahingestellt sein. Aber südlich von Rom wurde das Oskische, nördlich das Umbrische gesprochen, von welchen beiden Sprachen noch Inschriften vorhanden sind (z. B. die sieben großen Kupfertafeln, die 1444 zu Eugubium in einem unterirdischen Gewölbe entdeckt wurden, und die 1822 aufgefundene perusinische Handschrift). Da besonders das Tuskische oder Etrurische, welches die umbrische Schrift beeinflußte, sich wesentlich vom Latein und vom Griechischen unterschied, ja auch mit der orientalischen Schreibweise von der Rechten zur Linken verknüpft war, so setzt sich, da dasselbe bei der Entstehung der italienischen Sprache doch mitgewirkt hat, zufolge der Theorie des sprachlichen

...chens die italienische ... ligion besteht, läßt sich so leicht
...zusammen und ... ...rt verloren zu werden braucht.
...inheit. Oder ... ...t und dasselbe sprachlich ver=
...nzösischen ... ...nau hinsichtlich der Slawen
...es hinsich... Nationalitäten zersplittert
...cht fix... ...n sich dort als andere
...läß... ...ammedaner als andere
... ...das kyrillische, gla=
...wu... ...Scheidung der Be=
man mindes... ...hen und Kroaten
...cher und **politischer** Na... ...nn wieder aus
weil unsere Sprachforscher ... ...und die Grie=
befangen — häufig schlechte Politici ... etwa ein
weil es anerkanntermaßen politische N... ...n Binde=
gibt, die sich mehr als einer Sprache bedienen. ...ch und
politische Nationalität sind die Schweizer, die deutsch, französisch, ital... ...tät,
rumänisch und ladinisch sprechen. Man hätte nun wegen des mangel... ...ne=
Kennzeichens zweierlei Nationalitäten, und somit diente dieses Kennzeichen ...t
Sprache doch nicht für alle Fälle. Eine Hypothese aber, die die Sache nicht
vereinfacht, sondern sie erschwert und verwickelt, ist nicht viel werth.

Weiter. Der Elsaß bildet mit Frankreich zusammen eine und die=
selbe politische Nationalität, denn die Elsässer sind gute Franzosen ge=
worden. Gleichwohl sprechen die gemeinen Leute im Elsaß den alleman=
nischen Dialekt der deutschen Sprache. Folglich würde auch hier die po=
litische Nationalität mit der sprachlichen nicht übereinstimmen. Ein Glei=
ches gilt für England, Belgien, die vereinigten Staaten Nordamerika's
und viele andere Länder. Preußen freilich ist es nicht gelungen, mit der
politischen preußischen Nationalität die sprachliche der Polen und der
Deutschen zu decken. Aber deßwegen kann noch lange nicht die Sprache
als das untrügliche Kennzeichen der Nationalität gelten. Deutschland

---

*) Die Hypothese, wonach die Sprache die Nationalität bestimmt, steht auch im Widerspruch mit den Rechtsanschauungen vieler Nationen. So wird ein Fremder, mag er die Landessprache sprechen oder nicht, nach siebenjährigem Aufenthalte in England naturalisirt, während die im Auslande geborenen Kinder von englischen Staatsbürgern Engländer bleiben, auch wenn sie sich der englischen Sprache nicht als ihrer Muttersprache bedienen. Gesetzlich hängt also die Nationalität nicht von der Sprache ab. Auch nach preußischem Begriffe macht nicht die Sprache, sondern das preußische Landrecht die posen'schen Polen zu Preußen.

nzeichens die italienische [illegible] eligion besteht, läßt sich so leicht
en zusammen und n [illegible] Wort verloren zu werden braucht.
Einheit. Oder [illegible] ein und dasselbe sprachlich ver-
französischen [illegible] Donau hinsichtlich der Slawen
ißt es hinsi [illegible] ne Nationalitäten zersplittert
nicht f [illegible] ten sich dort als andere
gen [illegible] ohammedaner als andere
w [illegible] wie das kyrillische, gla-
[illegible] Scheidung der Be-
[illegible] rechen und Kroaten
man min [illegible] dann wieder aus
cher und **politische** [illegible] Sind die Grie-
weil unsere Sprachfors [illegible] cht etwa ein
befangen — häufig schlechte Poli [illegible] sein Binde-
weil es anerkanntermaßen politisch [illegible] Ach und
gibt, die sich mehr als einer Sprache bedie [illegible] alität,
politische Nationalität sind die Schweizer, die deutsch, französisch [illegible] ch ne-
rumänisch und ladinisch sprechen. Man hätte nun wegen des mange [illegible] ität
Kennzeichens zweierlei Nationalitäten, und somit diente dieses Kennzeichen be [illegible] che
Sprache doch nicht für alle Fälle. Eine Hypothese aber, die die Sache nicht [illegible]
vereinfacht, sondern sie erschwert und verwickelt, ist nicht viel werth.

Weiter. Der Elsaß bildet mit Frankreich zusammen eine und dieselbe politische Nationalität, denn die Elsäßer sind gute Franzosen geworden. Gleichwohl sprechen die gemeinen Leute im Elsaß den allemannischen Dialekt der deutschen Sprache. Folglich würde auch hier die politische Nationalität mit der sprachlichen nicht übereinstimmen. Ein Gleiches gilt für England, Belgien, die vereinigten Staaten Nordamerika's und viele andere Länder. Preußen freilich ist es nicht gelungen, mit der politischen preußischen Nationalität die sprachliche der Polen und der Deutschen zu decken. Aber deßwegen kann noch lange nicht die Sprache als das untrügliche Kennzeichen der Nationalität gelten. Deutschland

---

*) Die Hypothese, wonach die Sprache die Nationalität bestimmt, steht auch im Widerspruch mit den Rechtsanschauungen vieler Nationen. So wird ein Fremder, mag er die Landessprache sprechen oder nicht, nach siebenjährigem Aufenthalte in England naturalisirt, während die im Auslande geborenen Kinder von englischen Staatsbürgern Engländer bleiben, auch wenn sie sich der englischen Sprache nicht als ihrer Muttersprache bedienen. Gesetzlich hängt also die Nationalität nicht von der Sprache ab. Auch nach preußischem Begriffe macht nicht die Sprache, sondern das preußische Landrecht die posen'schen Polen zu Preußen.

französischer Manier durch Präpositionen. „Slawische Materie in albanesischer Form!" ruft Sartori aus. Es wird deßhalb angenommen, daß die Bulgaren ein Gemisch aus Slawen, Rumänen und Tartaren sind und „sich die Sprache der erstern an denen der zwei letzteren abgestoßen und fremdartige Elemente in sich aufgenommen" hat. Also haben wir es mit einer Nationalität zu thun, die sich, wenn die Sprache das sichere Kennzeichen der Nationalität ist, aus drei andern Nationalitäten gebildet hat, wozu noch fremdartige Elemente hinzugekommen sind. Das heißt das Unbekannte durch etwas und noch anderes Unbekanntes erklären! X in der dritten Potenz plus X in der x-sten Potenz!!!

Die Nationalität soll etwas Haftendes, Feststehendes, Unwandelbares sein; wäre sie es nicht, so verlohnte es sich kaum der Mühe, so viel Aufhebens von ihr zu machen, denn ihr Gehalt würde dann unter der Zersetzung des Kritikers in eitel Schaum und Luft zerrinnen — wie es auch wirklich der Fall ist. Die Sprache dagegen, die das Kennzeichen der Nationalität abgeben soll, steht zu der letztern in dem Widerspruche, daß sie als Ausdruck des Erdgeistes, der sich auf die verschiedenste Weise manifestirt, in ewiger Wandlung begriffen ist. Darum haben wir alte und neue, lebende sowie halb- und ganz-todte Sprachen. Folglich ist die Sprache ganz ungeeignet, das Kennzeichen der Nationalität abzugeben. Sie ist die unendliche contradictio in adjecto!

Und wer will beweisen, wann und wie eine Sprache entstanden ist? Nehmen wir nur eine uns nahe liegende Nationalität — die italienische. Der Mann soll in der That erst noch geboren werden, der da aufzuzeigen versteht, in welchem Jahrhunderte die italienische Sprache und somit die italienische Nationalität in's Dasein trat. Das klassische Latein, von dem viele Wörter und Wendungen später durch Gelehrte der italienischen Sprache eingeimpft worden sind, war nur Schrift- und Umgangssprache der Gebildeten Roms. Welchen Einfluß auf dasselbe das Griechische ausgeübt hat, lassen wir hier dahingestellt sein. Aber südlich von Rom wurde das Oskische, nördlich das Umbrische gesprochen, von welchen beiden Sprachen noch Inschriften vorhanden sind (z. B. die sieben großen Kupfertafeln, die 1444 zu Eugubium in einem unterirdischen Gewölbe entdeckt wurden, und die 1822 aufgefundene perusinische Handschrift). Da besonders das Tuskische oder Etrurische, welches die umbrische Schrift beeinflußte, sich wesentlich vom Latein und vom Griechischen unterschied, ja auch mit der orientalischen Schreibweise von der Rechten zur Linken verknüpft war, so setzt sich, da dasselbe bei der Entstehung der italienischen Sprache doch mitgewirkt hat, zufolge der Theorie des sprachlichen

Kennzeichens die italienische Nationalität wieder aus verschiedenen Nationalitäten zusammen und man gelangt folglich zu keiner Bestimmtheit, zu keiner Einheit. Oder kann Jemand etwa den genauen Anfang der englischen, französischen und deutschen Sprache angeben? Usus est tyrannus, heißt es hinsichtlich der Sprache, aber sie ist ein solcher Tyrann, der sich nicht fixiren, nicht in die spinnegeweblichen Fesseln der Nationalität einengen läßt *).

Wäre aber wirklich die Sprache das Kennzeichen der Nationalität, so wäre damit doch wenig geholfen; denn dann müßte man mindestens einen Unterschied zwischen sprachlicher und **politischer** Nationalität machen, nicht sowol weil unsere Sprachforscher — in grauer Theorie befangen — häufig schlechte Politici sind, als vielmehr weil es anerkanntermaßen politische Nationalitäten gibt, die sich mehr als einer Sprache bedienen. Eine solche politische Nationalität sind die Schweizer, die deutsch, französisch, italienisch, rumänisch und ladinisch sprechen. Man hätte nun wegen des mangelhaften Kennzeichens zweierlei Nationalitäten, und somit diente dieses Kennzeichen der Sprache doch nicht für alle Fälle. Eine Hypothese aber, die die Sache nicht vereinfacht, sondern sie erschwert und verwickelt, ist nicht viel werth.

Weiter. Der Elsaß bildet mit Frankreich zusammen eine und dieselbe politische Nationalität, denn die Elsässer sind gute Franzosen geworden. Gleichwohl sprechen die gemeinen Leute im Elsaß den allemannischen Dialekt der deutschen Sprache. Folglich würde auch hier die politische Nationalität mit der sprachlichen nicht übereinstimmen. Ein Gleiches gilt für England, Belgien, die vereinigten Staaten Nordamerika's und viele andere Länder. Preußen freilich ist es nicht gelungen, mit der politischen preußischen Nationalität die sprachliche der Polen und der Deutschen zu decken. Aber deßwegen kann noch lange nicht die Sprache als das untrügliche Kennzeichen der Nationalität gelten. Deutschland

*) Die Hypothese, wonach die Sprache die Nationalität bestimmt, steht auch im Widerspruch mit den Rechtsanschauungen vieler Nationen. So wird ein Fremder, mag er die Landessprache sprechen oder nicht, nach siebenjährigem Aufenthalte in England naturalisirt, während die im Auslande geborenen Kinder von englischen Staatsbürgern Engländer bleiben, auch wenn sie sich der englischen Sprache nicht als ihrer Muttersprache bedienen. Gesetzlich hängt also die Nationalität nicht von der Sprache ab. Auch nach preußischem Begriffe macht nicht die Sprache, sondern das preußische Landrecht die posen'schen Polen zu Preußen.

zerfiel in seine staatlichen After-Nationalitäten, gerade als und obgleich es eine einheitliche Sprache erlangt hatte.

Wenn Adelung und Vater 1817 die Zahl der auf der Erde gesprochenen Sprachen auf 3064 veranschlagt, A. Balbi dagegen die Menge der bekannten Sprachen auf 2,000 reduzirt und zwar in seinem ethnographischen Atlas, dieselben noch vermindernd, 860 eigentliche Sprachen mit ungefähr 5,000 Dialekten nachzuweisen versucht hat, so ist man doch erst auf die rechte Fährte gerathen, als man, gestützt auf die allgemein sprachwissenschaftlichen Forschungen, die sämmtlichen Sprachen unter **drei große Abtheilungen** brachte. Bei dieser Vereinfachung aber entscheidet gerade der **geistige Bau** der Sprachen. Dem gemäß zerfallen die Sprachen 1. in isolirende, aus einsylbigen, unveränderlichen Wurzeln bestehende, bei denen, wie z. B. im Chinesischen, die Grammatik beinahe weiter Nichts als die Syntax oder die Zusammenstellung der Wortwurzeln enthält; 2. in Flexions-Sprachen, bei denen die Worte durch innere Veränderungen behufs des Gedankenausdrucks den Sinn wechseln, und 3. in Agglutinations-Sprachen, die, zwischen den beiden genannten Gattungen vermittelnd, bloß gewisse, die Begriffsbeziehungen ausdrückende Wurzeln an die Begriffswurzeln ansetzen und durch diese Hinzufügung die Worteinheit hervorbringen. Schon aus dem Umstande, daß die Agglutinations- oder anleimenden Sprachen von den isolirenden zu den Beugungs-Sprachen den Uebergang bilden, läßt sich unschwer ersehen, daß die Flexions-Sprachen sich aus den isolirenden erst entwickelt haben und **daß folglich den sämmtlichen Sprachen, gleich dem menschlichen Denken, dem sie zum Ausdruck dienen, Einheit zu Grunde liegt. Somit entscheidet der geistige Bau der Sprachen, auf den man sich doch beruft, gegen die Nationalitäten-Lehre!!!** Selbst wenn man an den drei großen Abtheilungen festhält und sie nicht als zusammengehörige Entwicklungsstufen betrachtet, so fallen mit Ausnahme der Magyaren und Türken, die agglutinirende Sprachen besitzen, die sämmtlichen Bewohner Europa's unter den geistigen Einheitsbau der Flexions-Sprachen, so daß von diesem sprachlichen Standpunkte aus das Geltendmachen der Nationalitäts-Unterschiede ein purer Unsinn ist!!!

Ist jedoch die Sprache nicht das untrügliche Kennzeichen der Nationalität und zwar auch selbst dann nicht, wie oben gezeigt wurde, wenn man nur ihren geistigen Bau im Allgemeinen in Betracht zieht, wodurch doch der Hypothese für ihre Anwendung der weiteste Spielraum gelassen wird: worin anders soll dann das Kennzeichen der Nationalität beste-

hen? Daß dasselbe nicht in der Religion besteht, läßt sich so leicht nachweisen, daß darüber hier kein Wort verloren zu werden braucht. Nur so viel sei erwähnt, daß öfters ein und dasselbe sprachlich verwandte Volk sich, wie es z. B. an der Donau hinsichtlich der Slawen der Fall ist, durch die Religion in verschiedene Nationalitäten zersplittert fühlt. Die griechisch-katholischen Slawen fühlten sich dort als andere Nationalität denn die römisch-katholischen, die Mohammedaner als andere denn die Christen, und die alte Kirchensprache, sowie das kyrillische, glagolitische und lateinische Alphabet spielten bei der Scheidung der Bevölkerung in Nationalitäten eine große Rolle. Die Czechen und Kroaten verwandelten sich aus Katholiken in Protestanten und dann wieder aus Protestanten in Katholiken. Und was sind die Hellenen? Sind die Griechen inner- und außerhalb des türkischen Halbmondes nicht etwa ein buntes Gemisch aus allerlei Volk, das, weil die Religion sein Bindemittel ausmacht, über die Unterdrückung seiner Nationalität Ach und Weh ruft? Demnach würde die sprachliche Nationalität, wenn es in Wirklichkeit eine solche gäbe, wohl auch neben sich noch eine wechselhafte religiöse Nationalität dulden müssen und auch insofern nicht das untrügliche Kennzeichen für die Nationalität im Allgemeinen sein. Die Schwierigkeiten also würden sich vermehren, die Fälle sich verwickeln und zuletzt bliebe doch Alles beim Alten. Zudem hat man auf Entdeckungsreisen Völker aufgefunden, die gar keine Religion besaßen!

Der Volksname ist gleichfalls ein trügerisches Kennzeichen der Nationalität. So ist z. B. der Name Ungarn sowie der Namen Zinzaren, ein Spitzname, gleichwie die Deutschen von den Ungarn und Slaven Njemetz oder Nemet genannt werden. „Aber aller Stolz eines Volkes“ sagt Jordan in seinem Buche: „Slawen, Russen, Germanen“ (Leipzig 1843), „alle seine erhebende Begeisterung knüpft sich an den angeborenen, angestammten National-Namen; mit diesem ist die Nationalität und die Nation selbst verwachsen, sein Glanz gibt ihr Glanz, sein Fall stürzt sie unrettbar in das Verderben. Der National-Name ist das größte Gut, die kostbarste Perle, das einzige große Erbe, welches ein Volk aus jedem Sturm der Weltereignisse retten kann, ja retten muß, soll es nicht moralisch und somit physisch vernichtet sein.“ Doch der zitirte Autor fährt sogleich fort: „Und das haben die Illyrier übersehen, oder wenigstens viel zu gering angeschlagen, und damit einen Fehler begangen, der ihnen bereits jetzt Hindernisse auf Hindernisse in den Weg thürmt und ihnen in Ewigkeit die gehoffte Frucht ihrer so edeln, so wahrhaft bewunderswürdigen An-

strengungen verbittern, wenn nicht gänzlich zu Nichte machen wird .... Und was ist das für ein Name „„Illyrier?““ Von einem fremden Zwingherrn gegeben dem Lande, das er unterjocht, ein Denkmal der Schmach und Erniedrigung der Völker, welche der Römer und später der ebenso herzlose Franzose knechtete“ . . . Der Name „Slowaken“ hatte sich lange Zeit verloren, bis er um die Mitte des 15. Jahrhunderts, als Giskra mit seinen Hussiten nach Oberungarn eingefallen war, wieder zum Vorschein kam. Wäre der Volksname maßgebend, so würde sich auch die slowakische Nationalität eine geraume Zeit hindurch verloren gehabt haben. Das slawische Volk der Winden nennt sich selbst Slowenzen. Die Walachen nennen sich Römer, ein arges Völkergemisch in der Türkei nennt sich Hellenen. Noch sonderbarer verhält es sich mit den Kroaten. Hier gibt es das alte „wahre“ Kroatien und das heutige „falsche“ neue Kroatien. Nach der Schlacht bei Mohacs (1526) nämlich ereignete es sich, daß die drei Komitate Zagrab, Kreuz und Warasdin, welche sich unter österreichischen Schutz stellten, den Namen Kroatien annahmen, obschon sie bisher den Hauptbestandtheil Slawoniens ausgemacht hatten. Dagegen nahmen die Komitate Pozsega, Syrmien, Valpo und Veröcze den Namen Slawonien an. Die alten „wahren“ Kroaten aber saßen in Dalmatien, das ihnen der Kaiser Heraklius (620—639) zum Wohnsitze angewiesen hatte. Und wie weit reicht Deutschland, wenn der Name die Nationalität bestimmt? Im Jahre 805 und 806 eroberte Karl der Große Böhmen, das von dieser Zeit an zu Deutschland gerechnet wurde. Otto der Große eroberte Böhmen von Neuem. Unter Friedrich Barbarossa (1152) erscheint der König von Böhmen als Erzschenk, als deutscher Wahlfürst. 1290 wurde er in beiden Eigenschaften bestätigt. In der Folge wurden mehrere böhmische Könige zu deutschen Kaisern gewählt, und acht Jahrhunderte hindurch machte Böhmen von seiner Kurstimme Gebrauch. Auch hatten die Böhmen als Deutsche seit 1782 ein Präsentationsrecht beim deutschen Kammergerichte und betheiligten sich an demselben. Trotzdem legen die Czechen sich eine besondere Nationalität bei. Der Name Böhmen aber rührt von den Baiern oder Bojern her (Bojohemum, die Heimath der Bojer). — — „Die auf deutscher Erde wohnenden Slawen“, heißt es in Tebeldi's Broschüre: „Die Slawen im Kaiserthume Oesterreich“ — „kamen unter Otto dem Großen ausnahmslos unter deutsche Herrschaft. Damit nahmen sie die Sitten der Deutschen an. In Brandenburg, Pommern, Meißen, Mecklenburg, Holstein und Lauenburg germanisirten sich die Slawen in der Folge völlig. Ihre Germanisi-

rung war nirgend erzwungen. Sie war ein Werk der in den Slawen-Ansässigkeiten angelegten deutschen Bisthümer, Klöster und Schulen, sie war zuletzt ein Werk der Natur, welche überall hin nach Vereinfachung und Ausgleichung strebt. Sie war zufolge der Gesetze geschehen, welche aus den geflüchteten Bretagnern, den erobernden Normannen Franzosen, aus den Longobarden Italiener gemacht." — Die reinen „wahren" Deutschen würde man mit der Laterne des Diogenes suchen müssen! Also kann der Name für die Nationalität nicht bestimmend sein. Gleichwol gibt es viele solche Namen-Nationalitäten, die den sprachlichen und religiösen Nationalitäten würdig zur Seite treten.

Wenn aber weder die Sprache, noch die Religion, noch der Volksname das sichere Kennzeichen der Nationalität sein kann, ist es da vielleicht der geschichtlich nachgewiesene Ursprung? Daß der Ursprung den Nationalitäts-Freunden diesen Gefallen nicht zu leisten vermag, weil er sich im Dunkel verliert, ist bereits Eingangs dieses Kapitels gesagt, theilweise auch an einzelnen Beispielen schon erhärtet worden. Entweder hat es immer Menschen auf der Erde gegeben, was gar nicht unwahrscheinlich ist, obschon eine solche Annahme gegen das landesläufige Vorurtheil verstößt; oder die Menschen sind irgend einmal entstanden — wie Karl Vogt und Andere meinen, aus Affenveredelung hervorgegangen. In beiden Fällen läßt sich der eigentliche Nationalitäts-Ursprung nicht geschichtlich nachweisen. Denn im erstern Falle schiebt die Ewigkeit menschlicher Entwickelung dem neugierig tastenden Finger einen Riegel vor, und im andern Falle läßt sich nicht angeben — trotz des sprachlichen Kennzeichens nicht — wo der Affe aufhört und der Mensch anfängt, und welche verschiedenen Affenarten die Nationalitäten-Unterschiede hervorgebracht haben. Leitet aber die Religion die Entstehung der Menschen von einem einzigen Paare her, ist der Streit um den Ursprung der Nationalitäten — da wir alsdann genau genommen doch Alle bloß eine Nationalität besitzen — ebenso müßig, wie jener um Barbarossa's Bart. Zudem reicht die halbwegs zuverlässige Geschichtskenntniß nicht weiter als höchstens dritthalb tausend Jahre zurück, weil wir den heiligen Büchern der Religionen den Werth des Unbegreiflichen zugestehen müssen. Aus der Geschichte läßt sich darum kein zuverlässiger Aufschluß bezüglich der Nationalitäten schöpfen. — Können uns etwa die zähen Polen mittheilen, wann und wie Polen entstanden ist? Oder

wird der polnische Adel die slowakischen Mausefallenhändler als seine nahen Vettern anerkennen? — Bei so bewandter Sachlage wollen wir ein anderes Kennzeichen der Nationalität in Betracht ziehen!

Da sind denn noch die Sitten und Gebräuche zu berücksichtigen. Allein selbst diese sind kein niet- und nagelfestes Kennzeichen. Einestheils nämlich finden sich bei verschiedenartigen Völkern viele gleiche Gebräuche und Sitten, anderntheils sind sie, wie Jedermann aus seiner eignen Erinnerung wissen kann, dem Wechsel unterworfen. Auch bei den Nationalitäten gibt es Moden, und wenn sich nur erst dieser rastlose Maulwurf in die vornehmen Stände eingewühlt hat, zieht die Großmanns- und Nachahmungssucht, das Streben zu gefallen beim weiblichen Geschlecht und die Ehrliebe der Männer — sei es auch nur langsam und unvermerkt — die untern Stände ebenfalls in die Veränderung hinein. Aber die Gebräuche sind auch nicht deutlich genug, um Aufschluß über die Nationalität geben zu können. Läßt sich z. B. durch den Karneval und die ihm verwandten Narrenfeste auf eine und dieselbe Nationalität schließen? Sind die Völker, die ihre Todten verbrannt haben, alle gleicher Nationalität? Sind es diejenigen, die ihre Todten in der Erde verfaulen lassen? Die alten Lithauer hatten viele Gebräuche, die denen der Germanen ähnelten, und dennoch sollen beide nicht dieselbe Nationalität haben. Welcher Nationalität Kennzeichen ist das in England gebräuchliche Küssen unter dem mistle-toe? Und wie unbestimmt sind nicht die geschlechtlichen Sitten! Doch wir wollen uns mit Einzelheiten, welche trügerisch sein können, nicht aufhalten, da wir die Sitten und Gebräuche im Ganzen folgendermaßen über den Kamm scheeren dürfen. Die Sitten und Gebräuche hängen immer und überall mit der Religion und dem Rechte zusammen. Ihr Werth hinsichtlich der Bestimmung der Nationalität ist folglich an diese beiden gebunden. Daß die erstere nicht als Kennzeichen der Nationalität gelten kann, haben wir gesehen*). Vom Rechte wollen wir sofort sprechen.

Das Recht ist ebensowenig, wie die Sprache, etwas Feststehendes und Bleibendes. Es ändert sich, wie der Boden,

*) Zur Religion gehört genau genommen das Sagenhafte. Aehnliche Sagen lassen noch nicht auf gleichen Ursprung schließen; denn ein Zusammentreffen gleicher Naturereignisse, ähnlicher Großthaten und das Spiel der sich im Ganzen gleichen menschlichen Leidenschaften können bei ganz verschiedenen Völkern doch ähnliche Sagen hervorbringen, gleichwie umgekehrt die nämlichen Sagen durch Ausschmückung entstellt und ganz verschieden reproduzirt werden können. Ferner ist die Sage gleich der Religion übertragbar.

auf welchem ein Volk lebt, wie die Umgebung, in welcher es zubringt. Nicht das Recht macht das Eigenthum, das suum cuique, sondern umgekehrt aus dem Eigenthum geht das Recht hervor und es ändert sich mit den gesellschaftlichen Besitzverhältnissen. Das deutsche Recht zu Cäsars Zeit war anders als fünfhundert Jahre nachher, und wieder dieses war verschieden von dem deutschen Rechte ums Jahr 1000. Der Sachsenspiegel ist verschieden vom fränkischen Recht, und das ganze germanische Recht wird ums Jahr 1200 verdrängt vom römischen Rechte Justinian's. Ein absolutes, ein natürliches Recht gibt es ebensowenig bei den unzivilisirten, wie bei den zivilisirten Völkern. Das Recht der Habe, die nicht sengt und brennt, macht bei fortschreitender Entwicklung überall dem Rechte der beweglichen Habe Platz. Das Naturrecht ist somit eine Fiktion. In Folge dieses Wechsels können zwei ganz verschiedene Völker zwei ganz analoge Rechtserscheinungen haben, wie es z. B. hinsichtlich des Lehensrechts und der Sklaverei der Fall gewesen ist. Darum kann das Recht die Nationalität nicht bestimmen, sondern umgekehrt ändert das Volk den Anschauungen der jeweiligen Zeitperiode gemäß immer und ewig sein Recht. Bisweilen aber ist auch den Nationalitäten das Recht, welches sie gerade besaßen, vom Eroberer durch ein anderes vertauscht worden. So führten die preußischen Könige 1797 in Polen das preußische Recht ein, ohne daß gerade die Polen deßhalb den Anspruch, eine besondere Nationalität zu bilden, aufgegeben hätten. Nachdem sich die Armenier 1726 in Szamos-Ujvar und 1738 in Elisabethstadt niedergelassen hatten wurden beide Städte von Karl VI. zu privilegirten Märkten erhoben, Hier zogen sich nun, wenn auch manche in andern Ortschaften blieben die meisten ihrer über Ungarn zerstreuten Landsleute zusammen. Nach Lemberg in Galizien sollen die Armenier durch den Gründer dieser Stadt, Leo Danilowitsch, 1280 gebracht worden sein. Seit jener Zeit genossen sie daselbst ihr eignes Recht und hatten ihren besondern Magistrat. Als aber der polnische König Kasimir III. Lemberg eingenommen hatte, pflanzte er neben die Armenier Deutsche, die nun ihrerseits einen Magistrat nach Magdeburger Recht besaßen. Somit konnte in diesem Falle das Recht als Kennzeichen der Nationalität dienen. Allein Kaiser Joseph II. vereinigte 1780 beide Magistrate, wodurch das Recht aufhörte, Kennzeichen der Nationalität zu sein.

Jetzt wäre noch die Körperbeschaffenheit als Kennzeichen der Nationalität übrig. Die Hautfarbe, das Haar, die Augen, die Zähne, die Nase, das Kinn, der Hals, der ganze Kopf- und Knochenbau, sowie die durchschnittliche Größe mögen hin und wieder für genaue Kennzei-

chen der Nationalität passiren. Allein auch sie sind nicht untrüglich. Die Lithauer und Kelten glichen in vieler Hinsicht den Germanen, wenn sie nicht gar identisch waren, obschon sie als verschiedene Nationalitäten aufgefaßt werden. Doch dem sei wie ihm wolle. Das Aussehen von den Voreltern der Deutschen wird durch Tacitus sehr genau beschrieben; ebenso durch Cäsar. Wir gelten für die Nachkommen jener alten Bärenhäuter. Wie kommt es nun, daß die durchgängig blauen Augen der Germanen bei ihren sogenannten Nachkommen nicht mehr so häufig zu finden sind? Wo sind jene blonden Haare, aus denen sich die koketten Römerinnen Chignons machten, auf einmal hingekommen? Wie geht es zu, daß wir keine riesige Körpergröße mehr besitzen? Und doch heißen wir Deutsche! Aber der Aufschluß hierzu findet sich nicht bloß in der Aenderung der Nahrungsmittel, in der Annahme neuer Sitten und in der Verbesserung des Landes durch Austrocknen der Sümpfe und durch Anbau des Bodens, sondern wol auch in den Bruchstücken, die wir noch von einem griechischen Satyriker besitzen, nämlich: „Jedermann kennt seine Mutter, aber Niemand kennt seinen Vater!“ — Folglich kann auch das Physische nicht als völlig zutreffendes Merkmal der Nationalität angenommen werden.

Wir haben nun die Sprache, die Religion, den Volksnamen, den geschichtlichen Aufschluß, die Sitten und Gebräuche, das Recht und die physische Beschaffenheit, kurz Alles betrachtet, was als sicheres Kennzeichen der Nationalität gelten könnte. Wir haben aber gleichwol gefunden, daß keiner dieser Faktoren geeignet ist, die Nationalität zu fixiren. *Daraus sind wir den Schluß zu ziehen berechtigt, daß alle Diejenigen schlechte Politiker sind, welche mit Nationalitäten wie mit bestimmten und bekannten Größen rechnen. Der Glaube an die Nationalität des Volkes ist Gefühlseligkeit und Aberglaube.* Er hat bewirkt, daß die Volksführer, welche sich ihm hingaben, von der Reaktion überflügelt und zu Schanden gemacht worden sind. Er ist die gehäutete Ueberlieferung der mittelalterlichen Zustände mit ihren Besonderheiten. Die Reaktion weiß solchen Aberglauben recht vortrefflich ihren Zwecken förderlich zu machen. Selbst die moderne Nation ist Nichts weiter, als eine in Selbsttäuschung befangene Fortbildung der Nationalität, ein Uebergangs-Stadium, das in die höhere europäische Einheit zu führen hat.

Im Jahre 1848 hing sich die ganze Reaktion an die Nationalitäts-Sache, weil sie sofort erspähte, wo Barthel Most holt. Darum machten damals die Volksführer, noch nicht von jenem Aberglauben emanzipirt,

überall glänzend Fiasko. Denn die von den Nationalitäten heraufbeschworenen Konflikte trennten die Demokratie und brachten sie zum frühen Falle. Schleswig-Holstein, Luxemburg, Limburg, Südtirol, Böhmen, Posen, Mähren und Italien erhoben sich plötzlich wie drohende Gespenster gegen das gespensterhafte Deutschthum. Während in Oesterreich, wo der Nationalitäten-Konflikt am Stärksten hervortrat, die Reaktion am Ersten zum Siege gelangte, drehte sie sich oben im Norden an der Frage des Deutschthums der slawischen Mischlinge in Holstein ein langes Seil, vermittelst dessen zuletzt in Deutschland die ganze „deutsche“ Bewegung erdrosselt wurde. Der nord-„deutsche“, besser gesagt preußische Bund knüpft seine Entstehung ebenfalls an die schleswig-holsteinische Deutschthümelei. Das Volk Europa's hat kein Interesse, sich von einander durch nationale Scheidewände zu trennen. Ein solches Interesse mag bloß die kleine Zahl Derer haben, die es beherrschen. Wol aber hat es allen Grund, sich so eng als möglich unter gleichem Recht zu einen.

Sechzehntes Kapitel.

Die naturwissenschaftliche Seite der Nationalitäten-Lehre.

Die Nationalitäten-Lehre ist die Doktrin von den natürlichen Menschen. Das Unvernünftige, alle Kausal-Verbindung außer Acht Lassende derselben besteht darin, daß sie die Augen gegen unsere Zivilisations-Zustände verschließt, aller geschichtlichen Entwicklung Hohn spricht, das rein Thierische den Errungenschaften des Menschengeistes substituirt und da einen Naturzustand annimmt, wo seit undenklicher, vorgeschichtlicher Zeit ein künstlicher Zustand vorhanden ist. So viel neue Länder man entdeckte, fand man doch überall Menschen, die nicht den Namen „Wilde“ oder „Natürliche“ verdienten*). Der sogenannte „Naturzustand“ war nirgends zu treffen. Denn das Wachsthum der Menschheit ist verschieden von dem der Korallen-Riffe. Ob selbst die vorausgesetzten Ureinwohner eines Landes nicht zu irgend einer Zeit einmal eingewandert und bei dieser Einwanderung auf Menschen, die sie unterwarfen und mit denen sie sich vermischten, nicht schon getroffen sind: das läßt sich in

---

*) Die Insel Spitzbergen und Nova Zembla im Norden, sowie die Sandwich-Inseln, ferner die Inseln Falkland und Kerguelen's-Land im Süden waren die einzigen größeren Inseln, auf denen keine Menschen gefunden wurden.

den wenigsten Fällen nachweisen. Wahrscheinlich jedoch ist es, daß die Menschen niemals ganz still gesessen, sondern sich immer mit einander zu neuer Art gepaart haben. Sogar Kain ging, nach dem Berichte der Bibel, in ein anderes Land, wo er ein Weib nahm, und die Kinder Gottes verheiratheten sich mit den Kindern der Menschen. Also kümmerten sich schon die Patriarchen nicht ums Nationalitäts-Prinzip.

Der jetzt grassirende Aberglaube der Nationalitäten-Lehre erklärt sich wissenschaftlich daraus, daß — innerhalb des Geschichtsgesetzes, demzufolge aller Fortschritt auf Gegensätzen beruht, deren Synthese wieder zur Position einer Negation wird — unsere Naturwissenschaft noch im Gegensatze zur Theologie befangen ist. Die bei uns herrschende Religion setzte in der Ewigkeit einen Anfang voraus, wies dem Sein eine Grenze an, verbrämte das Wunder des Nichts mit dem Wunder Gottes, reduzirte somit die Endlichkeit der unendlichen Materie auf die Schöpfung aus dem ewigen Geiste, und ließ die Erde noch nicht volle sechstausend Jahre bestehen. Mit der Schöpfung der Welt verwebt — denn der Künstler muß seine Landschaft beleben — war die Schöpfung eines Menschenpaars.

Hiergegen revoltirte die Naturwissenschaft. Als ob die Schwierigkeit durch die bloße Ausdehnung der Zeitlichkeit und Endlichkeit hinweggeschafft wäre, verwandelte sie die Schöpfungstage in lange Schöpfungsperioden; sie rückte den Anfang in die Ferne, aber entrann ihm nicht. Wie mit der Erdschöpfung verfuhr sie mit der Menschenschöpfung. Anstatt eines einzigen Paares, von dem Alle abstammen sollen, setzte sie, indem sie dadurch der sprichwörtlichen Schwierigkeit des Anfangs zu entgehen trachtete, mehrere Paare oder ließ gar die Menschen sich aus Affen unter dem teleologischen Vorurtheile des Niedern und Höhern entwickeln. „Bloß ein Blinder mag bezweifeln,“ sagt Voltaire, „daß die Weißen, die Neger, die Albino's, die Hottentotten, die Lappen, die Chinesen, die Amerikaner gänzlich verschiedene Racen sind.“

Weil die Naturwissenschaft im Gegensatz zur Theologie verharrte, vermochte sie es nicht, sich über den Standpunkt derselben zu erheben, d. h. sie ließ immer einen Anfang oder Anfänge bestehen. Um das alte Wunder hinwegzuräumen, schuf sie neue, und anstatt des einen setzte sie mehrere. Daher geriethen die Physiologen unter einander in die ärgsten Widersprüche. Eine größere Verwirrung als sie in den Versuchen, die Menschen in Racen zu ordnen, von den Naturforschern angerichtet worden ist, kann es sonst kaum geben.

W. C. Linnäus Martin in seiner „Naturgeschichte des Menschen“ (aus dem Englischen übersetzt, Wiesbaden, 1844, 8°) gesteht die große

Verwirrung ein, sucht sie aber nicht aus dem falschen Standpunkte, aus dem Gegensatze zur Theologie, sondern aus dem geschichtlichen Dunkel zu erklären. Er sagt unter Anderm:

„Groß sind die Schwierigkeiten auf diesem Wege. Es ist unmöglich, das Weiterziehen der Menschenschwärme zu verfolgen, welche in grauer Vorzeit allmählich von verschiedenen Punkten aus vorrückten und sich ausdehnten, je weiter sie kamen, und sich vermischten mit andern **Nationen.** Die Geschichte wirft kein Licht auf diesen Gegenstand, noch sind Berichte vorhanden, welche die geringste Aufklärung geben über einige der unstreitig wichtigsten Wanderungen, welche die Menschengattung unternommen hat, wie die der rothen Bevölkerung Amerika's (um Nichts zu sagen von den Revolutionen, welche in entfernter Vorzeit auf diesem großen Schauplatz stattgefunden zu haben scheinen); über die Kolonisation Australiens, Neuseelands und der vielen über den südlichen Ozean gesäeten Inseln; über den Volkseinzug in Europa, welcher geschah, ehe Griechenland und Rom ihre Annalen niederschrieben, durch Racen, deren Ursprung und Fortschritt in Vergessenheit begraben sind. Wir wollen hier auch daran erinnern, daß die Wanderzüge der Menschen meistens nicht vereinzelte Thaten sind, von einem Stamme etwa ausgeführt und so zu sagen mit einem Schlage beendigt; sondern sie sind gewesen wie die Wellen der steigenden Fluth; — einmal der Weg offen, und Schwarm folgte auf Schwarm, die Bewegung wurde allgemein, Jahre vergingen, bis die Fluth vorwärts zu rollen aufhörte oder eine andere Richtung annahm. Unterdessen vermischten sich die Eingedrungenen mit den ältern Besitzern des Landes und ihre Nachkommen wieder, zu ihrer Zeit, mit anderen Einwanderern (sic!). Die meisten Völkerschaften haben daneben, wenn noch Reliquien aus ihrer frühesten Geschichte etwa sich erhalten haben, einen romantischen oder heroischen Ursprung, eine Abstammung von Göttern oder gottgleichen Menschen für sich mit Vorliebe angesprochen, haben Thatsachen mit Fabeln gemischt, die nicht ohne Schwierigkeit zu trennen sind, und ihren Ursprung in die urältesten Zeiten hinaufgerückt. Daher stammt die Schwierigkeit, einen klaren Ueberblick über diesen Gegenstand zu gewinnen, die Zweige und Sprößlinge der Urstämme (??!) aufzusuchen; daher **die Ungewißheit, welche die wahrscheinlichsten Hypothesen begleitet.**“

Wenn man einen Anfang voraussetzte, so mußte man natürlich auch einen bestimmten Ort annehmen, an welchem die ersten Menschen entsprungen wären. Die Bibel nannte diesen Ort das Paradies. Bald wurde nun die Entstehung der Menschen in den Kaukasus, bald, wie Dr. Pri=

chard und Sir W. Jones wollen, nach Oberasien, bald, wie Dr. Pickering thut, nach Afrika verlegt. Ja sogar in Schweden hat man die ersten Menschen entstehen lassen. So widersprach immer ein Naturforscher dem andern. Auf die nahe liegende Vermuthung, daß es stets organische Wesen, stets Menschen gegeben habe, kam man nicht.

Bei der Eintheilung der Menschen mußte man wieder ein bestimmtes Maß oder ein gewisses Kennzeichen haben. Aber auch über dieses vermochte man sich nicht zu einigen. So entdeckte Weber vier verschiedene Arten des menschlichen Beckens, fand jedoch dieselben bei den verschiedensten Menschenarten wieder, so daß, wenn die Frau die Bratpfanne ist, in welcher die Menschheit gebacken wird, das Becken doch keinen Grund zur Racen-Eintheilung gibt.

Hall erblickte in den Schädeln folgende Gewichtsunterschiede:

Schädel eines	Griechen	1	Pfund	11½	Unzen.
„ „	Mulatten	2	„	10	„
„ „	Negers I.	2	„	—	„
„ „	Negers II.	1	„	12½	„
„ „	Negers III.	1	„	5¼	„
„ „	Negers IV. (Kongo)	1	„	11¾	„
„ „	Neuseeländers	1	„	10¾	„
„ „	Chinesen	1	„	7½	„
„ „	Zigeuners ohne Unterkiefer	1	„	13½	„
„ „	„ mit „	2	„	—	„

Offenbar wird es, selbst wenn die verschiedenen Schädel ohngefähr gleiche Größe haben, davon abhängen, wie alt sie sind, da sie doch mit der Zeit verwittern. Aber der Haupteinwand gegen einen solchen Maßstab liegt in dem Umstande, daß man, weil man nicht alle Schädel wiegen kann, zufällige Exemplare, die gerade zu finden sind, herausgreifen muß und folglich nicht den mittleren Maßstab findet*). Ein Gleiches gilt von dem Abwiegen des menschlichen Gehirns, von dem Tiedemann aufgestellt hat, daß sein Gewicht bei Europäern zwischen 3 Pfund 3 Unzen und 4 Pfund beträgt.

Ein anderer Maßstab war der Gesichtswinkel. Professor Camper setzte in seinen Tabellen den Gesichtswinkel der Europäer zwar auf 80° an, fand denselben aber an manchen Schädeln viel niedriger. Bei Negern betrug er bloß 70°. Dahingegen wurde er bei dem Orang-Utang, aus dem der Mensch zufolge der Zweckmäßigkeits-Theorie sich entpuppt haben

*) Nach Sömmering finden sich keine auffälligen Unterschiede zwischen den Schädeln von Deutschen, Schweizern, Franzosen, Schweden und Russen.

soll, auf 64°, 63° und 60° veranschlagt, eine Annäherung an den Menschen, welche Widerspruch hervorrief. Man machte nämlich dagegen geltend, daß bloß die Schädel junger Affen einen Winkel von 60 Grad haben, während nach Professor Owen der Gesichtswinkel des ausgewachsenen Troglodyten nur 35° und der des Orang oder Satyr gar nur 30° beträgt. Abgesehen nun davon, daß bei manchen Völkern (z. B. bei den Peruanern, den **Karaiben**, den **Kolumbia**-Stämmen) der Schädel alsbald nach der Geburt zusammengedrückt und anders gestaltet wird und daß die Neger-Schädel meistens unglücklichen, in die Sklaverei entführten Individuen entstammten, so würde doch auch schwerlich der Schädel und Gesichtswinkel einen wesentlichen Unterschied begründen können, da noch nicht bewiesen ist, ob die Gestalt und Schwere des Gehirns eine wirkliche Differenz des Geistes begründet und ob, wenn dieses der Fall ist, der Schädel immer zum Gehirn im analogen Verhältniß steht. So lange aber dieser Beweis noch nicht unanfechtbar erbracht ist, kann ebensowenig die verhältnißmäßige Länge und Breite, der Grad des Hervorspringens des Gesichtstheils, noch die Verschiedenheit der Kieferbeine und Jochbogen einen triftigen Maßstab für die Eintheilung der Menschen abgeben. Es trifft dann ein, was Linnäus Martin sagt: „*Aber immer schwebt Ungewißheit über jeder Hypothese, und die positivsten Behauptungen müssen mit Vorsicht aufgenommen werden!*“

Virey theilt die Menschen in zwei Gattungen, die beide wieder in folgende Unterabtheilungen zerfallen:

Gattung	Race	Unterabtheilungen
I. Gattung. Gesichtswinkel v. 85—90 Grad.	Weiße Race	Araber, Indier, Kelten, Kaukasier.
	Gelbbraune Race	Chinesen. Kalmücken, Mongolen. Lappen.
	Kupferfarbene Race	Amerikaner oder Karaiben.
II. Gattung. Gesichtswinkel v. 75—85 Grad.	Dunkelbraune Race	Malaien oder Indier.
	Schwarze Race	Kaffern. Neger.
	Schwärzliche Race	Hottentotten. Papu's.

Bory de St. Vincent nimmt das Haar als Maßstab. Er theilt demnach die Menschen ein in Racen mit glattem schlichten Haar und in

kraushaarige, gewöhnlich Neger genannte Racen. Die erstern bringt er in eilf, die letztern in vier Abtheilungen.

Dr. Prichard dagegen, der sich an verschiedene Merkmale, hauptsächlich aber doch an die besondere Schädelform hält, bringt sieben Racen zu Stande, nämlich:

1. Diejenigen Nationen, welche in der Schädelbildung und andern physischen Zügen den Europäern gleichen, viele Völker Asiens und einige Afrika's inbegriffen.

2. Völker, die durch die Kopfbildung den Kalmücken, Mongolen und Chinesen ähneln.

3. Die Eingeborenen Amerika's, ausgenommen die Eskimo's und einige Stämme, die denselben mehr gleichen, als die Mehrheit der Bewohner der neuen Welt.

4. Die Hottentotten und Buschmänner.

5. Die Neger.

6. Die Papu's oder wollhaarigen Völker Polynesiens.

7. Die Alfuru's und australischen Völker.

Lesson hat zweimal die Menschen nach der Hautfarbe eingetheilt. Seine spätere Eintheilung ist folgende:

I Weiße Race.	Araber	1. Araber.
		2. Hebräer.
	Kaukasier	3. Kaukasier.
		4. Griechen.
		5. Türken oder Tartaren.
	Kelten	6. Kelten.
	Teutonen oder Germanen	7. Skandinavier.
		8. Slawen.
		9. Finnen.
II. Nußbraun-schwarze oder schwärzliche Race	Hindu's	10. Indier.
		11. Zigeuner.
		12. Abyssinier.
		13. Owa's oder Madekassen.
	Kaffern	14. Kaffern.
	Papu's	15. Papu's oder Neger-Malaien.
		16. Alforesen.
	Endamenen	17. Australier.

Fischer nimmt folgende Stämme und Zweige der Menschengattung an:

Race	Stamm	Zweig	Völker
I. Homo Japeticus. Japetische Race.	1. Caucasicus	a. Caucasicus	Georgier rc.
		b. Pelagius.	Griechen, Römer rc.
		c. Celticus	Gallier, Schotten, Bretagner.
		d. Germanicus	Deutsche, Engländer, Dänen.
		e. Slavonicus	Böhmen, Polen, Lithauer rc.
	2. Arabicus	a. Atlanticus	Phönizier, Numidier. Guanchen (Ureinwohner der kanarischen Inseln.)
		b. Adamicus	Abyssinier, alte Aegypter, Juden, Armenier und Araber.
	3. Indicus		Hindu's.
II. Homo Neptunianus. Malaiische Race.	1. Occidentalis		Neuseeländer. Gesellschafts=, Freundschafts=, Sandwich=, Insulaner rc. Alte Peruaner. Mexikaner?
	2. Papuensis		Papu's. — Neu=Guinea, Waigui rc.
III. Homo Scythicus. Kalmücken, Mongolen.	1. Sinicus		China, Korea, Japan, Tonkin.
	2. Hyperboreus		Grönländer, Lappen, Ostiäken, Eskimo's.
IV. Homo Americanus. Eingeborene von Amerika.	Patagonus		Patagonier.
V. Homo Columbicus.			Eingeborene von Nordamerika, dem östlichen Mexiko, den Antillen rc.
VI. Aethiopicus. Vom Senegal bis zum südlichen Wendekreis.	1. Caffer		Südafrika zwischen 20° und 42° und die Küsten von Madagaskar.
	2. Melanoides		Madagaskar, Küsten v. Neu=Guinea, Neu=England, Buka (Salomons=Archipel), Fidschi=Inseln, van Diemens=Land rc. Papus, Madekassen.
	3. Hottentottus		Hottentotten=Race vom Kap der guten Hoffnung.
VII. Polynesius			Alforesen (Alfurus), Australier, Molukken, Philippinen, Virzimben (Vinzimbers) von Madagaskar.

Cuvier zerlegt das Menschengeschlecht bloß in drei Stämme, nämlich: in den kaukasischen, mongolischen oder altaischen und den Neger- oder äthiopischen Stamm. Nach ihm zerfällt der kaukasische Stamm a) in Armenier (Assyrier, Chaldäer, Araber, Phönizier, Hebräer, Abyssinier, Aegypter); b) in die Indier (sanskritische Race mit den alten Persern und Hindu's, pelasgische Race mit den Kelten, Griechen und Latinern, gothische Race mit den Deutschen, Holländern, Engländern, Dänen, Schweden 2c., slawische Race mit den Russen, Polen, Böhmen und Wenden); c) in die Szythen und Tartaren (Parther, Türken, Finnländer, Ungarn). Der mongolische oder altaische Stamm aber theilt sich in Kalmücken, Kalkas-Mongolen, Mandschu's, Japanesen und Koreaner und in Sibirier (Samojeden, Lappen und Eskimo's). Die Verwandtschaft der Malaien, Alfuru's und Papu's ließ Cuvier unentschieden.

Blumenbach sieht den Menschen für eine einzelne Spezies mit folgenden fünf Varietäten an, nämlich: mit der kaukasischen, mongolischen, äthiopischen, malaiischen und amerikanischen Varietät, wobei er die kaukasische als Urform und folglich die übrigen als unmittelbare Abstammungen betrachtet. Zur Linken des Kaukasiers steht der Mongole, zur Rechten der Aethiopier; zwischen dem Mongolen und Kaukasier aber steht als Mittelform die amerikanische Varietät, während der Malaie zwischen dem Aethiopier und Kaukasier vermittelt.

Dumeril bringt sechs Varietäten heraus, nämlich: 1. die kaukasische oder arabisch-europäische; 2) die hyperboreische; 3) die mongolische; 4) die amerikanische; 5) die malaiische; 6) die äthiopische.

Desmoulin theilt die Menschen so ein: 1) Kelten, Szythen, Araber; 2) Mongolen; 3) Aethiopier; 4) Ostafrikaner; 5) Südafrikaner; 6) Malaien oder Ozeanier; 7) Papu's; 8) Neger-Ozeanier; 9) Australier; 10) Kolumbier; 11) Amerikaner.

Linnäus Martin setzt fünf große Stämme voraus: 1) den japetischen Stamm; 2) den neptunischen Stamm; 3) den mongolischen Stamm; 4) den prognathischen, und 5) den okzidentalischen Stamm. Unter den japetischen Stamm fallen die Europäer (mit den Kelten, Pelasgern, Teutonen und Slawen), ferner die Asiaten (mit den Tartaren, Kaukasiern, Semiten und Sanskriten), und endlich die Afrikaner (mit den Mizraimiten). Unter den neptunischen Stamm kommen die Malaien und Polynesier. Der mongolische Stamm theilt sich in Mongolen und Hyperboreer. Der prognathische Stamm verzweigt sich in afrikanische Neger, Hottentotten, Papu's und Alfuru's (Alforesen). Den okzidentalischen Stamm bilden die Kolumbier, Südamerikaner und Patagonier.

Pickering sagt, er habe im Ganzen 11 Menschen-Racen gefunden, und entweder müsse man das menschliche Geschlecht in diese eilf verschiedenen Spezialitäten eintheilen, oder man dürfe bloß eine einzige Spezies annehmen. Er klassifizirt demgemäß die Menschen so:

1) Weiße,	an Zahl	350 Mill.	7) Abyssinier,	an Zahl	3	Mill.
2) Mongolen,	„	300 „	8) Papu's	„	3	„
3) Malaien,	„	120 „	9) Negrillo's	„	½	„
4) Telingan,	„	60 „	10) Hottentotten	„	½	„
5) Neger,	„	55 „	11) Araber	„	?	„
6) Aethiopier,	„	5 „				

Wir wollen keineswegs alle Eintheilungen aufzählen. Unsere Absicht ist nur zu zeigen, daß die berühmten Naturforscher einander widersprechen, und daß es folglich höchst sonderbar ist, wenn unsere Politiker die Nationalitäten-Lehre ohne Weiteres auf Grund der politischen Schlagwörter angenommen haben. Einen solchen Köhlerglauben sollte man in unsern Tagen bei Leuten, die sich unter die Gebildeten zählen, kaum für möglich halten. Linnäus, Blumenbach, Cuvier, Lawrence, Camper, Prichard, Morton, Humboldt, Zimmermann, Agassiz, Godron und viele andere berühmte Männer haben indeß die Einheit der Spezies als hinlänglich erwiesen betrachtet. Ferner gehören nach den meisten Physiologen die sämmtlichen Bewohner Europa's zusammen, so daß nach ihnen der ganze europäische Nationalitäten-Lärm als grundlos erscheint.

Wenn dagegen andere Naturforscher meinen, daß sich, wie Darwin will, vermittelst einer natural selection aus bevorzugten Wesen niederer Spezies durch Paarung neue bevorzugte Wesen gebildet, und daß die Anhäufung solcher durch Zeugung übertragenen Veränderungen erst Varietäten, dann aber in längeren Zeiträumen Spezies und Gattungen hervorgebracht habe, so sind sie nicht nur den Beweis dieser der Logik *)

*) „Streitet es nicht gegen die Gesetze des Denkens, daß aus der Paarung zweier gleicher Potenzen, in diesem Falle zweier noch so gut entwickelter, gleicher Individuen, ein drittes, verschiedenes entstehen soll, das nicht etwa die Eigenschaften beider Erzeuger vereint, sondern ganz neue Eigenschaften, welche beiden Eltern fehlen, an sich trägt? Und doch müßte dieses der Fall sein, wenn man annimmt, daß sich aus den einfachsten Algen nach und nach die ganze Pflanzenwelt und aus den niedersten Thieren die ganze, unendliche Thierreihe bis zum Menschengeschlechte hinauf allmählich entwickelt habe. Es müßten nicht nur spezifische und dann generische Unterschiede, sondern selbst jeder der Grundtypen großer Kreise, z. B. der Strahlthiere, der Glieder- und Wirbelthiere, aus der Zeugung zweier gleicher Thiere, welche einem andern Typus angehören, entstanden sein." Siehe **Bemerkungen gegen Darwin's Theorie vom Ursprunge der Spezies. Von August von Pelzeln. Wien 1861. 8.**

und Erfahrung gleichermaßen widerstreitenden Aufstellung schuldig geblieben, sondern sie laboriren auch unter einem doppelten Vorurtheil: einmal nämlich unter dem theologischen, das für alle Dinge einen Anfang voraussetzt, über welchen hinaus die Welt mit den Brettern des Nichts vernagelt ist, und dann unter dem teleologischen, welches in die Unendlichkeit, in der alles Seiende gleich nothwendig, gleich vernünftig und gleich vollkommen ist, eine Zweckordnung und eine Abstufung vom Höhern zum Niedern, und umgekehrt, hineinträgt. Die Annahme, daß auf diese Weise die Menschen entstanden seien, schließt in der That ein eben so großes Wunder in sich, als die Schöpfung aus einem Erdenkloße oder aus Drachenzähnen.

Die Menschheit ist eins sowohl durch den Gegensatz zur übrigen Thierwelt, als auch durch den menschlichen Geist, welcher sich nicht in die Setzerkästchen, Höcker und Winkel der Schädellehre einzwängen und zerreißen läßt. Nicht das Lachen, nicht die aufrechte Stellung, nicht die Fähigkeit, auf einem Bein zu stehen, selbst nicht der Vorzug der Hände begründet den Unterschied der Menschen von den Thieren und die Einheitlichkeit, sondern das menschliche Denken und die menschliche Vervollkommnungsfähigkeit. Indeß muß es Jedermann freistehen, seinen Familienstammbaum bis auf Affen, Böcke, Hunde, Frösche oder andere Thiere zurückzuführen, und auf diese Weise Nationalitäten-Unterschiede zu schaffen. Chacun à son goût!

Wie das Sein souverän das Nichtsein ausschließt und wie folglich immer Welt vorhanden gewesen ist, so sind auch immer Menschen dagewesen. Eingereiht in den Kausal-Nexus des Ewigen, können sie nicht zu irgend einer Zeit gefehlt haben. Gerade die Ewigkeit ihrer Entwicklung ist die Ursache, warum die Geschichts-Annalen keinen Aufschluß über ihren Ursprung geben. Die Hypothesen über die mannigfachen Veränderungen der Erde, die einmal flüssig gewesen sein und sich abkühlen soll, können nicht einen Haupteinwand bilden; denn sie werden durch andere Hypothesen verdrängt und die jetzige Philosophie der Naturforscher in einem halben Jahrhundert durch eine völlig neue Philosophie ersetzt sein. Das Thema der physiologischen Seelenwanderung und der aus natural selection vor sich gehenden Ovidi'schen Metamorphosen wird somit veralten und dann belächelt werden.

Wenn man sich früher bei den Thieren Etwas nicht erklären konnte, wurde es dem Instinkte zugeschrieben. Dieses Wort, bei dem man nicht weiter zu denken brauchte, war der allgemeine Sündenbock. Die natural selection überträgt die Gedankenlosigkeit des Instinktes auf die ganze Natur.

Ist jedoch das Menschengeschlecht eins, so kommt es nicht darauf an, ob ein Mensch diesen oder jenen Gesichtswinkel, diesen oder jenen Schädel, eine weiße oder dunkle Hautfarbe, ein krauses oder schlichtes Haar hat; denn Jeder, der menschliches Antlitz trägt, ist nun in die sittliche Ordnung des Menschenrechts eingeschlossen, welche ihn zu tödten, zu belügen, zu betrügen oder ihn als Sklaven zu behandeln verbietet. Die Sklavenhalter allerdings haben ein Interesse, die Nationalitäten-Lehre hoch und heilig zu halten! Aus gleichem Grunde jauchzen dieser Lehre die Junker Preußens, der Zwingherr Frankreichs und der Czar aller Reußen zu! Aber Männer, welche die immer größere Freiheit des Menschengeschlechts, die Entwicklung Aller zur größtmöglichen Vervollkommnung wollen, sollten vor allen Dingen den einheitlichen Menschengeist ehren! Der Mensch bleibt Mensch, selbst wenn er unter dem Einflusse der Tropennatur, wo auch die Schote unseres Klima's als gewaltige Tamarinde und der Spargel als hoher Drachenbaum auftritt, mit geschwärzter Haut oder wolligem Haar erscheint. Mögen sich die Yankees im vertraulichen Kreise einander eingestehen, daß sie sich unter dem Einflusse des amerikanischen Klima's nach und nach in Rothhäute verwandeln, und mögen sich die geschlitzten Augen der Chinesen unter dem gleichen Breitengrade in Afrika wiederfinden: immerhin ändert diese äußere Erscheinung Nichts an der Einheitlichkeit des Menschengeschlechts, so lange als das menschliche Denken nach den nämlichen Gesetzen erfolgt.

Gesetzt aber auch, es sei ein Anfang der Menschheit und verschiedene Urstämme vorhanden gewesen, so hätten sich dieselben doch längst mit einander vermischt. Leute mit mongolischem, malaiischem, australischem, papuanischem, Neger- und Negrillo-Typus, äthiopische, arabische, abyssinische Erscheinungen kann der aufmerksame Beobachter in jedem Lande Europa's entdecken. Selbst der hottentottische Gesichtsausdruck fehlt nicht, wenn selbiger gerade auch nicht die Warzen des Pfefferkopfes mit sich führt.

Wirkte das Klima allein auf den Menschen ein, so würde es den Naturforschern vielleicht gelungen sein, nach den äußeren Unterschieden (wie z. B. der Farbe, dem Haar, dem Gesichtswinkel, der Körpergröße) eine feste, aber oberflächliche Racen-Eintheilung zu begründen. Doch der Mensch ist nicht einzig und allein das Produkt des Orts, an welchem er geboren ward und den er verändern kann, sondern auch das der Zeit. Er gehört also nicht einer stabilen Oertlichkeit an, sondern durch die Bewegung des In-einander, Neben-einander und Auf-einander (oder Nach-einander) geht das Stabile des Raumes in den Wechsel der Zeit über, und somit erleidet auch das Aeußere des Menschen Veränderungen,

welche nur der einheitliche Menschengeist zum untheilbaren Ganzen verbindet. Während die Gattung sonach ewig ist, kommen und verschwinden die Einzelnen, und ihr Entstehen und Vergehen dient gerade zur Erhaltung und Verknüpfung des Ganzen. Indem sich nun die Nationalitäten-Lehre an das Einzelne und Zufällige verliert, läßt sich von ihr sagen, daß sie „den Wald vor lauter Bäumen“ nicht sieht.

Weil sich die Naturforscher in der unendlichen Mannigfaltigkeit nicht zurecht zu finden vermochten, suchten sie öfters die Sprache zu Hilfe zu ziehen, um durch dieselbe den Ursprung zu errathen. Allein die Sprache ist nicht der Menschengeist selber, sondern nur ein jeweiliger, zufälliger und veränderlicher Ausdruck desselben. Der Geist aber waltet im ewigen Schaffen des Stoffwechsels.

Alles in Allem betrachtet, ist also auch die Naturwissenschaft nicht im Stande gewesen, die Menschheit in festgegliederte Ordnungen zu zerreißen und zwischen den einzelnen Racen und Nationen unübersteigliche Scheidewände zu errichten. **Hoc autem erat demonstrandum.**

Siebenzehntes Kapitel.

Das Nationalitäts-Prinzip als Prinzip des europäischen Völkerrechts.

Nachdem wir die Entstehung des Nationalitäts-Prinzips betrachtet, seine demokratische Bedeutung untersucht, seine Beziehung zur Politik der europäischen Großmächte geprüft, seine naturwissenschaftliche Seite einer Kritik unterworfen, und besonders dargethan haben, daß es der Unterlage des sichern Kennzeichens entbehrt: ist eigentlich schon bewiesen, daß es für das europäische Völkerleben kein bestimmendes Prinzip sein und namentlich als solches das im ewigen Schwanken begriffene europäische Gleichgewicht nicht ersetzen kann. Weil jedoch in Deutschland die Nationalität gegenwärtig das Schooskind aller Patrioten zu sein pflegt, wollen wir zum Schluß, indem wir hiermit an den Anfang dieser Schrift anknüpfen, noch speziell nachweisen, warum ein europäisches Nationalitäten-Recht unmöglich ist *).

*) Daß es darauf abgesehen ist, ein sogenanntes natürliches Gleichgewicht herzustellen, kann nicht zweifelhaft sein. In der Ansprache der Unione

Das System des europäischen Gleichgewichts ist das System der Einschüchterung vermittelst stehender Heere. Es ist die Balancirung der bewaffneten Macht, welche nöthigenfalls den Künsten der Diplomaten zu Hilfe kommt. Zwar spiegelt es sich ab im Vertragsrecht; allein die Verträge gelten nur so lange, als man sie nicht ungestraft mit dem Schwerte vernichten kann. Die kleinen Staaten sind geschützt durch die gegenseitige Eifersucht der großen. Während nun jeder Großmacht, wofern sie ihren Namen noch verdient, das Streben nach europäischer Allmacht innewohnt, können sich die außerdeutschen Großmächte England, Rußland und Frankreich Beschäftigung und Machtzuschuß in andern Erdtheilen suchen, dahingegen die beiden deutschen Großmächte Preußen und — venia sit verbo — Oesterreich allein auf den europäischen Kontinent beschränkt sind. Die stehenden Heere und die fortwährende Kriegsrüstung im tiefsten Frieden stören ungemein das gesellschaftliche Leben, zumal da mit Ausnahme Englands, wo die Soldaten noch geworben werden, die Rekrutirung nachtheilig die Geschäftswelt berührt. Der Frieden bedeutet unter solchen Umständen nur den gewaltsam zurückgehaltenen Krieg, welchen dieses System zur Norm stempelt. Allein das Gleichgewichts-System hat auch wenige gute Seiten, worunter besonders die gehört, daß es die Menschen nicht in Weichlichkeit, die Staaten nicht in träge Sicherheit versinken läßt. Ferner ist an ihm als etwas Gutes hervorzuheben, daß

---

liberale an den deutschen Nationalverein, datirt Bologna vom 7. April 1867 und von Principe R. Simonetti, Graf C. Albicini, Professor A. Marescotti, Advokat L. Berti, P. Vital, Ingenieur F. Amie, Professor A. Rossi, A. Uglebert und Dr. F. Berti unterzeichnet, ist die Herstellung eines solchen Nationalitäten-Rechts geradezu als Endzweck der Nationalitäten-Bewegung ausgesprochen. Es heißt in jener Adresse am Schlusse:

„Die wiedererwachten Nationen haben die dringendste Veranlassung, nicht sich zu trennen, sondern sich zu vereinigen, um den letzten Ueberrest der Barbarei verschwinden zu lassen und den Gang der Zivilisation zu beschleunigen. Der Streit zwischen der lateinischen und der germanischen Race muß aufhören, um etwas Wirksamerem Platz zu machen, der Harmonie der beiden großen Stämme, welche aus all' den großen Kräften Vortheil zieht, die ehemals in Kämpfen vergeudet wurden und welche jetzt die Wohlthaten des Friedens verhundertfachen und die Vervollkommnung des Menschengeschlechts beschleunigen sollen. Dank dieser Harmonie wird die Einheit Italiens ihre Vollendung in Rom, ihrer Hauptstadt, die deutsche Einheit in der Verschmelzung der südlichen mit den nördlichen Stämmen und das neue Europa sein natürliches Gleichgewicht in den auferstandenen Nationen finden."

es wenig heuchelt, sondern meist, wenn es auch von Verträgen spricht, die Gewalt als Gewalt zeigt. Es ist somit wenigstens offen.

Das Nationalitäts = System hingegen würde ein System der Verweichlichung, der Trägheit und der Heuchelei sein. Nach der Ansicht seiner Anhänger soll es den ewigen Frieden begründen können. Jedes Volk hätte sich demnach, zufrieden mit seinem Erbtheil, hinter der chinesischen Mauer der natürlichen Grenzen zu verkriechen, und die Kampfseite des Lebens, die so wesentlich zur Auffrischung, Anregung und Bildung nach dem Zeugnisse der Geschichte beigetragen hat, wäre auf immer abgeschafft. Der männliche Muth, die Ehrliebe, die Ausdauer, die Abhärtung, der Erfindungsgeist müßten bei solcher Absperrung sehr leiden, und der Kampfsinn, der sich doch nicht ganz vertilgen läßt, würde sich in innern Fehden und häuslichen Intriguen, im Uebervortheilen und Betrügen Platz machen. Die Nationen würden dem Schlaraffenthum anheimfallen; die Frauen, wie einst beim Verfall von Griechenland und Rom, völlig den Männern gleichgestellt, würden die Scham ablegen, das große Wort führen und allgemein den Pantoffel schwingen. Trotzdem daß sich dieser Zustand mit dem schönen Namen Völkerrecht schmücken würde, wäre ein solches, wie sich weiter unten ergeben wird, doch nicht hergestellt. Ein ewiger Friede würde sich nicht daraus ergeben.

Käme das Nationalitäts=System zur Ausführung, könnten nur zwei Wege eingeschlagen werden, von denen der eine den andern aufhebt. Entweder müßten nämlich die vielen **kleinen** Völkerschaften, welche sich Nationalitäten nennen, selbständige Staaten werden, wie sie in ihrer paradiesischen Unschuld es zu können glauben, oder aber es würden, indem der geistige Bau der Sprache und die Strategie natürlicher Gränzen maßgebend wäre, ganz große Haupt=Nationalitäten entstehen, welche die stammverwandten Unter=Nationalitäten auffaugten.

Im erstern Falle hätten wir keine Vereinfachung, sondern eine Zersplitterung des politischen Zustandes. Die Völkerbeziehungen würden durch die Vielheit der Staaten erschwert und komplizirt, der geschichtliche Ausgleich rückgängig werden. Anstatt Fortschritte zu machen, machten wir Rückschritte, und während heutzutage die Völker nur klein im Großen sind, würden sie groß im Kleinen werden. Eine solche Auflösung der jetzigen Staaten in mittelalterliche Sonderheiten wäre gerade so absurd, als wenn Jemand zur Lösung der sozialen Frage den **Vorschlag machte**, wir sollten aus

dem System der Groß-Industrie zum System der Natural-Wirthschaft zurückkehren. Da aber die Menge kleiner Staaten, in welche Europa zerfallen wäre, nun nicht mit Sicherheit bestehen könnte, so lange als an ihrer Seite noch große Staaten vorhanden wären, so müßte auch das heilige Rußland und die zivilisirten Staaten England, Frankreich, der norddeutsche Erobererstaat Preußen in lauter kleine Nationalitäten-Bestandtheile aufgelöst werden, wozu wohl sich diese Staaten nicht auf friedlichem Wege bereit finden würden. Konsequent betrieben müßte die Auflösung ins Unendliche gehen; sie wäre die philosophische Theilung in infinitum, die Atomisirung geregelter Großverhältnisse. Damit man sich aber der Nationalitäten-Eintheilung gewissenhaft versicherte, müßten die Sprachforscher, die Geschichtskundigen, die Priester, die Naturforscher die Stelle der Staatsleute versehen: wobei es zwar an gelehrten Dissertationen, an Hypothesen und kühnen Behauptungen, aber auch an widerlichen Streitigkeiten nicht fehlen würde. Das Faust- und Fehderecht kehrte wieder ein und die Völkerwanderung wiederholte sich. Denn weil der Grund und Boden nicht mit Nationalitäten-Farben angestrichen ist und nirgends an der Scholle geschrieben steht, wessen Besitzthum sie sein soll, so müßte es jeder Nationalität, wenn ihr ihre Wohnsitze nicht mehr behagten, unbenommen sein, andere Niederlassungen aufzusuchen, indem ja doch über allen kleinen Horden kein restringirendes Recht obwaltete, und nunmehr die Abstammung, die Menschen, nicht aber der Bodenbesitz maßgebend wäre. Eine Wohnsitzveränderung müßte schon darum vorgenommen werden, weil jetzt die Nationalitäts-Bestandtheile bunt durch einander wohnen; denn der Vorschlag, Demarkationslinien zu ziehen, läßt sich theils schlecht, theils gar nicht durchführen. Ein neues jüdisches Reich zu errichten, ist von einem Anhänger des Nationalitäts-Prinzips (Moses Heß) ernstlich in Erwägung gezogen worden.

Die Angehörigen eines und desselben Stammes könnten aber nicht einmal durch das sittliche Mittel freier Abstimmung mehr beschließen, daß sie sich mit einem andern Stamme vereinigen wollten, da ein solcher Beschluß Hochverrath an ihrer Nationalität sein würde.

In dieser Hinsicht sagte die Berliner „Volkszeitung" vom 10. April 1867 in einem Leitartikel über „die freie Abstimmung in Luxemburg": „Welcher Nationalität aber ein Volksstamm angehöre, ist keine Frage des politischen Rechts und der Selbstbestimmung, sondern ein Faktum, über welches keine Abstimmung entscheiden kann und entscheiden darf." Die Natur-

wüchsigkeit hat also ganz allein die europäischen Volks-Konglomerate zu bestimmen.

Nach dem genannten Blatte entscheidet über die Nationalität Richard Böckh's sprachliches Kennzeichen, der charakteristische Bau der Sprache, insofern er den besondern Volksgeist ausdrückt! Die politische Tyrannei wird durch die sprachliche ersetzt. Wir haben oben gesehen, wie ganz unzuverlässig dieses Kennzeichen der Nationalität ist. Im alten römischen Eroberer-Reiche trugen die römischen Waffen den charakteristischen Bau der römischen Sprache nach Gallien, Spanien, an die unwirthlichen Küsten Albion's und anderwärts hin. Ein charakteristischer Sprachbau verdrängte damals den andern. So könnte jeder Eroberer zuletzt wie die Preußen in Polen es versuchen, die eine Nationalität in die andere umwandeln zu wollen. Vom nationalitäts-rechtlichen Standpunkte aus wäre dagegen im Falle des Gelingens Nichts einzuwenden, da das jedesmalige Faktum entscheidet. Die Berliner „Volkszeitung" und andere Anhänger der nach Deutschland eingebürgerten Nationalitäten-Lehre wünschen ja ohnehin große Nationalitäts-Staaten. Mit diesen wollen wir uns sogleich beschäftigen.

Die Polen protestirten im nord-deutschen Parlamente gegen ihre Einverleibung in Deutschland, indem der Abgeordnete Kantak u. A. sagte:

„Ein einiges Deutschland wird uns gegenüber ein ganz anderes Verhältniß einnehmen, als der Staat Preußen .... Den Standpunkt, welchen wir zu der vorliegenden Frage einnehmen, haben wir schon durch das von uns zur letzten Adresse des preußischen Abgeordnetenhauses gestellte Amendement dargelegt, wo wir aussprachen, daß das von Preußen als für Deutschland maßgebend aufgestellte Nationalitäts-Prinzip auch uns zu der Hoffnung berechtige, daß die Rechte der polnischen Mitglieder des polnischen Staates anerkannt werden."

Ferner führte die von den Polen im Parlamente beantragte Resolution die Erwägung an:

„Daß ein Volk, welches dieses Prinzip für sich in Anspruch nimmt, dasselbe Recht andern Nationalitäten zugestehen muß."

Hierauf antwortete der Graf Bismarck, daß die Polen, weil sie überhaupt nur 7½ (?) Millionen Köpfe zählten, in unserer Zeit keinen begründeten Anspruch auf ein selbständiges Staatsleben hätten. Wie viele Millionen Menschen erforderlich sind, damit ihre Nationalität Berücksichtigung finde, das verschwieg der preußische Mi-

nister. Aber kein einziger preußischer Abgeordneter, kein einziger Anhänger des deutschen Nationalitäts-Prinzips erhob im Parlament seine Stimme für die unterdrückte polnische Nationalität. Dieses allgemeine Stillschweigen in einem Falle, wo es sich um das niedergetretene Recht einer fremden Nationalität handelte, war sehr charakteristisch.

Und doch hatten die Polen Preußen gegenüber in nationalitätsrechtlicher Beziehung immer noch eine vortheilhafte Stellung, da der Unterschied ihrer Sprache sie abtrennt. Seltsam genug hat auch die für die sogenannte deutsche Nationalität wirkende Presse sich der Polen nicht angenommen. Rußland gegenüber jedoch kommen die Polen in eine schlimme Lage, sobald das Merkmal der Sprache die Nationalitäts-Rechte begründet. Denn da sie sich einer slawischen Sprache bedienen, kann die russische Regierung zu ihnen sagen: „Möget Ihr immerhin vor den Fremden auf Euere Nationalität pochen; vor den Russen könnt Ihr damit nicht bestehen; denn da Ihr eine slawische Sprache redet, gehört Ihr von Rechtswegen zum russischen Reiche; Euere Sprache drückt Euch das Brandmal der Unterthänigkeit auf!"

Ein gleiches Recht, wie über die Polen, kann Rußland über die sämmtlichen West-Slawen beanspruchen. Also würde es nach dem Nationalitäts-Rechte die Serben-Wenden in der Lausitz, die Czechen in Böhmen, Mähren und Nord-Ungarn, sowie die Kaschuben, Masuren und Lithauer in Preußen dem Swjataja Rusj einzuverleiben berechtigt sein. Noch viel mehr aber würden die Ost-Slawen, welche noch nicht zu Rußland gehören, für das russische Szepter bestimmt sein, da sich die Kultur derselben nicht einmal so hoch, wie die der West-Slawen, über die russische erhebt. Hierher gehören die Illyrier, Chorwaten, Slowenzen, Serben, ferner die von den Slawo-Manen beanspruchten Bulgaren, deren Sprachangehörigkeit trotz der fremdartigen Elemente dennoch Rußland einen — freilich zweifelhaften — Besitz-Titel verleihen würde.

Ordneten sich die Nationalitäten-Verhältnisse in so großartigem Maßstabe, dann wäre von einem freien Selbstbestimmungsrechte der Völker nicht mehr die Rede. Preußen, als der Vertreter des Germanismus, würde dann Holland, das nördliche Belgien, Schweden, Dänemark, die deutsche Schweiz, ebenso — wenn das nämlich nach dem Anbruch des nationalen Milleniums erlaubt würde — auch den Elsaß und Lothringen wieder mit dem „deutschen" Reiche vereinigen. Die Magyaren dagegen, weil sie die Zahl der Polen nicht einmal erreichen, hätten kein Recht selbständiger Existenz.

Bei den romanischen Völkern könnte es zweifelhaft scheinen, wer dort das Geschäft des Annektirens auszuüben hätte. Da aber nach Bismarcks Aussage die große Kopfzahl, oder (mit andern Worten) die allgemeine Abstimmung der Flinten und Kanonen, zu entscheiden hat: so würde jedenfalls Frankreich der geeigneteste Vertreter der romanischen Stämme sein, wofern die Deutschen nicht wegen Chlodwig's Niederlassung in Gallien, wegen der longobardischen Ansiedler in Italien und wegen der nach Spanien gekommenen Horden der Völkerwanderung ein gültigeres Anrecht haben sollten. Frankreich würde also vor allen Dingen die größere Hälfte Belgiens, Saarbrücken, Italien, Spanien und Portugal unter seine Eisenschwingen zu nehmen haben. Vielleicht würde es seine Hand auch nach Norwegen hin ausstrecken.

England dagegen würde, weit entfernt bei dieser Kartenhaus-Politik Etwas einheimsen zu können, gleich Oesterreich getheilt werden müssen. Denn da es nicht so glücklich wäre, wie das ungemischt deutsche Preußen, das romanische Frankreich und das heilige Rußland, der Vertreter einer reinen, auf sprachlichem Felsengrunde ruhenden Nationalität zu sein, so würde es sich bloß darum handeln, ob die Römer, Kelten und Normannen Frankreich, oder ob die Dänen, Angeln und Sachsen Preußen ein größeres Anrecht gäben, die reichen Insellande sammt ihren ausgedehnten Kolonien in Beschlag zu nehmen.

In der Türkei freilich würde man sich wol nicht so leicht einigen, sondern hier würde, da der religiöse Schlüssel des heiligen Grabes bei der Nationalitätenfrage eine Rolle spielt, mit dem Schwert dreingeschlagen werden. Allein ein solcher Kampf hätte nicht viel zu bedeuten, da nunmehr mit der Nationalitäten-Regelung die orientalische Frage doch über den ganzen Kontinent bis zum fernen Westen getragen und bei dem nothwendig daraus entspringenden Wirrwarr das ganze Europa in die Lage des „kranken Mannes" der europäischen Türkei versetzt wäre!!!

So beschaffen wäre die Regelung der Nationalitäten-Frage im Großen. Alle jene Völker, welche auf Grund des Nationalitäts-Glaubens ein freies Volksleben gefordert, wären nicht zu demselben gelangt, sondern hätten bloß die Herren gewechselt. Die einen wären unter die deutsche Einigkeit Preußens, die andern unter die romanische Einigkeit Frankreichs und die dritten unter die heilige

Dreifaltigkeit der Autorität, Religion und Nationalität von Rußland gerathen. Das alte europäische Gleichgewicht, das eine Zeitlang dem Rechte des Eroberers Platz gemacht, wäre zwar beseitigt, aber ein schlimmeres Gleichgewicht an seine Stelle gesetzt. Die Völker wären aus dem Regen in die Traufe gekommen, das Uebel der stehenden Heere nun vollends vergrößert und verewigt. Die Tyrannei allein hätte dabei gewonnen, die Freiheit ihr ganzes Spiel verloren. Den Sklaven wäre es nicht einmal erlaubt, durch das freie Abstimmungsrecht in der Abwechselung einen Trost für die abhanden gekommene Freiheit zu suchen. Gleichwie einst die Reformation vom großen Adel ausgebeutet wurde, so auch würde die demokratische Bewegung unserer Tage, falls sie im Nationalitäts-Glauben aufginge, weniger den Völkern, als vielmehr einer sehr geringen Anzahl von Herrschergeschlechtern zum Vortheil gereichen.

Das Hauptgebrechen, woran das europäische Gleichgewicht leidet, besteht darin, daß die einzelnen Staaten, wie Hegel sich ausdrückt, zu einander im Verhältniß des Naturzustandes stehen. Das heißt: das Recht gilt bloß nach Innen, nach Außen herrscht die Gewalt. Kant verfiel daher auf den Gedanken, es sollte für Europa ein höchster Gerichtshof geschaffen werden. Allein Hegel bemerkt hierzu ganz richtig, daß dieser Vorschlag Nichts fruchtete, da kein Unbetheiligter da wäre, die Aussprüche des obersten Gerichtshofes zu vollstrecken.

Das Nationalitäts-Prinzip hilft jenem Gebrechen nicht ab. Denn auch hier herrscht bloß ein Recht nach Innen, während die in sich abgeschlossenen Nationalitäten fortwährend in ihrem Verhältniß nach Außen, oder zu einander, im Naturzustande stehen bleiben. Ja sie verschärfen den Naturzustand sogar noch, indem sie ihn auch nach Innen tragen, wenn es keinem Theile der Nationalität erlaubt sein soll, den sittlichen Faktor des freien Selbstbestimmungsrechts in Anwendung zu bringen. Das Nationalitäts-Prinzip ist also nicht im Stande, ein wirkliches Völkerrecht zu begründen und hierdurch die einschüchternde Gewalt des Gleichgewichts in einen sittlichen Zustand überzuleiten.

Erst dann, wenn es gelänge, durch einen Rechtsbau auf sozialem Grunde Europa in einen einzigen Staat umzuwandeln, würde das dem

Gleichgewichte anhaftende Uebel der Gewaltthätigkeit gehoben sein. Allerdings verhielte sich zu den außereuropäischen Ländern Europa dann immer noch im gleichen Verhältniß, wie jetzt die einzelnen europäischen Staaten zu einander; allein die Grenzen des Rechts wären dann doch erweitert und seine Wohlthaten über alle Länder gerade der zivilisirtesten Menschengruppen ausgedehnt.

Aber um hierzu zu gelangen, bedürfte es eines sittlichen Durchbruchs, dessen Anhub noch im Schooße der Zukunft ruht.

Inhalt.




Stanford University Libraries
3 6105 005 571 877